



Das Opfer Abrahams



Juli 1907.

Das verlorene Leben.

Von

Hermine Diemer.





Vierter Jahrgang. Juli 1907. 10. Heft.

Das verlorene Leben.

Von

Hermine Diemer.

Das war einmal vor langer, langer Zeit, da träumte auf grüner Wiese am murmelnden Quell eine junge Hirtin.

Sie war schön, denn auf ihrer Stirn lag ein starker, klarer Geist, und aus ihren sonnigen Augen strahlte es wie ein tiefes, sehnsüchtiges Erfassen und zugleich wie eine unendliche, segnende Liebe. Ihre Lippen aber waren wie die eines Kindes, doch wölbten sie sich, als ob sie Weisheit künden könnten; es lag über ihr der Schleier der Jugend und Unschuld, und alle ihre Fähigkeiten waren in das Unbewußtsein eingehüllt.

Ihre Augen schweiften zu den Wolken, und sie formte aus ihnen seltsame Gebilde: wilde Heere, gewaltige Tiere, kämpfende Helden, und ihr Blick haschte die zitternden Sonnenlichter, die zwischen den zerrissenen Himmelsbildungen hindurch auf die saftige Wiese fielen und es schien ihr, als ob das Himmelsgold, das da lag, etwas Greifbares sei, das man fassen könne, wenn man nur die richtige Hand dazu habe — und sie träumte von Wesen mit solchen Glückshänden.

Dann kam ein schmerzliches Verlangen über sie nach dem Unbekannten, eine heiße, ihr selbst unverständliche Sehnsucht nach etwas, das

kein menschlich Auge je geschaut und kein menschlich Ohr vernommen hat. Sie wußte wohl, daß draußen, weitab von ihrem stillen Bergtal Menschen lebten, die alles Wissens kundig und Antwort geben könnten auf all ihre Fragen — aber was hätte sie fragen sollen, wenn wirklich jemals solch ein Weiser sich in ihr Dörfchen verirrt hätte? Das wogte alles so unbestimmt in ihrer Seele durcheinander, formte sich in einem Augenblick und verging wieder wie droben am Himmel die Wolken; sie wußte nicht wie ihr geschah, daß ihr plötzlich heiße Tränen über die Wangen liefen, ihre Hände sich um die Blütenstengel krampften, die um sie her wuchsen, und sie vergehen wollte in einem nieempfundenen Weh.

Da war ihr, als würden ihre Augen gewaltsam geöffnet; sie schmerzten sie von blendendem Sonnenlicht, und der goldene Glanz ging aus von einer Gestalt, die vor ihr stand, — die war wie gewoben aus Sonnenschein, so daß man durch sie hindurch die Blumen und Bäume sehen konnte, — es war, als ob einer der leuchtenden Sonnenstrahlen, wie sie zwischen den dunklen Wolken hindurchfallen, Gestalt angenommen hätte; denn alles an ihr war warmer, belebender Sonnenschein.

Da dachte das Mädchen, das müsse das Wesen sein, das die Sonnenflimmer auf dem Wiesenboden einsammle, und wunderte sich gar nicht weiter darüber.

Da sprach das Sonnengebilde zu ihr, — es war nicht wie eine Menschenstimme, es waren keine Menschenworte, und doch verstand sie alles, was es sprach, wie sie das Rauschen des Windes und den Gesang der Vögel verstand.

Das Wesen aber sprach zu ihr: ‚Warum weinest du? Hast du Kummer?‘

Da antwortete die Hirtin: ‚Ich kenne den Kummer nicht — ich bin glücklich, und doch ist mir so weh, so weh, und ich weiß nicht warum.‘

‚Ich will es dir sagen,‘ rief die Lichtgestalt, ‚warum du zugleich glücklich und zugleich elend bist. Du hast die Sehnsucht! — Mit der Sehnsucht hast du mich hergezogen, daß ich zu dir kam; denn sie ist es, die Erde und Himmel verbindet, die alles in der Schöpfung bewegt, die Sehnsucht ist es, die mitten im Glück elend, mitten im Unglück selig macht — sie ist das beste Erbteil der Menschen: wohl dem, der die Sehnsucht hat!

Dein Geist ist erblüht unter den Tieren des Waldes, deine Seele unter den Blumen des Feldes, unbekannt und unbewußt bist du dir selbst, ungeschult und ungeübt dein Denken, aber du hast die Sehnsucht, die den Himmel heranzieht, darum kam ich, ihn dir zu bringen.‘ Da gab sie ihr ein goldenes Buch und eine Feder und sprach: ‚Sieh dies Buch! Wenn du es aufschlägst, wird dir kund alle Weisheit der Welt und du wirst lesen

können und schreiben und mit dieser goldenen Feder wirst du Werke schreiben, die die Erde erfüllen werden mit deinem Ruhm. Aber niemand darf von dieser Gabe etwas wissen — verbirg sie wohl: denn sobald ein Menschenauge sie erblickt, verschwindet sie wieder!‘

Da legte sie dem Mädchen das Buch und die Feder in den Schoß und löste sich auf, wie ein einzelner Sonnenstrahl sich auflöst im großen, allgemeinen Licht.

Die Hirtin aber saß wie erstarrt — blickte mit staunenden, geisterhaften Augen der Entschwundenen nach, und in ihrem Schoße leuchtete wie eine Feuerflamme das Buch und die Feder.

Sie wagte nicht, es zu berühren — ihr war, als müsse es ihr Leib und Seele versengen; da gewahrte sie in der Ferne die Gestalt eines Jünglings und mit zitternden Händen nahm sie die Wundergaben, trug sie zu einer nahen Felshöhle, wo sie sie in einer dunklen Spalte verbarg und mit Moos und Erde bedeckte. Als sie wieder herauskam, da stand ihr Geliebter vor ihr und vor dem Glück ihn zu sehen, verschwand das Erlebnis und sie hatte nur Augen für den schönen, blühenden Jüngling.

‚Clytia,‘ sprach er, ‚mein Vater hat alles bewilligt! Er übergibt mir Haus und Hof — in wenigen Wochen sind wir für immer vereint. Heute hast du zum letztenmal die Herden geführt; dein Bruder kommt dich ablösen, gehe du mit mir zu meinen Eltern nach Haus, damit wir alles zum Hochzeitsfest besprechen!‘

Da sank sie ihm selig an die Brust und mit verschlungenen Armen gingen sie heimwärts. Clytias Antlitz übergoß wonnige Glut und die suchende, strebende Sehnsucht war erloschen vor der siegreichen, beglückenden Wirklichkeit.

Wochenlang kam sie nicht mehr zu sich selbst vor Zurüstungen zur Vermählung. Das kleine Aussteuergut — schneeiges, selbergewobenes Linnen, weiße, schimmernde Wolle — wurde zu Gewändern, Tüchern und Decken verarbeitet, und als der Hochzeitstag vorüber war und sie still in dem blütenumrankten, schlichten Häuschen an der Seite des geliebten Mannes schaltete und waltete und des Nachts die Sterne auf ein glückseliges Menschenpaar niederleuchteten, das eng aneinander geschmiegt von des Tages Last und Mühen ausruhte, da vergaß das junge Weib, daß sie einmal geweint hatte voll Sehnsucht nach dem Unfaßbaren, Unerreichbaren. Sie genügte sich in ihrer Liebe und das wunderbare Buch ruhte ungestört und unbegehrt in seiner Felsenspalte.

Und ihre Liebe ward ruhiger, ernster. Es kamen schwere Zeiten harter Arbeit. Kinder entsproßten ihrem Bund — sie brauchten Pflege, Nahrung und Kleidung. Da schritt Clytia am Pflug mit ihrem Gatten,

die Erde zu ackern aus der ihr Brot wachsen sollte — sie stand am Backtrog und knetete das selber gemahlene Mehl zu Brot; sie saß am Spinnrad und spann, am Webstuhl und webte und ihre fleißigen Hände ruhten und rasteten nicht, bis alle im Haus Nahrung und Gewand hatten.

Wenn sie dann des Abends müde vor der Hütte saß und den letzten erlöschenden Schein der sinkenden Sonne mit weltentrücktem Blick verfolgte, dann hob die große, überirdische Sehnsucht wieder das Haupt, und wie Clytia hinaufschaute zu dem dämmernden Himmel, wo der Abendstern aufstieg, da trug sie die Sehnsucht still hinauf zu ihm in die Höhe.

Und ein Verlangen überkam sie, ein zehrendes, unstillbares Verlangen nach den Sonnengaben auf der Weide, nach ruhigem, ungehemmtem seelischem Genießen, nach einem Geistesfrieden in unbekannten, reinern Höhen.

Aber drinn in der Hütte schrien die Kleinen und der Mann rief um das Abendbrot, — die schweifende Seele kehrte zurück zu ihrer Pflicht. Sie bereitete das Nachtmahl, legte die Kinder zu Bett und trug mit wankendem Fuß und schmerzenden Augen das Kleinste die halbe Nacht auf dem Arm, bis es endlich ruhig schlief.

Dann lag sie lange und die Sehnsucht hielt sie wach und sprach zu ihr von dem verborgenen Schatz und der höchsten Weisheit, von Ruhm und Ehre, und sie war nun fest entschlossen, gleich morgen in der Frühe hinauszugehen und die Gabe der Fee zu holen.

Aber ehe noch der Tag graute, stand schon der Mann fertig gerüstet vor ihr: ‚Weib, mach' rasch! Wir müssen heute noch das Korn schneiden, es leidet keinen Aufschub.‘ Und sie ging gehorsam mit und schnitt das Korn, und als es geschnitten war, mußte es gedroschen werden, und als es gedroschen war und sie es zur Mühle brachten, da war es Winter. Nun mußte Flachs und Wolle gesponnen und das Leinen gewebt werden und die Arbeit drängte sich Tag für Tag und Stunde für Stunde.

Als die Kinder groß waren und die Eltern auf ihre Hilfe hofften, da wollten sie etwas anderes werden und zogen hinaus in die Welt und ließen die alten Leute allein in dem stillen, fernen Tal. — Sie hatten die Sehnsucht geerbt von der Mutter, aber nicht die himmelstrebende, selbstlose Sehnsucht — ihr Verlangen führte sie auf irdischen Pfaden hinaus auf der Suche nach Geld und Gut.

Und endlich war aus der schönen, kraftvollen Frau eine gebrechliche Greisin geworden, aufgebraucht von der täglichen Arbeit, unfähig zu jedem Schaffen.

Das Haus und den Hof hatte der eine Sohn übernommen, nachdem er zurückgekehrt war, weil er in der Welt draußen nicht fand, was er suchte.

Längst war in der alten Frau die Sehnsucht erstorben; ihre Seele hatte in der Drangsal des Lebens die Schwungkraft eingebüßt. Sie dachte nicht mehr an die göttliche Gestalt und an die wunderbare Gabe.

Da war einmal ein Gewitter gewesen und sie saß vor ihrer Hütte und sah, wie aus zerrissenen Wetterwolken große, leuchtende Sonnenstrahlen wie breite, schräge Tücher sich vom Himmel zur Erde spannten. Da stand auf einmal die himmlische Erscheinung vor ihrer Seele; ein heißes Verlangen überkam sie nach der Gabe, die ungenützt ein halbes Jahrhundert in der Felsenhöhle ruhte.

Da machte sie sich auf und wollte keinen Augenblick mehr verlieren, das Geschenk der Fee zu holen.

Sie ging langsam und mühevoll, denn ihre Füße schmerzten. Wie weit erschien ihr jetzt der Weg, den sie, seliger Hoffnung voll, damals mit dem Geliebten gegangen!

Wo früher Weide war, war jetzt Ackerfeld — versiegt war die murmelnde Quelle, — eingeteilt in regelrechte Vierecke war der Boden und wie finster drohende Schatten standen hohe Baumriesen zwischen den nutzbar gemachten Feldern.

Nur die Felswand war noch die gleiche, aber die Höhle war mit Gestrüpp und wildem Gerank überwachsen.

Mit Mühe drang sie hinein und tappte sich in der Dunkelheit bis zu der Felsspalte, in die sie den kostbaren Schatz gelegt hatte. Sie fand das Buch und die Feder unversehrt, und wie sie damit hinaustrat, da leuchtete es wie eitel Sonnengold und überstrahlte die ganze Gegend, daß es der Greisin schien, als sei alles wieder wie damals.

Da kam es über sie wie frische Jugendkraft, sie drückte die Himmelsgeschenke mit neugestärktem Arm an ihre Brust, und als sie an die Stelle kam, wo ihr die Fee erschienen war, da faßte sie die Sehnsucht so mächtig wie einst, daß sie niedersank ins Gras und nicht warten wollte, bis sie zu Hause war. Gleich an der Stelle, wo sie die Gabe erhielt, wollte sie die Weisheit in sich aufnehmen.

Aber wie sie so da saß, da sah sie, daß sie ihre Kraft überschätzt hatte. Nur die Sehnsucht war es gewesen, die neu belebte, die sie so stark erscheinen ließ.

Als sie jetzt das Buch aufschlug, da sanken ihre Hände kraftlos nieder und konnten es nicht halten, und vor den trüben, von Nachtwachen und Arbeit erblindeten Augen verschwammen die Zeichen der Schrift — sie konnte sie nicht mehr erkennen.

Da begriff sie, daß es zu spät war, und ihre alten Augen begannen ein bitteres, schmerzendes Weinen, ein Weinen um die verlorene Jugend, um ein ganzes verlorenes Leben.

Und über der Gegend hing der Goldschimmer der scheidenden Sonne — das Ährenfeld bog sich unter der Last, der Wind rauschte, und die Vögel sangen in den Zweigen; die höchste Schönheit lag auf der Natur — und die Sehnsucht stand neben der Weinenden und sagte: ‚Verloren hast du dein Leben, weil du mir nicht gefolgt bist; zu dem Höchsten wollte ich dich führen, Weisheit, Schönheit und Poesie konntest du in dich aufnehmen und Glanz und Ruhm erwerben — du aber hast Erde gefressen gleich der Schlange und deine Hände beschmutzt mit Knechtesarbeit.‘

Da konnte es die arme Frau nicht länger ertragen. Ihr brach das Herz — mit einem tiefen Seufzer sank ihr Haupt zurück und wie Silberschnee glänzte das dichte, weiße Haar in dem grünen, hohen Wiesengras.

Siehe, da stand neben ihr wieder die göttliche Sonnengestalt; die nahm ihr das Buch aus der toten Hand, und wie sie sie berührte, da umfloß sie die leuchtende Sonnenklarheit und sie sah inmitten des unendlichen Lichtquells die Majestät Gottes, umringt von den Scharen seliger Geister. Es flutete um ihn her die Weisheit und die Schönheit, und sie sah, daß das Sonnenwesen, das ihr das Buch gegeben, nichts war als ein Teil der göttlichen Glorie.

Sie hörte ein wunderbares Klingen und Tönen, als ob in ihm alle Disharmonien des Weltalls aufgelöst seien.

Die Sehnsucht führte sie näher zu Gottes Thron — da sah sie eine Menge Leute stehen, die nicht in die Nähe des Allerhöchsten kamen; sie alle hielten goldene Bücher in den Händen wie das ihre und hatten wichtige und bedeutende Mienen und es schien, als täten sie sich viel zugut auf ihre Weisheit und Kunst.

Die arme Frau erschauerte in Demut und dachte, sie würde doch sicher von Gott verstoßen, wenn diese Geistesgrößen nicht zu ihm durften. Und die Sonnengestalt ging ihr zur Seite und trug das Buch, das sie ihr abgenommen.

Nun legte sie es nieder vor Gottes Thron, und Clytia hörte den Allmächtigen fragen, was damit sei?

‚Sie hat es nicht benützt,‘ erklärte der Cherub des Lichts.

Die arme Seele erschrak, denn sie erkannte, daß sie Gottes Geschenk nicht gewürdigt hatte und nun seiner Gnade verlustig ging.

Da sank sie vor ihm nieder und rief: ‚Gnade, Vater — Gnade, du weißt es, ich konnte nicht anders!‘

Und wie sie so dalag, die hilflose Greisengestalt in ihrer armseligen Erdenschwachheit, da ging ein feuriges Zittern durch die Sonnenglorie der Gottheit, und in dem glühenden Schein versank das letzte Irdische an ihr, und sie fühlte sich vom selben Stoff wie die Himmlischen um sie her.

Da frug sie demütig: ‚Wie kommt es, daß ich hier bleiben darf in der Nähe der Gottheit, ich, deren Leben ein verlorenes war, während alle die großen Geister fern stehen müssen?‘

Gott aber antwortete und an jedem seiner Worte erstarkte die arme Seele:

‚Sie alle haben die Gabe benützt, die du verschmäht hast, aber sie haben es getan zu ihrer eigenen Ehre — sie haben Gutes gewirkt, aber ihnen fehlte die Selbstentäußerung; darum können sie nicht sofort zu mir kommen — sie müssen erst die Erdenschlacken ablegen.

Du aber, du arme Seele, hast mein Geschenk verschmäht, was dir Ehre und Ruhm gebracht hätte, aus Selbstlosigkeit — an dir haftet keine Erdenschwere mehr.‘

Gott aber öffnete das goldene Buch und sprach: ‚Lies!‘

Da sah ihr neuverjüngtes Auge auf der einen Seite in lebensgroßen Bildern ihr ganzes Leben vorüberziehen, alles, was ihr bis jetzt so armselig, so jammervoll und klein erschienen war: ihr glückliches Lieben, ihr freudevolles Entsagen, ihr selbstloses Opfern. Auf der andern Seite aber sah sie ein glänzendes Leben in der Sphäre des Geistes, eine ruhmvolle, selbstbefriedigte, aber vielfach verschlungene Laufbahn.

‚Und was ist das Ende?‘ frug sie, und sie sah, daß auch dieses Leben nach vielen Irrungen auf rauher Bahn nur bis an die Pforte der Ewigkeit führte.

Und nun sah sie, daß die höchste Erkenntnis der Weisheit nichts anderes war, als was sie durch ihr armes Leben sich errungen hatte:

Arbeit, Demut, Selbstlosigkeit und Liebe.

Sie hatte die Lehren, die sie dort geistig in erhabener Form in sich aufnehmen sollte, in Einfalt geübt, und sie hatten sie schneller und sicherer zu Gott geführt. Und nun erschien ihr ihr Leben so schön, so reich, so voll Poesie!

Der Herr aber befahl, die Bilder ihrer Erdenlaufbahn aufzubewahren als Vorbild für die ringende, gequälte Menschheit.

— — — — — — — — — — —

Unten aber an der Stelle, wo sie entschlafen war, hatten Vater und Sohn den Leichnam gefunden.

‚Sie hat gewiß die Stätte noch einmal sehen wollen, wo wir uns zuerst unsere Liebe gestanden,‘ sprach der Greis. ‚Wie schön sie aussieht, wie glücklich! Welche Seligkeit mag ihr in der Ewigkeit zuteil werden, ihr, deren Leben ein so reich gesegnetes war!‘



Die Entwicklungstheorie und der Mensch.

Von

Johannes Bumüller.

Noch sind es wenige Jahrzehnte, daß der große englische Naturforscher Darwin, dessen Name für immer einen der hervorragendsten Ehrenplätze in den Annalen der Naturwissenschaft einnehmen wird, das Problem der Entwicklung der organischen Welt neu aufrollte und seinen Anschauungen bleibende Aufmerksamkeit zu sichern wußte.

Die Grundsätze, welche Darwin mit wissenschaftlicher Ruhe, wenn auch keineswegs in fehlerfreier Weise verfocht, fanden innerhalb des fachwissenschaftlichen Gebietes begeisterte Anhänger. Sie erwarben sich aber auch, und zwar nicht zuletzt in Deutschland, Verteidiger, welche durch die Art ihres Vorgehens eine ruhige Entwicklung der Deszendenzfrage hintanhielten. Ich meine damit jene Kreise, welche die neue naturwissenschaftliche Theorie mit ihrer eigenen antichristlichen und antireligiösen Weltanschauung zu einer Waffe zusammenschmiedeten, mit der sie gegen die christliche Weltanschauung ihrer Zeitgenossen mit einem Eifer, ja manchmal mit einem Fanatismus zu Felde zogen, der eher einem zum heiligen Kriege aufgerufenen Muselmanne, denn einem objektiven Vertreter der Erfahrungswissenschaften zum Ruhme gereicht hätte. Die Angegriffenen reagierten, und zwar ziemlich kräftig. Vielfach weniger bewandert auf dem naturwissenschaftlichen Gebiete griff man zur ungleichartigen Waffe philosophischer Erörterungen oder suchte die Angriffe durch kräftige, auch dem Laien leicht verständliche Ausdrucksweise, durch ätzenden Spott oder auch durch recht billige Witze zu parieren.

Bücher, welche von dieser, den Ausdruck ‚populär' herabwürdigenden Kampfesweise Zeugnis ablegen, gibt es leider auch heute noch und zwar vorwiegend auf darwinistischer Seite. Ich erinnere nur an die Werke Häckels, die, ganz zu schweigen von ihrer naturphilosophischen Seichtheit, teilweise vom Gifte einer geradezu fanatischen Tendenz durchtränkt sind.

Diese beklagenswerten Erscheinungen, die man übrigens nicht aufs Konto der Naturwissenschaften setzen darf, haben vor allem die Folge, daß sie einer ruhigen Klärung der Entwicklungsfrage selbst in fachmännischen Kreisen — denn auch so weit schlagen diese Sturmwellen — hindernd entgegenstehen. Haben sie doch die naturwissenschaftliche Frage auf das religiöse und philosophische Gebiet hinübergespielt und dies alles so glücklich durch-

einander gemengt, daß der auf christlichem Boden Stehende jede, auch die objektivste Darlegung der Entwicklungsfrage, falls letztere nicht gründlich prozessiert und stranguliert wird, mit dem größten, oft von vornherein ablehnenden Mißtrauen aufnimmt. Andererseits bezeichnet der Gegner den vorsichtig zurückhaltenden Mann der Wissenschaft alsbald als wenig voraussetzungslos, wenn er nicht dem unter aufdringlich tönenden Siegesfanfaren vorgetragenen Banner Häckelscher Geschichtsbaumeisterei mit der großen Herde in Reih und Glied, Schritt auf Schritt, nachmarschieren will.

Es ist ja auch klar, daß eine so einschneidende Frage, wie jene, ob wir von jeher eine geschlossene Kaste im Reiche der Organismen darstellen oder ob die Wurzeln unseres Geschlechtes tief in den Boden des Tierreiches eindringen, eine gewisse Erregung in der gebildeten wie der ungebildeten Welt hervorrufen, daß diese Erregung selbst in der wissenschaftlichen Literatur nachzittern und die rein objektive Stellungnahme erschweren muß. Einfacher ist nach dieser Seite hin die Behandlung der Entwicklungsfrage mit Ausschluß des Menschen. Dieses Problem ist auch schon viel weiter gefördert.

Daß in der Tierwelt eine Entwicklung von Art zu Art stattgefunden hat und, wie Wasmann u. a. nachgewiesen, heutzutage noch stattfindet, ist sicher. Wer den Entwicklungsgedanken in Bausch und Bogen verwerfen wollte, der steht nach meiner unmaßgeblichen Ansicht nicht mehr ganz auf dem Boden der Wissenschaft. Wie weit aber die Entwicklung in der Tierwelt geht, das können wir bis jetzt noch nicht im entferntesten festsetzen, und auch die sog. logischen Postulate dieser Theorie, welche die allbeliebten Lückenbüßer abgeben müssen, so oft uns die Erfahrung im Stiche läßt, können an dieser Tatsache nichts ändern. Wir wissen einfach nicht, ob die organische Welt monophyletischen Ursprungs ist, d. h. ob alle Tiere von einer einzigen zelligen Grundform abstammen, oder ob größere Unterabteilungen verschiedenartigen Grundformen entsprossen sind. Letzteres ist auch dann möglich und ich möchte eher sagen wahrscheinlicher, wenn wir die Urzeugung annehmen, d. h. die Entstehung der Ur-Organismen auf Grund chemischer und physikalischer Gesetze, die unter günstigen Bedingungen früherer Verhältnisse zur Auslösung gekommen wären.

Genannte Unkenntnis über die Ausdehnung der Entwicklung wird mir jeder zugeben, der sich in der Paläontologie, der Lehre von den versteinerten Tieren und Pflanzen, auch nur einigermaßen eingehend auskennt und wer in den Erfahrungswissenschaften überhaupt bewandert ist, wird nicht leugnen, daß hier mit allgemeinen Schlußfolgerungen, welche fehlende Tatsachen ergänzen sollen, außerordentlich wenig gedient ist, daß vielmehr die Natur, wie uns eine immer tiefer gehende Beobachtung lehrt, gewöhnlich viel kompliziertere und anscheinend verworrenere Wege geht, als wir infolge einer scheinbar großzügigen, in Wirklichkeit aber vielfach oberflächlichen Überlegung unseres schaffenden Geistes anzunehmen geneigt sind. Ich erinnere nur an unsere unvermutet in Fluß geratene Anschauung über die Konstitution der Materie.

Treten wir vollends im organischen System über die Schwelle, die zum Geheimnis der Menschheit führt, so wird die Sachlage eine außerordentlich komplizierte. Einerseits kommt die rein körperliche Seite des Menschen in Betracht. Über diese ist vom empirischen Standpunkt aus, soweit eine gewisse Voraussetzungslosigkeit eingehalten wird, noch am leichtesten zu verhandeln. Ebenso wichtig ist aber auch das psychologische Problem, das leider noch mehr oder weniger in den Kinderschuhen steckt. Dann kommt das religiöse Problem herein, nicht bloß für den Christen, für den andern Teil, wie es scheint, oft in noch höherem Maße.

Das psychologische Problem will ich hier nicht behandeln, aus dem einfachen Grunde, weil ich hierin weniger Fachmann bin. Ich lasse mich hier auch nicht weiter auf das religiöse Problem ein. Nur die eine Bemerkung sei mir aufklärungshalber gestattet, daß die hl. Schrift über die Entstehung des Menschen gar nichts weiteres sagt, als daß der menschliche Leib aus irdischen Stoffen, aus der allgemeinen Materie besteht, während die Seele von Gott stammt.

Wie aber der menschliche Leib zustande kam, verschweigt uns die hl. Schrift vollständig und es steht hiermit auch vom religiösen Standpunkt aus der Naturwissenschaft selbstverständlich ganz und gar frei, hierfür eine naturwissenschaftliche Erklärung zu suchen. Was die Bibel über die Erschaffung Evas berichtet, ist die Erzählung eines Traumbildes des schlafenden Adam, welches im Bilde ausdrücken soll, daß der Mensch die Tiere, unter denen er vergebens nach Seinesgleichen suchte, überragt und daß die Frau gleichsam ein Stück von seinem Wesen, d. h. ihm gleichwertig ist.

Ich rede also hier nur über die anatomische Seite der Frage, über die Entwicklung des menschlichen Körpers, indem ich alles andere zukommenden Fachleuten überlasse.

Für uns lautet somit die Fragestellung: **Ist auf empirisch-naturwissenschaftlichem resp. auf anatomischem und physiologischem Wege die Abstammung des Menschen vom Affen oder von irgend einem Tiere als sicher, als wahrscheinlich, oder als falsch zur Zeit nachzuweisen?**

In erster Linie ist die Frage auf historischem Wege zu prüfen; aber auch die Analogie-Schlüsse, die dem Gebiete der vergleichenden Anatomie und Physiologie entnommen sind, dürfen nicht ganz übergangen werden. Da jedoch auch die historische Frage nur auf Grund anatomischer Vergleichung gelöst werden kann, so müssen wir zunächst die vergleichende Anatomie etwas zu Wort kommen lassen.

Die Kluft, welche sich zwischen dem *rezenten* Menschen und den *lebenden* Affen auftut, hat ihren tieferen Grund in der verschiedenartigen *Gehirnentwicklung*. Der Mensch ist ein ‚Gehirntier‘, der Affe ein ‚Rückenmarkstier‘. Gehirn und Rückenmark, die ein zusammengehöriges Ganzes bilden, sind das nervöse Zentralorgan des Organismus, von welchem Be-

wegung und Leben abhängig sind. Das Gehirn ist einfach eine Anschwellung des zentralen Nervenstranges in seiner vorderen Partie. Da die höchsten Funktionen, beim Menschen auch die rein geistigen, an diesen vorderen Teil des Zentralnervensystems gebunden sind, während im Rückenmark und in dem noch in der Schädelkapsel liegenden verlängerten Mark der Sitz der mehr unwillkürlichen, reflektorischen Bewegungen zu suchen ist, so wird ein lebendes Wesen eine um so höhere, sagen wir geistige Stufe einnehmen, eine je stärkere Entwicklung der Sitz der höheren Tätigkeiten, eben das Gehirn, im Verhältnis zum Rückenmark erreicht hat. Daher ist bei niedrigeren Wirbeltieren das Gehirn teils gar nicht, teils nicht viel stärker als das Rückenmark entwickelt. Beim Schellfisch z. B. ist das Gewicht des Gehirns gleich dem des Rückenmarks, beim Frosch, bei der Henne, dem Rind, dem Pferd ist das Gehirn nur 2—2½mal, beim Hund fünfmal, beim Gorilla 17—20mal schwerer als das Rückenmark. Weit niedrigere Zahlen treffen wir bei gewissen ausgestorbenen Reptilien, den gewaltigen, sonderbar gestalteten Dinosauriern. Diese besitzen trotz ihrer kolossalen Körperformen ein auffallend kleines Gehirn. Dagegen erweitert sich das Rückenmark innerhalb der mehr oder minder verwachsenen Wirbel des Kreuzbeines zu einer Dimension, welche jene des Gehirns dem Kubikgehalt nach um das Zwei- bis Dreifache, ja das Zehnfache übertreffen kann. Beim Menschen dagegen ist das Gehirn fünfzigmal schwerer als das Rückenmark, d. h. jenes Organ, das die bewußte Denktätigkeit als Maschine benützt, ist dem Rückenmark, dem Organ der unbewußten, instinktiven Tätigkeit gegenüber unendlich kräftiger entwickelt, als dies beim Tiere und auch bei den menschenähnlichen Affen der Fall ist.

Durch diese, man möchte fast sagen, übermäßige Gehirnbildung wird dann auch das typisch Menschliche des Antlitzes und der aufrechte Gang bedingt. Beim Schädel des Affen fällt vor allem das starke Vorragen der mächtigen, tierischen Schnauze auf, die sich sozusagen auf Kosten des Gehirnteils des Schädels entwickelt, dessen Kontur von der Nasenwurzel bis zum Nacken verläuft. Das Tier bedarf eben vorzüglich der vegetativen Organe des Schädels, der Sinnesorgane und vor allem der Freßwerkzeuge, während das in der Schädelkapsel eingeschlossene, höheren Funktionen dienende Gehirn als weniger in Anspruch genommenes Organ schwächer entwickelt ist. Der Mensch dagegen, dessen Spezifikum die geistige Arbeit ist, braucht auch ein entsprechendes Denkorgan, und deshalb ist dessen Hülle, die Schädelkapsel, nämlich die Stirn und der behaarte Teil des Kopfes, dem Tiere gegenüber hoch gewölbt und breit ausgedehnt. Demgegenüber springt der Gesichtsteil nicht mehr scharf und schnauzenartig vor, die vegetativen Organe kommen sozusagen unter die Herrschaft des dominierenden Gehirnteils, ziehen sich zurück und fallen flach resp. senkrecht ab. Die Augen liegen nicht mehr in großen und tiefen, von gewaltigen, knöchernen Bogen überdachten Höhlen, die Mundwerkzeuge springen nicht mehr aufdringlich vor, um gleichsam zu zeigen, daß in ihnen das Alpha und Omega des tierischen Lebensinhaltes liege, vielmehr

zieht sich die Mundspalte soweit zurück, daß sie fast senkrecht unter die Augenlinie zu liegen kommt. Dadurch wird die beim Affen die Flucht des Gesichtes markierende Nase frei vorspringend und die Muskulatur der Wangen, die dem Mienenspiele und der Sprache dient, umrahmt das Gesicht in schöner, sanftgewölbter Fülle.

Am Skelett des Kopfes erscheint infolgedessen beim Menschen das Gesicht als Anhängsel der großen Schädelkapsel, beim Affen umgekehrt die kleine Schädelkapsel als Anhängsel des gewaltigen vegetativen Gesichtsteiles.

Mit der mächtigen Gehirnentwicklung des Menschen hängt auch der aufrechte Gang desselben zusammen. Zunächst ist der aufrechte oder vierfüßige Gang abhängig von der Richtung der Wirbelsäule, die beim Menschen senkrecht, beim Tier horizontal verläuft. Diese Richtung hängt aber von der Lage der Mündungsstelle des Rückgrats in die Gehirnhöhle ab. Es ist dies eine runde Öffnung im Schädel, das sog. Hinterhauptsloch. Liegt diese Eingangspforte zum Gehirnraum wie beim Menschen an der Unterfläche des Schädels (im Innern des Halses vor den Nackenmuskeln), so muß auch die Wirbelsäule von unten her an den Schädel kommen, d. h. ihre Richtung ist vertikal und die Körperstellung und der Gang damit aufrecht. Liegt dagegen das Hinterhauptsloch hinten am Schädel, den Augen gegenüber, so muß auch die Wirbelsäule von hinten her an den Schädel herankommen, d. h. ihre Richtung und damit die Stellung des Rumpfes ist horizontal und der Gang damit vierfüßig. Dies sind die Verhältnisse beim vierfüßigen Tier.

Woher kommt es nun, daß beim Menschen das Hinterhauptsloch unten, beim Tiere hinten liegt? Diese Erscheinung ist eben durch die Gehirnentwicklung bedingt. Das tierische Gehirn verläuft in gerader Linie vom oberen Rande der Augenbrauenbogen ab nach hinten, wo sich dann das Rückenmark ansetzt. Das menschliche Gehirn wölbt sich jedoch so stark auf und ist so bedeutend größer, daß es in der gerade verlaufenden tierischen Schädelkapsel keinen Platz mehr fände. Da nun die Basis der Schädelkapsel (das Keilbein) in jugendlichem Zustande aus zwei, durch eine bewegliche, scharnierartige Naht verbundenen Knochen besteht, so biegt sich die Schädelbasis infolge des Druckes des mächtig gewölbten Gehirns nach unten ab. Damit zieht sie aber das ganze hintere Knochengewölbe des Schädels nach unten, auch das in jene Partie eingeschaltete Hinterhauptsloch. So wandert also das Hinterhauptsloch infolge der typisch menschlichen Gehirnentwicklung nach unten, und eben durch diese wird indirekt der aufrechte Gang des Menschen erzeugt.

Auf diese anatomische Grundlage gestützt können wir nun an die historische Prüfung unserer Frage herantreten.

Es handelt sich einerseits um den Fund eines Affen, andererseits um eine zusammengehörige Gruppe menschlicher Funde aus der Eiszeit.

Im Jahre 1891 fand der niederländische Militärarzt Dubois auf der Insel Java einige Skelettreste, die er alsbald als Überbleibsel des längst gesuchten Übergangsgliedes zwischen Mensch und Affe in Anspruch nahm. Heute

hat man zwar auch auf darwinistischer Seite wohl allgemein die Ansicht aufgegeben, daß Pithecanthropus erectus — so benannte Dubois jenen Affen — ein direkter Vorfahre des Menschen sei, allein dadurch hat der Fund an Wichtigkeit nicht allzu viel eingebüßt. Wenn auch Pithecanthropus erectus vielleicht schon aus Gründen seines jungen geologischen Alters kein Vorfahre des Menschen sein kann, so wäre doch die Feststellung, daß er als anatomisches Mittelglied zwischen Mensch und Affe aufgefaßt werden könne, nicht ohne weitgehende Bedeutung. Wäre doch damit eine empirische Grundlage für die Möglichkeit gegeben, daß auch etwas ältere Verwandte dieses Affen gelebt haben, die nicht nur theoretisch als anatomische Mittelglieder, sondern auch als genetische Bindeglieder, d. h. als Vorfahren des Menschen erklärt werden könnten.

Dubois fand das Schädeldach (Schädel ohne Basis und Gesichtsteil), zwei Zähne und einen Oberschenkelknochen.

Der Rauminhalt des Schädels kann nicht mehr exakt gemessen, wohl aber annähernd berechnet werden. Hierbei ergibt sich ein Inhalt von zirka 800 ccm. Wir können zunächst die absolute Gehirngröße mit jener des Menschen und der Affen von annähernd menschlicher Größe vergleichen. Der Mittelwert bei der europäischen Bevölkerung schwankt zwischen rund 1300 bis 1500 ccm, der Mittelwert bei männlichen Gorillas ist rund 500 ccm. Daher sind die 800 ccm des Pithecanthropus erectus dem Mittelwert des Gorillas bedeutend näher als jenem des Menschen. Er würde sonach in der auf- und absteigenden Kurvenlinie der äffischen Entwicklung nur einen vereinzelt hoch ansteigenden Wellenberg vorstellen, der unsere Kenntnisse von der Ausdehnungsfähigkeit des Affentypus nur nach der systematischen, nicht nach der genetischen Seite hin erweitert. Doch wäre diese Betrachtungsweise zu oberflächlich. Zunächst haben wir es beim Pithecanthropus-Schädel nicht mit einem Mittelwert, sondern nur mit einem einzigen Individuum zu tun, das wohl kaum gerade den größten Rauminhalt der betreffenden Spezies aufweisen wird. Bei 16 männlichen Gorillas übersteigt das Maximum der Gehirngröße das Mittel um rund 100 ccm (605 ccm), wir müssen also mit der Möglichkeit rechnen, daß auch Pithecanthropus sich 900 ccm annähern konnte. Ebenso dürfen wir die Minimalgrenze des menschlichen Schädelraums nicht außer Acht lassen. Dieselbe geht bei den allerdings zwerghaften Weddas bis auf 960 ccm, bei moderner altbayerischer Landbevölkerung auf 1260 (männlich) resp. auf 1100 ccm (weiblich) herab. Nun haben wir ein ganz anderes Bild.

Menschliche Minima	1260
	1100
	960
Pithecanthropus Maximum gegen	900
Gorilla Maximum	605

Die Kluft liegt hier zwischen Mensch und Pithecanthropus einerseits und zwischen Gorilla andererseits. Diese Zusammenstellung erscheint allerdings

einseitig, da die Minima und Maxima einander gegenübergestellt sind, allein wenn wir etwaigen Abstammungsverhältnissen nachspüren wollen, dürfen wir es nicht unterlassen, das höchst entwickelte Affengehirn dem am kleinsten entwickelten Menschengehirn gegenüberzustellen, denn nur in dieser Umgebung könnte der genetische Verknüpfungspunkt gesucht werden. Daß sich Pithecanthropus im Schädelinhalt bei der allerdings etwas einseitigen Berücksichtigung der Maximal- und Minimalgrenzen dem Menschen mehr annähert als dem lebenden Anthropoiden, ist somit nicht zu bestreiten.

Allein das rohe Maß des Schädelinhalts kann allein nicht maßgebend sein.

Wir haben schon oben gehört, daß in erster Linie das Verhältnis des Gehirns, des Sitzes der selbständigen und höheren Nervenfunktionen, zum Rückenmark, dem Sitze der Reflexbewegungen, der „instinktiven" Tätigkeiten, in Betracht zu ziehen ist. Nun können wir aber das Gehirn- und Rückenmarksgewicht bei Pithecanthropus selbstverständlich nicht mehr bestimmen. Dafür hat Prof. Ranke als Ersatz das Verhältnis des Rauminhalts der Schädelhöhle und der Rückgratshöhlung gemessen. Das Resultat ergibt sich aus folgender Tabelle, in welcher der Rauminhalt der Rückgratshöhle in Prozenten des Schädelraums ausgedrückt ist. (Je kleiner also die angegebene Prozentzahl, desto größer ist das Gehirn; steigt die Prozentzahl über 100, so ist die Rückenmarkshöhle größer als der Schädelraum.)

Neugeborener (Europäer)	2,7 %	des Schädelinhalts
Yaunde (Nigritier)	7,30 %	
7jähr. Kind (Europäer)	7,42 %	
Pare (Nigritier)	7,56 %	
Usambara (Nigritier)	7,90 %	
Papua (Zwergrasse)	8,01 %	
Europäer männlich	8,24 %	
" "	8,58 %	
" weiblich	9,21 %	
Orang Utan männlich	18,46 %	
" " "	19 %	
" " weiblich	21,72 %	
" " "	22,67 %	
Schaf	77,32 %	
Wolf	80 %	
Hirsch	97,27 %	
Ziege	97,50 %	
Pferd	112,09 %	
Kuh	146,72 %	
Krokodil	720 %	

Hieraus ergibt sich, daß die relative Größe des Rückenmarkes beim Orang Utan das Zwei- bis Dreifache wie beim Menschen beträgt und daß die Rückenmarkshöhlung immer mehr zunimmt, je mehr sich das Tier in der systematischen Zoologie vom Menschen entfernt. Übrigens möchte ich gleich hier darauf hinweisen, daß genanntes Verhältnis nicht zu schablonenhaft für die ‚geistige' Höherstellung verwendet werden darf. Wir werden aus den Prozentzahlen bei Schaf und Pferd z. B. nicht folgern, daß das Schaf wesentlich gescheiter sei als das Pferd. Es kommt hier auch auf die relativ massige Entwicklung der Extremitäten an. Je größer diese ist, desto stärker sind auch deren Nervenstämme und diese bedingen wieder ein um so größeres Reflexzentrum im Rückenmark. Darauf ist z. B. die so auffallend starke Anschwellung des Rückenmarks bei oben genannten Dinosauriern zurückzuführen.

Wie verhält sich nun Pithecanthropus erectus? Der Schädelinhalt wird, wie schon bemerkt, auf zirka 800 ccm berechnet. Der Inhalt der Rückgratshöhle kann, da letztere fehlt, nicht gemessen werden. Da jedoch die Größe des Pithecanthropus eine annähernd menschliche war und speziell der erhaltene Oberschenkelknochen menschliche Größenverhältnisse aufweist, so dürfen wohl auch für die Rückgratshöhle annähernd menschliche Verhältnisse angenommen werden. Dabei muß aber auch berücksichtigt werden, daß wir es bei Pithecanthropus sicher mit einem Affen zu tun haben und daß bei diesen die Füße auf Kosten der Arme eine relative Verkürzung erfahren haben. Wenigstens bei den menschenähnlichen Affen ist das Rückgrat etwas länger als beim Menschen. Sonst wäre es ja nicht möglich, daß der Kubikinhalt der Rückenmarkshöhle beim Orang 93 erreicht und beim Menschen auf 95 herabsinkt trotz des kolossalen Unterschiedes in der Gehirngröße.

Daraus geht hervor, daß wir eine zuverlässige Berechnung nicht anstellen können und daß jedenfalls die größere Wahrscheinlichkeit für eine bedeutendere Rückenmarksentwicklung spricht. Legen wir nun menschliche Verhältnisse — und allzu groß dürfte die Abweichung nicht sein — für die Rückgratshöhle des Pithecanthropus zugrunde, so schwankt deren Größe nach Rankes Messungen am Menschen rund zwischen 95—130 ccm und das Rückenmark wäre 11,9—16,25 % des Gehirns. Die erste Zahl würde sich der menschlichen mehr annähern als der äffischen (menschl. Maximum 9,21, äffisches Minimum 18,46), die letztere Zahl dagegen würde sich enge an den Affen anschließen. Die größere Zahl kommt aber nach Obigem der Wirklichkeit wahrscheinlich näher. Und nicht nur das. Da Pithecanthropus sicher ein Affe ist, geht die Größe des Rückenmarks mit großer Wahrscheinlichkeit noch über das menschliche Maximum hinaus. Da aber schon 16,25 und 18,46 keinen großen Unterschied mehr bedeuten, so würde sich in diesem angenommenen und sehr wahrscheinlichen Falle Pithecanthropus in dem Verhältnis des Gehirns zum Rückenmark dem lebenden Affen direkt anschließen und in gar keiner Weise eine Übergangsform darstellen.

Man wird vielleicht fragen, was solche unsichere Berechnungen überhaupt für einen Wert haben. Sie haben die große Bedeutung, uns klipp und klar zu zeigen, daß wir rücksichtlich des Pithecanthropus erectus in der entscheidenden Hauptsache absolut keinen sicheren Boden unter uns haben und daß aus den berechneten Zahlen keineswegs sicher hervorgeht, ob im Verhältnis des Gehirns zum Rückenmark Pithecanthropus sich mehr dem menschlichen oder dem äffischen Verhalten anschließt. Das letztere ist wahrscheinlicher.

Nun zum Verhältnis vom Gehirn- zum Gesichtsschädel. Der Gehirnschädel ist voller und menschenähnlicher entwickelt als z. B. der des Gorilla, indem er der deformierenden Knochenleisten entbehrt. Daraus dürfen wir wohl schließen, daß auch der Gesichtsschädel nicht so exzessiv tierisch war wie beim letzteren Affen; er war wahrscheinlich weniger stark vorspringend und — wie schon aus der Größe der Zähne zu schließen ist — weniger massig entwickelt. Eine gewisse Annäherung an den Menschen dürfte demnach unzweifelhaft vorhanden sein, doch ist nicht mehr zu eruieren, wie weit dieselbe über den bisher bekannten äffischen Typus hinausgegangen ist. Man muß sich sehr hüten, hier zu weitgehende Schlüsse zu ziehen, denn der Schädel des Pithecanthropus weist trotz seiner Größe doch auch einige sehr niedrige Merkmale auf. Es ist dies die niedrige Höhe, welche mit jener der niederen Affen identisch ist, die schwache Krümmung des Stirnbeins, welche auf einen bei weitem nicht menschlich entwickelten Stirnlappen des Gehirns hinweist und vor allem das Stirnbein-Relief, das bei manchen niederen Affen sogar eine höhere Stufe der Entwicklung aufweist (Schwalbe).

Die Lage des Hinterhauptsloches läßt sich gleichfalls nicht mehr bestimmen. Jedenfalls besitzt die hintere Schädelpartie nicht die menschliche Rundung, sondern schneidet in einer Kante scharf nach unten in schiefer Richtung ab. Das weist darauf hin, daß das Hinterhauptsloch in dieser schiefen Ebene liegt, die Rückenachse also halb von hinten, halb von unten und keineswegs wie beim Menschen senkrecht von unten kommt. Diese Richtung der Rückenachse wird sich bei einem Tiere finden, das beim Klettern auf den Bäumen gewöhnlich eine halbaufgerichtete Stellung annimmt. Dies aber wird bei einem großen und schweren Affen wie Pithecanthropus der Fall sein, der sich nicht wie ein kleiner Affe auf allen Vieren auf den Baumästen bewegen kann, sondern sich in halbaufgerichteter Stellung von Ast zu Ast hanteln muß. Jedenfalls weist gerade das Hinterhaupt nicht auf aufrechten Gang hin. Dem widerspricht auch die Form des Oberschenkelknochens. Ich habe schon in einer Arbeit ('Das menschliche Femur nebst Beiträgen zur Kenntnis der Affen-Femora') gezeigt, daß bei Pithecanthropus, nach der Bildung der unteren Gelenkrollen zu schließen, Ober- und Unterschenkel im Knie wie bei den Vierfüßlern regelmäßig gegen einander gebeugt waren und nicht wie beim Menschen zu einer gemeinschaftlichen Senkrechten gestreckt werden

konnten. Die Speziesbezeichnung ‚erectus‘ paßt also auf keinen Fall, Pithecanthropus war nicht aufrechtgehend in menschlichem Sinne.

Was ist nun das Endresultat? Pithecanthropus war ein Affe, der in mancher Hinsicht die Kluft zwischen dem lebenden Menschen und den früher nur bekannten Affen in anatomischer Beziehung verringert hat. Wie weit diese Verringerung geht, können wir bei den bisherigen dürftigen Kenntnissen dieser Spezies zur Zeit nicht entscheiden. Die Verringerung kann für die Frage der Abstammung unbedeutend sein, vielleicht auch durch andere niedere Merkmale (vgl. das verdächtig niedrige Stirnbein) kompensiert werden, sie kann aber auch für die Entwicklungstheorie die größte Bedeutung haben. Theoretisch sind beide Möglichkeiten gegeben. Wir müssen uns aber hüten, auf Grund wenig voraussetzungsloser Theorien und Lieblingsmeinungen die anatomische Lösung dieser Frage erzwingen zu wollen. So lange wir auf dem Boden der exakten Wissenschaft verbleiben, können wir nur abwarten, bis weitere Funde unsere Kenntnis des Pithecanthropus vervollständigen.

Neben dem wahrscheinlich pliocänen, wenn nicht altdiluvialen Pithecanthropus haben wir noch diluviale Überreste vom Menschen, welche für die Entwicklungsfrage von großer Bedeutung sind. Es sind dies die Schädel von Spy, Neandertal und Krapina nebst Unterkiefern von Schipka, La Naulette und Ochos.

Alle diese Skelettfragmente weisen auf eine eiszeitliche Menschenrasse hin, welche in einigen Merkmalen eine tiefere Stufe einnimmt als irgend welche heute noch lebende Rasse. Ihre spezifischen Eigentümlichkeiten sind kurz folgende: Starke Tendenz zu auffälliger Niedrigkeit des Schädels, der von oben her kuchenähnlich plattgedrückt erscheint, fliehende Stirn und vor allem eine affenähnliche, außerordentlich kräftige Entwicklung der Augenbrauenbogen, die schirmähnlich die Augenhöhlen überragen, endlich die mangelhafte Kinnentwicklung (fehlt beim Affen ganz), die Plumpheit des Unterkiefers und die übermäßige Gelenkentwicklung an den Röhrenknochen. Dieser Rasse kann ein relativ roher Zug nicht abgesprochen werden. Welche Bedeutung hat sie aber für die Entwicklungstheorie? Die Neandertalrasse, wie sie genannt wird, war nach übereinstimmender Ansicht eine menschliche Rasse im eigentlichen Sinne des Wortes und es fehlt noch viel, daß sie als Übergangsrasse zwischen Mensch und Affe angesprochen werden könnte. Sie beweist aber auch, daß der Mensch anatomisch eine größere Schwankungsbreite besitzt, als man auf Grund des modernen Materials annahm. Nimmt man noch dazu, daß das anatomische Bild des Menschen sich gerade bei den ältesten Resten in der Richtung nach unten, jenes des Affen (Pithecanthropus) aber in der Richtung nach oben zu verschoben hat, so wird man dem Deszendenztheoretiker die Hypothese nicht verübeln, es könnten einst noch weitere Glieder in den beiden theoretisch aufeinander zulaufenden Richtungslinien vorhanden gewesen sein, welche die jetzt noch bestehende Kluft auszufüllen geeignet wären. Vom naturwissenschaftlichen Standpunkte aus

kann uns in der Tat niemand garantieren, daß die Neandertalrasse gerade die tiefste Stufe war und daß ihr nicht noch eine tiefere vorausgegangen ist. Wir wissen aber auch andererseits nicht sicher, ob die Neandertalrasse überhaupt ein Ausgangspunkt für andere Rassen war und diese nicht etwa bloß einen mißbildeten Nebenzweig des Hauptstammes darstellte. Für letztere Annahme haben wir gewichtige Anhaltspunkte. Kramberger hat bekanntlich bei Krapina in Kroatien Reste der Neandertaler Rasse entdeckt, darunter auch Fragmente von Kinderschädeln. Diese jugendlichen Schädel zeigen nun einige der Eigenschaften der Erwachsenen noch nicht. Es fehlen hier noch die starken und vorspringenden Augenbrauenwülste und die hintere Schädelpartie ist noch sehr rund wie beim modernen Menschen. Nach dem biogenetischen Grundgesetz, das zu den Hauptmysterien des Darwinismus gehört und welches das Dogma ausspricht, die Entwicklung des einzelnen Individuums sei eine kurze Wiederholung seiner ganzen Stammesentwicklung, nach diesem Gesetze wäre eine höherstehende Rasse die Stammform der Neandertalrasse gewesen. Nur Schade, daß es so furchtbar schwer ist, an die Richtigkeit dieses Grundgesetzes im einzelnen zu glauben.

Soviel über das Historische.

Nur kurz seien noch einige Analogieschlüsse erwähnt, die der Darwinismus dem Gebiete der vergleichenden Anatomie 2c. entnommen hat. Der Mensch trägt im embryonalen Zustande eine Zeitlang ein feines Haarkleid. Nach dem Darwinismus soll dies eine Rückerinnerung an frühere Zeiten sein, da der werdende Mensch noch wie die Säugetiere mit einem eigentlichen Haarkleid, mit einem Fell, bedeckt war. Der Mensch besitzt an den Ohrmuscheln kleine Muskeln, die bei den Tieren zur Bewegung der Ohren dienen, beim Menschen aber nicht mehr in Tätigkeit gesetzt werden können. Nach dem Darwinismus wäre dies ein Überbleibsel aus früherer Zeit, da das zur Menschwerdung bestimmte Wesen noch wie ein Tier seine Ohren spielen ließ. Der Nicht-Darwinist beruft sich demgegenüber auf den allgemeinen Bauplan, welcher der ganzen organischen Welt und dann wieder speziell den Säugetieren zugrunde liegt, und der Wiederholungen und Parallelen bedingt, auf Konvergenzerscheinungen, indem ähnliche Lebensverhältnisse auch ähnliche Erscheinungen hervorrufen, dann auf die Unverbindlichkeit derartiger Analogieschlüsse usw.

Einer physiologischen Erscheinung, welche zur Zeit besonders zugunsten des Darwinismus angeführt wird, muß ich aber zum Schlusse noch etwas näher gedenken, nämlich der physiologischen resp. chemischen Blutsverwandtschaft zwischen dem Menschen und den menschenähnlichen Affen.

Man hatte schon längst die Beobachtung gemacht, daß z. B. bei starkem Blutverlust dem Menschen als Ersatz nicht etwa Tierblut eingespritzt werden kann, da eine fremde Blutart auf eine andere giftig wirkt, indem die roten Blutkörperchen der einen Blutart von der anderen Blutflüssigkeit angegriffen und aufgelöst werden. Dabei treten Krankheitserscheinungen mit Fieber, wenn nicht sofortiger Tod ein. Diese Beobachtungen wurden besonders von Friedenthal auch im Reagensglas gemacht, indem man verschiedene Blutarten

in geeigneter Weise und unter geeigneter Temperatur zusammenbrachte. Bei diesen Untersuchungen stellte sich heraus, daß, wie gesagt, fremde Blutarten giftig aufeinander wirken, daß sich dagegen das Blut nahe verwandter Tiere, speziell solcher, die jedenfalls durch gemeinschaftliche Abstammung miteinander verbunden sind, gegenseitig verträgt, daß also hier die Blutkörperchen der einen Blutart nicht aufgelöst werden. So verträgt sich z. B. das Blut von Wolf und Hund, von Maus und Ratte, von Pferd und Esel, von Hase und Kaninchen. Dagegen löst die Blutflüssigkeit des Kaninchens die roten Blutkörperchen des Meerschweinchens und umgekehrt die Blutflüssigkeit des Meerschweinchens die Blutkörperchen des Kaninchens auf, da eben beide Tiere ganz verschiedenen Familien angehören.

Friedenthal hat nun auch das Menschen- und Affenblut auf seine Verträglichkeit hin untersucht.

Die Blutflüssigkeit des Menschen löste im Reagensglas die Blutkörperchen der Halbaffen, der amerikanischen Affen oder Breitnasen und der niedrigen Affen der alten Welt auf, dagegen vermochte sie die Blutkörperchen eines Gibbon und eines Orang Utan nicht aufzulösen. Ebenso erzielte die direkte Übertragung menschlichen Blutes in das Gefäßsystem eines Schimpansen keinerlei Störungen. Es besteht also eine Verwandtschaft des menschlichen Blutes zu jenem der menschenähnlichen Affen und der Gibbons.

Gewissermaßen eine Kontrolle für diese Beobachtungen bieten die vom Antiblutserum hervorgerufenen Wirkungen. Dieses Antiserum entsteht dadurch, daß man einem Tiere ein fremdes Blut, z. B. Ochsenblut, in kleinen, nur allmählich gesteigerten Mengen einspritzt. Diese geringen Gaben giftigen familienfremden Blutes vermag das Blut dadurch zu überwinden, daß sich in ihm ein eigener Stoff — Hämolysin — bildet, welcher das fremde Blut zerstört und dadurch an seiner Giftwirkung hindert. Es entsteht also ähnlich wie beim Diphterieserum ein Gegengift gegen den fremden Eindringling. Zugleich ruft die Blutflüssigkeit, d. h. das Blutserum in dem Blute, gegen welches es widerstandsfähig, immun, gemacht worden ist, bei der Mischung einen Niederschlag hervor. Ist nun ein Tier, z. B. ein Kaninchen, mit Pferdeblut behandelt worden, so hat sich im Blute des Kaninchens ein Pferdeantiserum entwickelt, ein Stoff, welcher die schädlichen resp. tödlichen Wirkungen eines eingespritzten Pferdeblutes zu parieren vermag. Bringt man nun dieses gegen Pferdeblut widerstandsfähig gemachte Kaninchenblut in Pferdeblut, so ruft es in dessen Serum einen Niederschlag hervor. Allein das Pferdeantiserum des Kaninchenblutes wirkt in dieser Weise, nämlich durch Hervorrufung eines Niederschlages, nicht bloß auf das Pferdeblut allein, sondern es wirkt wiederum in ähnlicher Weise auch auf das Blut eines dem Pferde verwandten Tieres, nämlich des Esels, ein. Ebenso wirkt Schafblutantiserum, das etwa im Kaninchenblut erzeugt wurde, nicht bloß auf Schafblut, sondern auch noch auf Ziegenblut, selbst etwas auf Rinderblut. Auf das Antiblutserum reagiert also nicht bloß die spezifische Blutart, sondern auch das Blut verwandter Tiere.

Mit diesem Antiserum wurde nun vom Engländer Nutall eine eingehende Probe auf Menschen- und Affenblut gemacht. Er behandelte Kaninchenblut mit Menschenblut und erzeugte so in ersterem ein Menschenantiserum. Auf dieses reagierte nicht bloß das Blut verschiedener Menschenrassen, sondern ebenfalls, wenn auch nicht so stark, das Blut der menschenähnlichen Affen, nämlich von Orang Utan, Schimpanse und Gorilla. Viel schwächer reagierte das Blut der niederen Affen der alten Welt, kaum mehr jenes der Affen der neuen Welt, gar nicht mehr das Blut der Halbaffen.

Also auch hier die nächste Verwandtschaft zwischen Mensch und menschenähnlichen Affen.

Aber man darf sich hier durch den äußeren Schein nicht täuschen lassen. Gerade in den letzten Jahren konnten Darwinisten nicht genug betonen, daß der Mensch nicht von dem menschenähnlichen Affen abstammen könne, daß er vielmehr viel weiter unten vom Säugetierstamme abgezweigt sei. Und wirklich ist es eine anatomische Unmöglichkeit, den Menschen an die lebenden menschenähnlichen Affen anzugliedern, denn beide Gruppen stellen in vielfacher Hinsicht zwei Extreme dar, wie sie nicht leicht schärfer ausgeprägt sein könnten. In verschiedenen wichtigen Punkten können wir das menschliche Skelett eher mit dem der niederen Affen vergleichen, wobei sich aber dann wieder in anderer Beziehung eine um so größere Kluft zwischen beiden auftut. Gerade der Schädel der menschenähnlichen Affen zeigt im älteren Stadium eine außerordentlich tierische Entwicklung, indem der Gehirnschädel von den Knochenkämmen, welche der Kau- und Nackenmuskulatur als Ansatzstelle dienen, förmlich überwuchert und deformiert wird. Auch der Oberschenkelknochen, der mit dem aufrechten Gang in so engem Zusammenhang steht, hat eine der menschlichen extrem entgegengesetzte Entwicklung eingeschlagen, er ist kurz, gedrungen und breit statt schmal, schlank und lang geworden, wie dies beim Menschen und bei niederen Affen der Fall ist. Dieser Knochen würde allein schon jeden Versuch scheitern lassen, den Menschen mit unseren Anthropoiden zusammenzubringen.

So beweist die dem anatomischen Befund schroff entgegenstehende Blutsverwandtschaft eben nur die Unzuverlässigkeit der Schlüsse, die aus letzterer vielfach gezogen werden.

Wir haben es hier nur mit einer chemischen oder physiologischen Blutsverwandtschaft, also mit einer Konvergenzerscheinung zu tun, wie überhaupt die ganze Menschenähnlichkeit der sog. menschenähnlichen Affen nichts anderes als eine sog. Konvergenzerscheinung darstellen dürfte.

Chemische Blutsverwandtschaft k a n n Abstammung anzeigen, aber sie m u ß sie n i c h t anzeigen, sie kann durch ähnliche physiologische Lebensverhältnisse und andere noch unbekannte Bedingungen hervorgerufen werden.

Dabei soll keineswegs geleugnet werden, daß durch chemische Blutsverwandtschaft häufig Abstammung angezeigt wird. Wir können gewiß sagen: Wo Abstammungsverwandtschaft vorhanden ist, da ist auch chemische Bluts-

verwandtschaft vorhanden, aber wir dürfen diesen Satz nicht ohne weiteres umkehren und sagen: Wo chemische Blutsverwandtschaft vorhanden ist, da ist auch Abstammungsverwandtschaft vorhanden. Denn wir können, um ein Gleichnis anzuführen, zwar beispielsweise sagen: Wo Leuchtgas explodiert, gibt es eine Detonation, einen Knall, aber wir dürfen deshalb noch lange nicht umgekehrt sagen: Wo eine Detonation stattfindet, da ist Leuchtgas explodiert, da es auch ganz andere Ursachen der Detonation, wie z. B. die Entzündung von Pulver, Dynamit, Acetylen ꝛc. geben kann.

Das ist nicht etwa eine gesuchte logische Spitzfindigkeit, sondern es ist empirisch bewiesen, daß für die Blutsverwandtschaft auch andere Ursachen in Betracht kommen als die Abstammung. So wirkt z. B. das Blut gewisser Tiere auf fremdes Blut viel stärker als das anderer. Das des Aales übt auf fremdes Wirbeltierblut die stärkste Giftwirkung aus, während jenes der Amphibien nur eine schwache Wirkung auslöst. Es gibt also hier für Arten wie Klassen gewisse individuelle Eigentümlichkeiten, die mit der Abstammung in keinem Zusammenhang stehen. Das Blut der Vögel und der Reptilien weist eine gewisse Verwandtschaft auf, die selbst bei der noch ganz in der Luft hängenden Annahme der Abstammung der Vögel von den Reptilien nach diesen unendlich langen Zeiten ganz sicher nicht mehr als Abstammungsverwandtschaft zum Ausdruck kommen könnte. Da müßte hundertmal eher das Blut der Menschen mit dem der altweltlichen und neuweltlichen Affen eine nahe Verwandtschaft aufweisen.

Vor allem aber wirkt das Blut wirbelloser Tiere auf das Blut der Wirbeltiere nicht giftig, ein schlagender Beweis, daß chemische und physiologische Blutsverwandtschaft wie hier nichts weniger als Abstammungsverwandtschaft anzeigen muß! Dieser Blutsverwandtschaft liegen offenbar ganz komplizierte Verhältnisse zugrunde, da ja überhaupt die Natur, wie schon früher bemerkt, nicht nach so einfachen Schablonen, sondern mit einer verwirrenden Mannigfaltigkeit arbeitet.

Wir haben also vorerst für unsere ganze Abstammungsfrage kein strikte beweisendes entscheidendes Material. Wir können so wenig sagen, daß die Abstammung des Menschen vom Tiere auf erfahrungswissenschaftlichem Wege zur Zeit bewiesen werden kann, als wir behaupten können, jene Abstammung sei durch strikte Beweise zu widerlegen. Nicht einmal über eine Wahrscheinlichkeit, die zugunsten oder gegen die Abstammung sprechen würde, können wir uns nach dem Material, das zur Zeit vorliegt, eine tiefer gründende naturwissenschaftliche Überzeugung verschaffen, wenn auch zugegeben werden muß, daß die Gründe zugunsten der auf den Menschen ausgedehnten Abstammungstheorie zur Zeit mehr positiver, jene gegen dieselbe mehr negativer Natur sind. Doch liegt auch hierin kein entscheidendes Moment. Wir müssen zur Zeit mit Dubois-Reymond Ignoramus sagen, d. h. wir besitzen kein sicheres Wissen. Ob dieses Ignoramus einst in ein *Εὕρηκα* übergeht, in den Ausruf der Freude über die auf Grund der Erfahrungswissen-

schaft gelöste Frage, oder ob es in ein hoffnungsloses Ignorabimus ausklingen wird, in ein Lasciate ogni speranza, in einen Verzicht auf alles naturwissenschaftliche Wissen in diesem Punkt, kann zur Zeit niemand sagen. Sache des Mannes der Wissenschaft wird es sein, nicht Phantasiebrücken über die gähnenden Klüfte in unserem Erfahrungswissen zu schlagen, sondern mit wissenschaftlicher Bescheidenheit und Ruhe den Gang der weiteren Forschungen und etwaige ausschlaggebende Funde abzuwarten.



Walther auf der Wartburg.

Von

Fritz Lienhard.

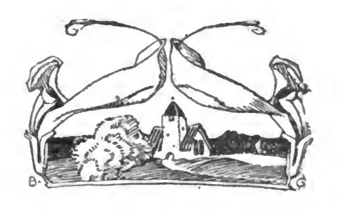
Spät auf der Wartburg lag der Sänger wach
Und schlang ums Lockenhaupt die heißen Hände:
Er sann, ob er dem Tag ein Schlußlied fände,
Den er versungen unterm Wartburgdach.
Noch Feuer war sein Blut, der Sinn verwühlt
Von Klang und Widerklang: vom Sängerkrieg.
Wohl hatte Walther Kunst und Kraft gefühlt
In Wort und Harfe – doch es war kein Sieg:
Der Spruch stand aus; und morgen noch einmal
Wird Wolfram um den Eichengoldkranz ringen,
Und unbezwungen steht Herr Ofterdingen,
Auch Reinmar hofft – und im gefüllten Saal
Wird wieder Strophe gegen Strophe klingen,
Wie beim Turnier – – Wem mag der Sieg gelingen?

Da flog es herauf am mondhellen Hang
Und hallte zurück zu dem, der sang:
‚Tandaradei!'
Es wachte wohl mancher – am Brunnen, am Stall –
Am Mäteliteln und überall –
Und zu dem leichten, lässigen Tritt
Der Liebespaare lief es mit:

‚Vor dem Wald in einem Tal,
Tandaradei,
Sang so süß die Nachtigall!‘
Und Antwort kam von hier und dort.
Es fand sich auch ein ernstes Wort,
Ein Strophenteilchen, halb gesungen,
Und wagte sich in Tönen fort;
Und was am Tag der Saal gesungen,
Das ward nun wach bei Volk und Jungen,
Das drang in ungeübte Zungen — —
Und unter vielen Tönen unterschied
Herr Walther sonderlich sein eigen Lied.

Der Lauscher atmete beglückt und tief.
‚Ich bin Herr Walther von der Vogelweide.
Hab' ich kein Haus, so hab' ich Wald und Heide
Und Herzen, die in Treuen mein gedenken.
Was, liebe Herren, könnt ihr mir noch schenken?‘

So sprach der Stolze, lag verhüllt und schlief.





Der Gesalbte.

Von

Fiona Macleod.

Unter den sieben Achannas, — den Söhnen des Robert Achanna aus Achanna in Galloway, der freiwillig nach dem fernen Norden in die Verbannung ging wegen einer bitteren Fehde mit seiner Sippe, — unter ihnen, die auf Eilanmore, einer der Sommerinseln, lebten, war nicht einer, der nicht, in höherem oder geringerem Grade oder zu einer oder der anderen Zeit, fey war.

Zweifellos werde ich Gelegenheit haben, auf jeden einzelnen nochmals zurückzukommen, und sicherlich auf den ältesten und jüngsten; denn das waren die seltsamsten Leute, die ich irgendwo in den keltischen Landen gekannt oder angetroffen habe, von den Seetriften des Solway bis zu den tangbestreuten Gestaden von Lewis. Auf James, den siebenten Sohn, fiel das Verhängnis seiner Familie zuletzt und am schwersten. Vielleicht werde ich eines Tages die ganze Geschichte seines seltsamen Lebens und tragischen Geschicks, und seines kläglichen Endes erzählen. Es traf sich so, daß ich den ältesten und den jüngsten der Brüder, Alison und James, am besten kannte. Von den übrigen, Robert, Allan, William, Marcus und Gloom, ist keiner mehr am Leben oder seit vielen Jahren von Menschen gesehen worden, als der zuletzt genannte, und auch von diesem ist es zweifelhaft. Von Gloom (ein seltsamer und unerklärlicher Name, der mich zu erschrecken pflegte, — um so mehr, als es, nach dem wilden Spiel des Schicksals, der Name von allen Namen war, der am besten für Robert Achannas sechsten Sohn paßte) weiß ich nichts weiter als die Tatsache, daß er, vor zehn oder mehr Jahren, ein Jesuitenpriester in Rom war, ein Zugvogel, von dem ich trotz aller Nachforschungen nicht ermitteln konnte, woher er gekommen und wohin er gegangen war. Vor zwei Jahren erzählte mir ein Verwandter,

Gloom sei tot; er sei von irgendeinem mexikanischen Edelmann in einer alten Stadt Hispaniolas, jenseits des Meeres, erschlagen worden. Zweifellos war die Nachricht auf Wahrheit gegründet, doch erfaßt mich immer eine unbestimme Unruhe, wenn ich an Gloom denke; als ob er sich auf der Wanderung hierher befände, als ob, — in irgendeinem dringenden Auftrag, — seine Füße bereits weiß seien vom Staube der Straße, die zu meinem Hause führt.

Aber jetzt beabsichtige ich nur von Alison Achanna zu reden. Er war mir ein Freund, den ich liebte, wiewohl er ein Mann nahe den Vierzigern und ich ein Mädchen von weniger als der Hälfte seiner Jahre war. Wir hatten viel Gemeinsames, und trotzdem er ‚der schweigsame Ally‘ genannt wurde, kannte ich niemals einen umgänglicheren Menschen. Er war schlank, hager, von lockerem Gliederbau. Seine Augen waren von jenem nebligen Blau, welches der Rauch annimmt, wenn er in den Wäldern aufsteigt. Ich pflegte zu denken, daß sie den Bergseen glichen, die inmitten der von Schilfrohr und Myrtenheide umgebenen Moore von Uist lagen, an denen ich als Kind zu träumen pflegte.

Ich hatte oft das Leuchten auf seinem Antlitz bemerkt, wenn er lächelte, — ein Leuchten so ungetrübter Freude, wie es junge Mütter zuweilen über der Wiege ihres Erstgeborenen haben. Aber aus irgendeinem Grunde hatte ich mich niemals darüber gewundert, selbst dann nicht, als ich den halb-geringschätzigen, halb-ehrfurchtsvollen Spott bemerkte und unklar verstand, mit welchem nicht nur Alisons Brüder, sondern auch sein Vater ihn zu Zeiten behandelten. Einmal, so erinnere ich mich noch, geriet ich in Verlegenheit, als ich, an einem rauhen Tage in einem stürmischen August, Gloom verdrießlich und spöttisch sagen hörte: ‚Da geht der Gesalbte!‘ Ich schaute hin, aber alles, was ich sehen konnte, war, daß trotz der traurigen Kälte, trotz der vernichteten Ernte, trotz der im Boden faulenden Kartoffeln Alison langsam und lächelnd einherschlenderte und mit fröhlichen Augen die graue Landschaft vor ihm und um ihn musterte.

Es war fast ein Jahr darauf, — ich erinnere mich des Datums, weil es das meines letzten Besuches auf Eilanmore war, — daß mir ein tieferes Verständnis dafür aufging. Ich schritt mit Alison gen Westen der untergehenden Sonne zu. Das Leuchten lag auf seinem Antlitz, als käme es von innen, und als ich, halb erschreckt, von neuem hinschaute, sah ich, daß gar kein Schimmer aus dem Westen kam, denn der Abend war trübe und drohte mit Regen. Er war bekümmert. Drei Monate früher waren seine Brüder Allan und William ertrunken; einen Monat darauf war sein Bruder Robert erkrankt und saß nun vom Morgen bis zum Zuschütten des Torffeuers am Herde, fast ein Skelett, schauernd und in grämlichem Schweigen,

mit stieren, weitgeöffneten Augen. Auf dem großen Bett in der Stube über der Küche lag der alte Robert Achanna, vom Schlage getroffen. Es wäre für mich unmöglich gewesen zu verweilen, ohne Alison und James, und vor allem, ohne meine geliebte Freundin, Anne Gillespie, die Achannas Nichte und der Sonnenschein dieses finsteren Haushalts war.

Als ich mit Alison dahinschritt, ward ich mir einer beinahe unerträglichen Niedergeschlagenheit bewußt. Das Haus, das wir verlassen hatten, war so traurig, die öden, durchweichten Triften waren so traurig; so traurig war der steinige Ort, über den wir hinschritten, lautlos abgesehen von dem schwachen Schrei der Brachvögel; und vor allem, so traurig war der Laut des Meeres, wie es, unsichtbar, sich schluchzend um die Insel hinzog; so unsäglich qualvoll war all dies für mich, daß ich plötzlich stehen blieb, in der Absicht, nicht weiterzugehen, sondern nach dem Hause zurückzukehren, wo wenigstens Wärme war und wo Anne mir etwas vorsingen würde, während sie spann.

Aber als ich in meines Gefährten Antlitz emporblickte, da sah ich in Wahrheit das Licht, das von innen erstrahlte. Seine Augen hafteten an einem abstoßenden Bodenstreifen, wo die verwelkten Kartoffeln faulten inmitten einer Wildnis runder, schädelweißer Steine. Ich erinnere mich ihrer noch, dieser seltsamen Augen vom Blau der Ferne; Lampen stiller Freude, Lampen des Friedens schienen sie mir.

‚Siehst du auf Achnacarn?‘ (so wurde der Strich genannt) fragte ich, und nur in einem Flüstern, das weiß ich gewiß.

‚Ja,‘ erwiderte Alison langsam; ‚ich sehe. Es ist schön — schön. O Gott, wie schön ist diese liebliche Welt!‘

Ich weiß nicht, was mich dazu veranlaßte, aber ich warf mich auf einen von Heidekraut überwucherten Rain nahebei und brach in ein krampfhaftes Schluchzen aus.

Alison beugte sich nieder, hob mich empor in seinen starken Armen und beruhigte mich mit sanfter, schmeichelnder Berührung und beschwichtigenden Worten.

‚Sage mir, mein Rehkälbchen, was ist es? Was ists für ein Leid?‘ fragte er wieder und wieder.

‚Du bist es — du bist es, Alison,‘ brachte ich endlich zusammenhängend hervor. ‚Es erschreckt mich, dich sprechen zu hören, wie du es soeben tatest. Du mußt fey sein. Warum — warum nennst du jenes abscheuliche, gräßliche Feld schön, an diesem traurigen Tage — und — und nach allem, was sich zugetragen hat — o Alison?‘

Da, so erinnere ich mich, nahm er sein Plaid und legte es auf das nasse Heidekraut, und dann führte er mich dorthin und setzte sich nieder und zog mich an seine Seite.

‚Ist es nicht schön, mein Rehkälbchen?‘ fragte er mit Tränen in den Augen. Dann, ohne auf meine Antwort zu warten, sagte er ruhig: ‚Höre zu, Liebe, und ich will es dir erzählen.‘

Für eine Minute oder mehr war er sonderbar still, — atemlos, so schien es mir, — dann sprach er:

‚Ich war wenig mehr als ein Kind, — ein halbwüchsiger Knabe etwa, — als etwas sich zutrug, etwas, das die Regenbogenwölbungen von Cathair—Sith* hinabkam.‘ Hier machte er eine Pause, vielleicht um zu sehen, ob ich folgte, was ich auch tat, innig vertraut mit der ganzen Märchenwelt, wie ich war. ‚Ich war draußen auf der Heide, in der Zeit, wenn in den Blütenglocken und -kelchen der Honig sickert. Ich hatte immer das Eiland und die See geliebt. Vielleicht war es närrisch, aber an jenem goldenen Tage war ich so fröhlich in meiner Freude, daß ich mich auf die Erde warf und die heiße, süße Heide küßte und meine Hände und Arme in sie vergrub, indem ich dabei schluchzte, in unbestimmter, seltsamer Sehnsucht. Endlich lag ich still, kraftlos, mit geschlossenen Augen. Plötzlich ward ich gewahr, daß zwei winzige Händchen aus den Spitzen des Heidekrauts sich emporgereckt hatten und etwas Weiches und Duftendes auf meine Augenlider drückten. Als ich sie aufschlug, konnte ich nichts Ungewöhnliches sehen. Niemand war sichtbar. Aber ich hörte ein Flüstern: „Stehe auf und gehe sogleich fort von dieser Stätte; und heute nacht wage dich nicht hinaus, damit nicht Übel über dich komme.“ So stand ich zitternd auf und ging nach Hause. Seitdem war ich derselbe und doch nicht derselbe. Was mein Vater und meine Brüder und die Inselleute für häßlich oder traurig hielten, konnte ich niemals sehen, wie sie es sahen. Mein Vater war manchmal zornig auf mich und nannte mich einen Narren. Wann immer meine Augen auf jene wüsten und verödeten Stätten fielen, schienen sie mir überaus schön, strahlend in lieblichem Lichte. Zuletzt wurde mein Vater so erbittert, daß er mit fortwährendem Spotte mir befahl, in die Städte zu gehen und dort den abscheulichen Schmutz und Unflat zu sehen, in dem die Menschen wohnen. Aber so war es mit mir: an den Stätten, die sie Elendsviertel nennen, und in dem Rauch der Fabriken und dem Schmutz der Armut konnte ich alles, was andere Menschen sahen, nur als entschwindenden Schatten sehen. Was ich sah, war lieblich, verschönt durch seltsamen Glanz, und die Angesichter der Männer und Frauen waren süß und rein, und ihre Seelen waren weiß. So kam ich denn, ermüdet und verwirrt von meiner unfreiwilligen Nachforschung, zurück nach Eilanmore. Und an dem Tage meiner Heimkehr war Morag hier, — Morag von den

---

* Die Feenstadt.

Wasserfällen. Sie wandte sich zu meinem Vater und nannte ihn blind und töricht. „Er hat das weiße Licht auf seinen Brauen,“ sagte sie von mir; „ich kann es sehen, wie das Flackerlicht in einer Woge, wenn im Gewitter der Wind aus dem Süden kommt. Er ist mit der Feensalbe berührt worden. Das gute Volk kennt ihn. Es wird so mit ihm sein bis zum Tage seines Todes, wenn ein duinshee* sterben kann, da es doch ein Mann ist, der bereits tot, doch von neuem geboren ist. Er, auf den die Feensalbe gelegt worden ist, muß alles, was häßlich und abscheulich und traurig und bitter ist, durch einen Schimmer von Schönheit sehen. So ist es gewesen, seit der Mhic Alpine von See zu See herrschte, und so ist es mit dem Manne Alison, deinem Sohne.“‘

‚Das ist alles, mein Rehkälbchen; und das ist der Grund, weshalb meine Brüder, wenn sie verdrießlich sind, mich zuweilen den Gesalbten nennen.‘

‚Das ist alles.‘ Ja, vielleicht. Aber oh, Alison Achanna, wie oft habe ich an jenen köstlichsten Schatz gedacht, den du im Heidekraut fandest, als die Glocken süß waren von Honigseim! Wußten die wilden Bienen davon? Ich wünschte, ich könnte das sanfte Summen ihrer florgleichen Schwingen hören.

Wer von uns würde nicht das Beste von seiner Habe eintauschen, — und es gibt einige, die gerne alles hingeben würden, — um nur einmal ihre Augenlieder berühren zu lassen, — einmal sie berühren zu lassen mit der Feensalbe? Aber der Ort ist fern, und die Stunde ist unbekannt. Niemand mag suchen, wo es keine Spur gibt, der er folgen könnte.

Nur die wilden Bienen wissen davon, aber ich glaube, es müssen die Bienen von Magh—Mell sein. Und dorthin vermag kein Lebender zu wandern, — noch nicht.

* * *

Im Schatten der Hügel.

Die Leute im Tale sagten, daß Ivor M'Iain, der Hirte, allzu lange in den Bergen geweilt hätte. Das mag auch so gewesen sein. Der Wind und die Wolkenschatten waren die Bilder seiner Träume geworden und dessen, was hinter seinen Träumen war; und fallendes Wasser und das Blöken der Schafe auf den hohen Triften und die Schreie der Falken und Raben hatten für ihn keinen anderen Laut oder Sinn, als die vielen Laute, die zu einem Schweigen geworden waren.

Nachts, wenn der Himmel klar war, wanderte er meilenweit über die hohen, einsamen Moore. Vertraute Gesellschaft weilte dort und keine andere; die Kiebitze kreisten und stießen ihre schwachen, kläglichen Schreie

* Feenmann.

aus; oder die Haselhühner machten einen plötzlichen Lärm, während sie tief unten dahinflogen, aufgeschreckt durch seine wandernden Füße; oder ein Klagen stieg auf wie verfliegender Rauch vor den Berghalden, die Stimmen der rastlosen Brachvögel. Wenn der Mond groß und gelb über den öden Halden oder tief über der Linie hing, wo die Moore in den Himmel hinüberglitten, füllte zuweilen seltsame und ungewöhnliche Unruhe die Nacht. Aber immer waren die Hügel da in ihrem tiefen Schweigen, die Bergeseinsamkeit, das feierliche Wandeln der Sterne.

Er war ein Hirte, weil sein Vater ein Hirte gewesen war, und wars zufrieden, ein Hirte zu sein, weil er wenig Englisch konnte und sich seltsam beunruhigt fühlte, wenn er viele Stimmen hörte, oder den unaufhörlichen, nichtigen Lärm um allbekannte Dinge, von denen diejenigen viel reden, welche die seltsame, rührende, unendliche Furcht vor Schweigen und vor Schönheit hegen; und weil die Hügel ihn zu sich zogen.

Als die Jahre eins um das andere vorüberglitten und Ivor M'Iain nicht mehr ein junger Mann, sondern vierzigjährig war und schon mehr Grau als Braun in seinem Haar hatte, wunderten sich die Clansleute in den Schluchten und das große Tal entlang, warum er nicht öfter in dem schönen, steinernen Hause wohnte, das mit seinen Ställen und Kartoffelfeldern seinem Vater gehört hatte und jetzt sein war; und ferner, warum er sich keine Frau nahm, um dort mit ihm zu wohnen, wegen der Gesellschaft und der Kinder, wenn nicht aus hungernder Liebe.

Aber Ivor M'Iain hatte bereits Liebe gefühlt und wußte, wie groß sie ist und wie klein. Er hatte die wandellosen Sterne durch das Haar jener gesehen, die er liebte und hatte gesehen, wie sie taumelten und Kinder des Abgrunds wurden. Er gehörte zu den wenigen, denen Liebe nicht ein süßer oder bitterer Zufall im Leben, sondern das Leben ist. Ein hoher, schweigsamer Mann, grau und zerzaust, war er vor fünfzehn Jahren Imhir Aluinn genannt worden, Ivor der Schöne; und war heimlich von Frauen geliebt worden und hatte selbst leichthin geliebt, bis er zu der einen Liebe gelangte. Ian Macallum, Peter Macarthur, James Cameron und Rory Macfarlane, die vier obersten Hirten auf den Hügeln nördlich von Strath-Mor, achteten ihn, denn er hatte eine größere Kenntnis der Berge als einer von ihnen und wußte mehr von alter Weisheit und alten Mären, und hatte selbst in seiner Jugend gälische Lieder gemacht, deren man sich noch erinnerte, — und überdies, wenn er auch mit niemand zu tun haben wollte, als mit dem großen Laird (Grundherrn), für den er hütete, und für Viehtreiber und andere nur wenige Worte hatte und dann Schweigen, und selbst mit ihnen sich selten in ein langes Gespräch einließ, wiewohl sie Hirten waren, seine verschwiegenen Verwandten von den Hügeln, so war

doch etwas in ihm, was niemand als Stumpfheit oder als mürrische Böswilligkeit ansehen konnte. In der Tat war es ein Sprichwort im Tale geworden, ‚So gut wie das Herz des Ivor M'Iain,‘ und wiederum ‚Eine sanfte, gütige Art und die freundlichen, tiefen Augen, gerade wie Ivor der Hirte,‘ und ‚Es ist so wahr, als spräche es Ivor M'Iain.‘

Aber inzwischen traten die Jahre seine Jugend unter ihre Füße. Leid hauchte einen grauen Reif auf sein Haar und ein graues Schweigen in sein Leben, und verweilte dann bei ihm als sein Gefährte, auf alle Dinge, große und kleine, hinausblickend aus seinen standhaften Augen. Dieses Leid, das ein zu innerlicher Gram war, als daß er daran wie an Gram oder Leid hätte denken können, das vielmehr die Färbung und der Grundton seines Lebens geworden war, war begründet in zwei Dingen, die sowohl sterblich waren als unsterblich. Die Liebe zu dem Weibe, in dessen kleines, brennendes Herz er sein Leben gelegt hatte, wie jemand mit großen Freuden das Opfer auf einen Altar legen würde, war eines derselben; das andere war die Schönheit derjenigen, die er liebte, weil sie an sich so unvergleichlich und wundersam war, und weil sie für ihn die zeitliche und sichtbare Verkörperung einer Schönheit war, die jenseits sterblicher Schönheit, und einer Schönheit, die jenseits sterblichen Wechsels liegt.

Seit dem Tage, an dem er sie lieb gewann, sah er einen Schatten näherrücken. In irgendeiner seltsamen, geheimnisvollen Weise gab das Leben wieder, was es ihr nahm. Als sie wegen zu großer Schwäche nicht mehr auf die Heide hinausgehen oder unter der Bergesche stehen konnte, an dem braunen, rauschenden Bach mit seinen von Birken und Farnkräutern beschatteten Lachen, und nicht mehr Blumen pflücken oder zuschauen konnte, wie die wilden Rosen vom fallenden Tau schimmerten, oder die Sterne einzeln oder in stillen Gruppen sich sammelten aus taubengrauem Schweigen, da sah Iain, daß die Schönheit dieser Dinge, so nah und vertraut, so fern und unaussprechlich, so endlich allein, so unendlich zusammen, — wie ein Hauch gleichzeitig ein Ding ist, das vergeht, und ein Teil ist des einen Hauches, der das Leben ist, — in sie übergegangen war. Nicht das geringste ging ihr verloren von dem fallenden Tau, von den befreiten Düften, von dem Flattern des Laubs und des Farnkrauts, von den kleinen, strahlenden Leben der Blumen, von den stillen Sternen; diese gingen in sie über und waren ein Blühen auf ihrem Antlitz und ein Geheimnis in ihren Augen und ein Licht für das, was Gefährte dieser flüchtigen Hauche war und jenes andern Hauches, in dem diese weder geringer noch größer waren als die leuchtenden Sternbilder und die uralten, der Zeit vergessenden Sterne.

Große Liebe hatte großes Leid gebracht; und sie war darum nicht weniger groß, weil sie zu einem so großen Teile unausgesprochen blieb.

In ihr empfand er das Höchste. Das Leben konnte ihm, wenn kein größeres Leid, so auch keine größere Freude bieten. Er war dankbar. Und sie für ihr Teil vergaß in seiner Liebe, daß Jugend für sie eine Blume war, auf die sie verzichten mußte, während ihre Blüte noch unverwelkt, während ihr Duft am süßesten war; daß sterbliche Schönheit teure zeitliche Bedürfnisse kennt; und daß die unergründlichen Tiefen des Schweigens, in denen sie bald versinken sollte, ein kaltes Brautbett waren für Wünsche, so begrenzt im Hoffen und so gewaltig im Glauben.

Es gibt wenige, die so lieben. Ihre Liebe war jene heroische, die nicht abhängt von jenem bitter-süßen Wechsel von Anspruch und Überdruß, der geringere Träume erhält; in ihr war die Treue so vollkommen, daß keines fühlte, daß Untreue möglich sei, und die Liebe so tief, daß keines fühlte, daß der Liebe Füße straucheln könnten.

Sie hatten großen Lohn. Sie verließ ihn, selbst fröhlich in erhabener Gewißheit, ihre Erinnerung ohne den geringsten unedlen Flecken. Und er; er hatte das, weswegen Männer in Lorbeerkranz und Krone ihr Haupt geneigt haben in unerträglicher, trauernder Sehnsucht, und war reicher, als Geizhälse, die auf nichtiges Gold starren, und entzündete täglich auf einem verborgenen Altar eine Flamme, die größer und wundersamer war, als jene, die auf der Stirn altersgrauer Städte schimmert, da sie älter ist als jene.

Für viele von uns sind diese bis zur Verzückung gesteigerten Leidenschaften Leidenschaften, die es nicht geben kann, oder die nur in den mondhellen Königreichen der Phantasie wohnen. Daß sie möglich sein sollten unter den Niedrigen, ist ein Vorwurf, und deshalb zögert der Glaube.

Aber heroische Liebe ist kein Traum. Und Ivor M'Iain wußte das, obwohl er nur ein Schäfer war; und wenn ich von ihm schreibe, schreibe ich von einem, den ich kannte, und von dem, was ich weiß.

Es war nach diesem höchsten Verlust, daß man ihn so selten sah, und ihn doch so sehr liebte und so oft nach ihm verlangte.

Aber darnach weilte er mehr und mehr in den großen Einsamkeiten und träumte Träume, die für Ivor M'Iain nicht wahr sein konnten, die aber wahr sein konnten für das, was unter jenem Namen ging und aus sterblichen Augen hinausblickte auf die unsterblichen Dinge der Schönheit und Sehnsucht.

Einsam wartete er seine Schafe Tag um Tag und Woche um Woche und Monat um Monat; und sah, wie Monde auf Monde folgten und der schwermütige Zug der Sterne die Nächte füllte, und fühlte ungeheures, grenzenloses Sehnen; und von Winter zu Frühling und von Frühling zu Winter trug er in diese Einsamkeiten sein geduldiges Herz, dieses kleine Unendliche, das Gott erfüllt mit dem Schrecken der Ewigkeit.



Die deutsche Frau im Mittelalter.

Von

Wilhelm Kothe.

Mehr als ein tiefblickender Mann hat es ausgesprochen, daß die Stellung, welche die Frau in einem Volke einnimmt, einen zuverlässigen Maßstab bietet für die Beurteilung seiner wahrhaft menschlichen Kultur. In besonderer Weise trifft dies für das deutsche Mittelalter zu. Wie in einem Spiegel sehen wir an der Stellung der Frau in diesen Jahrhunderten, welche großen Kulturbewegungen das Germanentum erfaßt und bis zu welchem Grade sie fortgewirkt haben. Es ist eine lang dauernde Reihe der Entwickelung, welche uns verbietet, die Stellung der Frau in den wenigen Jahrhunderten, welche als die charakteristischen des Mittelalters gelten, gesondert zu betrachten; wir müssen rückwärts schauen bis in die Zeit, wo im Dämmergrau der Vorgeschichte nur die verschleierten Umrisse der frühen Zustände erkennbar sind. Hier ist, so lange andere Nachrichten und Denkmäler fehlen, das Recht des Volkes unser einziger Führer; aber ein sehr unterrichtender; denn die in unerschöpflicher Fülle sich wiederholenden gleichen Situationen und Beziehungen, in welche die Angehörigen der beiden Geschlechter zueinander treten, hatten eine schnelle und entwickelte Bildung fester Rechtsnormen zur Folge, deren schriftliche Fixierung bei den Germanen am Ende des 5. Jahrhunderts beginnt. Doch auch in den Zeiten, für welche andere historische Quellen reichlicher fließen, bleibt für unseren Gegenstand das Recht von ausschlaggebender Bedeutung. Wir leiten darum unsere kulturhistorischen Ausführungen über die deutsche Frau im Mittelalter durch einen Überblick ein über ihre rechtliche Stellung in urgermanischer und fränkischer Zeit und in der Periode des hohen Mittelalters.

Die vergleichende Rechtswissenschaft hat die Theorie aufgestellt, daß alle Völker von dem Standpunkt des sogen. Mutterrechtes ausgegangen seien, einer Folgeerscheinung desjenigen Zustandes, welchen sie für die Vorzeit behauptet, daß es nämlich nur allgemeine Gemeinschaft der Frauen ohne feste Ehen gegeben habe. Die Mutter sei in jenen Zeiten der Ausgangspunkt aller rechtlichen und sozialen Beziehungen ihrer Kinder gewesen, die ganze Volksgemeinschaft auf die Mütter gegründet. Die Hypothese, zu welcher anthropo-



Moritz von Schwind pinx. *Jos. Kösel autotyp.*

Der Sängerkrieg auf der Wartburg.

logische Erwägungen geführt haben, läßt sich indes für die arischen Völker nicht im mindesten beweisen oder auch nur wahrscheinlich machen. Gerade das Gegenteil ist der Fall, der Ausbau des arischen und weiterhin des germanischen Familienrechtes ist, so weit wir auch zurückschließen, nur auf eine Basis gegründet, den Mann. Die Frau hat überhaupt nur Recht, insofern sie zu einem Manne in rechtlicher Beziehung, im Schutz oder in der Munt steht, sei es als Tochter, als Ehefrau oder in anderer Weise als Sippschaftsangehörige; Blutsverwandte der Mutter (ihr Großvater, Vater, Bruder) wurden ursprünglich nur als Freunde, nicht als Verwandte ihrer selbst und ihrer ehelichen Kinder angesehen, alle Verwandtschaft nur nach dem Vater gerechnet und benannt. Ganz deutlich spiegelt sich dies Verhältnis in der germanischen Ethnogonie, welche die drei Hauptstämme der Germanen, die Ingävonen, die Istävonen und Herminonen auf Mannus und seine drei Söhne zurückführt.

Die wichtigste Gemeinschaft innerhalb des Volkes urgermanischer Zeit war die Sippschaft. In dem engeren Kreis derselben, der Familie, war das männliche Haupt, der Vater und Hausherr, unumschränkter Gebieter. Weib und Kinder konnte er, zumal bei Vergehungen, an Leib und Leben strafen, verkaufen und knechten. Die Tochter unterlag dem unbedingten Heiratszwange ihres Vaters. Begehrt sie jemand zur Frau, so hat er lediglich mit dem Vater oder falls dieser verstorben, mit dem Manne zu verhandeln, unter dessen Munt sie steht. Dafür, daß er sie ihm gibt, zahlt der Erwerber eine bestimmte Summe, er erkauft die Braut, die nun sein Eigentum in derselben Weise wird, wie sie es als Tochter ihres Vaters war. Der Übergang der Gewalt über Leben und Tod der Frau wird symbolisiert durch die Übergabe des Schwertes an den Käufer, was Tacitus bekanntlich (in falschem Optimismus) als ein Geschenk der Braut an ihren Bräutigam auffaßt.

In der unerbittlichsten und härtesten Form zeigt das Recht des Mannes über sein Weib der in Nachklängen noch bis in die historische Zeit bestehende Brauch, daß die Frau den Tod ihres Mannes teilen muß. Es ist das von unserm Standpunkt betrachtet eigensüchtigste und freventlichste Übergreifen angemaßter Gewalt auf das höchste Recht einer andern Person. Zugrunde liegt die rohe Auffassung, daß die Frau ein Stück des männlichen Eigentums ist, das gleich seinen Sklaven und Pferden nur die Bestimmung hat, seinem Herrn zu dienen und mit ihm sterben muß zu weiterem Dienste in der Totenwelt. Die nur aus der ganzen rechtlichen Stellung der Frau sich ergebende Sitte war bei den ältesten Germanen ebenso allgemein, wie bei den verwandten Völkern der Griechen und Inder. Im 2. Jahrhundert n. Chr. dürfte sie allerdings schon abgekommen sein, Tacitus hätte sie wohl sonst in der Germania erwähnt. Doch Überreste bleiben davon selbst bis in die christliche Zeit. Was Zwang war, wurde indes mehr freiwillig. Procop berichtet, daß es noch in seinen Zeiten bei den Herulern als Schande galt und die Rache der Sippe nach sich zog, wenn sich ein Weib nicht bald bei dem Grabhügel ihres Mannes erhängte. Bei den Nordgermanen in Skandinavien und auf Island war dies

bis ins 10. Jahrhundert nicht bloß Sitte, sondern Gesetz. Als König Hakon Jarl († 955) um die junge Gunnhild freite, wurde er abgewiesen, weil er alt war und das Mädchen den baldigen Tod fürchtete, denn es war Gesetz im Lande, wie es weiter heißt, daß die Gattin dem Manne in den Totenhügel folge, und in derselben Quelle wird erzählt, daß Valgautr, bevor er zu dem König Olaf († 1030) sich begab, seiner Gattin befahl, mit allem Vermögen sich zu verbrennen, sobald sie die Nachricht von seinem Tode erhalten und das Leichenmahl genossen habe.

War die Teilung des Todesloses noch eine Rechtssatzung, welche die Ehre der Betroffenen nicht antastete, und welcher man leicht einen höheren Sinn unterschieben konnte, so war die direkte Verschenkung und noch mehr der Verkauf der Frau eine die Ehre der Betroffenen vernichtende Härte. Auch dafür haben wir noch aus historischer Zeit Beispiele, welche zeigen, daß man in solchem Verfahren nichts Rechtswidriges sah. Am bekanntesten ist die Tatsache, daß die Friesen zur Aufbringung der Steuer, welche ihnen Drusus auferlegte, ihre Weiber und Kinder in die Sklaverei verkauften; und noch im 13. Jahrhundert war es nach deutschem Recht (natürlich kam es nur bei den untersten Schichten in Anwendung) dem Manne gestattet, in Fällen äußerster Not Weib und Kind zu veräußern. In einem Punkte freilich scheint die rechtliche Stellung der Frau urgermanischer Zeit schon selbständiger zu sein. Bei ihrer Verheiratung geht nur ihr bewegliches Gut in den Besitz des Mannes über, ihr übriges Vermögen wird zusammen mit dem ihres Gatten als besonderer Teil des Gesamtvermögens verwaltet und bleibt im Falle der Kinderlosigkeit ihren Blutsverwandten. Der letztere Umstand läßt uns schon vermuten, worauf dieses Zugeständnis beruht. Es sind hauptsächlich Vermögensinteressen der männlichen Verwandten der Ehefrau im Spiele, nicht das Bestreben, die Persönlichkeit der Besitzerin in diesem Punkte anzuerkennen. Die Stellung der Frau bei andern Rechtsgeschäften läßt sich aus ihrer Stellung unter der Munt des Mannes leicht ableiten; er vertrat sie in allem vor Gericht, er erhielt das Wergeld für die Beleidigung oder Tötung seiner Frau, falls er nicht zu der rechtlich anerkannten Blutrache schritt. Von welchen Gesichtspunkten man in urgermanischer Zeit die Ehe in solchen und ähnlichen Fällen betrachtete, ergibt sich auch daraus, daß im Falle der Ermordung des Mannes der Mörder sein Verbrechen auch dadurch sühnte, daß er die Frau oder Tochter des Ermordeten, denen die Blutrache oblag oder das Wergeld zufiel, heiratete.

Das ist in Grundzügen das Bild der rechtlichen Stellung der Frau in früher germanischer Zeit. Gewiß hatte sich ihr Los gegen Ende derselben schon um ein Weniges gebessert, und wir müssen uns hüten, die Rechte der frühesten Zeit mit gleicher Schärfe auf die Jahre zu übertragen, welche der fränkischen Periode, also dem 6. Jahrhundert, schon nahe sind. Zudem hat die Macht der Verhältnisse, der Einfluß, den die Frau, falls sie klug und tüchtig war, stets trotz ihrer Rechtlosigkeit auf ihren Mann gewann, noch

manches gemildert, aber wir können uns doch nicht verhehlen, daß, von allem anderen abgesehen, dieser Zustand der Willkür des Mannes in einem Punkte, und zwar im wichtigsten, Tür und Tor öffnete, dem Bruch der ehelichen Treue. Jedem Leser von Tacitus' Germania bleibt in Erinnerung die Begeisterung, mit welcher der Römer die Keuschheit der Germanen preist. Tacitus steht mit diesem Lobe nicht allein, und er hat in mancher Beziehung recht. An der Lasterhaftigkeit der römischen Zustände gemessen war der Germane keusch; er kannte namentlich nicht den raffinierten Sinnengenuß des in dem Stadium der Überkultur befindlichen Römers; er lebte im großen und ganzen in monogamischer Ehe, und dem germanischen Weibe waren römische Verführungskünste gänzlich fremd. Aber wir dürfen uns doch nicht über den Tatbestand täuschen; auch der Germane, namentlich der Nordgermane, kannte und gestattete die Vielweiberei, die in älteren Perioden vielleicht allgemeiner war, und noch in ziemlich später christlicher Zeit sagt Adam von Bremen in seiner Geschichte des Hamburgischen Bistums, daß die Schweden in allem Maß hielten, nur nicht in der Zahl ihrer Frauen. Jeder nehme nach Verhältnis seines Vermögens zwei, drei oder mehr und zwar in rechter Ehe, so daß die Kinder als legitim gelten. König Harald Schönhar hatte zehn Frauen und zwanzig Nebenfrauen, die merovingischen und selbst karolingischen Könige, namentlich Chlotar I., Dagobert I., Pipin II. nicht bloß zahlreiche Konkubinen, sondern zuweilen auch mehrere Frauen. Das Normale war bei den südlicheren Germanen allerdings die monogamische Ehe; aber was will das sagen, wenn jeder, besonders der Besitzer von Leibeignen, es als sein gutes, stets unangetastetes Recht ansah, allen seinen Begierden nachzugehen? Keusch, aber erzwungen keusch, war die Ehe des Germanen nur in Bezug auf die Frau. An ihr strafte der Mann mit furchtbarer Härte, meistens durch augenblickliche Tötung, im mildesten Falle durch Hinauspeitschen aus dem Hause, das, was er fortwährend für seine eigene Person in Anspruch nahm und vor den Augen seines Weibes übte.

So stand es, als die ersten Sendboten des Christentums nahten, die Worte des Heilandes kündend: ‚Ihr habt gehört, daß zu den Alten gesagt worden ist: Du sollst nicht ehebrechen! Ich aber sage euch: Wer ein Weib anblickt aus sinnlicher Lust, der bricht schon seine Ehe im Herzen' und mit den wunderbaren Worten des Völkerapostels: ‚Ihr Männer, liebet eure Weiber, wie Christus seine Kirche geliebt hat!'

Wenn es erhebende Momente selbst bei dem kühlsten objektivsten Forschen nach historischer Wahrheit gibt, dann stehen wir hier an einem solchen. Die stille und öffentliche und nach jahrhundertelangem Ringen von Erfolg gekrönte Tätigkeit der Kirche für die Heiligung der Ehe, die Hebung der Frau von der Sklavin zur Genossin des Mannes ist ein unverwelklicher Ruhmeskranz der Kirche, welchen niemand durch kleinliche verständnislose Krittelei über ihre angebliche Geringschätzung der Ehe anzutasten wagen sollte. Beim Überdenken dieser Kulturentwicklung unter dem Einfluß der Kirche drängt sich wohl

die Empfindung auf, als ob ein schriller mit schneidender Dissonanz einsetzender Akkord in langsamem Abschwellen harmonisch gelöst würde. Langsam und allmählich freilich. Recht- und Kulturanschauungen eines Volkes lassen sich nie und nimmermehr durch eine einzige Kraftanstrengung plötzlich beugen. Es bedarf dazu jahrhundertelanger zäher, kluger und aufopferungsvoller Arbeit. Die Kirche hat sie redlich getan, und es ist eine der größten Ungerechtigkeiten, wenn man ihr, statt Anerkennung und Bewunderung zu zollen, den Vorwurf macht, sie habe in den Jahrhunderten dieser Wandlungen, namentlich in der merovingischen und fränkischen Zeit, ihr Ideal nicht rein zu wahren gestrebt.

Die wichtigsten Milderungen des bestehenden Rechtsverhältnisses, welche wenigstens indirekt zum größten Teil dem unermüdlichen Wirken der Kirche zuzuschreiben sind, sind folgende: Es schwindet allmählich der unbedingte Heiratszwang, welchen der Muntmann ausübte, zum erstenmal erscheint die Einwilligung der zu Verheiratenden, also eine Willensbetätigung ihrer Persönlichkeit, als Bestandteil des Kaufvertrages zwischen Verlober und Bräutigam. Freilich auch dies mit einer großen Einschränkung: falls die Braut nicht die Tochter oder Schwester des Verlobers war; Vater und Bruder konnten also immer noch über sie, ohne sie zu befragen, verfügen. Handelte es sich um eine Witwe, so konnte der nächste Verwandte des verstorbenen Mannes, unter dessen Munt die Witwe gekommen war, nicht mehr ihre Wiederverheiratung verwehren, indem bei seiner Weigerung das Recht der Verheiratung an den nächsten männlichen Blutsverwandten der Witwe selbst überging. Der Kaufpreis, den der Bräutigam an den Muntmann zu zahlen hat, erhält allmählich den Sinn einer Mitgift der Braut, denn es wurde üblich, daß der Verlober das erhaltene Kaufgeld, Wittum genannt, dem Mädchen in die Ehe mitgab; die Anschauung kam auf, daß der Vormund das Wittum überhaupt nicht für sich, sondern für die Braut verlange, weil diese dem Willen des Bräutigams folge. Diese Wandlung, obschon den juristischen Bestand nicht ändernd, ist nicht gering anzuschlagen, die Frau wird dadurch zu einer Person, der man für ihre Bereitwilligkeit, sich dem Willen des Mannes zu fügen, schon zu irgend welchem Entgelt verbunden erscheint. Vor dem hatte der Mann ganz allein das Recht gehabt, seine Frau zu entlassen und die Ehe zu scheiden. Jetzt wird auch der Frau das Recht zugestanden, bei unerträglicher Behandlung oder andern schwerwiegenden Gründen sich von dem Manne zu scheiden.

Die Kirche betonte jedoch, falls solche Scheidungen nötig waren, mit allmählich wachsendem Erfolge die Unauflöslichkeit und Heiligkeit einer gültig geschlossenen Ehe und verbot im Festhalten an die Worte des Evangeliums die Wiederverheiratung geschiedener Eheleute, so groß auch die Schwierigkeiten waren, welche ihr in jenen rohen Zeiten dadurch erwuchsen. Vor allem war es aber das Bestreben der Kirche, auch die Germanen zu einer streng monogamischen Auffassung der Ehe zu erziehen. Der Boden war insofern geebnet, als, wie schon bemerkt, die monogamische Ehe bei den Germanen im großen und ganzen das Gewöhnliche war; bei den Großen des Volkes freilich auch

noch in der Zeit nicht, die hier in Rede steht. Das berühmteste und leuchtendste Beispiel unnachsichtlicher Prinzipientreue gab in dieser Beziehung Papst Nikolaus I. (858—867) gegenüber Lotar II., der seine rechtmäßige Gemahlin Thietberga verstoßen hatte, um mit seinen Konkubinen, deren vornehmste Waldrada war, ungestört leben zu können. Der Papst verhalf trotz unglaublicher Schwierigkeiten und Intrigen der Verstoßenen und dem Prinzip zum Rechte. Welches Verdienst um die Heilighaltung der Ehe im Volke sich die Kirche erwarb, indem sie auch die Großen der Welt zur Einhaltung des Sittengesetzes zwang, ist unschwer zu ermessen; aber der Segen der christlichen Lehre ward auch bald denjenigen ihrer Kinder zuteil, welche durch ihre Leibeigenschaft in dem höchsten sittlichen Elende schmachteten. Daß sie es allein war, welche nach langen, unausgesetzten Bemühungen die Unauflöslichkeit auch der Ehe der Leibeignen durchsetzte, wagen selbst solche nicht zu bestreiten, welche ihre Kulturverdienste möglichst zu vermindern suchen.

Wir wollen nunmehr rascher vorgehend einen Blick auf die Entwicklung werfen, bis zu welcher die Hebung der rechtlichen und im Anschluß daran auch der sittlichen Stellung der Frau gediehen war, als die Zeiten des hohen Mittelalters einsetzen.

Wir sehen da zunächst die Allgewalt des Mannes als Hausherrn fort und fort gemildert. Von eigenmächtiger Tötung von Frau und Kinder, einem Heiratszwang über die Töchter ist nicht mehr die Rede, und der Brautkauf schwindet allmählich ganz aus dem Gesichts- und Anschauungskreis des deutschen Volkes; nur bei den Friesen und Dietmarschen, welche überhaupt am zähesten die alten Rechte übten, hält er sich länger. In der Sprache freilich, welche von neuen Kulturwandlungen meist schnell überholt wird, hält sich die Wendung ‚eine Frau kaufen‘ mit ganz abgeblaßtem Sinn bis gegen Ende des Mittelalters. Ein wesentlicher Fortschritt war es weiter, daß fortan nicht mehr der Vormund die Braut verlobt, sondern diese selbst sich unter bloßer Zustimmung des Vormundes dem Bräutigam verspricht. Nur bei Altersunmündigkeit (bis gegen 16 Jahre) bleibt der Vormund der rechtliche Vollzieher der Verlobung.

Die Hausfrau selbst sehen wir weiter im Besitz der sogen. Schlüsselgewalt, d. h. des Rechtes, Geldgeschäfte, welche nur die eigentliche Haushaltung, den speziellen Wirkungskreis der Frau, betrafen, auch ohne besondere Genehmigung des Mannes, abzuschließen. Die Kirche konnte in dieser Periode es als größten Triumph verzeichnen, daß die Unauflöslichkeit der gültig geschlossenen Ehe sowohl bei den Herren und Gemeinfreien als bei den Leibeigenen, von ganz vereinzelten Fällen abgesehen, als gefestigt gelten konnte. Der Kampf gegen das Konkubinat war allerdings viel schwerer, zumal das von den Großen gegebene Beispiel kein gutes war. Obschon die Kirche gegen jedes neben rechtmäßiger Ehe bestehende und gegen jedes doppelte Konkubinat einschritt, ja über Männer und Frauen, die sich in dieser Weise schuldig machten, mit den gleichen kirchlichen Strafen einschritt, wie gegen Ehebrecher,

gelang es doch nicht, der Unsitte Herr zu werden. Das Konkubinat war das ganze Mittelalter hindurch, namentlich bei den Reicheren, häufig, und die öffentliche Meinung dagegen noch so abgestumpft, daß sie es, ohne Ärgernis zu nehmen, geschehen ließ. In Fällen, wo nur einfaches Konkubinat vorlag, suchte die Kirche dieses wenigstens auf die Stufe einer minderen Ehe zu heben; sie erkannte die ohne die nötigen, bürgerlich rechtlichen Formen geschlossene Ehe als gültig und sakramental an, sobald keine Ehehindernisse vorlagen, und den kirchlichen Vorschriften genügt war. Da jedoch die bürgerlich rechtliche Form der Eheschließung dabei übergangen war, folgte daraus, daß die solcher Ehe entsprossenen Kinder gesetzlich nicht erbberechtigt waren und wie uneheliche, dem Stand der Mutter folgende, angesehen wurden. Dies ist der Ursprung der sogen. morganatischen Ehe. Ihren Namen hat sie von der morganatica, der Morgengabe, welche ursprünglich der Ehemann am Morgen nach dem Hochzeitstage seinem jungen Weibe bot. Daß gerade die Morgengabe solchen Ehen den Namen gab, hat darin seinen Grund, daß der Form der gültigen, *bürgerlichen* Eheschließungen (Übergabe des Wittums) bei diesen Ehen nicht genügt war und man darum eine ähnliche Leistung des Bräutigams zur Charakterisierung wählte, die Morgengabe. Sie diente bei morganatischen Ehen immer zur späteren Versorgung der wie gesagt nicht erbberechtigten Kinder. Was die Frage der Ebenbürtigkeit bei Eingehung der Ehe anlangt, so sei nur hervorgehoben, daß in den frühesten Zeiten der Mann, welcher eine Unfreie ehelichte, dadurch eo ipso Knecht ward; umsomehr natürlich ein freies Mädchen, das sich von einem Unfreien hatte entführen lassen. Die Kinder solcher Ehen waren natürlich auch unfrei, sie folgten in Bezug auf ihren Stand, wie die Rechtssprache sich ausdrückt, immer der ärgeren Hand. Seit dem 13. Jahrhundert aber wurde unter dem Einfluß des allmählich angenommenen römischen Rechts dies dahin gemildert, daß die Frau stets dem Stand ihres Mannes folgte, daß die Ehe einer Unfreien mit einem Freien also vollgültig und die Unfreie dadurch zur Freiheit erhoben wurde.

Das Hauptergebnis der Bemühungen der Kirche aber war und blieb der fortan durchgeführte Grundsatz der Unauflöslichkeit der Ehe. An ihn knüpft im wesentlichen jeder Fortschritt an, der sich für eine größere Versittlichung und religiöse Heiligung der Ehe im weiteren Mittelalter erzielen ließ. Das Verhältnis der Frau zum Mann wird, sobald sich jenes Prinzip gefestigt hat, ein anderes, würdigeres; sie ist fortan nicht mehr von der Gnade oder Willkür des Mannes abhänging, nein, sie steht, sobald sie das Jawort vor dem Altar dem Gatten verbunden hat, mit starkem Recht gerüstet vor ihrem Mann, über ihrem Haupte hält die Kirche schützend ihre Hand, denn vor kirchlichem Forum wurden ja in dieser Zeit schon alle ehelichen Rechtsstreitigkeiten ausgetragen.

Der Mann ist gezwungen, ob gern oder ungern, auf die Persönlichkeit der Frau Rücksicht zu nehmen; beide müssen sich, wenn die geschlossene Ehe (und eine neue ist ja eben unmöglich) zum häuslichen Glücke führen soll,

ineinander fügen lernen, sich verstehen, ihre Rechte achten. Das ist das unvergleichlich erziehende und versittlichende Moment der Ehe, welche damals die Kirche der Welt als ein unauflösliches Band, mit den Gnaden eines Sakramentes ausgestattet, geschenkt hat.

Und gleichfalls dem Schatze ihrer Lehren wurde eine andere Vorstellung entnommen, die nicht bloß die würdige Stellung der Frau in der Ehe und gegenüber dem Manne, sondern die Daseinsberechtigung und die Würde des weiblichen Geschlechtes überhaupt, des Weibes an sich einschloß. Es ist das Bild der allerseligsten Frau, welche Mutter und Jungfrau zugleich, dem Menschengeschlechte seinen Erlöser schenkte. Seit den ersten Jahrhunderten hatte die Kirche ihr Andenken heilig gehalten, von ihr als Fürsprecherin der Kirche redet der hl. Irenäus schon im 2. Jahrhundert, ihrer Sündenlosigkeit leiht Augustinus begeisterte Worte und Cyrill von Alexandrien weist mit klaren Worten auf den tiefsten Grund des Marienkultus hin, auf das sittliche Ideal, das ihre Person und ihr Leben vorstellt, auf das Ideal, dem kein höheres, vorher oder nachher sich an die Seite stellen läßt. Der Marienkultus hat, von der Kirche gepflegt, zusammen mit der christlichen Lehre bei den germanischen Völkern Eingang gefunden; aber die ersten Jahrhunderte der christlichen Erziehung der Germanen hatten sich natürlich mit der Einpflanzung der rudimentärsten christlichen Moralvorschriften und Glaubenslehren begnügen müssen. Erst als das Christentum schon vollkommen in die Anschauungsweise der Germanen übergegangen war, wurde es möglich, daß die Verehrung der Mutter Gottes zu solcher Innigkeit sich steigerte, daß sie Einfluß gewann auf die Schätzung des ganzen Geschlechtes, dem die hl. Jungfrau angehörte, und als dessen Krone sie gefeiert ward. Der Germane war, wenngleich nicht für das Recht der Persönlichkeit der Frau, so doch für das Ahnungsreiche und Geheimnisvolle der Frauenseele nie ganz ohne Sinn gewesen, und so manche erwählte Frauen, auch in der Urzeit, hatten beim ganzen Volke in Achtung und Verehrung gestanden. Es sei nur an Seherinnen wie Veleda, Albruna und Ganna erinnert. Somit waren natürliche Anlagen vorhanden, aus welchen sich eine mit religiöser Empfindung verbundene Wertschätzung des weiblichen Geschlechtes entwickeln konnte; und durch das Christentum veredelt, gelangte diese im Laufe des Mittelalters zu hoher, eigenartiger Bedeutung. Mag bei der Marienverehrung des Mittelalter auch so manches mit untergelaufen sein, was die Kirche nicht billigen konnte und unserm religiösen Gefühl widerstreitet, man wird dieser Kulturerscheinung, die gerade bei den Deutschen einen so eigenartigen Zug zur Verallgemeinerung auf das ganze Geschlecht zeigt, ihre hohe Bedeutung für die Hebung der Frau nicht absprechen können. Beispiele aus Geschichte, Dichtung und Legende sind hier in Fülle beizubringen; der ritterliche Sänger namentlich ließ, wie so mancher religiös empfindende Dichter bis in die Neuzeit, auf das Frauenideal seines Herzens einen Schimmer fallen von dem himmlischen Glanze, welcher das Bild der seligsten Jungfrau umstrahlt. Damit streifen wir auch schon eine weitere Seite des Gedankenkreises,

in welchen die Frau im Mittelalter einbezogen wurde. Die Achtung und geheimnisvolle Ehrfurcht vor weiblicher Jungfräulichkeit ist kaum irgend einem Kulturvolke unbekannt. Das Christentum, welches bei aller seiner Achtung für die Ehe doch der Virginität den Vorzug höherer Vollkommenheit gibt, hat es vor allem gepflegt, und namentlich wieder im Hinblick auf die jungfräuliche Gottesmutter. Damit war ein weiterer Ansatzpunkt gewonnen für eine Hebung der Stellung der Frau im Christentum, der Gedanke des Wertes der Enthaltsamkeit aus natürlich sittlichen und religiösen Motiven konnte im Vorstellungskreise der christlichen Germanen Platz gewinnen. Dies bedeutet aber wiederum einen großen Schritt vorwärts in einer höheren Auffassung der Ehe und der Bestimmung der Frau in der Ehe. Die Frau erscheint als Gattin nicht mehr bloß das Werkzeug zur Befriedigung des Mannes, sondern ihr ist von dem Enthaltsamkeitsgedanken aus auch der Weg geöffnet, von der geschlechtlichen Seite der Ehe abgesehen, in ein Verhältnis reinerer Freundschaft und Kameradschaft zu treten. Stets bemühte sich die Kirche aufs eifrigste, der Ehe ihren bloß sinnlichen, die Frau herabdrückenden Charakter zu nehmen, und es ließen sich, wenn hier der Platz dazu wäre, eine Reihe kirchlicher Verordnungen und Kundgebungen aufführen, welche diese hohe, wahrhaft menschliche und christliche Kulturarbeit aufs glänzendste illustrieren. Alles in allem genommen ist es darum gewiß nicht zu viel behauptet: die Frau des Mittelalters und von da an bis in die Jetztzeit verdankt ihre gegenüber dem ursprünglichen Zustande so gehobene Stellung in erster Linie dem Christentum und der Kirche. Ihre Lehre und ihre Kulturarbeit hat es erst ermöglicht, überhaupt die Hand an das Werk zur Lösung der Frauenfrage (hier nicht im wirtschaftlichen Sinne verstanden) zu legen.

Keineswegs soll mit dem Vorangehenden gesagt sein, daß es in der Praxis wirklich gelungen wäre, die für die angemessene Stellung der Frau vorschwebenden Ziele auch nur annähernd zu erreichen; zu solchen Wandlungen gehört ein längerer Zeitraum, als ihn die Jahrhunderte des Mittelalters auszufüllen vermögen; sind wir uns doch selbst in der Gegenwart bewußt, der Verwirklichung derselben in manchen Punkten noch fern zu sein.

Wir können nunmehr, auf den im Vorangehenden gebotenen Grundlagen fußend, zu einer Würdigung der gesellschaftlichen Stellung übergehen, welche die deutsche Frau im Verlaufe des Mittelalters einnahm. Die frühen Jahrhunderte behandeln wir dabei nur im Überblick, weil die Quellen zu spärlich fließen, die Grundlinien der sozialen Stellung der Frau aber aus dem oben Gesagten erkennbar sind. Es wird so möglich, von den späteren Jahrhunderten, etwa vom 11. angefangen, ein eingehenderes, lebensvolleres Bild zu entwerfen, in dem wir eine tiefgehende Wandlung der Anschauungen sofort bemerken werden. Freilich haben wir dabei zunächst nur die Frau der ritterlichen Gesellschaft im Auge. Von den Frauen niederen Standes wissen wir wenig und wäre jedenfalls auch, wenn wir alles wüßten, nicht gar viel zu berichten. Das Hauptinteresse der Kulturgeschichte beansprucht in dieser

Zeit die tonangebende höfische Gesellschaft. Wie vordem das Recht der Frau, so wird für diesen Teil unserer Ausführungen der allmählich feste Formen annehmende Gang der Erziehung der deutschen Frau im Mittelalter unser Führer sein.

Von den ersten Kinderjahren der Mädchen aus der höfischen Gesellschaft ist nichts anderes zu sagen, als was wir auch über die heutige Erziehung in diesem Alter berichten könnten; das kindliche Spiel steht im Mittelpunkte aller nicht rein körperlichen Lebensfunktionen. Mit fünf, sechs Jahren trat ebenso wie heute die Schulfrage an die Eltern heran; wir sehen hierbei denselben Grundsatz durchgeführt, wie er für die ritterliche Knabenerziehung galt: es ist Regel, schon in diesem zarten Alter das Kind aus dem Hause zu geben, zu Verwandten oder in ein Kloster. Andernfalls wird in höfischer Zeit eine besondere Zuchtmeisterin, Gouvernante, engagiert zur Unterweisung in den speziell weiblichen Handarbeiten. Ein Kleriker leitet dann den wissenschaftlichen Unterricht. Bevor wir auf Art und Ziele des letzteren eingehen, sei zur allgemeinen Charakteristik ein Moment nachdrücklich hervorgehoben: die Bildung der Frau war im Mittelalter der heutigen Frauenbildung relativ weit überlegen, die Frau der ritterlichen Stände ihrem Mann und ihren Brüdern an Bildung durchweg übergeordnet. Besonders tritt dies im frühen Mittelalter hervor, wo die Töchter der Vornehmen nicht bloß schreiben, lesen, rechnen konnten, sondern meist das ganze Trivium absolvierten, nicht selten auch einzelne Fächer des Quadriviums.

Wir haben auch bei der Frauenbildung den Grundsatz alles mittelalterlichen Bildungswesens festzustellen: die römisch-geistliche Bildung ist die einzige vorhandene; selbst die Frau greift, um sich Bildung anzueignen, nach dieser; ihr Wissensgut besteht aus einem Teil, und zwar aus einem ziemlich großen, von dem des Geistlichen. Wir staunen darum, was man im frühen Mittelalter, von den hl. Schriften abgesehen (Pentateuch, Psalter, Evangelien, Apostelgeschichte), an weltlichen Schriftstellern jungen Mädchen der vornehmen Klassen unbedenklich in die Hand gab; es sind zum großen Teil Dinge, welche wir heute, selbst von den letzten Klassen der Gymnasien aus pädagogischen Gründen fernhalten: die nicht sehr sittsamen Komödien eines Plautus, Terenz und die galanten Erzählungen Ovids. Der Bildungstrieb des weiblichen Geschlechtes im frühen Mittelalter, namentlich der Nonnen, ist geradezu bewundernswert; ohne die weiblichen Arbeiten in Spinnstube und Küche irgendwie zu vernachlässigen, liegt man mit größtem Erfolge der Aneignung aller Bildungsgegenstände der gelehrten Männerwelt ob. Die Klöster des 9., 10., 11., zum teil auch des 12. Jahrhunderts sind dafür sprechende Beweise. Dem Namen der gelehrten Hroswitha von Gandersheim, der bekanntesten Vertreterin höherer Frauenbildung im frühen Mittelalter lassen sich eine ganze Reihe anderer gelehrter Frauen anschließen, wie der großen Herrad von Landsberg, der Verfasserin des ersten deutschen Konversationslexikons. Aber eines ist nicht zu übersehen, es handelt sich in der Mehrzahl um Frauen,

deren Beruf das klösterliche Leben ist; die Töchter der Vornehmen, welche in der Welt bleiben wollen, dringen als Klosterschülerinnen nicht zu einem so hohen Maße der Bildung vor. Die Elementarbildung jedoch und die Kenntnis der lateinischen Sprache soweit, daß sie das Hauptfrauenbuch des Mittelalters, den lateinischen Psalter, lesen und verstehen konnten, bleibt eiserner Bildungsbestand der Klosterschülerinnen, auch derjenigen, welche in die Welt zurückkehren. Daß sie damit, im Falle späterer Verheiratung, ihren ritterlichen Männern an Bildung stets überlegen waren, steht außer Zweifel und läßt uns die Frauenfrage des Mittelalters von einer neuen, höchst bemerkenswerten Seite erscheinen. Ich glaube sogar, daß hierin, was nirgend betont ist, ein Hauptgrund liegt für die bedeutungsvolle selbständige Stellung, welche die vornehme Dame im Mittelalter erringt und die sie zum Gegenstande der Verehrung der ritterlichen Männerwelt macht; und zwar um so mehr, je armseliger die Kenntnisse des Ritters meist in allem waren, was außerhalb seines Schildesamtes lag. Rühmlicher Hervorhebung bedarf dabei eines: trotz ihres verhältnismäßig großen Umfanges und ihres Übergreifens in geistlich gelehrte Bildungsstoffe vernachlässigte die mittelalterliche Frauenbildung nicht im mindesten die Kenntnisse und Handfertigkeiten, welche die Frau allein befähigen können, an der Spitze des Hauses ihre Stelle auszufüllen. Im Weben, Spinnen, Sticken, Kochen mußte jedes Mädchen, das eine Ehe einging, durchaus bewandert oder, wie man heute sagt, perfekt sein. Das Wichtigste war die Kenntnis des Spinnens und Webens. Die Frau an der Spitze der Mägde hatte für die Beschaffung und Bearbeitung des ganzen Bekleidungszeuges der Hausbewohner zu sorgen. Das Nibelungenlied führt uns diese Art der Beschäftigung selbst der vornehmsten Frauen mit großer Behaglichkeit und Breite vor Augen. Rocken und Spindel als Wahrzeichen der deutschen Hausfrau sind ja bis heute, wenigstens in der Poesie, in Gebrauch geblieben.

Das Mädchen im Mittelalter hatte also, wenn wir uns die Aufgaben, die ihrer bei der Erziehung warteten, vergegenwärtigen, sehr fleißig zu sein und weit mehr zu lernen und zu arbeiten als der Mann. Das Bild, das uns Tacitus' Germania von der in harter Haus- und Feldarbeit sich mühenden Frau und den nur dem Waffenhandwerk obliegenden Herren der Schöpfung gibt, hat sich auch in dieser Zeit noch nicht so geändert, daß ein Hinweis darauf unpassend wäre.

Soweit sich die weibliche Bildung über die rein häuslichen Fertigkeiten erhebt, haben wir in ihrer Geschichte im 12. Jahrhundert einen tiefen Einschnitt zu machen. Die erste Periode, welche bis ins 12. Jahrhundert reicht, hatte, wie wir sahen, durchaus geistlichen Charakter. Vom Beginn des ritterlich höfischen Wesens des Mittelalters aber wird ein Bildungsstreben rege, welches sich unter starker Zurückdrängung der geistlichen und geistlich-gelehrten Seite der Bildung den besonderen Strömungen der Zeit anpaßt. Die Klosterschule besuchte man freilich weiter bis zur Aneignung der elementaren Kenntnisse, aber daheim oder in der Pension auf einer fremden Ritterburg kam

eine moderne Zeitbildung hinzu. Sie bestand in der Aneignung der Regeln höfischer Sitte und ebenso noch wie heute in schöngeistiger Lektüre, französischen Stunden und Musikunterricht, welchen die jungen Damen oft von herumziehenden Spielleuten empfingen, Klassiker und Kirchenväter wurden damals altmodisch, nur den Psalter behielt man von der Klosterzeit weiter. Im Mittelpunkt des Interesses aber standen die Ritterromane, die Bücher, aus denen man fortan die von den Männern gewünschte höhere Bildung, die höveschheit studierte. Wie viel gelesen wurde, läßt sich leicht aus der großen Zahl ritterlicher Leseepen abmessen, das Nibelungenlied und die Gudrun sind ja in der Gestalt, wie sie uns vorliegen, nur Umdichtungen des Volksepos zu höfischen Leseepen. Daß man unter Umständen aus dem Roman nicht bloß Tugend und ‚moraleteit' lernte, läßt sich denken. Die fortan mit größter Peinlichkeit gepflegten Anstandsregeln der höfischen Welt gingen fast samt und sonders auf französische Komplimentierbücher zurück. Leider gestattet der Raum nicht, auf die zuweilen recht interessanten Einzelheiten derselben einzugehen. Außer der Aneignung jener Regeln höfischer Sitte und dem Parlieren in der Sprache des Landes, wo sie besonders zu Hause waren, machte ebenso wie heute noch Spiel und Sport (Schach, Dame, Falkenabrichtung und Falkenjagd, Besuch des Tourniers) eine Hauptsache aus in dem Gesichtskreise der vornehmen Damenwelt. Der Gesang, schon in der Klosterschule gepflegt, wurde fortgesetzt. Das Klavier ward damals durch die Laute vertreten. Schoßhündchen erfreuten sich auch schon in jener Zeit des liebevollsten Interesses unverheirateter und verheirateter Damen.

Doch wir wollen an dieser Stelle innehalten, um eine Frage, die sich uns notwendig aufdrängen muß, zu beantworten: Wie stimmt in aller Welt diese Erziehung der Dame, ihre Beschäftigung und Interessensphäre mit der Stellung überein, in welcher wir bisher die deutsche Frau des Mittelalters, namentlich in ihrem rechtlichen Verhältnis zum Manne gesehen haben? Ist es nicht etwas völlig Neues, eine gewisse Emanzipation des Weibes, etwas gänzlich Verschiedenes von dem, was das Wesen selbst der vornehmsten Frau im frühen Mittelalter und im ersten Anfang des hohen ausmacht?

Wir müssen darauf mit einem vollen Ja antworten. Durch die Tätigkeit der Kirche zur Hebung der Frau beeinflußt, durch das ritterliche Ideal und die französische Mode begünstigt, haben sich bei den oberen Zehntausend ganz neue Anschauungen über Wesen und Wert der Dame ausgebildet; sie wird auf einmal mitten in die gesellschaftliche, sittliche, ja teilweise religiöse Interessenssphäre der Männerwelt hineinversetzt und nimmt dort fortan eine hochbedeutsame, ausschlaggebende Stellung ein. Der Umschwung war ein ziemlich plötzlicher, überhasteter und darum teilweise krankhafter, hatte einen zu modischen und höfischen Anstrich, noch zu schwache moralische Grundlagen und zu starke sinnliche Beimengungen. Er konnte darum in der Form, in welcher er auftrat, nicht Bestand haben. Wer sich die ganze Sachlage vergegenwärtigt, muß in der Tatsache des Frauenkultus und Minnedienstes eine

Übergangskrankheit sehen, ein Verfallen von dem einen Extrem ins andere, wie es Zeiten großer Umwälzungen immer mit sich bringen. Bevor wir indes auf den Wert hinweisen, den diese ganze Übergangskrankheit trotz allem hatte, wollen wir uns erst Wesen, Entstehung und Verlauf derselben klar zu machen suchen.

Der höfische Frauenkultus bedeutet seinem Wesen nach geradezu eine Umkehrung des bis zum 12. Jahrhundert herrschenden Verhältnisses zwischen Mann und Weib. Bis zu dieser Zeit war, wie aus allen geschichtlichen Quellen, namentlich den als solchen hier höchst bedeutsamen poetischen Schöpfungen des Mittelalters hervorgeht, die Frau diejenige, welche die Liebe des Mannes suchte, in Bewunderung seiner Tüchtigkeit und männlichen Schönheit ihm ohne Scheu ihre Neigung entgegenbrachte und durch eine Erwiderung derselben beglückt und beseligt ward. Bange Sorge begleitete den abwesenden Geliebten auf seine Fahrten, eine andere Frau könne vielleicht seine Liebe gewinnen, sein Herz mehr ausfüllen. Demut und Hingebung sind die charakteristischen Eigenschaften des liebenden Frauengemütes, wie sie uns in allen Gedichten der vorhöfischen Zeit vor die Seele treten.

Ohne längere Übergangsperiode sehen wir dann (seit 1170 etwa) ganz andere Vorstellungen die höfische Welt beherrschen. Die Frau ist zur Königin geworden, welcher der Mann demütig um ihre Gunst und Neigung bittend naht. Nach ihrem Urteil, oft nach Laune und Willkür teilt sie ihre Gnaden aus, oft versagt sie, meist zögert und prüft sie und verlangt Beweise unbedingter Ergebung und Fügsamkeit ihres Verehrers. Die geringste Gunst der Herrin beglückt den verliebten Ritter, eifert ihn zu neuem Werben um die Huld seiner Dame an und bestärkt in ihm den Vorsatz unwandelbarer Treue, sollte die Frau selbst ihrerseits kälter und spröder oder gänzlich abweisend werden. Er betrachtet es als selbstverständlich, daß er sich durch Tüchtigkeit und Verdienst, durch große Taten und Wagnisse die Neigung der Frau erst *verdienen* und weiter *erhalten* müsse.

Das ist die Grundstimmung, mit welcher die höfische Männerwelt am Ende des 12. Jahrhunderts und in der ersten Hälfte des 13. den Frauen gegenübersteht. Zweifelsohne hat die aus Frankreich herübergekommene Mode einen großen Einfluß auf die Entstehung dieser Vorstellungsreihen geübt, deren Träger, wie übrigens immer wieder hervorgehoben werden muß, nur ein einziger Stand, der Ritterstand, ist; wie es aber in Frankreich zu dieser Erscheinung kam, namentlich inwiefern die Bemühungen der Kirche um die Hebung der Frau dazu beigetragen haben, wie groß der Anteil der herrschenden Marienverehrung war und inwieweit die ganze Erscheinung nur der Ausfluß der sich festigenden ritterlichen Sitte und des ritterlichen Ideals war, darin sehen wir noch nicht ganz klar. Legen wir das Hauptgewicht auf die Geltung des ritterlichen Ideals, so schieben wir die Frage nur etwas zurück und stoßen dann sofort wieder auf den Einfluß, welcher dem Wirken der christlichen Kirche an seiner Entstehung zuzuschreiben ist. Spricht doch Leon Gautier in

seinem epochemachenden Werk ‚La chevalerie‘ es mit voller Bestimmtheit aus, daß auch das Rittertum mit allen seinen Idealen nur eine Schöpfung der Kirche sei, ihr Bemühen, das Waffenhandwerk im christlichen Sinne zu veredeln zum Besten der Bedrückten, Witwen, Waisen und Frauen. Weinhold gibt dem Gedanken Ausdruck, daß der Frauendienst, welchen der Ritter einer bestimmten Dame darbringt, gewissermaßen nur ein Symbol des Dienstes ist, welchen er ursprünglich den Frauen im allgemeinen als hilfs- und schutzbedürftigen Personen leistete. Ob diese Motivierung die geschichtliche Entwicklung voll erschöpft, möchte ich allerdings dahingestellt lassen. Sicher scheint nur, daß, sobald wir tiefer nach dem Grund der Erscheinungen graben, wir auf Boden stoßen, der von der Kirche und christlichen Lehre vorbereitet worden war, andererseits aber, daß wir darüber und darunter Schichten sehen, die mit Religion, Christentum oder sittlichem Ideal nichts zu tun haben, sondern lediglich der starken sinnlichen Begierde und ritterlichen Abenteuerlust des Mannes ihren Ursprung danken. Beide Anschauungen, eine hohe sittliche und eine ausgesprochen sinnliche, manchmal direkt lebemännische gehen neben einander her. Der veredelnde Einfluß des Frauengemütes auf den ungestümen harten Charakter des Mannes, das Vorbild unbefleckter weiblicher Keuschheit und Reinheit, die jedem Verlangen widersteht, das nicht mit strenger Zucht und Sittlichkeit vereinbar ist, wird hoch gepriesen und von Dichtermund mit innerer Begeisterung besungen. Daneben aber in einer Unzahl von Gedichten voll des höchsten Lobes auf die Frauen ist das Ziel des Begehrens im Manne mit so unverhüllter Deutlichkeit ausgesprochen, wie nur in irgend einem modernen, jede christliche Sitte hintansetzenden Liebespoem. Aber das Minnewerben des Ritters hatte doch vielleicht, so fragen wir weiter, die endliche Vereinigung der Herzen in der Form der christlichen Ehe zum Ziel?

Wäre dies der Fall, so könnten wir alles verstehen, ja vielleicht entschuldigen, aber, und hiermit kommen wir zu einem Kernpunkte des höfischen Minnelebens, die Minne des Ritters gilt in den meisten Fällen Frauen, die ihre Hand schon vergeben, ihre Treue einem andern geschworen haben, die frouwe, welcher der Ritter minnt, ist in den weitaus meisten Fällen schon Gattin; der Minnedienst wird dann, da er auch in diesen Fällen selten ein idealer bleibt, zum fortgesetzten Versuche, die Frau zum Bruche des Bandes zu verführen, dessen Heiligkeit und Unauflöslichkeit die Kirche mit so großen Anstrengungen zu festigen suchte. Die Liebe wird zum pikanten ritterlichen Abenteuer, das man glücklich und erfolgreich und ohne in Unannehmlichkeiten verwickelt zu werden, zu absolvieren trachtet. Der Ritter muß sich, um den Liebeslohn der Dame zu gewinnen, die ihm ja unendlich mehr opfert, wie er ihr, zu dem demütigsten Werben um die Erzeigung der Gnade entschließen, er muß sich durch fortwährendes Jammern und Klagen über Nichterhörung in seiner männlichen Würde erniedrigen und so der Zurückweisung edler Frauen aussetzen. Darin liegt eben das Krankhafte der Kulturerscheinung, daß das allmählich sich würdiger gestaltende Verhältnis des Mannes zur Frau hier in

den Kreis ritterlichen Abenteuers tritt, dem man sich aus Lust an dem Reize des Gefahrvollen und schwierig Erreichbaren hingibt, und daß es durch diese Verbindung bis zur Karrikatur seines Ideals geworden ist.

Die erste der dreißig regulae amoris, welche Capellanus für die höfische Ritterwelt kodifiziert, ist die: causa conjugii non est ab amore excusatio recta. Also jeder Standesdame, und in der Praxis waren es meist die im Vordergrund des höfischen Lebens stehenden verheirateten Frauen, konnte der Ritter seinen Dienst widmen. Er nahte sich von ferne mit der Bitte, sie möge seinen ritterlichen Dienst annehmen. Gewährte sie es ihm, so war fortan sein ganzes Streben auf Jahre hinaus bis zur vollen Erhörung dem Gegenstande seines Dienstes geweiht. Hatte ihm die Dame ein Liebeskleinod gegeben, so war dies auf allen Wegen und Kämpfen der ständige Begleiter, dessen Anblick ihn bei allen Taten in die höchste Begeisterung versetzte. Das Minnekleinod war ein verschiedenes, von dem poetischen Ring bis zu der merkwürdigen aber charakteristischen Sitte, ein von der frouwe getragenes Hemd als steten Begleiter zu wählen. Auf das Gebot der Dame tat der minnende Ritter alles; sogar das opferreichste der ritterlichen Werke, die Kreuzfahrt, unternahm so mancher nur auf das Geheiß seiner Herrin, mehr um irdische als um Gottesminne. Wenn er die reine Gottesfahrt vollendet hat, so wird Frau Minne wieder das Ziel seines Strebens:

Lâ mich, Minne, vri.
Du solt mich eine wîle sunder liebe lân.
Du hâst mir gar den sin benomen,

ruft Albrecht von Johannsdorf beim Antritt des Kreuzzuges aus, aber er fährt fort:

Komest du wider bî
Als ich die reinen gotes vart volendet hân,
So wis mir aber wilkomen.

Auch die ritterliche Sitte des Turniers wurde den Minnedienern nur eine Gelegenheit, sich ihrer Dame würdig zu erzeigen. Ein symbolisches Wappen der Dame, für deren Ruhm er kämpfte, auf der Rüstung, das eigne Wappen verdeckt, geht der Frauenritter in den Kampf. Sein Bemühen ist es, sich namentlich in den ‚Damenstichen‘ hervorzutun, welche die gefährlichsten waren, und am öftesten zu schweren Verwundungen führten. Der höchste Lohn der Liebe entgalt meist den Ritter für einen siegreichen turnei zu Ehren seiner frouwe. Daß der Name der Angebeteten in der Regel niemandem bekannt war als dem Ritter selbst, ist bei der Unerlaubtheit des Liebesverhältnisses selbstverständlich. Die Hüter der Frau und die märkaere oder Aufpasser, welche das häusliche Leben solcher als Liebesherrinnen verdächtigter Damen im Auge behielten, sind darum die gehaßtesten Personen der Minnediener, und namentlich die Dichter können sich in ihrer Schmähung nicht genugtun.

Wir haben gesehen, daß die Stellung, welche die Frau im höfischen Leben des Mittelalters einnahm, zum Teil zwar hohen sittlichen und religiösen Anschauungen der Ritterschaft ihre Bedeutung verdankte, daß aber die Art und Weise, in der man seiner Verehrung und Neigung für sie Ausdruck lieh, in den meisten Fällen im Gegensatz zu dem Prinzipe standen, welches allein der Frau eine dauernd menschenwürdige und vollgültige Stellung an der Seite des Mannes sichert. Wir sahen die Ursache der Verirrung darin, daß die Ritter eine Hauptneigung ihres Standes, die Lust am Abenteuer, in das Werben um die Liebe der Frau hineintrugen. In dem Gefahrvollen, das mit dem Liebesverhältnisse des Ritters zu einer verheirateten Frau verbunden war, war der größte Reiz ihres Beginnens gelegen. Der ganze Minnedienst des Mittelalters ist auf diese Weise also zum Zerrbild eines gesunden und erstrebenswerten Verhältnisses zwischen Mann und Frau geworden. Es handelt sich nun darum, haben die Anschauungen, welche im höfischen Frauenkultus und in der Sitte des Minnedienstes hervortreten, trotz ihrer bedenklichen Seiten eine Wirkung ausgeübt auf die Umgestaltung und dauernde Besserung der Stellung der Frau überhaupt? Ohne Zweifel und zwar im höchsten Maße. Mögen wir mit Recht die Auswüchse des Minnedienstes verurteilen, vor allem das Betteln des Mannes um eine Gunst, welche das Weib ohne Aufgebung ihrer Würde nicht erweisen konnte, so können wir doch unsere Einsicht nicht dagegen verschließen, daß durch die hohe Aufmerksamkeit, welche man der Frau zu widmen begann, durch die Tatsache, daß sie mehr und mehr zum Mittelpunkt des gesellschaftlichen Lebens und Strebens wird, auch die Achtung ihres Geschlechtes erhöht wurde, daß man auch in solchen Kreisen, welche dem Minneleben und Dienen fern standen, wohl oder übel mit ihrer Persönlichkeit rechnen mußte. Und das infolge einer besonderen Beziehung. Der Ritterstand, welcher im 12. Jahrhundert das Vorbild, fast können wir sagen die Mode der Frauenverehrung und des Frauendienens aufstellte, war im hohen Mittelalter derjenige, auf welchen alle anderen Stände schauten, der, dessen gesellschaftliche Formen jeder, der zu der besseren oder ‚gebildeten‘ Gesellschaft zählen wollte, nachahmte und zu den seinigen machte. Der Frauendienst des Rittertums trug einen Zug an sich, der sich aus beruflichen Interessen jenes damaligen Wehrstandes erklärt. Diese Lust an dem Abenteuerlichen und schwierig zu Erreichenden verblaßte natürlich, sobald die Sitte des Frauenkultus von den andern Ständen, namentlich von den Bürgern in den Städten nachgeahmt wurde. Das Verhältnis wird ehrbarer, etwas bürgerlicher, aber das beste an ihm bleibt doch bestehen, die Verehrung der Frau. Und sollte man diesem Wort ein verdeutlichendes Eigenschaftswort beigeben, so dürfte man in der Tat schwerlich ein anderes finden als ‚ritterlich‘. Es bezeichnet in seinem guten Sinne noch heute unter Aufgabe des abenteuerlichen, moralisch bedenklichen Moments die auf der sittlichen Achtung des weiblichen Geschlechtes beruhende Gesinnung des Mannes gegen das Weib; eine Gesinnung, welcher jene gemeine Vorstellung fernliegt, die das Weib nur als Werkzeug der Lust oder Willkür des ihm rechtlich über-

geordneten Mannes gelten lassen will. Es liegt in dem Wort auch zugleich die Idee, welche mit seinem Ursprung aufs engste verknüpft ist, die Achtung der Frau eben deswegen, weil sie als Schwächere und an Rechten Ärmere des Schutzes des Mannes bedarf, den zu gewähren eben Pflicht des christlichen Ritters ist. Wenn wir unter diesem historischen Gesichtspunkte die Stellung ansehen, welche die Frau aller Stände, besonders freilich der höheren, in der Gegenwart einnimmt, die heutige Sitte und ihre Kodifizierung im guten Ton selbst mit Beziehung auf alle jene kleinen Regeln der Höflichkeit und des Anstandes betrachten, so werden wir am besten beurteilen, welche lange, feste und ununterbrochene Kette die gegenwärtige Kultur mit der des höfischen Mittelalters verbindet. Der Grundzug aber ist die Achtung und gerechte Behandlung der Frau deswegen, weil sie im Kampf ums Dasein als die Schwache, der Hilfe Bedürftige, dasteht. Das ist aber ein tiefchristlicher Zug, eine der wesentlichsten sittlichen Forderungen des Evangeliums; es ist nur eine Art der Erfüllung des Gebotes der christlichen Barmherzigkeit und werktätigen Nächstenliebe. Und gerade diesen auf den Fundamenten des Christentums beruhenden Zug in dem Verhältnis von Mann und Frau suchen wir bei all den Völkern vergebens, die nicht der Segnungen des Evangeliums teilhaftig geworden sind. Das ist der tiefste Sinn, den wir mit dem Gedanken verbinden, daß in dem echten Christentum die sittliche und rechtliche Seite der Frauenfrage gelöst ist.

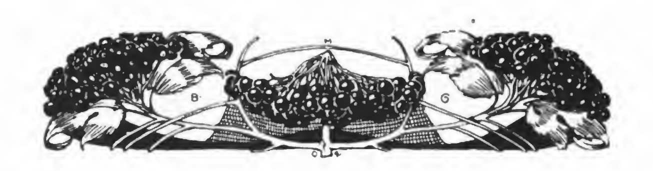
Wir haben uns bisher fast nur mit den Beziehungen beschäftigt, rechtlichen und gesellschaftlichen, welche die Frau des Mittelalters zu ihrer Umgebung, namentlich der Männerwelt, hatte. Am Schlusse möchten wir versuchen, das innerste Wesen der deutschen Frau, wie es sich in der mittelalterlichen Welt spiegelt, mit wenigen Worten herauszuheben. Wir müssen uns dabei freilich hüten, wie es oft geschieht, ein Ideal zu konstruieren, das einer überlegten historischen Würdigung nicht stand hält und durch die Steinwürfe derjenigen zertrümmert werden könnte, die ihr Urteil über die Frau aus trüben Quellen zu schöpfen gewohnt sind. Es bleiben auch ohne jene romantische Steigerung Schönheiten genug an dem Bilde übrig. Es ist an erster Stelle ein Zug ernster Selbstachtung, eines Stolzes, der durch äußerere Mittel nicht gebrochen werden kann, sondern sich nur von der Hochachtung besiegen läßt, welche Verdienst und männliche Tüchtigkeit einflößen. An der Ehre des Mannes hängt die Liebe der deutschen Frau; sie ist tief und treu, aber doch nicht unwandelbar, falls sich jene ihre Voraussetzung ändert. Vor dem tüchtigen, ehrenhaften Manne beugt sich in freiwilliger und darum nicht entehrender Demut die deutsche Frau, und die bewährte Tüchtigkeit ihres Gatten befähigt sie zu einer mit der innigsten Hingebung gepaarten Treue in guten und schlimmen Tagen und über den Tod hinaus.

Die mit Recht gerühmte Keuschheit der deutschen Frau spiegelt sich uns im Mittelalter nicht in ihrer Unzugänglichkeit für die Freuden der Liebe, sondern darin, daß sie zu stolz ist, des bloßen Sinnengenusses wegen sich selbst dem Manne anzubieten, wie wir dies bei nichtgermanischen Völkern, namentlich

den Orientalinnen, welche die Ritter aus den Kreuzzügen kennen lernten, so oft finden; die sinnliche Liebe der deutschen Frau erscheint stets nur mit der höheren, sittlichen Schätzung des Mannes verbunden. Die deutschen Frauencharaktere, welche die Dichter und Geschichtsschreiber des Mittelalters unter Reinigung von den Schlacken geformt haben, die jedem irdischen Wesen anhaften, eine Hiltgunt, Kriemhild, Brunhild, Gudrun, Enite, Herzeloide, die lichten Gestalten einer hl. Hedwig, Radegunde, Elisabeth und Gertrud, sie zeigen die hohen Vorzüge des deutschen Weibes in reinster Prägung. Und erheben auch wir uns von den Einzelerscheinungen, die uns in der Geschichte menschlich unvollkommener entgegentreten, zu dem Wesen, das ihnen allen zugrunde liegt, so können wir getrost mit dem größten Dichter der deutschen Frau singen:

Tiusche man sint wol gezogen,
Rechte als engel sint diu wîp getân.
Swer sie schiltet, der'st betrogen
Ich enkan sîn anders niht verstân.
Tugent und reine minne,
Swer die suochen wil,
Der sol komen in unser land: dâ ist wünne vil.
Lange müeze ich leben dar inne!





Novalis und sein magischer Idealismus.

Von

Friedrich Alfred Schmid-Noerr.

‚Romantik‘ — dieses Wort hat in unseren Tagen wieder einen guten Klang. Es ist ein Wort, das uns auf manchen Gebieten des modernen, geistigen Lebens immer häufiger zu begegnen beginnt, vor allem in den Bestrebungen und Wiederbelebungen einer bestimmten, neuerstandenen Naturphilosophie. Es ist ein Begriff, dem auszuweichen eben so sehr unmöglich geworden ist im Streit um die grundlegenden Gesichtspunkte und Aufgaben der schönen Literatur, wie in der ästhetisch-praktischen Stellungnahme zu den Darbietungen auch der übrigen Künste der Gegenwart. Der Begriff ist zum Programm geworden.

Es ist ein Programm, das in Umriß und Tendenz sich aus den verschiedensten Bedürfnissen unserer Zeit rasch zusammenfand und das sich nun mit scharfer Betonung, mit einem etwas überlegenen Ton der Reife und mit jener Würde vorzutragen liebt, die sich ihres wissenschaftlich-historischen Hintergrundes wohl bewußt ist.

Die Art und der Tonfall des Vortrags ist nicht überall der gleiche. Das Wort ‚Romantik‘ kann träumerisch-versonnen und in angriffslustigem Trompetenton gehört werden. Heute klingt es daraus bald jubelnd, wie neue Lebenslust, bald abgedämpft, wie stille, wissende Versenkung in die Geheimnisse der letzten Philosophie. Wohl am seltensten wird uns der heutige Gebrauch des Wortes ins Bewußtsein rufen, was noch in den ersten Entwicklungsjahren des neuen, deutschen Reiches für die meisten Gebildeten sein Sinn war, dem Karl Fortlage einmal diesen Ausdruck gab: ‚Der Name der Romantik hat im Verlaufe der Zeit seine Bedeutung gewechselt. Anfangs die Bezeichnung einer Dichterschule von höherem und kühnerem Geistesschwung, dient er heutzutage als Bezeichnung für reaktionäre, besonders mittelalterlichen Zuständen zugewendete Bestrebungen einer ultramontanen Partei.‘

Diese Ansicht kann heute zum zweitenmale umgekehrt werden. Der Name der Romantik ist wiederum von Dichtern und Künstlern zu Ehren gebracht, und seinen geistigen Gehalt haben eine Anzahl von Denkern neu zu

begründen versucht, deren Gesinnung jedenfalls dem Verdachte kirchlich oder politisch reaktionärer Neigungen nicht ausgesetzt ist, im Gegenteil.

Inwieweit die Propheten der neuromantischen Bewegung wirklich Berufene in ihrem Amte sind, das mag dahin gestellt bleiben; sicher ist, daß sie in einem Punkte wenigstens richtig gesehen, oder mit sicherem Instinkt das Rechte getroffen haben: Sie haben sich für das neu wieder aufgenommene Ideal der Romantik den besten Vorkämpfer und Schutzheiligen erwählt, den klassischen Kronzeugen und Propheten der Romantik, Friedrich von Hardenberg, genannt Novalis.

Neuausgaben und Neukommentierungen seiner Werke, Novalisbreviere und Novalisuntersuchungen sind seit Heilborns grundlegend kritischer Arbeit in wenigen Jahren zu einer kleinen, beständig wachsenden Literatur angeschwollen. Und auch außerhalb Deutschlands mehren sich die neuromantischen Gemeinden und die Anzahl derer, die den Geist und die Philosophie des Novalis in den Mittelpunkt ihrer neuen Ziele gestellt haben, ist groß. Maurice Maeterlink mit seinen Novalisübertragungen und seinen, an Novalis offenkundig orientierten und aufgeweckten, mystisch-naturphilosophischen Schriften ist davon wohl der Bedeutendste. Ist ‚Romantik‘ wiederum zu einem Programm geworden, so ist der Name Novalis dessen beliebtestes Schlagwort. Wer war Novalis? Selbst die kürzeste Biographie belehrt uns darüber, daß der Charakter und das Leben Friedrich von Hardenbergs von dem Wesen und Schaffen des Dichters Novalis nicht getrennt werden kann; daß vielmehr der Mensch und der Künstler in ihm sich gegenseitig so sehr bestimmt und in beständiger Wechselwirkung gestaltet haben, daß es ihm in Wahrheit beschieden war, sein Dichten zum vollkommenen Erlebnis zu steigern, und mit seinem Leben gänzlich in seinem Schaffen aufzugehen.

In einer frühen Urkunde findet sich einmal neben dem alten Geschlechtsnamen eines derer von Hardenberg der Beiname: Novalis. Der junge Friedrich von Hardenberg machte ihn zu seinem Dichternamen, und in der Tat, es ist ein wahrer nom de guerre geworden. Ob sich der Dichter dabei jener Interpretation des Namens bewußt war, die ‚Novalis‘ mit ‚Neuland‘ übersetzt haben will, mag immerhin so zweifelhaft bleiben, wie die Auslegung selber; genug, daß Novalis mit dem drängenden Bewußtsein, etwas Neues, durchaus Persönliches und darum Unerhörtes zu sagen zu haben, zuerst unter diesem Namen hervortrat.

Das geschah, als er, nach einer in herrnhutischer Erziehung verlebten Jugend, einer flott verbrachten Studentenzeit und nach einem schweren Schlag des Schicksals sich ganz auf sich selber zurückzog. Es war nach dem Tod seiner jugendlichen Braut Sophie von Kühn, im Jahre 1797. Er stand damals im 25. Lebensjahr. Von da ab datiert die dreijährige, kurze, aber aufs äußerste zusammengezogene Epoche seines eigentlichen Schaffens. Was er früher sich an Kenntnissen erworben und an Keimen in sich entwickelt hatte, das trug nun seine Früchte. Die Elemente, aus denen sein Werk erwuchs, müssen wir zunächst auf ihre Herkunft und Anfänge zurückverfolgen.

Ich stimme darin mit der Meinung der meisten neueren Biographen des Novalis überein, daß die pietistisch-strengreligiösen Jugendeindrücke seiner ersten, herrnhutischen Erziehung für seine spätere Entwicklung nichts Wesentliches bedeutet haben. Die Anklänge an das evangelische Kirchenlied im Stile Paul Gerhardts, die sich in seinen ‚geistlichen Liedern' finden, mögen sich aus Reminiszenzen diese Art immerhin herschreiben. Der Inhalt und Geist dieser Lieder entfernt sich zu sehr von dem Geiste, aus dem jene Form stammte, als daß man diesem Geist einen Einfluß auf die spezifische Denkweise des Novalis zuschreiben dürfte. Die natürliche Verwandtschaft, die zwischen den Anschauungen der Mystik, denen Novalis in einem gewissen Sinne nahe stand, und zwischen dem Pietismus besteht, wird von dieser Frage gleichfalls nicht sonderlich berührt.

Den ersten, starken Eindruck von außen her erfuhr die Gedankenwelt des Novalis vielmehr in Jena, als der junge Student vor den Kathedern Schillers und Fichtes saß. Unmittelbar, von Person zu Person bekam er da den frischen Hauch und die lebendige Kraft des kritischen und des ästhetischen Idealismus zu spüren, und er gab sich dieser Macht von Anfang an und durchaus gefangen. Die Philosophie Fichtes blieb das bestimmende Ereignis seines geistigen Lebens. Die Philosophie als Wissenschaftslehre und die Weltanschauung des Kantischen Idealismus wurden die Grundlagen seines Denkens und blieben es durch alle Verwandlungen und persönlichen Modifikationen hindurch, die sie in seinem beweglichen und vieles zugleich ergreifenden Geist erlebten.

Diese Verwandlungen und Modifikationen aber, die sie von nun ab erlitten, kamen mit entscheidenden Bestimmungsgründen allein aus ihm selber.

Über dem Leben des Novalis lag von Jugend an der Schatten eines schweren Schicksals, das ihm bekannt war.

Als erster Sohn war er der Zweitälteste von elf Geschwistern, denen allen nur ein kurzes Leben beschieden schien. Vererbte Lungenschwindsucht raffte sie im besten Alter hinweg. Friedrich war zudem ein äußerst schwächliches Kind gewesen, das nur mit Not die Krisen der Kinderjahre überstand und erst spät zu Kräften kam. Aber auch dann wich das Gefühl von der Unsicherheit seiner körperlichen Existenz nicht aus seinem Bewußtsein und der Tod stand hinter ihm. Dies Gefühl erfüllte ihn mit Mißtrauen gegen den brutalen Wert des sinnlichen Lebens, dessen unbekümmerte, derbe Lust ihm versagt war. Frühzeitig sah sich seine starke Lebensenergie dahin gewiesen, wo der Zufall körperlichen Leidens und Sterbens keine Macht mehr über den Geist hat, der den Willen zum Leben bejaht, nämlich in der Zuversicht auf dauerhaftere und höhere Daseinswerte, die kein Tod vernichten, sondern zu denen dieser nur freundlich hinübergeleiten kann.

Zugleich machte ihn aber sein Schicksal auch jener empfindlichen Feinfühligkeit und wachsamen Selbstdurchsichtigkeit fähig, die dem lebhaften und gesunden Geist im kranken Körper manchmal eigentümlich ist. Die unaus-

gesetzte Selbstbeobachtung wurde ihm aufs neue immer wieder zu einer an Ideen fruchtbaren Selbstoffenbarung, und mit einschmiegender Empfindung erlebte er die innersten Zusammenhänge, die Leib und Seele vereinigen und unterscheiden, die alle sinnlichen Daten unseres zufälligen Lebens an die ursprünglichen Lebenszustände selber knüpfen, die nicht Jenseits noch Diesseits bestehen lassen in fremder Trennung, sondern in die Sinnenwelt die Urwelt selber mitten hineinführen. Der Mensch als Paradigma, als geheimnisvolles Kompendium des ganzen Weltgeheimnisses mußte ihm darum eine bevorzugte Darstellung werden und mit Eifer und Entschiedenheit machte er sich deshalb die Lehre der Mystik von der Korrespondenz des Mikrokosmos und des Makrokosmos zu eigen. Aus Krankheit und Seelenkraft, aus den wechselnden Zuständen seines eigenen Körpers und dem unersättlichen Assimilationsverlangen seines Geistes leitete er sich das Prinzip seiner Naturerkenntnis ebensowohl her, wie auch das Prinzip des Verhältnisses zwischen Leib und Seele, zwischen Natur und Geist überhaupt; und er sah sich mit diesem Versuch nicht allzu weit von den Spuren des Altmeisters der kritischen Philosophie selber entfernt. Auch Kant hatte über solche Fragen im Zusammenhange seiner Lehre nachgedacht und sich Rechenschaft gegeben ‚von der Macht des Gemütes, durch den bloßen Vorsatz seiner krankhaften Gefühle Meister zu sein'.*

Die Fähigkeit aber, auf die unendlich feine Nervensprache zu horchen, die zwischen Geist und Leiblichkeit besteht, und jene Zusammenhänge deutlicher zu vernehmen, die Zeit und Ewigkeit, Symbol und Wesen, Sinnenwelt und Urwelt in Eins setzen, das ist mehr, als nur die hellseherische Kraft des Leidens; das ist ein Auferstehen jener höheren Harmonie in einer Seele, wie sie nicht in willkürlicher Mehrzahl in die irdischen Schranken hineingeboren, sondern der sinnlichen Welt nur sparsam geschenkt wird. Das ist die Macht des Genies, des großen Künstlertums. Novalis wußte, daß er ein Dichter war.

Aber er empfand die ihm verliehene Gabe nicht als ein Hindernis, nicht als einen Mangel in gewissem Sinn, der ihn zur echten Wissenschaftlichkeit, und darum auch zum ernsthaften Philosophieren notwendig unfähig machte, sondern er führte im Gegenteil mit dem souveränen Selbstbewußtsein, wie es nur dem naiv Schaffenden gegeben ist, sein Dichtertum in die Philosophie ein und rückte die Poesie sofort an die erste Stelle. Alles Vernehmen des höheren Seins und seiner Ordnung ist Rhythmus, Harmonie und Einklang; alles Erleben der großen Wahrheit der Welt ist Poesie. Poesie soll darum das Ziel alles Denkens und Erstrebens sein, und eine rechte Philosophie muß die höchste Kunst selber sein und in Kunst endigen. Philosophie muß die Rhythmik des inneren und des äußeren Universums, die sie verstehen und erklären soll, in sich selber tragen, sonst bleiben ihr alle Worte der Weisheit stumm und die

* Zuerst in ‚Der Streit der Fakultäten' Königsberg 1798. Später als besondere Abhandlung herausgegeben von C. W. Hufeland, Leipzig 1824 ff.

Schriftzeichen der höheren Wahrheit unlesbar. Philosophie muß darum Musik in sich tragen, ebenso wie die abstrakteste aller Wissenschaften, die Mathematik, tut.

In diesem Anspruch der Verbindung von reiner Kunst und höchster philosophischer Absicht liegt bei aller, noch so persönlich ausgeprägter Sonderauffassung eines durchaus künstlerisch determinierten Denkunternehmens keineswegs soviel romantische Paradoxie und Grenzverwaschung, wie es nach dem ersten Blick wohl scheinen möchte. Wenigstens müßten dann auch Denker von der Art des Pythagoras und des Platon, wie überhaupt die Mehrzahl der griechischen Philosophen den Romantikern zugezählt werden, weil sie unter dem gleichen Gesichtspunkt die Musik zu den unerläßlichen, philosophischen Beschäftigungen rechneten und zum Philosophieren eine musikalisch gestimmte Seele verlangten.

Andererseits ist jedoch auch wieder nicht zu verkennen, daß die besondere Art und Weise, wie diese Forderung einer Philosophie als höchster Kunst sich bei Novalis durchsetzte, mit ihrer Tendenz zur Poesiewerdung schlechthin, zuletzt das Wesen der romantischen Poesie im engeren Sinne in der Tat begründete. Ebenso offenbar ist, daß jene Forderung, nachdem sie in der Folge von den romantischen Freunden des Novalis zum Gesetz erhoben war, ebenso, wie diese Art von diktatorischer Poesie mit dem anspruchsvollen Einschlag höchster philosophischer Wertigkeit, am Ende in die charakteristischste Erscheinung des spezifisch romantischen Geistes, in die romantische Ironie überschlug.

Novalis selber aber trägt die Zeichen dieses Übergangs zur Selbstzersetzung nur erst in Ansätzen und Spuren.

Ihm selbst waren Absicht und Ziel seiner Poesie gewordenen Philosophie viel zu ernst und sein ganzes, kurzes Leben verzehrend, als daß er mit Willen und Bewußtsein jene Art der romantischen Ironie jemals gestreift hätte, die zugunsten des ästhetischen Scheins sich für sittlich bankerott erklärt. Seine Philosophie war vielmehr sein Leben; und sein Leben war voll Ernst und voller Tragik.

Zu der Zeit, da er sich bei der äußerlich fortschreitenden Kräftigung seines Körpers am sichersten im Leben fühlte und sich darauf einzurichten begann, seinem Dasein einen weitausgreifenden Plan zugrunde zu legen, starb seine fünfzehnjährige Braut, Sophie von Kühn. Es ist über dies Verlöbnis eines dreiundzwanzigjährigen Referendars und frühreifen Dichters mit einem dreizehnjährigen Mädchen sehr viel mit dem Kopf geschüttelt, erklärt, bewiesen und gegenbewiesen, gelehrte und ungelehrte, poetische und unpoetische Tinte vergossen worden. Der Kern von der Sache ist aber am Ende der, daß Novalis durch den Tod seiner Braut aufs tiefste erschüttert, in seinem innersten Wesen ergriffen und geradezu endgültig bestimmt wurde. Das Maß von Autosuggestion festzustellen, das dabei in Aufwand kam, mag für den Psychologen oder Pathologen ein rechtes Interesse haben; die effektiven, seelischen Resultate aus jenem Ereignis haben damit nichts zu tun.

Nach zweijähriger Dauer wurde dies Verlöbnis durch den Tod gelöst. Die erste Folge davon war, daß die kaum erstarkte Lebenskraft des Novalis aufs neue zusammenbrach, und zwar so gründlich, daß eine Erholung aus diesem Zusammenbruch später, als er sie wohl wieder wünschte, nicht mehr möglich war. Zugleich aber wirkte dies Ereignis auf seine Seele wie eine schwüle Gewitternacht auf einen Garten voller Keime und Knospen. Mit einem Schlag stand nach jenem Schicksalsmonat März des Jahres 1797 sein Geist in Blüten. Aber jedes einzelne Blumenblatt an ihnen trug auch das Zeichen seiner Entfaltungsstunde: In tausend Schriften und Abwandlungen war ‚Sophie' daraufgeschrieben.

Nun wirkten die geschärfte Sensibilität des körperlich Schwachen und die leidenschaftlich gestachelte Phantasie des Dichters zusammen, um das Bild der toten Braut seiner ganzen Gedankenwelt aufs innigste zu verweben und zugleich in die höchste Verklärung zu entrücken.

Die Kraft seiner Intuition zwang sogar ein bloßes Wortspiel in diesen Dienst und gab ihm einen tiefbegründeten Sinn: Sophie wurde ihm nun mit der sinnlichen Bildkraft des Poeten zur symbolisch geschauten und erlebten *σοφία* selber, zur höchsten Philosophie, zur Verkörperung religiöser Weisheit. Dieser Gedanke setzte sich fest in ihm, sodaß er im Ernste sagen konnte: ‚Ich habe zu Sophie nicht Liebe, sondern Religion.'

Das rücksichtslose, leidenschaftlich drängende Durchverfolgen einer Idee, einer Vorstellung, ja auch nur eines bloßen Einfalls bis zur äußersten Konsequenz und bis dahin, wo sie in Paradoxien umzuschlagen drohen, rückt die Art seines Denkens in die nächste Verwandtschaft mit der Denkweise der Mystik. Überall ist die mystische Spekulation bereit, irgend eine Form der coincidentia oppositorum zu statuieren und so ihren Grundgedanken von der geheimnisvollen Alleinheit des Universums zu Ehren zu bringen. Des Novalis starker Wille, die Braut, das hieß für ihn den Inbegriff seines diesseitigen Lebens, die ihm der Tod in eine rätselhafte Entfernung gerückt hatte, mit Macht zu sich und in sein Leben zurückzuziehen, zwang ihn in diese Gedankenbahnen. Er zwang ihn, das Leben, das unseren Sinnen erreichbar uns umgibt, so tief anzuschauen und schon im sinnlichen Diesseits so sehr in ein zeitloses Jenseits hinüberzusteigern, und umgekehrt, jenes mit Händen ungreifbare, unvergängliche Leben des Jenseits mit solcher Unmittelbarkeit in dieses zeitliche Erleben zu stellen, daß der Tod, der sich zwischen diese beide Welten zu legen scheint, von beiden Seiten her an Realität verlieren und aus einer finsterdrohenden Macht zu einem leeren Schall und Rauch sich verflüchtigen muß. Tod und Leben sind eins: Bereitwillig stellt sich die mystische coincidentia oppositorum ein; und wiederum findet Novalis: ‚Tod ist nichts als Unterbrechung des Wechsels zwischen innerem und äußerem Reiz, zwischen Seele und Welt. Das Mittelglied, das Produkt gleichsam dieser beiden, unendlichen, veränderlichen Größen ist der Körper, das Erregbare, oder besser, das Medium der Erregung. Der Tod ist natürlich zweifach . . . Allmähliche

Vermehrung des inneren Reizes ist also die Hauptsorge des Künstlers der Unsterblichkeit.'

Von hier aus wäre es leicht gewesen, in den ausgelaufenen Gleisen der Mystik weiterzudenken, zumal die Poesie von je, auch in den verschiedensten Verhüllungen, die heimliche Halbschwester der Mystik gewesen ist. Hier aber verband sich in Novalis der kritische Idealismus mit dem ausdrücklichen Bedürfnis, das individuell-persönliche Verhältnis zur Geliebten, und durch sie hindurch zu den letzten, religiösen Werten nicht im mystischen Sichverschmelzen und Eins-mit-dem-All-sein zu verlieren, zum Widerstand gegen die geläufigen, mystischen Folgerungen und zur Behauptung seiner philosophischen Individualität. Durch die religiöse Ansicht der Dinge hindurch nahm sein Gedankenflug den Weg aus der Richtung des mystischen Pantheismus wieder zurück zu den historischen Symbolen des Christentums und zu einer individualistischen Auffassung des Verhältnisses zwischen den Mikrokosmen und dem Makrokosmos, zwischen Gott und Welt. Die philosophische Anlage trieb ihn wohl, ähnlich wie den ihm in mancher Rücksicht verwandten Friedrich Heinrich Jacobi, gelegentlich zur Mystik. Fichtes Einfluß und Lehre aber hielt ihn fest im transzendentalen Idealismus und Sophie und die Liebe machten ihn religiös.

Alle diese inneren und äußeren Faktoren seines Lebens- und geistigen Entwicklungsganges zusammengenommen, erklären erst das eigenartig geschaute Bild seiner poetisch-philosophischen Weltanschauung. Was darin an eigentlichen Bildungselementen, an wissenschaftlichem Erwerb im engeren Sinn und an wirklich philosophischer Produktivität niedergelegt ist, das entstammt durchaus der zeitgenössischen Gedankenwelt, deren anerkannter Entdecker und Beherrscher Kant gewesen ist. Durch Fichtes Geist hindurchgesehen, schien dieser philosophische Idealismus desto schroffer seine kühne Wahrheit ans Licht zu stellen. Es bedurfte kaum mehr, als eines entschiedenen Willens, um diesen Idealismus dahin ‚recht' zu verstehen, daß die souveräne Ironie des ‚Ich' an den Anfang der philosophisch zügellosesten Romantik treten konnte. Diesen letzten Schritt tat Novalis, wie gesagt, nicht mit; aber er faßte trotzdem den kritischen Idealismus jedenfalls weit genug, um ihn mit seinem Künstlertum und mit seiner religiösen Liebessehnsucht erfüllen zu können. Sie taten dies in der Weise, daß die religiöse Liebe so mächtig in die thetische Funktion des Fichteschen, absoluten Ich und damit in die produktive Einbildungskraft auch des Einzelindividuums einströmte, daß sie durch ihre Kraft den einzelnen befähigte, schon hier, im Diesseits, durch den Geist, durch ‚die Verstärkung des inneren Reizes', die tote und die lebendige Welt zu beherrschen. Eine solche Herrschaft soll dann aber sein, wie die über ein Instrument, das den höchsten Eingebungen der Kunst gehorchen muß. Das ist Sinn, Inhalt und Ziel der Welt, daß sie die poetische Tat des Geistes werden soll.

Novalis hat versucht, die poetische Theorie in einer gewaltigen Konzeption lebendig zu machen. Sie sollte nebenbei dazu bestimmt sein, die ‚theoretisch' gebliebene Poesie der ‚Bibel der Romantik', des Goetheschen

‚Wilhelm Meister‘ zu überwinden. Denn erschien in diesem Werke auch alles dargestellte Leben als Darstellung einer wahren Wirklichkeit, gemalt mit den souveränen Mitteln einer alles und selbst das Geringste vergoldenden Poesie, so blieb es doch in der kühl bemessenden und alles an seinem Ort festhaltenden Objektivität der Goetheschen Darstellungskunst gefangen und blieb so eine gemalte Welt, anstatt einer lebendig redenden und handelnden.

Eben dieser unaufgelöste Rest der nüchternen Verstandespoesie sollte in dem ‚Überroman‘ des Novalis aufgelöst werden. Eine Erfüllung der Poesie selber in der Wirklichkeit, ein in sich selber lebendiges, sich selber fortspinnendes und schließlich buchstäblich und unmittelbar in das direkte und augenblickliche Leben selber übergehendes Gedicht, ein ‚wahrhaftiges Märchen‘, ‚reine Poesie‘ also, sollte der ‚Heinrich von Ofterdingen‘ werden. Welt und Märchen sollten eins werden in ihm. Das halb wunderliche, halb wunderbare Fragment dieser Dichtung, die es im Ernst unternehmen wollte, das ganze Resultat aller spekulativen Zeitgedanken in eine poetisch-magische Tat umzusetzen, steht parador und einsam im weiten Garten der romantischen Poesie, rätselhaft und wie mit dem dunklen Reiz eines Geheimnisses umgeben; und doch in der Tat um keinen Grad mehr oder weniger wunderbar, als der Wille und die Persönlichkeit des Dichters selber, der es schuf: Des magischen Idealisten mit dem übermenschlichen Willen zur gotthaften Schöpfersouveränität des Künstlerphilosophen. —

Aber dies Herrsein über die starre Welt der Erscheinung mag nur uns in unseren noch blöden, noch ungeweckten und unerzogenen Sinnen wunderbar vorkommen. Wir besitzen eine solche Vorstellung vom Dienstbarsein aller Dinge und niederen Geister bisher nur unter der weissagenden Ahnung der Magie, die durch die Jahrtausende der Menschheit geht, wie die leise Mahnung an eine Aufgabe, die uns noch gestellt ist; oder vielleicht auch wie die Erinnerung an Etwas, das wir irgendwann einmal besessen haben. Das Platonische Lernen als ein Erinnern, das möchte eine tiefe Wahrheit sein, eine von denen, deren Einsicht sich den Menschen in allen Jahrtausenden je und je einmal wiederholt. —

Aber die echte Magie ist kein Märchen, keine Absurdität des Aberglaubens, sondern sie ist vielmehr eine ganz natürliche und ernsthafte Sache, über die sich philosophisch reden läßt und deren Ziel es ist, die Welt zu durchdringen; genau diese Welt der Sinne, die uns die Kritik Kants taghell aufgetan hat.

Zu zeigen, auf welche Art und Weise dies geschehen kann und soll, das ist der Inhalt der Philosophie des Novalis, die er selber seinen magischen Idealismus genannt hat.

Das Wesen dieses magischen Idealismus des Novalis wird so am besten aus seinen Faktoren begriffen. Seiner Herkunft und seinen Anfängen sind wir nachgegangen und es gelang uns, in der Hauptsache vier Wurzeln bloßzulegen, aus denen er gekommen ist: Es war: Fichtes Lehre; des Novalis

physische und psychische Reizbarkeit, die sich aus seinem körperlichen Zustand und den ihm entsprechenden Gemütsstimmungen ergab; sein Dichtertum; und seine tragische Liebe.

Aus je zweien dieser Elemente erwuchs einer der beiden Zentralbegriffe seiner Philosophie. Aus der Lehre Fichtes und aus seiner eigenen Künstlernatur entsprang ihm der philosophische Zentralbegriff der Kunst, im engeren Sinne: der Poesie. Aus der Idee seines eigenen Schicksals und aus der Tragik seiner Liebe keimte der andere, höchste Begriff seiner Philosophie: der der Religion.

Wie das Wesen der Poesie mit dem Wesen der Religion sich verbünden, sich durchbringen und bis zur Alleinheit der höheren Welt, der Urwelt, steigern muß, das habe ich schon angedeutet. Es ist notwendig, diese Zusammenhänge nun genauer ins Auge zu fassen.

Auf dem Grundproblem der deutschen, nachkantischen Philosophie baut sich auch der ‚magische Idealismus' des Novalis auf. Aus der erfaßbaren Welt der Erscheinung, auf deren Erforschung sich die Wissenschaften begründen lassen, hatte Kants Kritik eine höhere Ordnung der Dinge-an-sich abgelöst und aller verstandesmäßig fortschreitenden Erkenntnis endgültig entrückt. Die Deutung dieser Welt der Dinge-an-sich überließ Kant seiner eigenen und der kommenden Zeit. Indem Novalis das Problem durch das Medium Fichtes hindurch sah, erkannte er, gleich ihm, in dem Ding-an-sich das absolute Ich, das Prinzip des Geistes. Seele, reine Geistigkeit ist darum auch nach des Novalis Überzeugung das Wesen der Urwelt wahren Seins. Deswegen ‚ist die Philosophie eigentlich Heimweh, ein Trieb, überall zu Hause zu sein', weil sie der Trieb des Geistes in der Sinnenwelt ist, sich seiner wahren Heimat bewußt zu werden. Die Menschheit ist Träger dieses urweltbewußten Geistes. Sie ist mit ihrer Körperlichkeit in das Reich der Natur gebunden, das dem Urreich des Geistes als ein ebenso geschlossenes System gegenübersteht. Auf dem Verhältnis und Ausgleich von Körper und Seele, von Natur und Geist beruht daher durchaus die weitere Ansicht des magischen Idealismus.

Der Körper wird von Novalis aufgefaßt als ‚das Produkt der beiden unendlichen und veränderlichen Größen Seele und Welt. Er ist das Produkt und zugleich das Modificans der Erregung, eine Funktion von Seele und Welt', so drückt er sich aus. — ‚Diese Funktion hat ein Maximum und ein Minimum, ist das erreicht, so hört der Wechsel auf.' Das soll heißen: Die Natur, oder die Summe der äußeren Reize und die Geisterwelt, oder die Summe der inneren Reize stehen in einem Verhältnis wechselseitiger Influenz, bei dem Bestreben, sich im anderen vollkommen zur Herrschaft zu bringen und bestimmend zu werden. Es gilt aber den Sieg des Geistes. Das Ziel ist die Allbeseelung der Natur. ‚Einst soll keine Natur mehr sein. In eine Geisterwelt soll sie allmählich übergehen.' Das geistig-körperliche Einzelindividuum stellt nun in jedem Fall ein bestimmtes Herrschaftsverhältnis zwischen Welt und Seele dar. In der Menschheit entscheidet sich daher der Kampf

um die Herrschaft zwischen dem Prinzip der Natur und dem der Seele. Ähnlich, wie in der Mythologie der Mithra-Religon der Kampf des Lichtes mit der Finsternis nur mit Hilfe der Menschheit zu einem Sieg Ahuramazdas, des großen Reinen, über Angra-mainyu gewendet werden kann, so ist es auch in die Macht des Einzelindividuums gegeben, an seinem Teil den Reiz der äußeren Sinne der Herrschaft des inneren Sinnes zu unterwerfen. Dafür, daß die Möglichkeit dazu besteht, zeugen Anachoreten und Fakire ebenso, wie Helden, Stoiker und Gottbegeisterte. Sie verkünden ‚die Macht des Gemütes, durch den bloßen Vorsatz seiner krankhaften Gefühle Meister zu sein‘. Der Wille zur Steigerung dieser Fähigkeit sieht ihr keine Grenzen gesetzt. ‚Vielleicht wird der Mensch einmal imstande sein, verlorene Glieder wieder zu ersetzen, und sich durch seinen bloßen Willen zu töten.‘ Novalis machte bekanntlich Ernst mit einem solchen Vorsatz, als ihm die Braut gestorben war. Wenn es ihm auch nicht so vollkommen damit glückte, wie einem jener sagenhaften Asra, so ist doch wohl sein Tod mit ein Beweis für die uns wissenschaftlich geläufige Tatsache, daß gewisse seelische Affekte den körperlichen Mechanismus bis zum Stillstehen zu beeinflussen vermögen. Aber diese Macht des Geistes soll aus den Grenzen der eigenen Körperlichkeit hinausgetragen werden in die gesamte Sinnenwelt: Das ist die unumwundene Forderung des Wunders aus der Kraft des menschlichen Geistes. — Wenn schon zur idealen Unterwerfung des eigenen Körpers unter die Seele mehr gehört, als der bloße Versuch; nämlich die intensive Kraft des Geistes, an seine Macht zu glauben und sie gegebenenfalls mit der Inbrunst des Verzückten zu gebrauchen, so bleibt die Forderung der Herrschaftseroberung des Menschen auch über die äußere Natur gänzlich unerfüllbar ohne den vollkommenen Glauben an einen göttlichen Willen, der diese Aufgabe dem Menschen gesetzt hat und darum in verborgener Weisheit die Möglichkeit dazu schuf: ‚Gott will Götter‘ ist der Grundgedanke dieses Glaubens. Hierin sammelt sich die Weltansicht des Novalis zum Zentralbegriff der Religion.

Die nächste Einsicht aus dieser Heilstatsache des göttlichen Willens ist die Gewißheit: Gott setzte die Möglichkeit der Erfüllung jener Aufgabe durch seine eigene, unendliche Hingabe an das Geschlecht der Menschen. Gott ist die Liebe. Die Liebe zwingt mit allmächtigem Zauberstab die Urwelt in das Erdendasein herab, um es am Ende der Dinge verklärt in sich zurückzunehmen. Die Liebe ist die magische Urkraft, mit deren Hilfe der Menschengeist die ganze Welt zu beseelen und so wie zu seinem eigenen, beherrschten Leib zu machen vermag. Das Wunder ist möglich; ‚beim Menschen ist kein Ding unmöglich‘ ist das stolze Wort des Novalis. ‚Wem die Wirkungen eines Zauberspruches so wunderbar vorkommen, der erinnere sich doch nur an die erste Berührung der . . . Hand seiner Geliebten.‘ ‚Ein reizendes Mädchen ist eine reellere Zauberin, als man glaubt.‘ — Novalis stand mit seinem eigenen Erleben für seine Überzeugungen ein. Seine Liebe enthüllte ihm selber erst das ganze Wunder das Daseins. Der Tod der Geliebten brach diese Macht

der Liebe nicht, im Gegenteil. Nun erst erkannte er recht, wie er durch die Religion, die er zu Sophie hatte, die Kraft erwarb, sich das Jenseits zum Diesseits zu machen.

Ernstlich wollte er an seinem Teil die Natur zurücknehmen in den freien Geist. Das mystische Allgegenwarts- und Einheitsgefühl mit der Geliebten gab ihm die Ahnung der letzten mystischen Einheit der Welt: ‚Wenn nur alle Menschen ein paar Liebende wären, so fiele der Unterschied zwischen Mystizismus und Nichtmystizismus weg.‘ —

Dieser Wunsch muß einst Erfüllung werden. Novalis hat an sich erfahren, was zu dieser sensitiven und unkörperlichen Ahnungsfähigkeit prädisponiert: Ein zarter Körper, der auf jeden geistigen Reflex mit äußerster Reizbarkeit antwortet. Die brutale Körpergesundheit ist schwer zu besiegen. Darum häufen sich in diesem Zusammenhang seine Gedanken über das Wesen von Gesundheit und Krankheit. ‚Gesundheit ist am Ende nur eine vollständige Krankheit, Krankheit aber ein Zeichen der nahenden Genesung.‘ — Es scheint, als ob die Menschheit zur vollkommenen Erfüllung ihrer magischen Aufgabe mehr und mehr auf die körperliche Urwüchsigkeit zugunsten einer nervös höchstgesteigerten Irritabilität zu verzichten berufen sei. Novalis als der Prophet einer Philosophie der körperlichen Verfeinerung und Verzärtlichung ist an diesem Punkt der sonderbarste Gegenzeuge des Zarathustraevangeliums. Aber der magische Idealismus ist in der Tat eine Philosophie der Überkultur. Nietzsche ist darauf nur eine Reaktion: — Actio und reactio pflegen in einer verborgenen Verwandtschaft zu stehen.

Indessen zielt alle Magie des Geistes in der Natur nicht darauf, die Natur im eigentlichen Sinn zu vernichten. Die Natur ist nicht die Fichtesche Schrankenwelt, die nur dazu da ist, um als ein Material der Pflichterfüllung zu dienen und überwunden zu werden, sondern die Natur soll in den Geist aufgenommen werden durch vollkommene Beseelung. Wir stehen damit vor dem Kerngedanken des magischen Idealismus: Die Aufgabe ist die Herrschaft des Geistes durch die göttliche Liebe. Sie ist religiös. Der Glaube an sie ist Religion. Das Ziel aber ist die freispielende Harmonie von Seele und Welt. Ein Zustand, wie ihn die künstlerisch-produktive Einbildungskraft allein zu schaffen vermag. Dies Ziel ist Poesie. Es ist der zweite Zentralbegriff des magischen Idealismus. Die vollkommen harmonische Auflösung der dinghaften Natur im absoluten Geist ist gleichbedeutend mit der Rückkehr des ganzen Weltprozesses in die heilige Urwelt der Wahrheit. Darum, sagt Novalis, ist ‚die Poesie das echt absolute Reelle. Dies ist der Kern meiner Philosophie. Je poetischer, je wahrer.‘ Die Poesie ist nicht etwas, das erst an die Dinge herangetragen zu werden braucht. Soweit von irgendwann und irgendwoher schon auch nur eine Spur Beseelung in ihnen ist, sind sie voller Poesie. So ist in der Verteilung der Gaben und der Geschlechter an die Menschheit von Natur ein poetisches Verhältnis. Mann und Weib und Ehe, Mensch, Heros und Genius sind poetische Symbole. Denn lyrisch ist der

Heros, episch der Mensch, und dramatisch der Genius. Lyrisch auch der Mann an sich, und das Weib episch. Wobei es dann nicht fehlen kann, daß die Ehe dramatisch ausfällt.

Wenn die Menschen mit der Natur umzugehen, zu sprechen und zu leben wissen, dann sind sie der Gottheit am nächsten; denn sie zeigen durch diese Fähigkeit an, daß die göttliche Kraft des absoluten Geistes in ihnen jedes körperliche Hindernis im freien Spiel aufzulösen imstande ist. Die wahren Priester dieser hohen Aufgabe sind darum die Künstler und die Dichter. Sie sind die Träger des ewig Wahren in der verworrenen Welt, die der Urwelt inmitten der Sinnenwelt teilhaftig sind. ‚Sie gleichen dem Taucher in der Taucherglocke, dem es gelingt, rings umgeben von dem niederen Element des Wassers, in dem höheren Element der Luft bereits so zu atmen, als befänden sie sich schon unter freiem Himmel.' Sie sind, soviel sie Dichter sind, darum auch das einzige, wahrhaft unsterbliche Teil der Menschheit. Unsterblichkeit ist nur kraft poetischer Gnadenwahl. Nur insofern die Menschen Künstler von Gottes Gnaden sind, sind sie zur Mitarbeit an der neuen Welt berufen. — Diese Lehre von einer Art ästhetischer Prädestination zeigt die äußerste Grenze an, deren der Gedanke von der allgemeinen Poetisierung der Welt wohl fähig ist.

Die erste Bedingung aber zu dieser Teilnahme an der Verwirklichung des Weltplanes ist die klare Einsicht in das Wesen und in die Zusammenhänge der Dinge. Der tiefere Blick für Wert und Unwert des Daseins, das ist die Probe auf den Anspruch, zur Teilnahme am Weltplan berufen zu sein. Das durchdringende Auge, der helle Blick des Dichters allein sieht hinter der grellen Dissonanz des Alltags die großen Umrisse der mütterlichen Urwelt. Ein solcher Blick macht still, fromm und in sich gekehrt. Der Dichter lobt sich nach den schrillen Mißtönen und den schreienden Mißfarben unserer Erdentage die heilige, sternenlose Nacht.

Hymnen an die Nacht, das sind die wahren Weihegesänge des Sehers. In ihnen hat sich am menschlich reinsten und darum auch am poetisch tiefsten und dauerndsten das, was an Novalis' Dichtertum ganz echt und ihm allein eigentümlich war, ausgesprochen:

„. . . Abwärts wend' ich mich
Zu der heiligen, unaussprechlichen,
Geheimnisvollen Nacht. —
Fernab liegt die Welt,
Wie versenkt in eine tiefe Gruft,
Wie wüst und einsam ihre Stelle!
Tiefe Wehmut
Weht in den Saiten der Brust.
Fernen der Erinnerung,
Wünsche der Jugend,
Der Kindheit Träume,

Des ganzen, langen Lebens
Kurze Freuden
Und vergebliche Hoffnungen
Kommen in grauen Kleidern,
Wie Abendnebel
Nach der Sonne
Untergang.
— — — — — — — — —
Du kommst, Geliebte —
Die Nacht ist da —
Entzückt ist meine Seele —
Vorüber ist der irdische Weg
Und du bist wieder mein.
Ich schau dir ins tiefe, dunkle Auge,
Sehe nichts, als Lieb' und Seligkeit.
Wir sinken auf der Nacht Altar
Aufs weiche Lager —
Die Hülle fällt
Und angezündet von dem warmen Druck
Entglüht des süßen Opfers
Reine Glut. —'

In der Liebe verschlingt sich das Ende mit dem Anfang:

„... Gelobt sei uns die ew'ge Nacht,
Gelobt der ew'ge Schlummer,
Wohl hat der Tag uns warm gemacht,
Und welk der lange Kummer.
Die Lust der Freude ging uns aus,
Zum Vater wollen wir nach Haus. —'

Religion und Poesie sind eins geworden. Der Kreislauf ist geschlossen; in ihm beschloß Novalis sein eigenes Leben. Der magische Idealismus des Novalis gehört zu den persönlichsten philosophischen Schöpfungen der Literatur, trotzdem das wenigste daran originale Leistung des Dichters und nichts davon philosophisch wirklich neu ist. Was an Gedanken und allgemeiner Weltansicht nicht direkt der Kantisch-Fichteschen Philosophie entnommen ist, das hat die Menschheit mit dem gleichen Ideenschwung, dem selben Glanz der Bilder und vielleicht noch größerem Reichtum kühner Verknüpfungen in der magischen Naturphilosophie des Plotin vor über anderthalb Jahrtausenden schon einmal gedacht und seitdem in den mannigfachsten Abwandlungen zu denken wiederholt. Wenig bleibt übrig, wenn man die Philosophie des Novalis zerpflückt. Nichts, als das rein und intim Persönliche. Das ist aber genug des Interessanten. Es ist die tiefe Stimmung eines selten verinnerlichten Dichters. ‚Novalis,' sagt Hebbel einmal, ‚hatte die wunderliche Idee, weil die ganze Welt poetisch auf ihn wirkte, die ganze Welt zum Gegenstand seiner Poesie zu machen. Es ist ungefähr ebenso, als wenn das menschliche Herz, das sein Verhältnis zum Körper fühlt, diesen ganzen Körper einsaugen wollte.'

Dies treffliche Urteil Hebbels charakterisiert mit größter Schärfe das Wesen der ganzen Romantik, deren Haupt und Herold Novalis war. Vorzug und Nachteil seines Wesens spiegeln sich in ihm. Für den Tadel hat Hebbel, den wohl kaum einer in der künstlerisch-besonnenen Objektivität überboten hat, gleichfalls das beste Wort gefunden; er warnt:

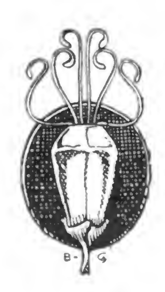
> ‚Was die Sonne bestrahlt, das male, aber sie selber
> Male nimmer; sie geht nie in ein Bild dir hinein.‘

Es ist, als stehe in diesen Worten das fragmentarische Schicksal des Novalis, und der ganzen Romantik überhaupt, verkörpert.

Die fruchtbare Tat und Wirkung der Romantik aber kommt darum nicht minder und gleichfalls zuerst in ihrem menschlich größten und poetisch reichsten Vertreter zu Anerkennung und echtem Ruhm des Verdienstes. In alle Zeit ist künstlerische Romantik ein Auflehnen und Widerspruch des schönheitsdurstigen Geistes, der zugleich der Sehnsucht nach der schauenden Vereinigung mit den letzten unmittelbaren Wahrheiten sich nicht entschlagen kann, gegen den trockenen Ton selbstgenügsamer Kleinlichkeit in Leben, Kunst und Wissenschaft, wie gegen den Hochmut der pedantischen Methode im Fortschritt der Menschheit, die sich irgendwo und irgendwann einmal doch immer zuletzt selber ad absurdum führt.

Novalis war in seinem Leben, Dichten und Denken einer von jenen, die sich der Genius der Menschheit je und je einmal mitten im Geräusch ihrer vielfachen Geschäfte und Ziele erweckt, damit sie vor allem Volk das Bekenntnis ablegen, nicht der Begriff, sondern das Wunder regiere die Welt; und damit sie die, die mit Netzen und Stangen ausziehen, um die Wahrheit zu fangen, bedeuten mögen:

> ‚Das ist eben das wahre Geheimnis, das allen vor Augen
> Liegt, Euch ewig umgibt, aber von keinem geseh'n.‘





Die Hebriden und ihr Dichter.

Der Tourist, den seine Wanderfahrt aus den romantischen Glens der schottischen Hochlande gen Westen führt, von der fjordzerrissenen Küste hinüber über den stürmischen Minch zum Inselkranz der inneren und äußeren Hebriden, kann meist nicht Worte finden, die einzigartige, wilde Schönheit dieser einsamen Eilande zu schildern. Von den Felsengraten auf Benbecula schweift der Blick über ein Labyrinth schmaler und breiter Kanäle, ein chaotisches Gewirr von Geröll und Moor, Riff und Sandbank, Süßwassersee und Meeresbucht mit unendlich vielfältigen Farben und Formen. Kein Wald rundet die schroffen Linien, denn der Eishauch der arktischen Winde, dem das ganze Inselgebiet preisgegeben ist, wird dem Baumwuchs und jeder üppigeren Vegetation verderblich. Viermal des Tages preßt die Flutwelle des Ozeans ihre Wassermassen in dies regellose Durcheinander von Steilküste und Sandstrand und ebbt ungestüm wieder zurück.

Die Entwicklung des Volkscharakters bei den Inselbewohnern steht folgerichtig unter dem Einfluß dieser außergewöhnlichen Bodenverhältnisse. Es sind Farmer und Fischer, an deren Tür oft der Mangel pocht, und die sich täglich im Kampfe mit den Elementen erringen müssen, was sie zum Leben brauchen. Doch halten sie in ihrer Weltabgeschiedenheit fest am Althergebrachten, pflegen die ihnen nur noch teilweise verständlichen Bräuche aus grauer Vorzeit und sprechen die gälische Sprache, die ihnen lieb und vertraut ist wie ihre rauhe, sturmumtoste Heimat. Sie sind kräftige, körperlich und geistig voll entwickelte Menschen, in deren Denken und Fühlen alle Eigentümlichkeiten des Inselbewohners ausgeprägt sind. Nur ein Teil ihrer Kraft wird im Kampf mit den ungezähmten Naturgewalten ausgegeben, und so schweifen ihre Gedanken über die Mühsale der täglichen Arbeit hinaus und suchen in allem Irdischen abgewandtem Grübeln den Inhalt des Lebens zu ergründen. So mancher tiefe Gedanke ist hinter den faltigen Stirnen entsprungen, in die des Lebens Kämpfe und Schmerzen ihre Runen gegraben, und Hand in Hand mit einer kindlichen Frömmigkeit geht bei ihnen die innige Liebe zu den Sagen und Mären, in denen die Denker und Dichter der Vorzeit ihre Weisheit und ihre Träume verewigt haben.

Die Tendenz unserer Zeit ist es, auf Vergangenes zurückzugreifen, wieder aufleben zu lassen, was im Schoße der Jahrhunderte versank. In

G. F. Kersting. **Lesender Mann beim Kerzenlicht.** *Jos. Kösel autotyp.*



Schottland wie in dem benachbarten Irland hat solches Bemühen eine tiefere, nationale Bedeutung. In der erwachenden Volksseele regen sich Erinnerungen an die ehemalige Macht der keltischen Stämme und in diesem Zurückdenken eint sich, was durch ein stürmisches Meer getrennt und nur in der gemeinsamen Sprache noch einheitlich verbunden ist. Wenn nun während des letzten Jahrzehntes die gälische Liga erfolgreich bemüht ist, dem sterbenden Idiom der heimatlichen Sprache neues Leben einzuflößen, wenn der Kampf um Irlands politische Selbständigkeit unentwegt weitergeführt wird, wenn endlich eine bedeutende Zahl genialer Männer im Zurückgreifen auf die alte Literatur die Schätze der gälischen Sprache zu heben trachtet, so sind dies alles nur einzelne charakteristische Züge eines Aufschwungs des Volksbewußtseins, eines Aufschwungs, den irische Patrioten mit dem stolzen Namen ‚die gälische Renaissance' bezeichnet haben.

Eine der hervorragendsten Erscheinungen in der Mitte der Männer, deren schöpferische Tätigkeit in diesem Gedankenkreise wurzelt, ist der vor Jahresfrist verstorbene Dichter und Schriftsteller William Sharp, der bis zu seinem Tode für die literarische Welt den berühmteren Namen Fiona Macleod trug. Inwieweit der Doppeltätigkeit dieses Mannes, der unter den zwei Namen William Sharp und Fiona Macleod sein kritisch-essayistisches und sein künstlerisches Werk scharf voneinander schied, eine Art Doppelpersönlichkeit zugrunde lag, kann erst nach der Veröffentlichung der Memoiren des Verstorbenen entschieden werden, mit deren Zusammenstellung seine Witwe gegenwärtig beschäftigt ist. Die Annalen der Society for Psychical Research möchten dann um einen interessanten Fall bereichert werden, sofern es überhaupt möglich ist, eine so augenfällige Doppelfunktion eines einzigen Menschenhirnes aufzuklären. Denn das literarische Werk Fiona Macleods, Erzählungen, Essays, Gedichte und Dramen, trägt durchaus das Gepräge des weiblichen Intellektes, während sich in der kritischen Tätigkeit William Sharps die männliche Hand nicht verleugnet. Bei seinen Lebzeiten hat der Dichter jedem Versuch, Persönliches von ihm zu erfahren, widerstanden. ‚Meine Schriften sind für das unbekannte Publikum, nicht ich selbst,' hat er einmal geäußert. ‚Mein Leben verbringe ich hauptsächlich in den Hochlanden und auf den Inseln des Westens... Ich ward geboren vor mehr als tausend Jahren in dem fernen Land der Gälen, das bekannt ist als die Traumeshügel. Dort verbrachte ich den besseren Teil meines Lebens; meines Vaters Name war Romantik und der meiner Mutter Traum.'

Das hinterlassene Werk Fiona Macleods ist künstlerisch von hoher Bedeutung, nicht nur für den engen Kreis der gälischen Patrioten, sondern für die Weltliteratur. In Essays und Legenden hat der Dichter wiederholt auf die feinen Fäden hingewiesen, die die folkloristische Dichtung aller Nationen verbinden, gleichviel, ob sie sich unter dem lachenden Himmel Attikas oder am schaumumsprühten Felsgestade der westlichen Inseln zu fester Gestalt formte. Wenn ihm bei einsamer Fahrt über den tiefgrünen Lynn von Morven Fischer

die seltsame Märe vom Treud nan Ròn, dem Robbengeschlecht, erzählen, dessen Stammutter ein Menschenweib war, dann taucht vor seinem geistigen Auge die hellenische Sage von König Aacus von Ägina auf, dessen jüngeren Sohn der eigene Bruder beim Diskuswerfen am Strande erschlug. In der gälischen Version wirft die trauernde Mutter den toten Liebling hinaus in die Wellen, und er taucht, zum Robben verwandelt, hinab. Die griechische Sage bewahrt nur in den Namen die Spuren der ursprünglichen Fassung; Psammatheia heißt die Mutter, das ist ‚Sand des Meeres', und der Name des Toten ist Phocus = Robbe.

Der stark entwickelte, sagenbildende Sinn des Inselvolkes hat diese Legende weiter ausgesponnen und vom ferneren Schicksal des Treud nan Ròn noch manche wunderlich phantastische Kunde aufbewahrt. Die Fischer wähnen sogar, daß noch heutigen Tages in ihrer Mitte Nachkommen dieses Stammes leben, die an den Schwimmhäuten zwischen den Fingern kenntlich sind. Ihr Schicksal ist, früher oder später in den Schoß des heimischen Elementes zurückzukehren, wohin ein unwiderstehlicher Instinkt sie ruft, ein Schicksal, das sie mit so vielen anderen teilen, denen kein unheilbringendes Erbteil aus den vergessenen Tagen mit auf den Weg gegeben ward. Der Beruf der Seeleute und Fischer bringt es mit sich, daß viele von ihnen den Tod im Wasser finden. Was Wunder, daß sie auf ihren langen Fahrten aus dem Raunen der Wellen geheime Botschaft erlauschen — Botschaft, die nur der versteht, für den sie bestimmt ist. Keiner entrinnt dem Meere, der das Flüstern der neunten Welle gehört hat, den dämonisch lockenden Ruf: ‚Komm, komm fort, folge!' Alle wissen, daß die nächste Ebbe die Leiche des so Gemahnten herantragen wird.

Noch eine andere Eigentümlichkeit fällt beim Studium dieser Sagen und Erzählungen auf. Das ist die Verschmelzung christlicher und heidnischer Motive, die besonders augenfällig in den Legenden hervortritt, die sich auf der Insel Jona formten. Auf Jona haben die christlichen Sendboten am frühesten Fuß gefaßt, hier lebte und wirkte der heilige Kolumbanus und sandte seine Zöglinge in die Duns der Heidenfürsten, daß sie zu Märtyrern würden für ihren Glauben. Hier offenbarte sich dem frommen Bischof in dem Treiben der kleinsten Lebewesen die Unermeßlichkeit der göttlichen Liebe, bis ihn der Drang erfaßte, auch den Vögeln und Fischen die frohe Botschaft des Evangeliums zu künden. Auf Jona entstand und verdichtete sich die Legende von der heiligen Brigitte, die noch heute von den Gälen als Wärterin des Heilands verehrt wird. Sie trägt die Züge der Liebesgöttin, deren Liebreiz einst die Druiden priesen, und Fiona Macleod weiß ein anmutiges Märchen zu erzählen, wie sich's zugetragen, daß das holde Töchterlein Dughall Donns das Christkind in den Armen halten durfte.

Selten nur unterbricht solche weiche Märchenpoesie die tiefe Melancholie dieser Erzählungen. Die Klage des Windes auf einsamem Moor, das wehe Seufzen des Meeres klingt in ihnen wieder und versinnlicht in immer

neuen Variationen die Sehnsucht nach einer vollkommeneren Welt, die in keiner anderen Literatur als in der gälischen so inbrünstigen Ausdruck gefunden hat. Der Schluß der Erzählung ‚Sorrow on the Wind' * möge als Beispiel dienen:

‚Im Westen machte sich der Nachtwind auf. In der weiten, schattendunklen Finsternis schweifte er über Meer und Land wie eine wehklagende Stimme, ein blindes, gestaltloses Wesen ohne Heimat, auf der Suche nach Unauffindbarem; zuweilen stöhnend in uraltem Weh gleich einer Lanze, die der Wind streift, dann wieder aufrauschend zu ungeheurem, schwellendem, vielfältigem Tönen, wie wenn die Fluten der Nacht am Gestade der Sterne zerschellten.'

Hier eint sich die düstere Schönheit der Landschaft mit der Stimmung des Schauenden zu bezwingendem, suggestivem Zauber. Aber der das schrieb, muß das Brausen des Windes, das Raunen des Meeres in seinem Innern gefühlt haben als einen sinnvollen Rhythmus, als Offenbarung der Naturgewalten. Und wenn er von den ‚Kindern des Wassers' schreibt, denen der alte Meergott eine Woge ins Herz tat, daß ihre Sehnsucht ruhelos ward wie die nimmermüde Welle und sie selbst heimatlos wie die Flut, dann klingt solches wie ein schwermutvolles Selbstbekenntnis, besonders wenn der Dichter bedeutsam hinzufügt: ‚Und unter ihnen sind etliche, die haben ihr Trachten auf die Winde und Wogen des Geistes gestellt — jenen Wind, der die Wellen der Gedanken und Träume überflügeln möchte, sie zusammenraffen und zu Wolken der Schönheit formen, die hoch in den blauen Tälern des Himmels schweifen. Wie sollen diese je Frieden finden — sie, die Kinder des Wassers?'

Nicht gar so lange, nachdem er dies geschrieben, kam der Friede in das sehnsüchtige Dichterherz, als es am sonndurchglühten Strande Siziliens die letzten, müden Schläge tat und hinüberschlummerte in das Land der ewigen Jugend, wo die Zeit in tiefem Schlafe liegt, gleichwie das Murmeln der ruhelosen See in den gewölbten Höhlungen der Muschel schläft.

Beda Prilipp.

Joris Karl Huysmans.

Wenige Monate nach Brunetière, dem anderen großen Konvertiten des modernen Frankreich, den vorwiegend philosophische Erwägungen zum Glauben führten, ist nun auch Huysmans aus dem Leben geschieden. Bei der religiösen Entwicklung dieses merkwürdigen Mannes waren künstlerische Anregungen in so hervorragendem Maße tätig, daß man noch im vorigen Jahre vielfach Zweifel darüber äußerte, ob seine ‚Bekehrung', obwohl sie schon

* Aus ‚The Sunset of Old Tales' (Tauchnitz, Leipzig). Ebenda erschien ‚Wind and Wave', das unter dem Titel ‚Wind und Woge' von W. Mey ins Deutsche übersetzt wurde. Eine zweite Sammlung betitelt sich ‚Das Reich der Träume' (Diederichs, Jena). Dieser letzteren Sammlung haben wir mit gütiger Erlaubnis des Verlegers die beiden als Proben hier abgedruckten Stücke entnommen.

vor einem Jahrzehnt bekannt war, einer tieferen Überzeugung entsprang, oder nicht vielmehr dem vorübergehenden Bedürfnis nach neuen Sensationen. Die gröbsten Zweifel hat sein Ende zerstört: Huysmans ist als frommer Christ im Schoße der Kirche gestorben, der im Glauben die Kraft schöpfte, um eine der furchtbarsten Krankheiten — der Krebs fraß ihm das Gesicht — mit stoischer Ruhe zu ertragen. Rückschauend können wir also die Stationen dieses Kreuzwegs in wesentlich anderem Lichte betrachten, als es vor reichlich einem halben Jahrhundert einem so strengen Kritiker und unbarmherzigen Feind des Naturalismus, wie Brunetière, zunächst möglich war.

1884 erschien das Buch ‚Wider den Strich‘ (A rebours), das die Aufmerksamkeit der Literaten herausforderte, zugleich die Abkehr vom Materialismus einleitete. Bis dahin war Huysmans einfach der Schule Zolas zugezählt worden; er hatte 1880 zu dessen Sammelband ‚Die Abende von Médan‘ durch eine Novelle beigesteuert, ‚Mit dem Tornister‘, die, wie eine Reihe anderer Arbeiten aus der gleichen Zeit (Marthe, En Ménage, Croquis Parisiens, A vau l'eau), mehr an Flauberts ‚Education sentimentale‘ und an die koloristische Manie der Goncourt erinnernd, bereits das im wesentlichen aufweist, was Huysmans später auszeichnet: die Gabe scharfer Beobachtung, das gallige Temperament, die Kühnheit des Ausdrucks und die im Rahmen verblüffend einfacher Technik grotesk realistische, in düsteren Farben schwelgende, gern sexuellen Regungen folgende Darstellung der Kleinwelt seines Unbehagens; so schildert ‚Sac au dos‘ auf dem bloßen Hintergrund des Krieges von 1870 die Verstimmungen eines kranken Magens. Der erste Verleger, an den Huysmans (1874) herantrat, erklärte ihm, er habe nicht das geringste Talent, und ‚seine abscheuliche Sprache drohe die Pariser Commune auf diesem Gebiet zu wiederholen‘. Man war es eben nicht gewohnt, daß ein ernster Mann vor geräuchertem Lachs in Ekstase geriet, und von ‚zerrissenen Straßen‘ sprach, ‚auf denen zerstreuter Gyps dem Mehl gleicht, das von einer kranken Haut gefallen ist‘. Brunetière behandelte ihn (mit Maupassant!) als ‚einen Possendichter, der seinen Beruf verfehlt hat‘. Speziell von ‚A rebours‘ sagte er, es seien allzuviel Seiten darin, ‚die auf den Abort gehörten.‘ In der Tat existiert in der Literatur, wenn wir Flauberts ‚Bouvard et Pécuchet‘ ausnehmen, wenig, was absonderlicher, willkürlicher und affektierter wäre, worin die Künstelei mehr Triumphe feierte. Aus Ekel am Leben hat sich der Herzog des Esseintes in eine Einöde zurückgezogen, wo er sich die Zeit damit vertreibt, die raffiniertesten Sinnengenüsse zu erdenken und in allem das Gegenteil von dem zu tun, was dem gewöhnlichen Menschen die gesunde Vernunft eingäbe. Er schläft nur bei Tag, in einer Mönchszelle; er pflegt nur geruchlose Blumen, vorausgesetzt, daß sie an Syphiliskranke erinnern; sein Salon ist eine Schiffskabine mit Aquarien, in denen Fische schwimmen, aber nur mechanische; er duldet eine Schildkröte bei sich, doch hat er deren Panzer mit Gold und Edelsteinen einlegen lassen; er hört auch noch Musik, nämlich am Schnapsschrank: die Liköre empfindet er

als Töne. So sehr der grobe Mechanismus und das bis zur Perversität getriebene Raffinement abstoßen mag, so reizvoll ist es hinzuhorchen, wenn Huysmans seine Kritiken über Kunst und Welt mit einstreut. Von den Griechen und Römern läßt er selbstverständlich nur die Dekadenten gelten, von den Franzosen neben Baudelaire nur Hello und Barbey d'Aurevilly. Bild und Gesang des christlichen Mittelalters entzücken ihn ebenso sehr wie Moreaus ‚Salome', die ihm die Brunst verkörpert. Philosophisch schwört er auf Schopenhauer, ohne daß ihn jedoch der Pessimismus zu befriedigen vermöchte. ‚Eine ungeheure Müdigkeit hatte den Herzog befallen, das Bedürfnis, sich zu sammeln, und nichts mehr gemein zu haben mit den Profanen, die ihm als Krämerseelen und Dummköpfe vorkamen. Obwohl er sich zum Stande der Gnade keineswegs berufen fühlte, empfand er eine wirkliche Neigung für diese in Klöstern eingeschlossenen Menschen. . .' ‚Er glaubte eine Sekunde lang, instinktgemäß zur Religion gehen zu müssen, aber beim geringsten Nachdenken verflüchtigte sich die Kraft, die ihn anzog; trotzdem blieb in ihm eine große Verwirrung zurück.' ‚Er wußte ohne weiteres, daß der Augenblick der Gnade . . . nie für ihn kommen würde . . ., trotzdem geschah es, daß er sich aus Sympathie für seine alten Lehrer (Jesuiten) auch für ihre Arbeiten, ihre Lehren interessierte.' Die Beschäftigung mit dem Mittelalter hat den Herzog auf den Satanskult gebracht, und gegen Ende des Buches lesen wir von ‚einem mit etwas Magie, wie unter Heinrich III., oder mit etwas Sadismus, wie am Ende des letzten Jahrhunderts, gewürzten Katholizismus.' Einen solchen Katholizismus möchte der Herzog ‚in erleuchteten Momenten' gerne annehmen, weshalb er es verschmäht, die Bekanntschaft von Geistlichen zu machen, die eine solche Auffassung ablehnen, aber im übrigen von allen Menschen noch allein für ihn zum Umgang in Betracht kämen. ‚Man müßte verhindern können,' heißt es weiter, ‚zu raisonnieren, man müßte die Augen schließen können, sich fortreißen lassen durch diesen Strom, und diese verzweifelten Entdeckungen vergessen, die das religiöse Gebäude seit Jahrhunderten gänzlich zerstört haben . . .' ‚O Herr, hab' Erbarmen mit dem Christen, der zweifelt, mit dem Ungläubigen, der glauben möchte, mit dem Galeerensträfling, der in der Nacht allein hinaussteuert auf die See der Welt, unter einem Himmel, den nicht mehr das Fanal der alten Hoffnung erleuchtet.'

Heute, angesichts der letzten Station des Kreuzwegs fragen wir uns, wie man hinter einem Buche, das mit solchen Worten schließt, nicht auch einen ernsten Pfadsucher, nur den manierierten Ästheten sah, der den verzweifelten Versuch machte, sich eine Gasse auf den Markt zu bahnen! Die Motive, die in ‚Wider den Strich' erklingen, werden in den folgenden Bekenntnisbüchern wieder aufgegriffen und entwickelt. Der erste Roman zeigt uns den Anlaß zur Befreundung mit dem Katholizismus, in den weiteren sehen wir den Autor unterwegs. Aus dem Herzog des Esseintes ist jetzt ein einfacher Durtal geworden. Dieser flüchtet sich in ‚Là-Bas' (Da drunten, 1891) vor dem Materialismus, mit dessen Meister, Emile Zola, förmlich ab-

gerechnet wird, in die Nacht der Teufelslegenden. Im Zusammenhang mit Studien über Gilles de Rais, das Urbild von ‚Ritter Blaubart‘, denen sich Durtal hingibt, werden wir in die schauerlichsten Geheimnisse eingeweiht; des Dichters zügellose Phantasie zaubert ‚schwarze Messen‘ mit dem ganzen Zubehör orgiastischer Perversität mitten ins moderne Paris. Dabei immer wieder die Sehnsucht nach dem Mittelalter, die Ekstase vor der kirchlichen Kunst, lange Gespräche über Mystik, und Sätze wie: ‚Wahrhaftig, wenn ichs bedenke, hat die Literatur nur die eine Existenzberechtigung, den, der sie betreibt, vom Ekel des Lebens zu retten.‘ ... Gilles de Rais, der sadistische Knabenmörder, tat Buße und sühnte auf dem Richtplatz reumütig, zur Erbauung der Gläubigen...

Die nächste Station für Durtal, der mit Huysmans identisch ist, sind geistliche Exerzitien in einem Trappistenkloster. ‚Unterwegs‘ (En route) erschien 1895. Die ewigen Zweifel, Versuchungen und Rückfälle, die Trostlosigkeit und Gleichgültigkeit der heimgesuchten Seele sind mit großer Kunst beschrieben. Durtal sträubt sich immer wieder gegen den Glauben. Er verkehrt mit Klostergeistlichen und besucht Kirchen, deren Musik und Gesang er rezensiert, aber weiter will er nicht: ‚Beten? Danach habe ich kein Bedürfnis. Ich bin wohl besessen vom Katholizismus, berauscht von seiner Atmosphäre von Wachs und Weihrauch, ich streiche um den Katholizismus herum, bis zu Tränen gerührt durch seine Gebete, bis ins Mark ergriffen von seinen Psalmen und Gesängen. Ich habe wohl einen Ekel vor dem Leben und vor mir, aber von da bis zu einem anderen Leben, das ich führen müßte, ist noch weit! ... Im Grunde genommen ist mein Herz verhärtet und vertrocknet durch die Ausschweifungen, ich tauge zu gar nichts mehr.‘ Kurz darauf geht aber die Analyse weiter: ‚Das einzige, was ich annehmen kann, ist, daß es sich in meinem Fall um eine göttliche Einmischung, um die Gnade (der Bekehrung) handelt.‘ Drei äußerliche Anlässe zur Umkehr definiert er: ‚Die Liebe zur Kunst, die Tradition (Huysmans entstammt einer katholischen Familie in Holland) und die Lebensmüdigkeit.‘ Wie in ‚Là-Bas‘ mit Gilles de Rais, so beschäftigt sich Durtal in ‚En route‘ mit der heiligen Lydwine von Schiedam, und wie er dort die Farben nicht feurig genug finden konnte, um den Satanskult zu malen, so stößt er hier auf kein Wunder, das der Heißhunger nach Übersinnlichem nicht noch übertriebe. Endlich, nachdem er ‚zwischen Wollust und Kirche‘ lange hin und her geschwankt, entschließt er sich, auf das Anraten seines geistlichen Freundes, ‚zur Operation‘: im Trappistenkloster empfängt Durtal die heiligen Sakramente. Natürlich beschreibt er uns alles, das Leben nach der strengen Regel, und wie diese früher war, die Liturgie, und wie sie in anderen Klöstern ist, Kirche, Küche und Bett, und die nächtlichen Anfechtungen mit unheimlicher Gewissenhaftigkeit. In der Nähe des Ordenslebens bemängelt er die Verhältnisse im weltlichen Priestertum, die ungenügende Vorbereitung der Geistlichen durch die Seminarien, die Verweichlichung der Religion, nicht zuletzt mit Hilfe der Musik; so spricht er beispiels-

weise von den ‚déculottages mystiques de Gounod‘; Saint-Saëns, Massenet, Thomas und Widor hat er nicht minder auf dem Strich. Von den ‚Pächtern der Seele‘, den ‚Coquelins der Kirche‘ (Monsabré und Didon) hat er schon außerhalb des Klosters gesprochen. Und wie verläßt er die Zelle: ‚Ach, ich habe in diesen zehn Tagen im Kloster zwanzig Jahre erlebt und komme heraus mit verwirrtem Hirn und wundem Herzen . . . Ich bin noch zu viel Literat, um Mönch werden zu können, aber schon zu viel Mönch, um noch unter den Schriftstellern zu bleiben.‘ Und das letzte Wort des Buches ist Sehnsucht nach der Stille des Klosters. Auch das folgende Buch erzählt uns vom immerwährenden Zaudern Durtals, von der Macht, die ihn zum Kloster treibt und von der andern, die ihn zurückhält. ‚La Cathédrale‘ (1898) führt uns nach Chartres, wo der berühmte gotische Dom Durtal Anlaß gibt, einmal mehr seine unheimliche Belesenheit in künstlerischen und liturgischen Dingen zu zeigen. Die Symbolik der Tierfiguren, der Pflanzen und Gartenkräuter, nichts wird dem Leser erspart, abgesehen von den unendlichen Betrachtungen, zu denen schon die Kathedrale an sich ihn verleitet. Nur ein so starkes Temperament konnte ein solches Werk noch möglich machen. Hier ist es, wo sich Durtal über die geistige Verfassung des Katholizismus von heute, wie er ihn sieht, des Längern ausläßt. In einer der Veremundusbroschüren ist seiner Zeit auf die zornige Apostrophe bereits hingewiesen worden. ‚Was Kunstverständnis betrifft,‘ erklärt Durtal, ‚so steht das katholische Publikum noch 100 Fuß tief unter dem profanen.‘ . . . ‚Woher kommt diese Inferiorität? Vom Erziehungssystem, von der Trainierung zur geistigen Leisetreterei, von den Angstlektionen, die man ihnen in einem Keller erteilt, weit vom Leben darum herum, fern vom Tageslicht. Es hat den Anschein, als sollten die Seelen methodisch kastriert werden; indem man sie nur mit saftlosen Resten, mit literarischem Jungfleisch ernährt; als sollte von vornherein in den Schülern jedes Unabhängigkeitsgefühl, jede geistige Selbständigkeit ertötet werden, indem man sie preßt und gewaltsam nivelliert, ihren Ideenkreis beschränkt und sie absichtlich von Literatur und Kunst fernhält. Und dies alles, um die Lockungen der verbotenen Frucht zu verhüten, deren Bild man heraufbeschwört unter dem Vorwand, Furcht davor einzuflößen . . . Unter solchen Umständen wurde das harmloseste Werk zur Gefahr, allein durch die Tatsache, daß darin von Liebe die Rede war, und man ein Weib mit einnehmenden Farben schilderte . . . Jedenfalls hatten diese Methoden, die Frömmigkeit zu kultivieren, erreicht, daß sich einerseits die Fleischeslust des größten Teils der so erzogenen und dann in die Welt losgelassenen Menschen bemächtigte, und daß anderseits Dummheit und Entsetzen keine Grenzen mehr kannten, daß ganze große geistige Gebiete im Stiche gelassen wurden, und die gesamten katholischen Kräfte ohne Schwertstreich vor der einfallenden profanen Literatur das Feld räumten. Welch ein Unsinn! Gerade die Kirche, welche die Kunst geboren, welche sie jahrhundertelang gesäugt hatte, wurde jetzt infolge der Feigheit ihrer Kinder in den Winkel gesetzt! Alle großen Bewegungen, die in dieser Zeit auf-

einander folgten, die Romantik, der Naturalismus entstanden ohne sie oder gegen sie. Es genügte, daß ein Werk sich nicht mehr darauf beschränkte, einfache Histörchen oder liebenswürdige Lügen zu erzählen, die mit der belohnten Tugend und dem bestraften Laster abschlossen, um die verletzte Prüderie der Betschwestern zum Blöcken zu bringen. An dem Tage, wo diese so geschmeidige und so freie Form der modernen Kunst, wie es der Roman ist, an Szenen aus dem wirklichen Leben heranging, die Leidenschaften sich entwickeln ließ, eine psychologische Studie, eine Schule der Analyse wurde, da schlug die Armee der Frömmler auf der ganzen Linie den Rückzug an. Die katholische Partei, die, besser als jede andere, zum Kampf auf diesem von der Theologie von so langer Hand ausgekundschafteten Gebiet gerüstet schien, zog sich in Unordnung zurück und beschränkte sich darauf, den Rückzug zu decken, indem sie ihre Truppen mit alten Radflinten aus dem Hinterhalt auf Werke knallen ließ, die sie weder inspiriert, noch erdacht hatte . . .' In diesem Tone geht's weiter, und Durtal zeigt, daß die Prüderie im frommen Mittelalter nicht vorherrschend war, sondern erst durch die ungläubige Renaissance eingeführt wurde. Im Anschluß daran sichtet er die Meister der kirchlichen Kunst, unter denen Grünewald, der schon den Helden von ‚A rebours' entzückte, den ersten Preis erhält, unter den Zeitgenossen jedoch nur der einem ätherischen Mystizismus zugewandte, mittlerweile verstorbene Charles Dulac, ein Elsässer von Haus aus, der, gleich Huysmans, in der Kirche sein Heil gefunden hatte.

Der Ausgang von ‚La Cathédrale' läßt es unentschieden, ob Durtal ins Kloster geht; er selber redet besonders von der Vervollständigung seiner Erziehung in der Liturgie und im gregorianischen Gesang, wenn er zu den Benediktinern von Solesmes kommt. In ‚L'Oblat' (1903) treffen wir Durtal hart an der Grenze des Ordensberufs, als eine Art Laienbruder, der neben dem Kloster wohnt, und den Exerzitien der Mönche beiwohnen kann. Was er über die liturgischen Pflanzen noch weiß, sagt er uns hier. Der Weltklerus wird wieder aufs Korn genommen, aber auch die klösterliche Umgebung rücksichtslos geschildert. Seiner Seele geht es besser; er klagt nur über die entmutigende Dürre in seinem Innern und sieht mit Schrecken der Zukunft entgegen, da das Kloster dem Verfolgungswahn der Kulturkämpfer, die er mit entsprechenden Prädikaten versieht, zum Opfer fällt. ‚Lieber Gott, verleihe uns die Gnade . . ., uns ein für alle mal zu vergessen, mögen wir nun da oder dort wohnen, wenn wir nur weit von uns und nahe bei dir sind!' Damit schließt ‚L'Oblat'; der Band, der den Zyklus beschließen sollte, bleibt unveröffentlicht, der Autor hat vor seinem Tode zahlreiche Manuskripte verbrennen lassen. Bezeichnend für die Hauptfrage, die uns hier interessiert, sind immerhin seine wenige Monate vor dem Tode erschienenen Notizen über Lourdes, von dem schon in ‚La Cathédrale' kurz die Rede war. Seinen Wunderglauben kennen wir von der ‚Lydwine de Shiedam' her (1901); man glaubt an das Wunder, weil man es an sich erfahren hat, erklärt Huysmans in ‚Les Foules de Lourdes', worin bald jauchzend, bald klagend

das bunte Leben der Menge geschildert, und versucht wird, einen Blick in die Massenseele zu tun. Es sind herrliche Seiten in diesem Skizzenbuch, das, wie ‚Lydwine‘ zur Erbauung auserwählter Kranken beitragen mag. Seiner Entrüstung über gewisse bigotte Manifestationen der Kunst, seinem Bedauern über die geschäftliche Ausbeutung der Frömmigkeit, wie sie ihm stellenweise entgegentritt, gibt der Beobachter in der Art, die wir an ihm kennen, unverhohlen Ausdruck; denn seine Kraft ist auch im Alter ungebrochen, der Pilger von Lourdes nimmt es mit Durtal in der Teufelsküche von ‚Là-Bas‘ noch sehr wohl auf.

Wir haben es unterlassen, eine Reihe von kritischen und künstlerischen Essays und Reiseskizzen namhaft zu machen, die alle von einem leidenschaftlichen Temperament und einer höchst persönlichen Auffassung Zeugnis ablegen; darunter befindet sich die berühmt gewordene Vision von Berlin, die so anhebt: ‚Ich glaube kaum, daß es eine langweiligere und häßlichere Stadt gibt, als dieses abgesenkelte, mit gleichgültigen Häusern und abscheulichen Palästen besetzte Berlin.‘ Die Berliner mögen sich aber beruhigen; wenn Huysmans mit dem Morgenstern seines Zorns auf die Pariser niederfährt, geht es diesen auch nicht besser!

Aus den mitgeteilten Dokumenten bekommt der Leser wohl den Eindruck von einer durch und durch literarischen Persönlichkeit, deren Werke auch in Zukunft, trotz vieler Verstöße gegen die Sprachreinheit und barocker Neubildungen, für die Feinschmecker einen exotischen Reiz bewahren werden; von einem Menschen auch, der langwierige Seelenkämpfe zu bestehen hatte, ehe es ihm vergönnt war, die lautere Luft seiner heiligen Lydwina zu atmen, an deren sühnende Leiden sein eigenes Übel so lebhaft erinnerte: ohne innere Erleuchtung wäre dieser Abschluß kaum möglich geworden.

Thomas Selt.





Lehrer und Öffentlichkeit.*

Der Lehrerstand ist ein Glied an dem Kulturleib des Staates. Er ist es heute; er war es nicht immer. Er war es z. B. nicht, als Jung Stilling noch mit 14½ Jahren als Schneider und Schulmeister in Zellberg einziehen und vom Pastor nach einem halben Jahre wieder abgesetzt werden konnte, weil er Unterricht im Rechnen erteilte, und von da an immer nach kurzer Lehrtätigkeit seinen Wanderstab weitersetzen und schließlich wieder zur Nadel greifen mußte. Er war es nicht, als noch der lippische Schulmeister Lübke (geb. 1796) seine Bildung einem dreimaligen Kursus im ‚Schulhalten' verdankte und als Lehrer den Wünschen der Dorfschaft so sehr entsprechen mußte, daß er im Sommer morgens von 5—7 und mittags von 12—2 Uhr unterrichtete. Er war es nicht, als Heinrich Zschokke bei der Organisation des Schulwesens in den Schweizer Landen noch schreiben konnte: ‚Viehhirten und Sennen genießen höheren Lohn denn Schulmeister. Diese selbst sind meistens bildungslose Menschen.' Er war es nicht, als noch Justinus Kerner zur Charakteristik des Lehrertypus von damals folgenden dichterischen Erguß von einem ‚Schullehrer' in der Gegend von Ludwigsburg berichten konnte: ‚O großer Friedrich Schiller, für mich auch Poesieerfüller, kommst nun gegossen in das Land, Herrn Vater hab ich auch gekannt!' Er war es nicht, als noch W. H. Riehl 1856 den Volksschullehrer zum vierten Stande und innerhalb dieses zu der Gruppe rechnete, die ‚noch nichts sind und nichts haben' im Gegensatz zu denen, ‚die nichts mehr sind und nichts mehr haben,' als er noch sagen konnte: ‚Die allgemeine Volksbildung, für welche man den angehenden Dorfschulmeister erzieht, ist eine Phantasterei.' Ich sage, jene Zeit der ‚Schulmeister' und ‚Plusmacher' (nach Samuel Heinicke) hat aufgehört. Heute bildet die Schule, der Lehrerstand ein soziales Faktum wie Kirche und Gemeinde. Leider wird sie im Vergleich zu diesen vom Staate als Stiefkind behandelt.

Wo sich die Öffentlichkeit mit Lehrer und Schule beschäftigt, kann man oft erfahren, wie gering man im großen und ganzen von ihnen denkt. Mir scheint es, als wenn wir Kollegen in Mecklenburg besonders darüber zu klagen haben. Das hat meines Erachtens darin seinen Grund, daß in keinem deutschen Staat — so weit ich die Verhältnisse übersehe — der Lehrer so sehr Kommunalbeamter ist wie hier in Mecklenburg. Zwar gibt sich hier wie dort die Öffentlichkeit mit ihnen ab, und das ist ihr gutes Recht. Aber es dünkt mich, ein Unterschied zu sein, ob es eine parlamentarische oder eine kommunale Öffentlichkeit ist. Jene hat ja durch den Parteieifer die wunderbarsten Konstellationen im Schulleben herbeigeführt, aber so rückständig, wie sich der mecklenburgische Kommunalismus in Schulfragen mit geringen Ausnahmen zeigt, ist jene doch nicht.

---

* Wir geben den obigen Ausführungen hier Raum, indem wir wiederholt bemerken, daß die Rubrik ‚Im Ringen der Zeit' den Charakter eines ‚Sprechsaals' hat, der nicht in gleicher Weise von dem programmatischen Standpunkt der Zeitschrift abhängig und beeinflußt ist wie bei den sonstigen Beiträgen. D. R.

Das wird so lange bleiben, wie Mecklenburg keine Verfassung hat, weswegen wir den Entschluß unseres Landesherrn, sie einzuführen, lebhaft begrüßt haben. Landtag und Regierung vermögen in Schulfragen schlecht zusammen zu regieren. Darum sind wir mehr oder weniger dem städtischen Kommunalismus anheimgegeben, der nicht weiter geht wie er geschoben wird, und von dem die Lehrerschaft für sich und die Schule seit Jahren fast vergebens bittet. Nur auf ihr fortgesetztes Bitten und Drängen hat er sich hie und da herbeigelassen, Mittel für Lehrer und Schule zur Verfügung zu stellen. Er hat kein Verständnis für Lehrer- und Schulfragen und betätigt sich deshalb auch nicht nennenswert auf diesem Gebiet — mit wenigen Ausnahmen. In einigen Städten sind die Lehrer sogar zum Kleben verpflichtet, und neulich teilte uns die Schulzeitung mit, daß ein siebenzigjähriger Lehrer aus der Altersversorgung auf Grund seiner Klebekarten eine jährliche Rente von 230 Mk. erhält. Der städtische Kommunalismus weiß z. B. nicht, daß die bessere finanzielle Lage der Lehrer der Schule Kraft zuführt, er weiß nichts von dieser Umsetzung des Stoffes in Kraft, wenn ich so sagen darf.

Wie sollten die einzelnen Mitglieder der Stadtverwaltung auch dazu kommen? Sie haben oft selbst nicht die gewünschte Besoldung als jährlichen Geschäftsumsatz und sind darum mit dem bekannten ‚Folglich' leicht bei der Hand; sie urteilen mit einer großen Äußerlichkeit über die Tätigkeit der Lehrer und die Aufgabe der Schule; sie haben oft nicht die besten persönlichen Beziehungen zu diesem oder jenem Lehrer und wollen über private Verhältnisse der Lehrer orientiert sein; sie sind über die städtischen Interessen hinaus für weitergehende Entwicklungen nicht zu haben, weil sie sie nicht genügend durchsehen können und werden in der Beharrung auf dem einseitigen Standpunkt oft noch von den Gebildeten bestärkt. Darum ist es gerade der städtische Kommunalismus, der bei uns im Obotritenlande so oft und in so verbitternder Weise die Wünsche der Lehrerschaft zunichte macht, und es als durchaus richtig erscheinen läßt, was Pretzel in der ‚Deutschen Schule' (XI, S. 204) schreibt: ‚Erst wenn sich im Volksbewußtsein die Erkenntnis durchgerungen hat, daß die Volksschule nicht nur ein notwendiges Übel, sondern eins der Fundamente ist, auf denen der nationale Wohlstand ruht, daß darum die für sie gemachten Aufwendungen kein verlorenes, sondern im eigentlichsten Sinne ein werbendes Kapital darstellen, wird ihre Leidensgeschichte enden.'

Doch wenn ich mich weiter in deutschen Landen umsehe, so finde ich dort Leidensgefährten der mecklenburgischen Schule, so finde ich, daß man bei rühmlichen Ausnahmen den Bestrebungen des Lehrerstandes und der von der heutigen Schule eingeschlagenen Entwicklung nicht wohlwollend ist. Man erspare mir die unerquickliche Arbeit, die Belege hiefür anzuführen. Unser Stand muß sich fortgesetzt eine Position nach der andern erst erkämpfen, wie es Jakob Beyhl in seiner bekannten Broschüre nachweist. Ich sehe unsere Feinde unter den Gebildeten. Sie sind zum Teil in ihrer Gegnerschaft nach der Art Treitschkes, der 1891 die Äußerung tat: ‚Es ist jetzt ein schlechter Geist unter den Volksschullehrern eingezogen, die sich von ihrer eigentlichen Beschäftigung abwenden und nur Versammlungen abhalten; . . . es ist überhaupt eine Naseweisheit unter ihnen groß geworden, die anfängt, gefährlich zu werden. . . Dummen Bauernjungen das Einmaleins einzubläuen, kann einen gebildeten Mann nicht reizen. . . Dazu kommt, daß der Bauer auf den Schulmeister herabsehen kann, nicht bloß weil er gewisses Vermögen besitzt, der Lehrer dagegen ein armer Teufel ist, sondern weil der Bauer jenem auch geistig voransteht. Die Bewirtschaftung eines Gutes erfordert weit mehr Kenntnisse als der Lehrer besitzt.' Der andere Teil der Gebildeten ist darum unser Gegner, weil er nicht unser Freund ist. Wer nicht für die Schule ist, ist wider sie. Man erachtet die Volksschulfrage nicht dessen wert, daß man sich mit ihr auseinandersetzt, obwohl jedes politische Problem einen solchen Ernst erheischt, und die Volksschule ist sicher ein Problem. Sie erfordert deshalb denselben Respekt,

den man vor andern politischen Fragen, wie Ostmarkenpolitik, ‚Industriearbeiter und Industriebürger,‘ Schutzzoll oder Freihandel u. dgl. hat. Aber diese Frage und eine Reihe anderer werden so genau erörtert und so heiß umkämpft, daß man für die arme Volksschule nur wenig Worte hat. Wenn der preußische Landtag sich unlängst etwas länger mit Schuldebatten beschäftigte, so war das nicht das Interesse für die Schule, sondern die Parteimachtfrage, wodurch sie hervorgerufen wurden, weswegen ja auch der ganze Schulgesetzentwurf in seiner jetzigen Struktur mit Recht ein Kompromiß heißt. Und als kürzlich über die Teilung des Kultusministeriums geschrieben wurde, meinte die ‚Tägliche Rundschau‘: ‚Es dürfte bei den heutigen parlamentarischen Verhältnissen kaum erreichbar sein, die Volksschule unter ein besonderes Unterrichtsministerium zu bringen. Konservative, Zentrum und auch Freikonservative wären dafür kaum zu haben.‘ Und warum nicht? Aus Partei.

Das halte ich nicht für richtig. Ich finde, die politischen Parteien müßten sich mit der Schulfrage als mit einem Problem mehr beschäftigen, wobei der Gedanke an die Schule primär sein dürfte. Sie dürfte ihnen nicht die Münze sein, mit der man anderes bezahlt oder erhandelt. Ich weiß wohl, daß das noch lange ein frommer Wunsch sein wird. Die Schulfrage wird nach wie vor, trotzdem sie die Geistesentwicklung des Volkes bedeutet, vom Standpunkte der Partei aus erörtert, und die Selbstverständlichkeit, daß ihre objektive Behandlung eine Ehr- und Gewissenssache ist, nicht empfunden. Die Anschauung von der Schule als einem wichtigen nationalen Institut hat sich bis jetzt bei den Gebildeten nicht durchgesetzt; sie sind als die maßgebenden und berufenen Kreise zur Zeit nicht für die Schule zu haben.

Wie ist darum eine für die Schule ‚bessere Konjunktur‘ herbeizuführen? Das bringt uns dazu, die Kehrseite von ‚Lehrer und Öffentlichkeit‘ zu betrachten, indem wir den Ton auf Lehrer legen. Dörpfeld weist uns in seinem bekannten Wort: ‚Werdet besser, gleich wird's besser,‘ den Weg auf uns selbst. Das ist schulgeschichtlich eine weise Mahnung. Wenn wir den Entwicklungsgang unserer Schule bedenken, wenn wir die Gestalt eines Hübners mit der eines Lehrers von heute vergleichen, dann muß uns der Abstand fast überwältigend erscheinen. Es steht nicht zu leugnen, daß sich die Schule in diesem oder jenem Jahrzehnt der verflossenen Geschichte des warmen und freundlichen Interesses einer staatlichen Verwaltung zu erfreuen hatte: es bleibt dennoch eine historische Tatsache, daß der Schweiß der Kollegen früherer Tage uns die jetzige Höhe in der Schulentwicklung gebracht hat, daß die Größen in der pädagogischen Wissenschaft besonders seit Pestalozzi ein unbestreitbares Verdienst in der Förderung des Ansehens von Schule und Lehrer haben. Mögen sich maßgebende Kreise amtlich in entgegengesetztem Sinne äußern, mag auch in der Bürgervertretung einer mecklenburgischen Stadt gesagt sein: mit dem Lehrermangel sei es nicht so schlimm, es würden immer noch mehr Dienstmädchen als Lehrer verlangt, so haben wir doch aus unserer schulpolitischen Praxis dafür hie und da Beweise, daß man Verständnis für den Aufstieg in der Schulentwicklung zeigt. Und uns, die wir das Erbe unserer Väter anzutreten haben, muß darum unsere pädagogische Wissenschaft als ein starker Hebel erscheinen, mit dem wir die Widerwärtigkeiten und Hemmnisse aus dem Wege räumen; wir müssen in erster Linie die Ergebnisse der Forschungen in unserem Fach forttragen und fortleben. Das gibt uns den nötigen inneren Halt und die Beharrlichkeit im Kampf. Es hat das Interesse an der Sache und die unerschütterliche Überzeugung von der Bedeutung, Richtigkeit und Notwendigkeit ihrer Bestrebungen — ‚Was ist hehrer als ein Lehrer, der ein Vater ist nicht des Fleisches und Geblütes, sondern des Geistes und Gemütes‘ (Rückert) — der deutschen Lehrerschaft schon immer den viel bewunderten Idealismus verliehen.

Diese Überlegungen gehen von der Tatsache aus, daß das Ansehen und die Bedeutung des Lehrerstandes der Schule und ihren Ansprüchen förderlich ist. Darum muß der Lehrerstand um der Schule willen überall da, wo es sich macht, das Urteil der Allgemeinheit korrigieren. Können wir es nicht durch unsere Erzieherarbeit in der Schule — und leider wissen viele nicht, daß sie schwer ist, — so müssen wir es durch unsere allgemeine Bildung bewirken. Mit der jedoch, die wir bis jetzt erreichen, geht's selbstverständlich nicht. Darum muß der Ruf nach tieferer Bildung, zu der der Staat die Hilfe gewährt, immer lauter werden, wir müssen fortgesetzt betonen, daß unsere Bildung eines anderen Unterbaues benötigt. Die allgemeine Bildung muß mit der Erreichung des ‚Einjährigen' den Abschluß finden, damit die Möglichkeit der Aufnahme in ein Seminar gewähren, wo nur Fachunterricht von Fachlehrern erteilt wird. Oder wie Professor Rein will: Erstes bis fünftes Schuljahr die allgemeine Volksschule; sechstes bis zwölftes Schuljahr die Ober-Realschule (mit Französisch und Englisch) und darauf Lehrerseminar und Universität. Wir hätten dann eine solche Bildung, daß wir nicht wie heute in den Kreisen, die auf Bildung Anspruch machen, über die Schulter angesehen werden. Oft wissen solche Leute gar nicht, wie weit die Lehrerbildung reicht, und urteilen nicht selten nach dem dunklen Erinnerungsbild eines Schulmeisters von früher.

Ferner müssen wir uns von der Gewohnheit der Isolierung frei machen. Es ist nicht richtig, daß wir uns einzig und allein als Lehrer fühlen. Wir sind Gemeindemitglied so gut wie jeder andere. Wir haben gegen die Gemeinde so gut Pflichten wie jeder andere. Dessen sollten wir uns bewußt werden. Wir sollten der Gemeinde mehr geben als unsere Steuern. In diesem Punkt sind wir noch viel zu lässig. Auf unsere Mitbürger könnten eine Reihe von uns durch Betätigung in der Gemeinde Eindruck machen. Manchmal sind wir ihnen noch recht unbekannt. Die Kollegen in den größeren Städten sind uns in diesem Punkte weit voraus. Wir würden schneller vorwärts kommen, wenn wir die Politik der guten Sache, unserer guten Sache, der wir immer vertrauen, und die sich nach unserer Meinung schließlich durchsetzen muß, meistens aber nicht tut, einschränkten, dafür aber die vorliegenden Verhältnisse beim Schopf faßten, prüften und ihnen gemäß handelten. — Überhaupt sind wir heutzutage ja glücklicherweise mehr und mehr aus einer abwartenden Stellung herausgekommen, nach meiner Ansicht ist diese Entwicklung erst in den Anfängen. Wir dürfen nicht auf dem Umwege, daß sich bei den maßgebenden Kreisen die Einsicht von der Bedeutung unserer beruflichen Arbeit durchsetzt, eine Änderung erhoffen. Wir müssen den geraden Weg der Forderung und des Aufrollens eines Programmes immer mehr betreten und vertreten. Die Signatur des Lehrerdaseins ist der Kampf, und das wird sie noch lange bleiben, denn es ist so, wie die ‚Päd. Ztg.' im vorigen Jahr schrieb: ‚Der Volksschullehrer ist in der modernen politischen Entwicklung ein zu wichtiger Faktor, als daß die Träger überlebter staatlicher und gesellschaftlicher Formen sich mit ihm aussöhnen könnten. Nur durch Arbeit und Kampf vieler aufeinanderfolgender Geschlechter wird allmählich die Volksschule die ihr gebührende Stellung erlangen.'

Ernst Lemer.

Nochmals vom deutschen Zentrum.

Was ist das Zentrum? Es klingt fast komisch, daß man noch nach dem Wesen des Zentrums fragt, nachdem dasselbe seit mehr als dreißig Jahren bestanden hat, ein Jahrzehnt hindurch im deutschen Reichstag ‚ausschlaggebend' gewesen und auch heute noch in mehr als einer Richtung ‚ausschlaggebend' ist. Und doch ist diese Frage sehr erklärlich.

Zunächst sind es die mannigfachen Gegner des Zentrums, welche immer wieder nötigen, mit dem Wesen des Zentrums sich zu beschäftigen. Immer aufs neue stellen sie die Behauptung auf, das Zentrum sei eine konfessionelle Fraktion. Bismarck selbst war es, der in dieser Beziehung den Ton angab, als er Anstalten machte, den ‚großen Kulturkampf' zu beginnen. Schon am 30. Januar 1871 bezeichnete er im preußischen Landtag die Zentrumsfraktion als eine der ‚ungeheuerlichsten Erscheinungen' auf politischem Gebiete, als ‚eine konfessionelle Fraktion', ‚eine rein konfessionelle Fraktion', der man nur die Gesamtheit aller evangelischen Fraktionen gegenüberstellen könne.

Seitdem wird unablässig mit dem angeblich konfessionellen Charakter des Zentrums gearbeitet, allerdings nicht immer mit gleichem Nachdruck. Es hat Zeiten gegeben, wo weniger davon die Rede war. Fürst Bismarck sprach ja auch seinerseits nicht mehr von der ‚ungeheuerlichen Erscheinung', als er mit Hilfe des Zentrums die Wendung in der deutschen Zollpolitik herbeiführte und seine ganze Autorität einsetzte, um in dem kirchenpolitischen Konflikt in Preußen einen für beide Teile erträglichen modus vivendi herbeizuführen. Damals erhob er das Zentrum sogar unter die ‚staatserhaltenden' Parteien. Und auch die der Regierung näher stehenden Parteien wurden sparsamer mit dem Vorwurf der Konfessionalität; nur wenn dem Zentrum irgend ein Zugeständnis auf kirchenpolitischem Gebiete gemacht wurde, war man damit wieder bei der Hand.

So oft aber ein schärferer Gegensatz zwischen der Regierung oder den andern Parteien und dem Zentrum hervortrat, lebte auch die Bezichtigung des Zentrums als konfessionelle Fraktion, als ‚Fremdkörper' in unserm Staatswesen wieder in aller Schärfe auf. So war es in den letzten Jahren der Fall, als besonders unter der Einwirkung des Evangelischen Bundes die konfessionellen Gegensätze sich wieder mehr und mehr zuspitzten und erst recht, nachdem am 13. Dezember vorigen Jahres die Reichstagsauflösung gegen das Zentrum erfolgt war. Es gibt geradezu publizistische Spezialisten auf diesem Gebiete, wie der frühere Jesuit Graf Paul Hoensbroech und der Professor der altkatholischen Theologie Dr. Goetz in Bonn.

In den dem Zentrum gegnerischen Kreisen sagte man sich und sagt man sich, daß es kein wirksameres Agitationsmittel gegen die Stellung des Zentrums in unserm öffentlichen Leben gebe als die Unterhaltung und Verbreitung der Vorstellung, die Zentrumspartei beziehungsweise die Zentrumsfraktion seien lediglich im Interesse der ‚römischen' Kirche geschaffene, lediglich dieser Kirche dienstbare Organisationen. Dieses Agitationsmittel hat auch in dem heftigen Wahlkampfe nach der vorigjährigen Reichstagsauflösung wieder besonders herhalten müssen, und es hat auch seine Dienste getan, selbst in Landesteilen, wo die ‚römische' Kirche kaum in Betracht kommt.

Also die Abwehr nach der Seite der Gegner erforderte, daß immer wieder der nicht konfessionelle Charakter des Zentrums dargetan wurde. Die Zentrumspresse, namentlich die führende Zentrumspresse konnte dieser Aufgabe sich nicht entziehen. Und sie hat auch aus der Gründungsgeschichte des Zentrums und aus seiner gesamten Tätigkeit in unseren Parlamenten des öfteren den Beweis geführt, daß das Zentrum eine politische Fraktion war, ist und sein will. Dabei konnte bedauerlicher Weise nicht in Abrede gestellt werden, daß auch auf katholischer Seite manches geschehen ist, was der Vorstellung von dem konfessionellen Charakter des Zentrums Nahrung zu geben geeignet erschien.

So waren es nicht die Gegner allein, welche die Erörterung der Frage nach dem Wesen des Zentrums notwendig machten. Auch solche, die auf dem Boden des Zentrums zu stehen erklärten, ergingen sich ex variis causarum figuris mündlich und schriftlich in Wendungen, welche erkennen ließen, daß sie über den

Charakter des Zentrums im Unklaren waren oder auch ein gewisses Halbdunkel gewissen Sonderbestrebungen für dienlich erachten.

Manchmal war dabei wohl nur Bequemlichkeit im Spiel. Es ist in der Tat weit bequemer, ein katholisches Blatt zu redigieren als ein Zentrumsblatt; es ist viel bequemer, in einer Wählerversammlung lediglich an die katholischen Instinkte einer katholischen Zuhörerschaft zu appellieren, als die Grundsätze und das Programm der politischen Zentrumspartei darzulegen.

Nicht selten mußte aber auch die mehr oder minder bestimmte Inanspruchnahme des katholischen Charakters für das Zentrum das Feigenblatt für Disziplinlosigkeit und Verfolgung einseitiger Sonderinteressen innerhalb der Zentrumspartei abgeben. An einer andern Stelle habe ich einmal gesagt: Es gibt bei uns noch immer Leute, welche glauben, das Zentrum sei ein Konglomerat von Menschen, welche glauben, sie brauchten nur recht laut zu rufen: Wir sind katholisch, um im übrigen wie eine Hammelherde wild durcheinander und gegeneinander rennen zu können.

Allerdings sprechen in manchen Kreisen auch idealere Beweggründe bei dem Bemühen mit, etwas von Konfessionalität beim Zentrum zu retten. Man fürchtet, der politische Charakter des Zentrums bringe die Gefahr, daß der Katholizismus seiner katholischen Mitglieder langsam verblasse, und mache sie zu bedenklichen Konzessionen auf religiös-kirchlichem Gebiete geneigter. Nichts hat bisher diese Befürchtung gerechtfertigt. Die konfessionelle Überzeugungstreue der Katholiken im Zentrum in allen religiösen Dingen ist unerschüttert geblieben, wie auch die Evangelischen, welche dem Zentrum näher getreten sind, ihrem religiösen Bekenntnis nichts vergeben haben. Dr. Bruel, der hervorragendste evangelische Hospitant des Zentrums, war bis an sein Lebensende ein strenger Altlutheraner.

Die energische Betonung des politischen, nicht konfessionellen Charakters des Zentrums war also auch nach katholischer Seite unerläßlich und ist auch nicht ohne Erfolg geblieben. Immer seltener waren Entgleisungen der angedeuteten Art zu verzeichnen, welche den Gegnern das Geschäft der Anschwärzung des Zentrums als einer konfessionellen Fraktion erleichterten. Man kann sagen, daß heute der Satz von dem politischen Charakter des Zentrums innerhalb der Zentrumspartei selbst wie ein rocher de bronze stabiliert ist.

Von besonderem Interesse erscheint mir in dieser Beziehung ein Aufsatz von Dr. Krueckemeyer ‚Ist das Zentrum eine konfessionelle Partei?' im eben erschienenen elften Hefte der historisch-politischen Blätter. Dr. Krueckemeyer hat sich seiner Zeit in den gelben Heften gegen meinen sogen. Turmartikel gewandt, welcher das meines Erachtens an einzelnen katholischen Stellen herrschende Zuviel an konfessioneller Abgeschlossenheit bekämpfte und namentlich den politischen, nicht konfessionellen Charakter des Zentrums scharf betonte. Dr. Krueckemeyer sprach in diesem Artikel mit Bezug auf die Zentrumspartei von der Notwendigkeit der Betätigung der katholischen Weltanschauung im staatlichen Leben und in der Gesetzgebung.

Es war zu erwarten, daß dieser Satz von den Gegnern des Zentrums würde aufgegriffen und als Beweis dafür angeführt werden, daß allen gegenteiligen Beteuerungen zum Trotz das Zentrum doch als konfessionelle Partei anzusprechen sei. Ich kann es den Gegnern nicht verdenken, daß sie sich des Krueckemeyerschen Satzes bemächtigt haben, um daraus zu deduzieren, daß Dr Krueckemeyer es mit dem Zentrum als konfessioneller Partei halte. Der Gegenbeweis ist nicht durch die Anführung erbracht: ‚Die katholische Weltanschauung ist eben in ihren Grundzügen identisch mit der allen gläubigen Christen gemeinsamen christlichen Weltanschauung.' In der katholischen Weltanschauung ist doch manches, was die Evangelischen nicht als gemeinsam anerkennen werden und was sie insbesondere nicht durch die Gesetzgebung verwirklicht sehen möchten. Der fragliche Satz ist und bleibt anfechtbar und wäre besser rückhaltlos und unumwunden preis-

gegeben worden. Umsomehr muß Notiz davon genommen werden, daß auch Dr. Krueckemeyer in dem oben zitierten Aufsatz jetzt sehr entschieden zum Zentrum als politischer Partei sich bekennt und gegenüber Professor Götz und der ‚Köln. Zeitung' einen konfessionellen Charakter des Zentrums entschieden bestreitet.

Letzteres tut auch der gegen die Schrift ‚Das deutsche Zentrum' von Professor Martin Spahn polemisierende viel bemerkte Aufsatz im Maihefte von ‚Hochland'. Ich zitiere wörtlich: ‚Eine politische Partei war das Zentrum von allem Anfang an. Es wollte eine politische Partei sein nach seinem Programm und nach den Absichten seiner Führer. Das hat schon Bischof Ketteler in seiner Schrift vom Jahre 1872 nachdrücklich geltend gemacht. Durch die geschichtliche Entwicklung aber ist es erst recht dazu geworden.' Und weiter: ‚Das Zentrum bleibt, was es war. Eine politische Partei, mit politischem Programm, mit politischen Grundsätzen, politischen Aufgaben und Zielen, keine religiöse oder konfessionelle Partei in dem Sinne, daß es ausschließlich katholische Interessen vertreten oder politische Fragen unter kirchlichen Gesichtspunkten zu bemessen hätte.'

Wenn allerdings der Verfasser des Hochlandaufsatzes zu dem Ergebnis gelangt, daß das Zentrum ‚als die historisch gewordene Organisation der katholischen Minderheit in Deutschland eine politische Partei auf konfessioneller Grundlage' sei, so kann ich diese Formel als eine glückliche nicht erachten und mich der Befürchtung nicht entschlagen, daß sie von gegnerischer Seite eben wie der vorhin erwähnte Krueckemeyersche Satz gegen den politischen, nichtkonfessiollen Charakter des Zentrums gedeutet und ausgebeutet werden wird.

In der ‚Köln. Volksztg.' ist denn auch alsbald von drei Seiten gegen die Formel: das Zentrum ‚eine politische Partei auf konfessioneller Grundlage' Einspruch erhoben worden: in einem eingehenden Artikel in Nr. 436, der einen hervorragenden Publizisten zum Verfasser hat; einem Artikel in Nr. 454, welcher von einem alten Zentrumsparlamentarier herrührt, und endlich einem Artikel in Nr. 478, der gleichfalls aus der Feder eines Parlamentariers geflossen ist.

Es würde über den Rahmen meiner Ausführung hinausgehen, wenn ich alle diese Darlegungen analysieren wollte. Mir ist es hier nur darum zu tun, auf das Material zur Beantwortung der Frage ‚Was ist das Zentrum?' hinzuweisen. Neuerdings ist hinzugekommen der Abschnitt 21 des eben erschienenen Hüsgenschen Windthorstbuches, welcher auf Grund des Aktenmaterials die Frage ‚das Zentrum keine konfessionelle, sondern eine politische Partei' behandelt. Hier wird durch die Geschichte der Fraktionsbildung dargetan, daß die Gründer des Zentrums von einer katholisch-konfessionellen Partei nichts wissen wollten. Die erfahrenen Parlamentarier, welche das Zentrum ins Leben riefen, hatten ja, wie Hüsgen sagt, aus der Zeit der katholischen Fraktion ‚die bittere Erfahrung hinter sich, daß schon der leiseste Anflug einer konfessionellen Färbung genügte, jede politische Aktion zu verdächtigen und lahm zu legen.' Sie wollten auch den Schein einer konfessionellen Partei vermeiden, welche Peter Reichensperger bei der bezüglichen Besprechung im Hause des Herrn von Savigny als ‚ein Unglück' bezeichnete.

Möchten Alle, die innerhalb der Zentrumspartei an der Erörterung über das Wesen des Zentrums sich ferner beteiligen, diesen Schein ebenso sorgsam vermeiden, wie die Gründer der Fraktion es getan haben. Hier müssen alle Zweideutigkeiten ausgeschlossen sein und bleiben, wenn wir mit Erfolg den immer auf's neue einsetzenden Angriffen gegen das Zentrum als angeblich konfessionelle Partei begegnen wollen. Auf dem Boden unserer modernen Verfassungsstaaten hat eine konfessionelle parlamentarische Bildung keine Daseinsberechtigung und nicht die Möglichkeit dauernden Bestandes. Schon Bischof von Ketteler erkannte an, daß der Vorwurf Bismarcks, das Zentrum sei als konfessionelle Fraktion eine der ungeheuerlichsten Erscheinungen auf politischem Gebiete, berechtigt sein würde, wenn er den Tatsachen entspräche. Und der parlamentarische Verfasser des Artikels in Nr. 478

der ‚Köln. Volksztg.‘ sagt mit großer Entschiedenheit: ‚Im modernen Rechtsstaate ist eine konfessionelle Partei ein Unding, ein Widerspruch in sich und die Negation des gesamten heutigen Staatslebens. Die Erklärung des Zentrums zur konfessionellen Partei wäre gleichbedeutend mit einem politischen Selbstmord, mit der Verurteilung zur Untätigkeit, zu langem Siechtum, zur Auflösung.‘

Man gebe es endlich auf, den politischen Charakter des Zentrums in irgend einer Weise in Zweifel zu ziehen. Es gibt keinerlei Erwägungen, welche das rechtfertigen könnten, auch keine Erwägungen kirchenpolitischer Natur. Auch die Freiheit der Religionsübung des katholischen Volksteils kann am wirksamsten durch eine politische Fraktion geschützt und gesichert werden. Wenn absolut definiert werden soll — periculosa omnis definitio — so bezeichne man das Zentrum als politische Partei auf christlicher Grundlage. Diese Definition ist haltbar und unbedenklich; sie läßt sich aus der Geschichte und der Gesamttätigkeit des Zentrums begründen. Alles, was darüber hinaus geht, ist vom Übel.

Dr. Jul. Bachem.

Zu den vorstehenden Ausführungen glaubt der Verfasser des im Maiheft erschienenen Aufsatzes folgendes bemerken zu sollen.

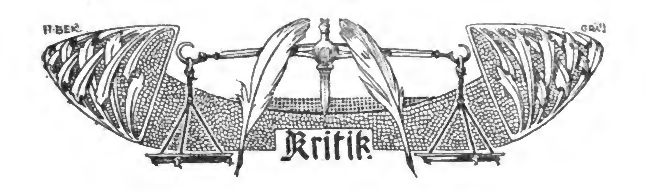
Der politische Charakter des Zentrums im Unterschiede von einer konfessionellen Partei ist dort aufs bestimmteste anerkannt, wie auch Herr Dr. Julius Bachem zugibt und die von ihm zitierten Stellen unzweideutig herausstellen. Im Verlaufe der Erörterung wird dies näher dahin präzisiert, das Zentrum sei eine politische Partei auf konfessioneller Grundlage. Herr Dr. J. Bachem erachtet dies nicht als eine glückliche Formulierung. Darin wird er recht haben. Das Wort ist allgemein mißverstanden worden, man hat darin eine programmatische Formulierung erblicken wollen. Für jemand, der den fraglichen Aufsatz gelesen hat, ist das zwar nicht recht verständlich. Dort wird berichtet, die Begründer der Fraktion hätten gewünscht und gehofft, daß auch andere als Katholiken beitreten möchten, und hinzugefügt: ‚Das Programm, welches die kirchliche Freiheit niemals im Sinne einer Privilegierung der katholischen Kirche verstanden wissen wollte, war kein Hindernis.‘ Die Erwähnung der konfessionellen Grundlage sollte nur eine Tatsache feststellen. Das Zentrum war in seinem Beginn eine Vereinigung katholischer Abgeordneter. Spahn erzählt von einer an die katholischen Abgeordneten gerichteten Aufforderung, der neu zu gründenden Fraktion beizutreten. Die Wählerschaft, die sie entsandt hatte, bestand aus Katholiken. Ihren Wünschen entsprach, in Voraussicht der kommenden Kämpfe, die Bereitstellung einer parlamentarischen Vertretung ihrer kirchlich-religiösen Interessen, wenn auch natürlich nicht dieser allein. Die Hoffnung der Begründer hat sich nicht erfüllt. Der einzigartige Hr. v. Gerlach und die welfischen Hospitanten haben die Zusammensetzung der Fraktion nicht merklich verändern können. Andere Wahlkreise als solche mit überwiegend katholischer Bevölkerung haben nur in einzelnen Ausnahmefällen Zentrumsvertreter gewählt. Jene Formulierung sollte also besagen: Trotzdem das Zentrum grundsätzlich keine konfessionelle Partei war und ist und auch niemals konfessionelle Politik getrieben hat, ist es doch die ‚Katholikenpartei‘, wie Maximilian Harden sagt, geblieben. Aber jede Ausdrucksweise, welche Mißverständnisse nahe legt, ist vom Übel, und so seien die Worte ‚auf konfessioneller Grundlage‘ hiermit ausdrücklich gestrichen.

Ist die Sache damit erledigt? Vielleicht, vielleicht auch nicht! Für diejenigen, welche sich mit so nachdrücklichem Eifer dagegen verwahren, daß in irgend einem Sinne von einem konfessionellen Charakter des Zentrums gesprochen werden dürfe, sind zwei Gründe bestimmend. Erstens die Erinnerung an gewisse Strömungen älteren Datums, welche dahin gingen, von den Mitgliedern des

Zentrums sei nur Übereinstimmung in kirchlich-religiösen Fragen zu verlangen, die Entscheidung in allen anderen müsse dem Belieben des einzelnen überlassen bleiben. Das wäre freilich das Ende einer politischen Partei und zugleich auch das Ende eines wirksamen parlamentarischen Schutzes der kirchlich-religiösen Interessen selbst. Hiervon ist auch der Verfasser des Hochlandartikels überzeugt und seine Ausführungen widersprechen dem in keinem Punkte. Zweitens der Mißbrauch, welchen die Gegner mit dem angeblich konfessionellen Charakter des Zentrums getrieben haben, — und auch in Zukunft weiter treiben werden. Darüber darf man sich nicht täuschen. Die schönsten grundsätzlichen Darlegungen, die energischsten Proteste vermögen nichts gegen politische Leidenschaft und konfessionelles Vorurteil. Man wird sich darauf berufen, daß katholische Geistliche an der Parteileitung, der Organisation, der Agitation für das Zentrum lebhaften Anteil nehmen und daraus die Berechtigung für den Vorwurf einseitiger Konfessionalität herleiten. Soll das Zentrum darum auf die wirksame Unterstützung des Klerus verzichten? Soll etwa eine reinliche Scheidung vorgenommen werden, damit der politischen Partei nicht länger jener Vorwurf gemacht werden könne, und andererseits auch die Kirche davor behütet bleibe, durch das Vorgehen der politischen Partei irgendwie und irgendwo kompromittiert zu werden? Es würde nichts fruchten, solange die Zentrumswählerschaft auf Wahlkreise mit überwiegend katholischer Bevölkerung beschränkt bleibt und zugleich das religiöse Element noch einen Bestandteil des Programms bildet. Denn das religiöse Element nimmt, sobald es die Sphäre des bloß Gefühlsmäßigen überschreitet, notwendigerweise konfessionelle Form und Färbung an. Man müßte es also aus dem Programm streichen, damit aber bekennen, daß das Zentrum von heute ein anderes ist, als das der 70er und 80er Jahre. Möglich, daß es schon jetzt Kreise gibt, wo die politisch gebildeten Wähler auch bei völliger Ausschaltung des religiösen Elements jeder Etappe der Zentrumspolitik mit rückhaltloser Zustimmung folgen würden. Da, wo organisierte Industriearbeiter das Gros bilden, mag dies der Fall sein, anderswo wird es nicht in gleichem Maße zutreffen. Über den Gegensatz der Interessen, wie sie insbesondere in wirtschaftlichen Fragen hervorzutreten pflegen, hat bisher die Erinnerung an das gemeinsam hochgehaltene religiöse Element hinweggeholfen. Will man in Zukunft darauf nicht verzichten, so wird auch die Anklage der Gegner nicht verstummen. Darum sollte man nicht allzu ängstlich sein und es nicht tragisch nehmen, wenn einmal im eigenen Lager ein Redner oder Schriftsteller — was aber in jenem Hochland-Aufsatze nicht der Fall gewesen ist — bei Erwähnung des religiösen Elements die konfessionelle Färbung stärker hervortreten läßt, als nach Wortlaut und Sinn des Programms für zutreffend erachtet werden darf.

Zum Schlusse sei noch einmal ausdrücklich darauf verwiesen, daß der Aufsatz eine Kritik des Spahnschen Buches, nicht eine Darlegung der Zentrumspolitik sein wollte. Einer Auffassung, als ob das, was man heute so nennt, seinen Grundzügen nach von Anfang an in Windthorsts Seele festgestanden und als ob er in bewußter Absicht hierauf die Mitglieder vereinigt hätte, sollte eine Würdigung des historischen Werdegangs und der denselben bedingenden Faktoren entgegengestellt werden. Das war das Ziel und dazu glaubte sich der Verfasser berechtigt, weil er nicht erst nachträglich aus Büchern und Mitteilungen anderer Kenntnis von den Dingen erhalten, sondern die Ereignisse der sechziger und siebenziger Jahre miterlebt hat, wenn auch als einfacher Soldat.

B. E. L.



Friedrich Naumanns religiöse Schriften.

Das krampfhafte Bemühen der ‚freien‘, d. h. von keinerlei dogmatischen oder traditionellen Voraussetzungen getragenen Theologie, rein mit den Mitteln der historisch-philologischen Textkritik den ‚historischen Christus‘ aus dem Schutte der Jahrhunderte auszugraben, darf als endgültig gescheitert gelten. Einer ihrer konsequentesten Anhänger, der radikale Kalthoff, hat, so wenig auch seine in das entgegengesetzte Extrem verfallende Forschungen auf Wissenschaftlichkeit Anspruch machen dürfen, doch die Lage durchaus richtig gezeichnet, wenn er von der ‚Sisyphusarbeit‘ jener ‚Religionswissenschaftler‘ sagt: „In Ermangelung jeder historischen Bestimmtheit ist der Name Jesus für die protestantische Theologie ein leeres Gefäß geworden, in welches jeder Theologe seinen eigenen Gedankeninhalt hineingießt.‘ Und vielleicht ist es ein richtiges Symptom des bevorstehenden Zusammenbruchs der ganzen unheilvollen Richtung, wenn jetzt sogar ein Frenssen durch seinen Roman ‚Hilligenlei‘ die innere Leere des Phantoms vom ‚historischen Jesus‘ poetisch zu verbrämen und dadurch jene Gedankengänge zu popularisieren sucht. Ist es doch eine alte Beobachtung, daß irreleitende Geistesströmungen gerade dann die Tendenz zeigen, in die weiteren Volksschichten einzudringen, wenn sie im Bereiche der eigentlichen Wissenschaftlichkeit bereits abgewirtschaftet haben. Die ehrlichen unter den liberalen Theologen bekennen daher schon selber die alte Weisheit, ‚daß wir nur den Christus kennen, den die Gemeinde glaubte, und daß der dahinterliegende historische Jesus uns für ewig unerreichbar ist‘ — was sich mit dem katholischen Traditionsprinzip so ziemlich deckt —; und insgeheim ist wohl die ganze negative Evangelienkritik überzeugt, daß man sich ‚in eine theologische Sackgasse‘ verrannt habe. Wie dem auch sein mag, jedenfalls verschmäht es eine immer größer werdende Reihe religiös gestimmter Geister, sich solcher Krücken zu bedienen, um über die Konstruktionen der textkritischen Theologen hinweg zu einer *persönlichen Fühlung mit Gott* zu gelangen. Weil sie an dem religiösen Zweck der historisch-wissenschaftlichen Jesusforschung verzweifeln, lehnen sie es ab, den alten ‚Heiland‘ als *maßgebenden* Führer zur Gottheit anzuerkennen. Jesus gilt ihnen höchstens als der erste, dem die rechte Vorstellung von dem persönlichen Verhältnis des Menschen zu Gott als seinem Vater, von dem Werte der Einzelseele aufgeleuchtet sei, jedenfalls nur als eine Etappe auf dem Entwicklungsgange der religiösen Idee. Lediglich aus einer gewissen Pietät für den großen ‚Bahnbrecher‘ bedienen sie sich seiner Terminologie, um in die alten Formen *ihre* Gedanken zu gießen und so die von dem Nazarener gelegten Keime einer Religion ‚des Geistes und der Wahrheit‘ weiterzubilden — unbewußt vielleicht, aber unzweifelhaft, mögen sie auch noch so sehr beteuern, nur den verschütteten Urquell Jesu aufdecken zu wollen. Und von ihrer Seite, scheint mir, droht dem positiven Christentum der Tradition eine größere Gefahr als von dem Fetisch des ‚historischen Christus‘, weil sie bisweilen *wirklich religiöse*

Herztöne anzuschlagen und zu treffen wissen, wie sie bei dem hie und da mechanisch gewordenen konventionellen Religionsbetrieb der bestehenden Kirchengemeinschaften manchen Suchenden — zweifellos oft nicht ohne deren eigene Schuld — leider lange nicht mehr in die Seele geklungen sind. Die Richtung, welche sie dem religiösen Empfinden der Gegenwart geben möchten, mag durch eine der hervorstechendsten Gestalten jenes Anschauungskreises, dem natürlich der ganzen Auffassung entsprechend jeder Organisationsgedanke fernliegt, kenntlich gemacht werden. Dabei handelt es sich also nicht um die erschöpfende Behandlung des Mannes in seiner Gesamtbedeutung, sondern er kommt nur insofern in Betracht, als er für den angedeuteten Grundzug des religiösen Suchens unserer Tage gewissermaßen typisch erscheint.

Eine in jeder Beziehung markante Persönlichkeit ist der bekannte nationalsoziale Utopist oder Idealist Friedrich Naumann.* Als Illusionspolitiker hat dieser Mann bis auf diesen Tag viel von sich reden gemacht und mußte manchen berechtigten und wohl noch mehr unberechtigten Spott der Neunmalweisen über sich ergehen lassen. Seine Bedeutung scheint mir in der Tat weniger auf dem Gebiete der Politik, für welche ihm zu sehr der Sinn für das aktuell Mögliche abgehen dürfte, zu liegen als vielmehr im Geistesgeschichtlichen und speziell in der Richtung der religiösen Entwicklung. In letzterer Hinsicht halte ich ihn für einen Charakterkopf ersten Ranges, der in späteren Perioden voraussichtlich viel größerer Beachtung gewürdigt werden wird als jetzt. Der ehemalige Pfarrer Naumann kommt von der evangelischen ‚Inneren Mission‘ und den Kreisen der Christlich-Sozialen her, ließ sich dann allmählich durch seine Auffassung von der ökonomischen und sozialen Entwicklung immer mehr nach links drängen, bis er — der Verfechter eines demokratischen Imperialismus und einer nationalen Weltpolitik — nach dem Fiasko seiner verfrühten Gründung einer ‚nationalsozialen‘ Partei das Heil im Zusammenschluß aller ‚freiheitlichen‘ Elemente (incl. Sozialdemokratie), in einem ‚Block‘ gegenüber der ‚Reaktion‘, erblickt und von der in seinem Kopfe sich wunderlich malenden Mischung von Nationalismus, Liberalismus und Sozialismus die Größe der deutschen Zukunft erhofft.** Obgleich er selber glaubt, daß der Theologe im Politiker untergegangen sei, so ist doch der Grundzug seines Wesens der eines religiösen Propheten, und sein Weltbild ist trotz aller wirtschaftspolitischen Verbrämung ein religiöses geblieben. Religiös freilich im obigen Sinne eines alles durchdringenden lebendigen Gottesgefühles, für das Jesus nur insofern Grundlage ist, als er den Ausgangspunkt bildet, und vor allen Dingen nicht im Sinne eines fertigen Systems. Das betont er selber scharf, indem er die Worte C. F. Meyers (in ‚Huttens letzte Tage‘) auf sich anwendet:

‚Ich bin kein glatt geschrieben Buch,
Ich bin ein Mensch mit seinem Widerspruch.‘

---

* Über seine Gesamterscheinung informiert im allgemeinen gut das Buch von H. Meyer-Benfey, ‚Friedrich Naumann. Seine Entwicklung und seine Bedeutung für die deutsche Bildung der Gegenwart.‘ Göttingen, Vandenhoeck und Ruprecht, 1905. Der Eindruck wäre ein ruhigerer, wenn der Verfasser nicht seine Spezialliebhaberei für Kant so aufdringlich hervortreten ließe.

** Die Grundzüge seiner politischen Anschauungen hat er niedergelegt in ‚Demokratie und Kaisertum. Ein Handbuch für innere Politik‘. 3. neubearbeitete Auflage. 1904, Buchverlag der ‚Hilfe‘, Berlin-Schöneberg, und in ‚Neudeutsche Wirtschaftspolitik‘, ebenda 1906. Manche interessante Streiflichter auf Naumanns politische und nationalökonomische Ideen fallen auch aus dem die Ergebnisse einer Orientreise enthaltenden Buche ‚Asia‘. 4. Auflage. Verlag der ‚Hilfe‘, Berlin-Schöneberg 1901.

Die ersten, allerdings noch nicht fest umrissenen Niederschläge seiner eigentümlichen religiösen Auffassung, die uns hier interessieren soll, haben wir vor uns in den Sonntagsbetrachtungen, die er einige Jahre hindurch regelmäßig an der Spitze seiner Wochenschrift ‚Die Hilfe' veröffentlichte, und die jetzt unter dem Titel ‚Gotteshilfe' gesammelt vorliegen.* Sie sind — verdientermaßen — viel beachtet worden, schon um ihres literarischen Wertes** willen. Uns kommt es auf ihren religiösen Charakter an. Schon rein äußerlich muß auffallen, daß ein so moderner Theologe wie Naumann in keiner Weise die eigentlich theologischen (z. B. evangelienkritischen) Streitfragen beachtet; sie scheinen für ihn, obwohl er sie kennt, nicht vorhanden zu sein: er geht, intellektuell anscheinend resigniert, auf praktisch-religiöse Werte aus — für diejenigen, ‚die mitten im Leben der neuen Zeit ein persönliches Verhältnis zum Christentum finden möchten,' und zwar, wie er scharf betont, selber als ‚Suchender'. Er meint, unsere Zeit sei nicht religiös schöpferisch, doch bilde sich die Religion von selbst fort, und diese Entwicklung wurzele in Jesus. Doch solle niemand den Schluß machen, ‚weil wir in keiner Zeit religiöser Neueroberungen leben, deshalb sei die Religion als solche tot ... Es besteht viel religiöse Sehnsucht, selbst in Kreisen, die für gottesfeindlich ausgegeben werden. Dieser Sehnsucht zum Ausdruck zu verhelfen, ist religiöse Aufgabe, denn nur aus ihr heraus wächst neuer besserer Glaube.' Formell und zum größten Teile auch inhaltlich ist es noch jenes bekannte, etwas verwässerte Christentum im Stile der mittelparteilichen Hofprediger, aber ehrlich praktisches, soziales Christentum, in dem Jesus als Vorbild und Norm des Lebens hervortritt. Unter Ablehnung einer ‚Religion der Zukunft' wird an Jesus, als der ‚persönlichen Offenbarung Gottes' (?) festgehalten: ‚Wir haben vieler Menschen Bücher gelesen, wir waren in vielen Versammlungen und hörten begeisterte Reden, aber kein einziger war dir ähnlich.' Doch je mehr die ‚Hilfe'-Andachten zeitlich fortschreiten, um so deutlicher wird die Loslösung von der Tradition: das Theologische tritt zurück, ja auch das spezifisch Christliche verliert seine Bedeutung, je mehr der Verfasser Gott im Leben der Gegenwart entdeckt (man vergleiche z. B. die Andacht ‚Im Eisenwerk'). Man kann sagen, daß Naumanns religiöse Entwicklung mit dem Jahre 1902 abgeschlossen ist; von diesem Zeitpunkt an hören die Andachten in der ‚Hilfe' auf, es erschienen nur noch die ‚Briefe über Religion', in denen er einstweilen Abschied von der Behandlung religiöser Dinge nimmt, und die wir als das Resultat jener Entwicklung anzusehen haben; auch sie liegen in Buchform vor.*** Naumann erklärt, in diesen Briefen die Frage beantworten zu wollen, ‚wie er zugleich Christ, Darwinist und Flottenschwärmer sein könne'; mit andern Worten, er will auseinandersetzen, wie sich seine religiöse Überzeugung zur modernen Weltanschauung verhält, und wie seine religiöse Auffassung sich zu den Fragen des modernen öffentlichen Lebens stellt. Es handelt sich also um die großen Probleme, die für so viele neuzeitliche Menschen zum innern Konflikt und dann zum äußern Bruch mit dem Glauben der Väter führen. Wenn man genau zusieht, ist es aber doch wieder die alte Frage: wie vertragen sich die Erkenntnis- und Gemütserrungenschaften der Einzelpersönlichkeit mit dem objektiv Gegebenen über

* Gotteshilfe. Gesamtausgabe der Andachten aus den Jahren 1895—1902 sachlich geordnet von Friedrich Naumann. Göttingen, Vandenhoeck und Ruprecht, 1902.

** Der Ästhetiker Naumann offenbart sich vorzüglich auch in ‚Asia'; vgl. oben.

*** Briefe über Religion von Dr. Friedrich Naumann, Herausgeber der Hilfe. 3. neu durchgesehene Auflage. Buchverlag der ‚Hilfe'. Berlin-Schöneberg, o. J.

Gott und das Ewige? bezw. welches Recht hat erstere gegenüber letzterem? Sehen wir zu, wie Naumann diese Frage, die als das religiöse Grundproblem der Zeit bezeichnet werden darf, zu lösen sucht! So illusionsfähig er als Politiker ist, so scharf und klar schaut er hier den unerbittlich wahrhaft hingestellten Gegensätzen ins Auge; er begnügt sich nicht mit sogen. ‚Versöhnung', wie man unhaltbare Kompromisse vielfach zu nennen beliebt, sondern besteht auf ehrlichem Austrag der Geistesfehde.

Zu einem harmonischen Resultat gelangt Naumann nicht; das Christentum in seiner traditionellen Gestalt muß sich Modifikationen gefallen lassen. Einerseits nimmt er von ihm weg, indem er zugunsten des modernen (‚darwinistischen') Denkens und der neueren Naturerkenntnis manche seiner Sätze preisgibt; andererseits setzt er ihm zu und bildet es weiter, indem er mit Rücksicht auf das entwickeltere Staats- und Wirtschaftsleben dessen Ethik für nicht ausreichend erklärt. Er macht zwar Gefühlsvorbehalte, aber schließlich muß vor der neuen persönlichen Erkenntnis der bisherige positive Offenbarungsbestand weichen, auch der Gottesbegriff muß sich nach ihr modeln. Der Gedankengang läßt sich kurz so skizzieren: Über die Notwendigkeit der Religion, in ihrem allgemeinsten Sinne, kommt niemand hinaus; für uns wurzelt sie unausweichbar im Christentum. Dieses selber ist aber entwicklungsgeschichtlich betrachtet ein Gewordenes und Werdendes, in dem wir atmen und leben. Es handelt sich also darum, in dem ‚breiten historischen Christentum' das aufzuzeigen, was den Leuten unseres Landes und unserer Bildung an ihm das Wesentliche bleibt. Das sind nicht Theorien und Dogmen, sondern die Person Jesu Christi, und an ihr besonders sein Evangelium der Liebe und des Mitleids. Die Frage ist nur, ob dies Evangelium die einzige maßgebende Norm für uns sein kann. Naumann antwortet: es ist eine unserer Lebensnormen, aber nicht die einzige. ‚Nicht unsere ganze Sittlichkeit wurzelt im Evangelium, sondern nur ein Teil derselben, allerdings ein äußerst wichtiger und leicht mißachteter Bestandteil. Neben dem Evangelium gibt es Forderungen der Macht und des Rechtes, ohne die die menschliche Gesellschaft nicht existieren kann.' Durch seine politischen und sozialen Bestrebungen ist er zur Ansicht gekommen, daß sich die Aufgaben des Staates und des öffentlichen Lebens sowie des Geschäfts- und Berufslebens nicht nach den Ideen des Mitleids und der Bruderliebe regeln ließen, und daß deshalb diese ganze Sphäre außerhalb der Kompetenz der christlichen Ethik falle. ‚Ich persönlich weiß mir im Konflikt zwischen Christentum und anderen Lebensaufgaben nicht anders zu helfen, als daß ich die Grenzen zu erkennen suche, die das Christentum hat.' Damit mag dieser letztere und äußerlich hervorstechendste Teil des Naumannschen Religionsprogramms genugsam angedeutet sein; für uns steckt der Hauptwert in den grundlegenden Vordersätzen. Eine ‚Abtrennung' von dem Alten lehnt Naumann ab; was er will, ist ‚Weiterentwicklung' in Anknüpfung an ‚die Urperson des Christentums'. Alles andere (auch Fassung des Gottesbegriffs, Himmelshoffnungen usw.) ist verhältnismäßig Nebensache; in der Stellung zur Person Christi liegt die Einheit der Religion. Die religiöse Entwicklung geht nun in der Richtung: ‚Jesusreligion mit Resten altkirchlichen Lehrsystems. Das Wachsende in dieser Zusammensetzung ist die Jesusreligion, das Abnehmende ist der kirchliche Gedankenvorrat.' Auf die Trennungsarbeit der Theologen ‚zwischen dem Jesus, wie er geglaubt wird, und dem Jesus, wie er war', wird weniger Gewicht gelegt. Daß bei diesem ‚undogmatischen Christentum' keine festen Begriffe bleiben, wird zugegeben. ‚Wir finden das Christentum wie einen Weinstock, der sich an einer

Wand emporgerankt hat, die zum Abbruch bestimmt ist. Die alte Wand ist das alte Weltbild der europäischen Völker. Jeder Zweig und jede Ranke des Weinstocks hat sich bisher irgendwo an einem Stein der alten Wand angehalten und festgeklammert, Wand und Weinstock schienen ein gemeinsames Leben zu haben. Nun wird die alte Mauer stückweise durch neues Gemäuer ersetzt. Rebe für Rebe muß abgelöst werden, und ganze Hälften des Weinstockes liegen zeitweise wie verlorenes Laub am Boden. Das alles aber übersteht der Weinstock, wenn nur die Wurzel noch triebkräftig ist. Die Wurzel ist Jesus.' Und hier stoßen wir, wie mir scheint, auf den Schlüssel der religiösen Rätsel in Naumann. Den verstandesmäßigen Gehalt des Gleichnisses vom Weinstock formuliert er so: ‚Die Gefühle bleiben, während die Begriffe wechseln.' Er selber spürt, daß seinem religiösen Wesen wegen der heimatlos gewordenen Gefühle eine gewisse Halbheit anhaftet; von diesem Zustand sagt er, wie um sich zu entschuldigen: ‚Nur wenn er sich notwendig aus Vergangenheit und Gegenwart ergibt, kann er von uns mit gutem Gewissen und freudig getragen werden. Solange wir aber denken, daß es unsere eigene zufällige Willkür ist, die uns vom alten Gedankenbestande hinwegtreibt, werden wir im Grunde der Seele das verwirrende Gefühl nicht los, daß wir uns zu unserem Verhängnis von der Herde getrennt haben und nun verurteilt sind, ratlos und ziellos allein durch die Steinklippen der Weltanschauungen hindurchzujagen. Nicht der einzelne von uns ist es, der sich von der Grundlage der alten Begriffe getrennt hat . . . wir sind geworden, wie wir werden mußten . . . Gott gab gerade uns diese Schwierigkeit . . . Vor Zeiten war es fromm, die einmal gefundene Form festzuhalten, heute ist es fromm, den alten Gott im neuen Weltbild zu suchen.' Derselbe also, der das religiöse Recht der Persönlichkeit betont, will die Verantwortung von der Individualität auf ‚die gesamte Denkweise der europäischen Kultur' abschieben; das ist die große Inkonsequenz des Naumannschen Standpunktes. Denn sonst überall ist bei ihm die Persönlichkeit das ausschlaggebende Prinzip und ein rein individuelles Verhältnis zu Gott das Ziel, was er programmatisch so ausdrückt: ‚So haben wir die lange Reihe von fertig gezeichneten Glaubenslehren hinter uns gelassen und wagen auf eigene Hand zu sagen: das fühle ich als Religion! Oft ist es herzlich wenig, aber das wenige hat dann doch Persönlichkeitswert. Noch ist das Tappen und Suchen von der Vergangenheit beeinflußt, noch blicken wir zu den alten Meistern auf, wenn wir allein nicht weiter wissen, aber das Ich hat doch zu leben begonnen.' Damit macht er also — der alte Streit, ob die Religion nur im Gefühl wurzele, kann beiseite bleiben; denn es wird immer allgemeiner anerkannt, daß sie auf dem ganzen Menschen basieren muß — die Religion zur innerlichen Seelenfrage: ‚Die Seele sucht Unabhängigkeit von der Welt durch Anschluß an Gott, Freiheit von der Endlichkeit durch Anklammerung an den Unendlichen. Diesen unendlichen Gott sucht sie mit sehnender Liebe und findet ihn in dem Kampf ums Dasein ebenso wie in der Geschichte Jesu von Nazareth.' Es ist eine Religion der nie fertigen Erkenntnis, des Greifens und Suchens nach dem Urgrund des Lebens. Naumann bleibt so — ganz abgesehen davon, daß er das Christentum viel zu eng faßt und deshalb mit der Behauptung von seiner Rückständigkeit und Unzulänglichkeit Lufthiebe führt — ein erschütternder Beweis dafür, daß alle Persönlichkeits- oder Nurpersönlichkeitsreligion schließlich an innerem Zwiespalt klafft, während es doch zum Wesenszwecke der Religion gehört, die Seele gegenüber den Rätseln der Ewigkeit in den Zustand einer — nicht notwendig verstandesmäßigen — Harmonie zu versetzen. Und viel-

leicht selten hat jener Zwiespalt so ergreifend aufgeschrieen, als wenn Naumann, nachdem er allen Lösungsversuchen der Moderne unbefangen ins Gesicht geblickt hat, bekennt: ‚Das Bedürfnis einer Versöhnungslehre ist dringend und unauslöschlich. Seht doch, wer alles vor der erhobenen Monstranz auf dem Steinboden kniet! Seht, wie die „armen Heinriche“ noch in unseren beleuchtetsten Sälen herumlaufen! Mehr als je aber ist das Bedürfnis einem jener Tiere vergleichbar, die mit weitgestreckten Armen Stunde für Stunde in das Wasser hineingreifen, um irgend etwas zu erfassen. Das Stöhnen unerlöster Seelen, die mit sich selbst nicht zurecht kommen, und die auch nicht mehr einfach vor dem Kruzifix sich ihre Ruhe zu holen wissen, erfüllt unsere Luft. Hört ihr es nicht, wie dieses Stöhnen durch den fliegenden Holländer pfeift und wie Ahasverus noch heute euch besucht? Dieses Bedürfnis sucht sich seine neue Form und findet sie nicht. Alles, was wir an religiösem Neugewinn haben, liegt nicht auf diesem Gebiet, wenigstens finde ich meinesteils noch keine wirklichen Ansätze der Neueroberung des Geheimnisses vom Kreuz durch die Denkformen der Neuzeit.‘

Naumann ist kein origineller Denker insofern, als ob er etwa ganz neue Bahnen für das religiöse Suchen unserer Tage aufgezeigt hätte, aber höchst originell ist er in der Art und Weise, wie er die praktischen Konsequenzen der anti- und nebenkirchlichen, modernen religiösen Entwicklung klarlegt, staffelt und gipfelt, in der Unerbittlichkeit, mit der er das resultierende Dilemma ins grelle Tageslicht rückt. An gottsucherischer Ehrlichkeit übertrifft ihn so leicht keiner, und es wird niemand sein, der sich nicht vor dem hohen Pathos seines religiösen Ringens ehrerbietig neigte. Unsere Wege trennen sich weit von seinen; wenn er aber wirklich so groß ist, wie ich ihn halte, wird er auch Verständnis haben für die Meinung, der ich gern huldigen möchte, daß gerade Persönlichkeiten wie er, die ich als im Irrtum befangen bezeichnen muß, dadurch, daß sie jenes große religiöse Dilemma in seiner Nacktheit aufdecken, doch für den einen oder andern mittelbar Führer zur Wahrheit werden können. Auch ein Fragezeichen kann ein Wegweiser sein.

Johannes Mumbauer.

Der Kampf um Heine.

Verfolgte man den Namen Heine in der Literatur und Presse des letzten Jahres, so mußte man meinen, die Frage nach eines Dichters Persönlichkeit und Werk sei keine literarische, sondern eine politische. Das abgebrauchte Wort von ‚der Parteien Gunst und Haß‘ hätte hier also die gewöhnlichste und prägnanteste Bedeutung erfahren; Heine wäre zum Zankapfel politischer Parteien geworden. Ein Volk von Männern hätte sich um ihn gestritten und sogar die Frauen hätten ein Stimmrecht für sich beansprucht um den Dichter der Liebe. Nun ist es in der Öffentlichkeit wieder stiller geworden. Ein gemeinsames Denkmal ist Heine auf deutscher Erde nicht erstanden, und nicht im Herzen des Volkes. Aber manche Furche ist durch den Boden des religiösen und nationalen Empfindens gezogen worden, darin Haß und Zwietracht blühen und reifen, häßliche Blumen und giftige Früchte zu einem nationalen Erinnerungskranz für das Grab auf dem Montmartre.

Eines ist durch den jüngsten Kampf um Heine deutlich geworden. Heine lebt heute noch, und er lebt kein Scheindasein, wenigstens nicht auf dem Markte der Öffentlichkeit. Man dürfte billig staunen, wie es möglich ist; bei einem Manne,

der vom religiösen wie nationalen wie auch wissenschaftlich-ästhetischen Standpunkt so oft bitter bekämpft wurde und bekämpft wird. Der Protestant will ‚an den wohlbekannten Schlägen den Glaubensgenossen eines Luther, Lessing und Voß' nicht kennen. Der Katholik empfängt die ‚Wallfahrt nach Kevlaar' mit zögernden Händen vor dem Schmutz der ‚Wahlfleckenverwandtschaft' mit anderen Gedichten. Dem national Gesinnten, und sei er kein Teutomane, kein königstreuer Preuße oder Bayer oder heimatstolzer Schwabe, ist Heine heute noch ein Greuel. Die Literaturhistoriker von Fach vermachen seiner Zukunft nicht viel. Eine idealistische Kunst ist ihm geborene Gegnerin und im Naturalismus hatte der ‚Dichter der Lüge' grimmige Feinde. Und doch lebt Heine.

Das Volk kennt den Dichter aus dem Gesang, wo die Weise mindestens den gleichen Anteil am Herzen gewinnt wie der Inhalt. Der Gebildete kennt einen Bruchteil der Heineschen Poesien, sehr wenig aus Heines Prosa. Die Jugend macht ihn zum Sprachrohr ihrer Gefühle in der sentimentalen Periode. Der Mann gesteht, daß ihm diese Kost nach etlichen Proben widersteht. Einen Einfluß von der Bühne direkt in die Gegenwart durch das gesprochene Wort hat Heine gar nicht. Zum Mentor fürs Leben wie andere überragende Geisteshelden wählt ihn niemand. Und doch lebt Heine.

Der spezifische Heinegeist lebt, der sich in den Gedichten für den Allerweltsgeschmack aufgespeichert hat, der sich in der Prosa für den Tageserfolg vergeubet. Das künstlerische Jongleurtalent, die subjektive Augenblicksstimmung in der Kunst, die Wandlungsfähigkeit und feuilletonistische Sicherheit des heutigen öffentlichen Lebens, das fast nur als politisch-parteiisches vegetiert, sie sind jungdeutschen Heineschen Geistes. Der literarisch-artistische Selbstzweck ist in diesem Namen proklamiert. Er findet seine Stütze im heutigen Feuilletonismus, der selber davon lebt. Dieser ist stärker als Wissenschaft und Gewissen. Von der Presse erhält der Heinekult seine Nahrung. Der Boden aber, worin er seine Wurzeln schlägt, ist die ganze heutige tagblattoffizielle Kunst- und Lebensanschauung, das hohle Ästhetentum, das eklektische Gelumpe und Geflicke, aus denen sich unsere Oberflächenkultur zusammensetzt. Etwas Unpersönliches, etwa Typisches. Und so lebt Heine, nicht als Persönlichkeit, sondern als Typus.

Der literarische Kampf um Heine ist in seiner schärfsten Form als Rassenkampf entbrannt. Daß die Konfessionen Heine ablehnen, ist nicht zu verwundern. Bei ihnen handelt es sich meist um die einzelne Person des Dichters. Hier hat jedoch die Nation, die germanische Rasse, einen Dichter in ihrer Sprache abgelehnt, wenigstens Männer, die sich als Wortführer dieser fühlen. Es ist viel häßlich Antisemitisches zutage getreten, wie natürlich bei einer Verurteilung der Einzelperson. Doch die Judenfrage läßt sich aus dem Literaturgetriebe nicht mehr ausschalten. Sie ist nicht nur eine jeweils klärende Teilfrage nach der Persönlichkeit des Dichters. Sie greift viel tiefer. ‚Für unser Jahrhundert wird das jüdische Element, seine Salons und seine Frauen, seine Journalisten und seine Dichter, seine Heine und seine Auerbach, wird sein Fluch und sein Segen ein starkes unbefangenes Augenmerk erheischen' (Erich Schmidt). Die jüdische bürgerliche Emanzipation ist zu einer Eroberung geworden, wenn auch nur unserer Oberflächenkultur, zu einer Invasion in das Eigengewächs der deutschen Kunst. In den ‚Juden von Zirndorf' läßt Jakob Wassermann, selber ein Jude, einen Nichtjuden folgende Sätze aussprechen: ‚Jetzt sehen sie überall jüdische Künstler, erschreckend viele, erschreckend gute . . . Sie sind Künstler, echte Künstler, daran

ist nicht zu zweifeln. Aber sie richten uns zugrunde. Alles, was wir erworben haben, lang und mühselig, damit können sie hantieren; alles, wonach wir ringen, das haben sie, und wenn wir unser Blut hingeben für eine Sache, stecken sie dieselbe Sache schon lachend in ihre Tasche. Es fließt ihnen so zu; sie haben keinerlei Kampf damit zu bestehen. Und ich will ihnen sagen, woran es liegt: Sie haben keine Tiefe. Nur in die Breite gehen sie, und wenn sie tief scheinen, so ist es eine Lüge . . . Sie nehmen uns die Wahrheit und die Aufrichtigkeit in der Kunst, das ist wichtiger als alles andere. Sie ersetzen es unbewußt mit dem Schein von Wahrheit, dem Schein von Aufrichtigkeit; sie bringen uns eine neue Art von Sentimentalität, die sich als Naivität gibt und mit grüblerischer Wehmut nach den Gründen der Dinge schreit.' Sollten mit der jüdischen Emanzipation eine solche Menge verderblicher Keime in das deutsche Kulturleben getragen worden sein? Wäre dann die neue deutsche Kulturphase nicht zu teuer erkauft durch den ‚Segen' einer leichteren, beweglicheren geistigen Lebensführung?

Der Kampf um Heine wird zum zornigen Gegenstoß und blinden Lufthieb gegen stete latente Angriffe und bringt dem sich Wehrenden das Odium des Hassers bei den Harmlosen, macht ihn selber aber auch ungerecht gegen die einzelne Persönlichkeit des vielköpfigen Angreifers. In Heine wird vor allem der Jude, der Mensch, gehaßt, eine Kulturphase verurteilt.

Indes hat auch Heine der Dichter eine spezifisch jüdische Eigenschaft, die er mit der jüdisch-modernen Kunst teilt. Bei dem Germanen ist der Grundquell der Dichtung das Gefühl, das Gemüt, bei dem Semiten der Verstand, die Phantasie. Wenn dem Gemüt der Humor für Leben und Kunst entspringt, so dem Verstande der Witz. Der Humor wärmt, der Witz leuchtet. Beim Juden, bei Heine spitzt der Verstand das Phantasiegebilde zu, funkelt der Witz. Heine ist dem romantischen Gefühlsüberschwang denkend überlegen, auch wenn er ihn phantastisch nützt. Die Nähe von Hehrem und Gemeinem, Religiösem und Zynischem ist ebenfalls ein orientalischer Rassenzug.

Doch es handelt sich nicht bloß um die Frage: Ist Heine ein deutscher oder jüdischer Dichter? Man fragt allen Ernstes: Ist Heine überhaupt ein Dichter?

‚Von einem Dichter verlangt man zwei Dinge: in seinen lyrischen Gedichten müssen Naturlaute, in seinen epischen oder dramatischen Gedichten müssen Gestalten sein. Kann er sich in dieser Hinsicht nicht legitimieren, so wird ihm der Dichtertitel abgesprochen.' Es ist Heine selbst, der diese Anforderungen an den Dichter stellt und Platen damit vernichten will. In Heines, des Lyrikers, Gedichten müssen Naturlaute sein. Naturgemäß äußern sich diese in der Klassik anders als in der Romantik und deren Auflösung. Die Form ist eine verschiedene und gibt dem Gehalt eine bestimmte Färbung. Schließlich kann sie durch Gebrauch und Konvention zum Symbol des Gehaltes werden, der ihr entschlüpft. Leichter als sonst bei der Romantik, die sich in der ironischen Gestaltung ihres Wollens gefallen hat. Heine ist der konsequenteste Vertreter und Nachtreter der Romantik nach der ironischen Seite, der gewandte Jongleur seiner Gefühle und der des Lesers. Er ist der Dichter-Virtuose. Das Wort nimmt ihm von seinem Ruhm des Dichters, der aus übersprudelnder Phantasie quellen läßt, nichts, lehnt aber den Schöpfer, den Poeten im tiefsten Sinne ab. Heines Dichtung ist darum auch keine Lüge, subjektiv genommen. Sie ist Kunst, aber ohne Lebenskern, art pour art. ‚Ein großer Virtuos lügt nicht, aber er spielt, und Heines

Dichtkunst ist denn auch wesentlich Spiel, keine Heuchelei, aber doch auch nicht tiefster Ernst. Je öfter das Spiel wiederholt wird, desto äußerlicher und matter wird es werden, wie denn ein Berufsvirtuose, der immer dasselbe Stück, ein Schauspieler, der immer dieselbe Rolle wiederholt, zuletzt vor allem doch nur die Fertigkeit bewundern lassen wird, während die Auffassung schon stehend geworden ist' (Bartels).

Heines Dichten ist selten ein Verdichten, ein Kondensieren auf eine bestimmte, allgemein wahre Situation, sondern ein Ausströmen, meist ein Besingen eines persönlichen Falles, wenn nicht ein bloßes Räsonnieren über ein Gefühl. Im Grunde teilt er diesen Mangel mit den Romantikern und ihrer Maß- und Ziellosigkeit, von denen Brentano auf Goethe hinweist, ,der allein groß und seine Zeit überragend war, durch Maß, Gesetz, Ordnung und Beherrschung der unendlichen Idee, er kannte keine Freiheit als das strenge Gesetz der Kristallisation.' — Die Fähigkeit der Kristallisation macht den Schöpfer, den Poeten. Die Fähigkeit der Analyse kennzeichnet den Genießenden, Nachempfindenden, den Dichtervirtuosen. Heine, noch von der unmittelbar vorausgegangenen großen Vergangenheit zehrend, wurzelt in einer Zeit romantischer Ideale, die eine starke dekadente Strömung hat. ,Er übernimmt ganze Anschauungs- und Gefühlskomplexe.' Sein maßloses Ich greift nach den Keimen und Blüten und zerfasert sie in spielerischer Gewandtheit. Er beherrscht diese poetische Kultur nicht subjektiv, sondern er genießt sie subjektiv. Der Begriff der subjektiven Kunst, deren subjektivste die Lyrik ist, fließt ohne feste Grenze. Die subjektive Lyrik, die eine schöpferische, gestaltende ist, ist auch objektiv. Wenn das Subjekt aber selber zu den Genießenden gehört, zu den Schmeckenden und Rezeptiven, so ist seine Kunst eine Reaktion auf Anregungen, ein rezeptiver Kunstgenuß, keine spontane Kunstübung. Diese kann schon ,im Volksliede, bei Kindern' (sagt Heine) entstehen, jener setzt Kulturmenschen voraus. Diese äußert sich in Naturlauten, jener braucht eine Konvention. Dieser Dichter ist sich selbst genug, jener braucht ein Publikum.

Heine hat den Subjektivismus, den Egoismus in der deutschen Literatur heimisch gemacht. Der geringste Faktor hiezu ist die jüdische Eitelkeit, der Parvenustolz des Dichters eines eben erst hoch gekommenen Volkes. Es ist auch nicht bloß ein Symptom einer Zeitkrankheit, die in der Philosophie zum Solipsismus geführt hat. Es ist wesentlich der Egoismus des Genießers und Nachempfinders. Die Romantiker und ihre Epigonen standen unter dem gewaltigen, überwältigenden direkten Eindruck der Klassik. Auf diesem Wege war kein Weiterkommen und zu einem anderen fanden sie die Kraft nicht. Und so mußte auch Heine, ,dürftig im Leben wie in der Literatur, sein eigener anpreisender Ruffiano sein. Daher in beiden die Erscheinungen, von denen man sagen konnte, daß sie mehr ein psychologisches als ästhetisches Interesse gewährten, daher zu gleicher Zeit die weinerlichste Seelenerschlaffung und der erlogene Übermut, daher das klägliche Dünnetun mit baldigem Sterben und das drohende Dicktun mit künftiger Unsterblichkeit, daher der auflodernde Bettelstolz und die schmachtende Untertänigkeit, daher die Anfälle von Katholizismus usw.' Heine hat sich wahrlich gut gezeichnet, als er Platen treffen wollte.

Der Subjektivismus erzeugt und braucht in der Poesie die Stimmung. Diese, heute in jeder Kunstgattung gesucht und beliebt, ist der erste Versuch einer Beseelung naturalistischer Kunstrudimente, wie auch der Ausfluß subjektiven Genusses einer kranken Zeitseele. Letzteres bei Heine. Beides ist wieder etwas

Periodisches und Typisches. Die Stimmung ist hier nicht mehr bloß die Begleiterscheinung der schöpferischen Tat; sie ist eine Gefühlsdisposition des Genießenden, angeregt meist durch billige Mittel aus der sensitiven Sphäre und ohne geistigen Nachklang. Das Gefühl überwuchert die Kraft; das Milieu verschlingt die Persönlichkeit; der Dichtervirtuose vertritt den genialen Schöpfer.

Der Subjektivismus führt in der Prosa zu einer halb poetisch bildenden, halb reflexiv betrachtenden Form der Darstellung, zur Hauptform des virtuosen Nachempfinders, dem Feuilletonismus. Der Prosaist Heine ist der Vater des heutigen Feuilletonismus in seiner stilistischen Ausdrucksfertigkeit und oberflächlichen Skrupellosigkeit. Bartels definiert diesen Feuilletonismus tendenziös, aber mit manchem Recht als ‚etwa geistreichelndes und poetisierendes Getue zu Zwecken persönlicher Ausspielerei‘, das er als ‚charakteristisch-jüdische Form‘ bezeichnet. Das Feuilleton muß heute vielfach den unmittelbaren Kunstgenuß ersetzen. In dem Maße, als die Kunst vom inneren Drang emanzipiert zur Kulturerscheinung, Tagesbedürfnis und Firnis geworden ist, hat das Feuilleton seine Vermittlerrolle erweitert. Verbreiternd, verflachend und verdünnend steht es als etwas Unpersönliches zwischen Mensch und Kunst, ja Mensch und Weltanschauung. ‚Alles fließt‘ in ihm auf den Wogen der Phrasen und sophistischen Schlagwörter mit konventionellem Gehalt. Der Dichter der Konvention hat seine Prosa ausgezeichnet verstanden; nicht über ihr, aber in ihr gelebt. Er hat sie zwar wie sich selbst und seine Zunge nicht beherrscht, aber in ihr geherrscht, sich hinter ihr versteckt, um Überfälle, offene, und feige, zu machen. Hier gilt es keinen vollen, edlen Einsatz der Persönlichkeit, sondern eine unedle Prostituierung des in der Reserve einer halben Verhüllung bleibenden Ich. Auch hierin zehren die Epigonen nicht von einer lebensvollen Tradition, sondern von einem unpersönlichen Erbe. Das Erbe Heines ist keine charakteristische Persönlichkeit, sondern eine charakterlose Hülle.

Heine konnte seine Feder nicht zügeln. Er konnte keinen bissigen Ausfall zurückhalten, sich keinen Witz schenken. Er war hier von einer eigentümlichen Aufrichtigkeit bis zum Zwang der Koprolalie. Das Hauptingrediens seiner Prosa, Heines Witz, ist vielfach persönlich, darum nicht allgemein bedeutend, oft plattester Wortwitz, gequälter Humor. ‚Daß Heine den Humor oder wie man vielleicht doch besser sagt, die drollige Komik seiner Rasse besaß, bestreite ich nicht; sie amüsiert uns auch, gewiß. Doch läßt sie uns nur über Menschen und Dinge lachen, nicht mit den Menschen und Dingen wie der deutsche Humor‘ (Bartels). Heines Witz und Satire sind negativ, nihilistisch, weil auf keinem Grund eines festen Charakters, einer Weltanschauung aufgebaut. Auch hier kein Fundament, nur eine leere Form.

Daß Heine mit der ganzen Beweglichkeit seines Geistes der wurde, der er war, ist in manchem nicht verwunderlich. Viele Faktoren seiner Entwicklung waren dazu angetan. Die Klassiker hatten trotz Kant Kunst an sich hervorgebracht. Die Romantiker konnten in philosophischer Auflösung und ästhetischer Willkür nicht viel mehr als subjektive Werte schaffen. Nun hatten sie in Ironie und Selbstpersiflage abgehaust, was nicht den Weg zur Verinnerlichung gefunden hatte. Heine, dem Fremdling und Spätling, war dieser Weg noch schwerer zu finden. Aber die subjektive Richtung war ihm gelegen. Nach der dichterischen Seite, die immerhin von vaterländischen Idealen zehrte, mußte Heine Fremdling bleiben, weniger naturgemäß nach der publizistischen. Auch die politischen Zustände haben ihren Teil zu der ausartenden Entwicklung des regsamen Temperaments beigetragen. ‚Die Verhältnisse in Deutschland waren von der Art, daß sie häufig mehr den Spott als

den Zorn herausforderten. Regierungen, im Grunde wohlwollend und pflichttreu, ja in manchen Dingen verständiger, als man jetzt zuzugeben geneigt ist, suchten in kurzsichtiger Furchtsamkeit eine Entwicklung, die gewaltsam freien Weg verlangte, durch kleinliche, unwirksame, sich widersprechende Mittel niederzuhalten' (Hüffer). Ganz von Deutschland losgekommen ist Heine doch nicht, wenn ihm auch die französischen Verhältnisse viel sympathischer sein mußten. So teilweise ein Produkt der Umstände ist Heine als Charakter nicht ausgereift. Er ist nie ein ganzer Mensch und Künstler geworden. Seine Freundin Rahel Varnhagen hat Recht behalten, als sie schon 1829 seinen geistigen Menschen also kennzeichnete: ‚Das Resumee, was ich heraushebe, ist und bleibt sein großes Talent, welches aber auch in ihm reifen muß, sonst wirds inhaltsleer und höhlt zur Manier aus. Aber begründete Kritik hat er nicht, weil ihm in der Tiefe der Ernst und das höchste Interesse fehlt, welches allein Zusammenhang und zusammenwirkenden Überblick gewährt. Er kann sich und Goethe, seinen und dessen Ruhm verwechseln: Denkt überhaupt an Ruhm! ... Denkt, was ihm entschlüpft, was er sagen mag, ist für die Menschen gut genug.' Sein Pessimismus, seine orgiastische Selbstquälerei sind nicht auf dem Grunde einer bestimmten Denkungsart entstanden, sondern aus seinem Leben heraus, das ihm zum Ekel wurde, entstiegen. Er, der von sich sagen konnte: ‚Die Leute sind an Dreck nicht gewöhnt, während ich ganze Mistkarren vertragen kann, ja diese wie auf Blumenbeeten nur mein Gedeihen zeitigen,' er kam zur Welt- und Selbstverachtung ‚durch Degout, Lebensdegout, Verachtung der Menschen und der Presse, durch Krankheit, durch Mathilde. Es ist ein wüster Marasmus, eine Müdigkeit des Fühlens und Denkens, ein Gähnen — die Feder fällt mir aus der Hand.' Heines Lebensbild ist kein erfreuliches. Selbst das Mitleid mit dem kranken Mann in der ‚Matratzengruft' macht er uns schwer. Ganz weniges aus seinen Schriften bringt lichte Punkte in das Dunkel. Hat man seine frechsten und zynischsten Sachen gelesen, so scheinen auch seine zartesten Gedichte ‚vergiftet'. Auch ‚Heines Briefe kann man im Verhältnis zu seiner Persönlichkeit nur selten bedeutend nennen, und noch seltener machen sie einen erfreulichen Eindruck; persönliche Zänkereien, literarische Streitigkeiten, Klagen über wirkliche oder vermeinte Verfolgungen, Geldangelegenheiten nehmen eine gar zu umfangreiche Stelle ein' (Hüffer).

Bei dem Kampf um Heine hat man nicht allein die Werke sprechen lassen, sondern hat auch aus Tatsachen seines Lebens Waffen gegen ihn geschmiedet. Ein Verfahren, das allerdings nach Heine selber richtig wäre, wenn er rät: ‚Ziehen Sie Handschuhe an, mein Teuerster, und nehmen Sie einen guten Stock und züchtigen Sie diesen schmutzigen Wicht, wie er es verdient, persönlich, d. h. in seiner persönlichen Geschichte, die so viel Blößen gibt.' Bartels Grundsatz ist sicher zutreffend: ‚Was einer als Mensch ist, das ist er auch als Dichter, und umgekehrt, des Dichters Vorzüge und Schwächen finden sich im Menschen wieder, wenn darum auch nicht alles, was in den Werken des Dichters steckt, in seinem Leben gesucht zu werden braucht: Künstlerisches und menschliches Erlebnis sind oft nur Analogien, decken sich nicht jederzeit ohne weiteres.' Aber aus dem Leben eines Dichters kann für seine Kunst und die reine Absicht, zu verstehen, nicht viel gewonnen werden. Besonders die Ausbeutung eines wenig erfreulichen Lebensganges bringt kaum vielen literarischen Nutzen und keinen persönlich-geistigen Gewinn. Auch Heines literarische Selbstzeugnisse, die besten wie die schlechtesten, verdienen bei diesem Augenblicksmenschen nicht ohne weiteres Glauben. Bei dem

jüngsten Kampf um Heine sind alle nur möglichen Gesichtspunkte wahllos angezogen worden.

Vor uns liegen drei Bücher über Heine, von Verfassern, deren jeder von einem anderen Standpunkt seinem Gegenstande naht, deren Bücher darum je ein ganz anderes Gesicht zeigen. Von einem Historiker, den nur das wissenschaftliche Interesse leitet, von einem Literaturkritiker, der gewissenhaft Objektivität anstrebt, und von einem Parteimann, der wenigstens in diesem Falle die Literaturkritik als Parteisache behandelte.

Hermann Hüffers gesammelte Aufsätze über Heinrich Heine[1]) sind nichts weniger als Kampfartikel. Ihm ist es um rein literaturgeschichtliche Feststellungen zu tun. Unter anderem ist ihm die begründete Bestimmung des Jahres 1797 als Heines Geburtsjahr zu danken. Mit abgeklärter Ruhe schreibt Hüffer über dies und jenes, was Heine betrifft, insbesondere den jungen Heine. Nur gelegentlich nimmt er in persönlicher Meinungsäußerung zu den Streitfragen, z. B. der Denkmalfrage, Stellung. Hüffers Buch ist ein solches, das alle Gehässigkeiten im Forschen und Verstehen abkühlt und so den Dichter indirekt näher bringt. Aber Heine ist vielen nicht nur eine Wissens-, sondern eine Gefühlsfrage. Jedenfalls findet Hüffers Buch bei Freund und Feind eine gute Aufnahme, auch bei denen, die glauben, daß das ruhige und verständige Wort zwar für Gelehrtenstube und Hörsaal paßt, nicht aber für den lauten Markt, wo nur die schmetternde Fanfare durchdringe.

Heinrich Keiters Heinebiographie, die in zweiter Auflage von Anton Lohr durchgesehen und ergänzt wurde,[2]) stellt den ganzen Heine in Leben, Charakter und Werken dar. Keiters Hauptverdienst ist der Nachweis romantischer Quellen für Heinesche Gedichte. Die allgemeine Beurteilung von Heines Dichterpersönlichkeit hinterläßt hier wie noch mehr in der Vorrede und Einleitung zu einer Auswahl von Heines Dichtungen[3]) dem Leser ein Gefühl der Unsicherheit. Der Kritiker hat von seinem Objekte nicht den nötigen Abstand. Man vermißt eine ästhetisch-kritische Souveränität über den ganzen Heine als Einheit. Denn der Dichtervirtuose und sein Werk sind schließlich doch eine Einheit; diese aber ist zu individuell und persönlich beschränkt, als daß seine Dichtung ‚ein Meer mit seiner Erhabenheit und Schönheit, seinem Frieden und seinen Schrecknissen‘ sein könnte.

Bartels Buch[4]) will eine Kampfschrift sein (ein zweites kleineres[5]) sogar eine politische), bei der den Juden als Rasse, dem Individuum und Dichter Heine, dem Simplizissimus und sogar Frenssen Hiebe zugedacht sind. Es hat sich an das Buch eine widerliche Zeitungsfehde geknüpft, die für die Roheit der Kritik wieder einmal drastische Beispiele geliefert hat. Der Rassenhaß Bartels' muß entschieden verurteilt werden. Bartels kann einem Juden nichts Gutes und nichts Schlechtes verzeihen. Viel weniger wäre mehr gewesen. Eine angenehme Lektüre ist das Buch wegen seiner Weitschweifigkeit und oft kathederhaften Lehrhaftigkeit nicht. Der scharfe, ja schroffe und zornig-bissige Ton wäre in einer Rede leichter zu ertragen gewesen als im geschriebenen Wort. Auch manche Ungerechtigkeit

---

1) Herausgegeben von Ernst Elster. Georg Bondi, Berlin. Br. Mk. 4,—, geb. Mk. 5,50.

2) Zweite Auflage. Köln, J. P. Bachem. Geh. Mk. 2,40, geb. Mk. 3,—.

3) Für die deutsche Familie ausgewählt von Dr. A. Lohr. Köln, J. P. Bachem. Geb. Mk. 3.

4) Heinrich Heine. Auch ein Denkmal. Dresden u. Leipzig. C. A. Kochs Verlag. Mk. 3.

5) Heinegenossen. Zur Charakteristik der deutschen Presse und der deutschen Parteien. Dresden u. Leipzig. C. A. Kochs Verlag. Mk. 1,50.

wäre hier weniger verletzend vorübergedonnert. Indes man lese einmal einige der stärksten Kapitel Heinescher Prosa und darauf etliche Seiten aus Bartels' Heinebuch. Die Lektüre wird wie ein starkes erfrischendes Gewitter wirken, das zwar manche schöne Blüte vernichtet, aber doch eine kühle, klare Atmosphäre hinterläßt.

Was von Heine bleiben wird? Wenige, recht wenige Gedichte aus der großen Zahl werden in den Literaturschatz der deutschen Nation dauernd übergehen. Auf ‚die immer neuen Auflagen seiner Werke, die Übersetzungen in alle europäischen und noch einige Sprachen und die kaum übersehbare Zahl von Schriften über das, was er selbst geschrieben,' weist Hüffer hin, und auf den Umstand, daß sich ‚die musikalischen Kompositionen seiner Gedichte auf mehr als 3000 belaufen'. Doch begründen nicht etwa diese beiden Tatsachen gerade das Urteil, daß wir es eben nicht mit einer ausgesprochen eigenartigen Persönlichkeit zu tun haben, sondern mit einem Dichtervirtuosen, dessen Charakter nicht im Gehalt, sondern im Formalen liegt? Macht nicht dieses letztere, das Artistische, ihn auch gerade den Romanen so schätzenswert? In unserer Kultur lebt Heine nicht fort als Persönlichkeit, sondern als Kulturerscheinung; in seiner Schöpfung, der die festgefügte Individualität fehlt, im Feuilletonismus; nicht aktiv, sondern passiv. Der Mensch geht so in seinem Werk unter. Das ist das Schicksal des Feuilletonisten.

Konrad Weiß.



Abend in der Campagna.

In weichen Wellen fließt des Himmels Linie,
Und Meer und Lüfte scheinen sanft bewegt,
Indes die schöne Kuppel einer Pinie
Den Sonnenball auf Liebesarmen trägt.

Und lächelnd löst er sich aus allen Zweigen,
Darin er flüchtig wie ein Gott geruht,
Und während Schatten sinken, Nebel steigen,
Verzaubert er das Meer in Gold und Glut.

Unendlich liegt, und wie des Nordens Meere
Von Finsternis und Schweigen überwacht
Das weite Land, und harrt der Sterne Heere,
Harrt aller Wunder einer klaren Nacht.

Ilse von Stach.





Vom apologetischen Übereifer.

Kann man in einem Bestreben, das an und für sich so verdienstvoll und gerade unter unseren Zeitumständen so dringend notwendig ist, wie die Verteidigung der christlichen Wahrheit, auch zweckgefährdend übers Ziel hinausschießen? Und ist es heute, wo die Apologetik schon so schwere Mühe hat, allen Angriffen von außen her Rede und Antwort zu stehen, angebracht, ihre Aufgabe durch Freundeskritik noch mehr zu erschweren? Man möge glauben, daß diese Bedenken vor Aussprache der folgenden Beschwerden wohlerwogen wurden; aber ausschlaggebend können sie nicht sein. Denn die Apologetik ist kein Wissenszweig von ein für allemal feststehendem Hauptlehrinhalt und Methodengesetz, sondern recht eigentlich angewandte Wissenschaft, Zweckwissenschaft; und wenn eine solche ihren Zweck verfehlt, ist alles verfehlt. Das, was die Apologetik zu verteidigen hat, bleibt zwar dem Kerne nach stets dasselbe, aber die Angriffe, gegen welche sie das Glaubensgut verteidigen soll, wechseln beständig und sind je nach der vorherrschenden Geistesrichtung einer Zeit wesentlich verschieden. Neue Angriffswaffen erheischen auch neue Schutzwehren; das gilt in der geistigen Kriegsführung mindestens ebensogut als in der physischen. Daher ist das erste Erfordernis an den Apologeten neben der selbstverständlichen Glaubenstreue: volle Vertrautheit mit dem Denken seiner Zeit. Jüngstverstorbene Apologeten wie Schanz und Schell haben gerade in dieser Hinsicht ein leuchtendes Beispiel hinterlassen. Wer dagegen mit seinem ganzen Denken in längstvergangenen Zeiten wurzelt — die Blüte der Scholastik liegt nun schon mehr als sechs inhaltsreiche Jahrhunderte hinter uns — und immer noch mit heißestem Bemühen gerade gegen solche Einwände ficht, die heute kaum mehr erhoben werden oder jedenfalls ganz im Hintergrund des Interesses stehen, der langweilt bestenfalls, statt zu fesseln und zu überzeugen, soferne er nicht gar — wie z. B. oft genug die Hauptmataboren des Commerschen ‚Jahrbuches für Philosophie ꝛc.‘ — zum Lächeln und Achselzucken zwingt. Gerade wer die scholastischen Methoden als solche noch für ausreichend hält, muß sie mindestens auch auf die Probleme der Gegenwart anwenden und diesen anpassen lernen. So finden wir jüngst selbst in den ‚Stimmen aus Maria Laach‘ (Heft 4 vom 22. April 1907) — gelegentlich einer anerkennenden Besprechung von Merciers Psychologie — betont, daß zwar auch die mittelalterlichen Scholastiker bei der Erörterung gewisser naturphilosophischer Grundprobleme von den Erfahrungstatsachen ausgegangen (?) seien.

'Aber ihre Kenntnis der Natur war im Vergleich zu der unsrigen eine recht dürftige und vielfach irrige. Soll daher die Neuscholastik lebenskräftig sein, so haben wir nach demselben Plan, aber auf besserer Grundlage den ganzen Bau neu aufzuführen.'

Nun fehlt es aber auch nicht an solchen, welche die scholastischen Methoden und Begriffe in wesentlichen Stücken für rettungslos veraltet halten; das macht sich gerade wieder auf naturphilosophischem Gebiet nicht selten geltend. Noch unlängst sah sich der Physiker Dr. Carl Forch, Herausgeber von 'Natur nnd Offenbarung', also eines Organs, welches sich ausdrücklich als 'zur Vermittlung zwischen Naturforschung und Glauben' bestimmt bezeichnet, zu bemerkenswerten Mahnworten genötigt. Er sagt in einem Aufsatz 'Atomismus oder kontinuierliche Raumerfüllung' (Heft 3 vom 17. März 1907):

'Es wäre im höchsten Maße falsch, wollte man in einer Zeitschrift wie 'N. u. O.' nur die Meinung einer eng umgrenzten philosophischen Schule innerhalb der von dieser Zeitschrift vertretenen Weltanschauung zu Worte kommen lassen. Es sollen sich vielmehr alle verschiedenen Schulen aussprechen dürfen ... So ist es denn fast traditionell geworden, daß in dieser Zeitschrift die Vertreter der streng aristotelischen (= scholastischen) Naturphilosophie ebensowohl ihre Anschauung darlegten wie deren Gegner.'

Forch betont dann, daß der von den Scholastikern bekämpfte Atomismus der alten Philosophie mit dem Atomismus der modernen Naturwissenschaft im wesentlichen nur den Namen gemein hat, so daß also die ganze diesbezügliche Apologetik zum mindesten als ein Kampf mit untauglichen Waffen gegen eingebildete Gegner bezeichnet werden muß. Forchs Nutzanwendung lautet:

'Wenn wir uns nun zum Schluß die Frage vorlegen, wer heutzutage noch die aristotelische Auffassung der Materie im Gegensatz zum Atomismus vertritt, so kann man sich kurz dahin fassen, daß dies von keinem Naturwissenschaftler mehr geschieht, sondern lediglich vom Philosophen. Um etwaigem Widerspruch zu begegnen, müssen wir hier allerdings das Wort Naturwissenschaftler genau präzisieren und dies geschieht am einfachsten dadurch, daß wir sagen: kein Physiker und Chemiker, der in jahrelangem experimentellem, messendem Arbeiten, oder in theoretischem, neue Geisteswerte schaffendem, lediglich auf seine Fachwissenschaft gerichtetem Forschen selbst an der Weiterbildung unseres physikalisch-chemischen Wissens Anteil genommen hat ... Der Atomismus verkennt keineswegs, daß er auch einmal beiseite geschoben werden kann, ebenso wie die aristotelische Auffassung verdrängt wurde.'

Aber dies kann nur auf der Grundlage des heutigen Wissensstandes geschehen, wie einstens die aristotelische Auffassung dem damaligen Wissensstand entsprach und seiner Erweiterung und Berichtigung zum Opfer fiel.

'Wenn aber die heutigen Vertreter der aristotelischen Philosophie noch an einigen mit unseren gegenwärtigen naturwissenschaftlichen Kenntnissen absolut nicht zu vereinbarenden Lehrmeinungen ihres Meisters festhalten und immer wieder versuchen, die auf besserer Naturerkenntnis aufgebauten Anschauungsformen der Naturwissenschaftler den ihrigen gegenüber als weniger logisch darzustellen, so darf man sich nicht wundern, wenn Fernerstehende zu der Meinung kommen, die ganze aristotelische Philosophie sei überlebt. Würden sie nicht viel-

mehr die Jugendfrische ihrer Philosophie weit wirksamer dann dartun, wenn sie zeigten, daß die Philosophie des Stagiriten einige vergilbte Blätter zu opfern imstande ist, ohne daß sie dadurch an innerem Gehalt verliert?'

Man sieht an diesem typischen Beispiel, daß die aus dem Übereifer mancher reinscholastisch geschulten Apologeten erwachsenden Schwierigkeiten sich keineswegs auf das meistumstrittene Deszendenzproblem beschränken, sondern daß sich auch bereits auf dem Gebiet der anorganischen Naturwissenschaften ernste Meinungsverschiedenheiten ergeben, bei denen man sich fragen muß, ob ihr Auftauchen wirklich als notwendig geschweige denn als der gemeinsamen Sache nützlich erachtet werden kann. Man glaube dabei doch ja nicht, daß einem Naturforscher, der den Mut hat, sich als positivgläubigen Christen zu bekennen, die unversehrte Bewahrung des kirchlichen Glaubensgutes weniger am Herzen liegt, als diesem oder jenem mehr von amteswegen apologetisch wirkenden Philosophen oder Theologen. Auch der positiv christliche Naturforscher oder sonstige Spezialgelehrte wirkt heute schon durch seine bloße Existenz im apologetischen Sinn, und beide Arten von ‚Apologeten' sind bei der heutigen Spezialisierung der Wissenschaft aufeinander angewiesen und müssen gegenseitig von einander lernen. Leider aber erweist sich dann der Übereifer mancher berufener oder auch unberufener Apologeten im engeren Sinn nicht selten als ein ernstes Hemmnis für das freie und freudige Arbeiten und Erkennen im Gebiete der Spezialforschung. Theorien und Anschauungen, die dem betreffenden Apologeten nicht in sein Schulsystem passen, werden ohne hinreichende Kenntnis ihrer Tatsachengründe als unchristlich, ja geradezu als Ausgeburt des Materialismus, Atheismus und Gott weiß welcher sonstigen ‚—ismen' verdächtigt. Die Erfahrungen der letzten Jahrzehnte mit ihrem Kampf um die Deszendenztheorie sollten doch diesbezüglich zu vermehrter Vorsicht mahnen. Man höre darüber P. Wasmann in seiner jüngsten Veröffentlichung über das Entwicklungsproblem (Heft 14 und 15 der ‚Umschau' vom 30. März und 6. April 1907*). Sein erster Satz lautet:

‚Die Entwicklungslehre als naturwissenschaftliche Hypothese und Theorie ist keineswegs eine „Ausgeburt des Atheismus", wie man vielfach heute noch irrtümlich ihr vorwirft (!), denn sie ist mit logischer Folgerichtigkeit aus der wissenschaftlichen Zoologie und Botanik hervorgewachsen.'

Und zum Schluß betont er:

‚Die Heilige Schrift ist kein Lehrbuch der Naturwissenschaften im modernen Sinn. Darum können wir Gelehrten des zwanzigsten Jahrhunderts auch nicht zoologische Aufschlüsse darin suchen.'

Was hier hinsichtlich der Bibel betont wird, dürfte in noch ausgiebigerem Maß für die Schriften des hl. Thomas von Aquin gelten. —

Nicht minder als im Gebiet der Naturwissenschaften erweist sich apologetischer Übereifer schädlich auf dem anderen großen Feld, das die moderne

* Diese beiden Artikel geben bisher die einzige ausführlichere und authentische Inhaltsangabe von P. Wasmanns Berliner Vorträgen. Ein Broschürenbericht dagegen von R. Burdinski ‚Der Kampf um die Weltanschauung in Berlin' (Berlin 1907, Verlag von Rosenbaum und Hart) ist durchaus einseitig und oberflächlich geraten.

Forschung mit Vorliebe anbaut, im Bereich der Geschichtswissenschaften. Die schwierigsten Probleme der Kirchengeschichte, Bibelforschung u. dgl. mögen dabei hier als spezifisch theologischer Art außer Spiel bleiben. Das sind Fragen, welche die Theologen unter sich auskämpfen müssen und den hierfür interessierten Laien bleibt nichts anderes übrig, als sich über dergleichen von den Fachautoritäten aufklären zu lassen. Soviel freilich darf auch vom Laienstandpunkt aus gesagt werden, daß die Verketzerungs- und Denunziationssucht, welche sich in diesen theologischen Kämpfen mancherseits geltend macht, auf weite Kreise der gebildeten Katholiken in nichts weniger als apologetischem Sinn wirkt und daß in den Augen unbefangener Zuschauer jedenfalls diejenigen, welche allein auf die unaufhaltsame Macht der Wahrheit vertrauen, den Vorzug finden vor jenen, die bei jeder Gelegenheit nach den Gewaltmaßregeln der Autoritäten schreien. Am schädlichsten wirkt der apologetische Übereifer in historischer Hinsicht, soferne er aus dem Gebiet der Kirchengeschichte in das der Profangeschichte übergreift, bezw. sich auf den Grenzgebieten beider bewegt. Gerade in diesen unsicheren Bezirken treibt auch mit Vorliebe die üble Zunft der sog. „Zeitungsapologeten' (womit natürlich nichts gegen die verdienstliche Tätigkeit der ernsten Presse gesagt sein soll!) ihr Unwesen und sucht oft gerade das Ansehen der verdientesten und wahrheitsmutigsten Fachgelehrten zu untergraben. Der beschämende Fall Berlichingen-Merkle, bei dem es sich keineswegs um spezifisch theologische Streitfragen handelte, brennt noch auf unser aller Gedächtnis. Daß die Wiederkehr ähnlicher Kontroversen keineswegs ausgeschlossen ist, lehrt u. a. eine Verwahrung, welche der bekannte Historiker N. Paulus in einem Aufsatz ‚Zur Beurteilung der Inquisition' (Literar. Beilage der ‚Köln. Volksztg.' vom 4. April 1907) einlegt gegen die

‚Fehltritte allzu eifriger Apologeten.'

Er sagt im einzelnen:

‚Bezüglich der Todesstrafe, welche über die Häretiker und rückfälligen Ketzer verhängt wurde, kommen immer noch hier und da unrichtige Ansichten zum Vorschein. Man meint, die kirchlichen Behörden seien für diese Strafe nicht verantwortlich zu machen, da sie von den weltlichen Richtern verhängt wurde, und dabei übersieht man nur, daß die weltlichen Richter unter Strafe der Exkommunikation verpflichtet waren, die Ketzer, welche ihnen von den Inquisitoren überliefert wurden, zum Tode zu verurteilen.'

Wenn auf diese Weise mit dem oft betonten theoretischen Grundsatz, daß die Kirche auf keinem Gebiete die reine Wahrheit zu scheuen habe, auch praktisch überall voller Ernst gemacht wird, wenn nirgends mehr der Anschein erweckt werden kann, als sei die Wahrheit etwas, mit dem man wohl oder übel paktieren muß, sondern wenn sie überall wieder als höchstes Gut des menschlichen Denkens tätig geliebt und begehrt wird, dann wird vor den Ergebnissen solcher wissenschaftlichen Aktivität der apologetische Übereifer schon von selbst eingedämmt und auf seine eigentlichen Aufgaben konzentriert werden. Daß apologetische Übergriffe heute noch in mehr als einer Frage wirklich drückend empfunden werden, das zeigen unwiderleglich die verschiedenartigen

Stimmen, die unser ‚Echo' allein aus kurzen acht Wochen widerklingen läßt, und die sich wohl unschwer selbst aus diesem kurzen Zeitraum noch beträchtlich vermehren ließen. Man sollte meinen, es müsse nicht so schwer sein, diese Übelstände aus der Welt zu schaffen. Denn nicht ein böser Wille ist ja zu bekämpfen, sondern nur ein in seinen Aufgaben und Mitteln öfters fehlgreifender guter Wille auf fruchtbarere Betätigungsgebiete zu verweisen. Mit dieser Forderung kann nicht etwa eine wachsende Isolierung und Entfremdung der Apologie von den anderen Wissenszweigen gewollt sein, sondern nottut im Gegenteil eine lebendigere und stetigere Fühlung, ein vermehrtes gegenseitiges Voneinanderlernen, wie schon oben hervorgehoben wurde. Ein neuer Aristoteles oder Thomas, der das ganze Wissen seiner Zeit in sich vereint und harmonisiert, wird uns schwerlich wieder erstehen. Ersatz dafür bieten kann nur die von einheitlichem Geist zusammengeführte gemeinsame Gelehrtenarbeit und Gelehrtenorganisation. Die christliche Apologetik hat allein die offenbarte Wahrheit zu verteidigen, nicht veränderliche Schulansichten und vorgefaßte, wenn auch noch so festgewurzelte Denkgewohnheiten. Beschränkt sie sich mit reinem Eifer auf ihre eigentliche herrliche Aufgabe, kämpft sie für die eine und ewige Wahrheit mit ganzer Kraft und makellosen Waffen, dann wird ihr keine ehrlichmeinende Gegnerschaft auf die Dauer widerstehen.

Laicus.

Der Kampf um die Schule.

Wer von den großen staatsbürgerlichen Gemeinschaftskämpfen der Gegenwart nichts anderes vor Augen sieht als das parteipolitische Gezänk des Tages, der verliert leicht den rechten Maßstab und die gebührende Wertschätzung für die in dem ganzen wirren Getriebe eigentlich lenkenden Kräfte und Zwecke. Um diese wahrzunehmen, muß man einen weiteren Ausblick vor sich haben, als ihn die Aufeinanderfolge der Tagesnachrichten von selbst gewährt; es bedarf hierzu großer und überragender Gesichtspunkte, von denen aus nur mehr die grundformenden Ideen der Dinge und die treibenden Ideale der Tätigkeiten zur Geltung kommen. In überraschendem Maße vermag eine dermaßen großzügige Darstellung staatsbürgerlicher Streitfragen das Interesse auch solcher Kreise zu gewinnen, die gemeinhin von Politik nicht viel wissen wollen und die Beschäftigung mit ihr bestenfalls für ein notwendiges Übel halten. Ein großzügiger Publizist wie Friedrich Naumann z. B. hat trotz der phantastischen Stelzenhöhe seiner Gesichtspunkte in erstaunlicher Weise gerade unter den Gebildeten der Nation Anhänger gesammelt und dermaßen sogar einer absterbenden Ideenrichtung einige neue Werbekraft eingehaucht. Man höre etwa, wie eindringlich er die nationale Bedeutung der Schule darstellt:

‚Was wir Deutschen nach unserer Art und Vergangenheit besser leisten können als andere Völker, ist eben die Schule und insbesondere die Volksschule. Das ist unser lebendes Kapital. Wir haben kein eigenes deutsches Geld, keine Baumwolle, keine ausreichenden Erze, kein großes freies Ackerland; was wir haben, sind Vorzüge, die mit Heer und Schule zusammenhängen: wir verstehen den organisierten Großbetrieb und können eine hohe Volksbildung erreichen.

Das ist unser deutsches Pfund, mit dem wir wuchern müssen. Unser geschultes Denken wird im technischen Zeitalter zum realen Wertgegenstand.'

Nachhaltigerer Eindruck aber und tiefere Überzeugungskraft noch als ästhetisch-politische Betrachtung im Stile Naumanns muß solcher Höhenpublizistik eignen, die nie das Phantasiebild vor die Tatsachen schiebt, sondern immer mit den Geschehnissen in sicherem Zusammenhang bleibt, die nicht den Augenblickseindruck oder Zukunftsträume, sondern den geschichtlichen Werdegang wiedergibt, die kurz gesagt: historisch-politisch verfährt. Dieser seltenen Gattung darf man die kleine, inhaltsreiche Schrift mit Fug und Recht zuzählen, in der Martin Spahn jüngst den ‚Kampf um die Schule' geschildert hat.* Er geht darin aus von den historischen Tatsachen und schildert die Stellungnahme der französischen und deutschen Katholiken zum Schulkampf während des neunzehnten Jahrhunderts, ihre praktischen Maßnahmen und Unterlassungen, ihre Erfolge und Mißerfolge. Aber bei diesen bleibt er nicht stehen, sondern führt sie zurück auf die treibenden Ideen, aus denen sie entsprangen; erst so werden die geschichtlichen Tatsachen wirklich lehrreich und ergeben fruchtbare Mahnungen und Warnungen für die Zukunft.

Das Eintreten der französischen Katholiken für volle Unterrichtsfreiheit, für freie Kirchenschulen neben religionslosen Staatsschulen hat darum zu keinen bleibenden Ergebnissen geführt, weil zwischen dem modernen, sozial und wirtschaftlich entwickelten Volksstaat und der allgemeinen Volksschule zwingende und unaufhebbare Zusammenhänge bestehen:

‚Das Schulsystem der entwickelten modernen Gesellschaft geht nicht — [wie die Führer der französischen Katholiken lange annahmen] — von der höheren humanistischen Lehranstalt aus. Es baut sich immer klarer auf der Volksschule auf. Die Volksschule aber dient gegenwärtig zur systematischen Vorbildung aller in einem Staatsgebiet heranwachsenden Kinder für ihre spätere Tätigkeit innerhalb des modernen, gegen früher in seinen Anforderungen so hoch gesteigerten Kulturbetriebes der Nationen. Immer mehr wetteifern die Völker in der Ausgestaltung des Schulwesens, in der Entfaltung seiner pädagogischen, schultechnischen und finanziellen Voraussetzungen. Die Völker müssen heute unter dem Drucke des alle anderen Bestrebungen zurückdrängenden internationalen Kampfes um die wirtschaftliche Stärke so handeln. Für jedes Volk kommt es darauf an, daß es alle seine intellektuellen und materiellen Kräfte ebenso vorsichtig und sparsam wie erschöpfend im Dienste seiner sozialen Organisation und seiner wirtschaftlichen Tätigkeit verwendet. Sein Erfolg auf dem Weltmarkt und seine Verteidigung des nationalen Marktes hängt davon ab. Die Schule muß dabei seine beste Helferin sein. . . . Die moderne Schule braucht finanzielle Mittel und macht organisatorische Vorkehrungen nötig, für die sie die Unterstützung der Staatsgewalt gar nicht entbehren kann. Ebenso kann der Staat allein den Schulzwang ein- und durchführen, auf den die Schule im Interesse der Gemeinschaft nicht mehr zu verzichten vermag. Kein großes Volk wird in seinem harten Wettbewerbe mit den anderen Völkern, wenn es vorzüglich auf Gewerbe und Landwirtschaft angewiesen ist, die Benutzung der von der Schule dargebotenen

* Verlag der Jos. Kösel'schen Buchhandlung, Kempten u. München 1907. Brosch. 70 Pfg.

Mittel der Einsicht und dem guten Willen der einzelnen Familien überlassen. Als die Schule noch lediglich religiöse oder humanistische Bildungsanstalt war, erlaubte ihr Zweck vielleicht, daß seine Inanspruchnahme zu einer rein persönlichen Angelegenheit der Väter gemacht wurde. Die moderne Schule dagegen, indem sie vorzüglich die möglichste Sicherung eines ganzen Volkes in seinem wirtschaftlichen und sozialen Kampf ums Dasein anstrebt, schließt kraft des Willens der nationalen Gesellschaft die Verfügungsfreiheit des einzelnen aus.'

Die deutschen und speziell die preußischen Katholiken haben, obzwar anfänglich dem Prinzip der vollen Unterrichtsfreiheit zuneigend, doch noch rechtzeitig den Staatsnotwendigkeiten der Gegenwart Rechnung zu tragen gewußt, ohne von ihren religiösen Forderungen etwas preiszugeben. Die wirksame Beteiligung der Kirche an der Schule wurde von ihnen in der Form der Konfessionsschule gesichert. Das Mindestmaß der Forderungen, auf dessen Durchführung die deutschen Katholiken unbedingt beharren, besteht darin,

‚daß, soweit die Schule notwendigerweise auf die Weltanschauung ihrer Schüler einwirkt, für die Kinder katholischer Eltern der Kirche als Hüterin unseres katholischen Bekenntnisses ein wirksamer Einfluß gestattet werden muß.'

Man könnte vielleicht mit Spahn darüber streiten, ob dieses Mindestmaß ebenso, wie bei der Volksschule, auch bei der Mittel- und Hochschule hinreichend gesichert erscheint. Aber diese und andere Einzelbedenken müssen schwinden gegenüber der praktischen Nutzanwendung, in die Spahn seinen historischen Rückblick ausmünden läßt. Aufgabe der deutschen Katholiken ist es, den Einfluß, den sie auf das Schulwesen üben können, durch positive Kulturarbeit auf allen Gebieten zu erhalten und zu mehren; denn, wie ein Lehrer diese Gegenwartsforderung formulierte:

‚Der Anteil der Kirche an der Jugenderziehung bestimmt sich in seinem Umfange nach dem Anteil, den die betreffende Kirche an dem modernen Kulturleben nimmt.'

Dieser Anteil ist allen Vorurteilen zum Trotz durch die Tat zu erweisen:

‚In dem Maße, als sich die deutschen Katholiken, wo immer der einzelne eine Aufgabe findet, der Gegenwartskultur innerlich verständig gegenüberstellen und sie fördern, sei es im Wirtschaftsleben oder in den Fragen der sozialen Organisation, sei es in der Ausbildung ihrer politischen Institutionen oder in der Anregung des geistigen und künstlerischen Lebens und vorzüglich in der Pflege der nationalen Schule, wird sich der Haß in der Seele der Nation zurückbilden und die Befangenheit ihres Urteils verflüchtigen. Immer werden zwar zwischen dem katholischen und dem unter protestantischem Einfluß stehenden Teil des Volkes, auch innerhalb der Lehrerschaft, einzelne unüberbrückbare Gegensätze bleiben, weil in den Prinzipien unseres religiösen Denkens keine Übereinstimmung zu ermöglichen ist. Jedoch kann auch in solchen Fällen wenigstens ein gegenseitiges Vertrauen hergestellt werden. Man wird sich in ihnen in dem Gedanken gewähren lassen, daß die verschiedenen Pfade, die man einschlägt, zum selben Ziele, der Wohlfahrt unseres Volkes, führen sollen.'

Soferne dieses Vertrauen gewonnen wird, wird in der Zukunft der Einfluß des Katholizismus auf die deutsche Schule sich noch segensreicher entfalten. Dann nämlich, wenn neben den wirtschaftserzieherischen Aufgaben der Schule auch ihre sozialethischen Ziele wieder mehr zur gebührenden Geltung kommen.

‚Wenn die Katholiken bis dahin den festen Anschluß an die nationale Schule gewonnen haben, wenn sie mit ihr verwachsen sind und darum auch das Mißtrauen wider sie im Nachlassen begriffen ist, werden sie in jener Stunde der Nation aus den Schätzen erzieherischer Weisheit, die in unserem kirchlichen Leben angesammelt sind, sowie aus der Fülle idealistischer Vertiefung und Begeisterung, die der recht erfaßten katholischen Weltanschauung eigen ist, Reichtümer spenden können. Vielleicht mehr als die anderen werden sie der Schule dann zu nützen vermögen. Und dann werden sie auch gehört werden, — dann auch willkommen sein. Denn Hingabe weckt Hingabe und Mitarbeit Vertrauen.‘

r.

Vom Kunstwillen und Kunstgenießen.

Wenn ein rechter Künstler lange Zeit von der Mitwelt verkannt wird, dann jammert ihn nicht des entgangenen ‚Ruhmes‘. Vom Ruhm, wie ihn der Tag bietet, der sich ‚mit einer Schnelligkeit verbreitet, als wäre die Unsterblichkeit ein Konsumartikel‘, der aber auch ganz so rasch wieder in nichts versinkt, von diesem Ruhm sagt einer, der auch lange auf ihn warten mußte, Karl Spitteler in seinen ‚Lachenden Wahrheiten‘:*

‚Nicht wahr, ihr wascht ihn doch erst gründlich mit Karbolseife, ehe ich ihn in die Hand nehme, euren Ruhm?‘

Nicht daß man vieles über ihn weiß und redet, ist der Ehrgeiz des Künstlers, — er müßte denn nebenbei auch ein eitler Mensch sein, was aber öfter den Virtuosen eignet, — sondern daß man sich seiner Werke freut und sie und ihn durch sie liebgewinnt. Dazu gehört im Grunde gar nicht so viel und doch weit mehr, als gewöhnlich das übliche Kunstpublikum zu bieten vermag. Wie wenige wirkliche Kunstliebhaber sind zumeist darunter — das Wort hat fast schon einen verächtlichen Nebensinn bekommen — und dafür wie viele Kunstverständige, d. h. solche, die etwas von der Kunst zu verstehen meinen oder vielmehr meinen, sie müßten etwas davon verstehen. Als eine wahre ‚Kunstfron‘ bezeichnet Spitteler in der ersten seiner ‚Lachenden Wahrheiten‘ diesen unleidlichen Zustand und findet die Schuld daran nebst ‚unserer leidigen Allerweltsschulmeisterei‘ namentlich in dem Umstand, daß man immer meint, als ‚Gebildeter‘ ‚die Kunst‘ insgesamt und ohne jede Ausnahme kennen und verehren zu müssen, statt sich an das einzelne zu halten, was diesen und jenen wirklich erfreut und vom übrigen ehrlich das nachgerade erquickende Geständnis zu wagen: Ich verstehe nichts davon.

‚Eigentlich,‘ sagt Spitteler, ‚sollte jedermann diesen Satz, dessen Aussprache ein wenig schwierig zu sein scheint, sprechen lernen; denn derselbe sagt die volle

* Lachende Wahrheiten. Gesammelte Essays. Zweite Auflage. Jena 1905, bei Eugen Diederichs. Wer den Schweizer Epiker aus seinen Dichtwerken hat lieben lernen, möge sich hier auch an seinem ehrlichen Gepolter freuen und ergötzen und hie und da auch ärgern. Man kann doch manche Wahrheit daraus lernen, ähnlich wie beim Schwaben Vischer.

Wahrheit, da sich niemand anmaßen darf, in allen Gebieten der Kunst mit dem Herzen zu Hause zu sein.'

Zum echten Kunstliebhaber gehört — beschränkt wie wir Menschen nun einmal sind — auch die besondere Liebhaberei. Das gilt für die einzelnen Kunstzweige und innerhalb derselben für die mannigfachsten Sondergebiete. Etwas Kleines muß Liebhaberei in keinem Falle sein, nur sollte sie allerdings streben, in ihrem Rahmen ein Ganzes zu werden:

‚Eine Kunstfron entsteht, sobald der Kunstgenuß als eine Pflicht aufgefaßt wird. Es ist so wenig eine Pflicht des Menschen, Schönheit und Kunst zu lieben, als es eine Pflicht ist, den Zucker süß zu finden. Die Kunst ist eine gütige Erlaubnis und eine menschenfreundliche Einladung, mehr nicht; man kann es nehmen oder lassen. Glücklich, wer ihr zu folgen und sie zu schätzen weiß; wer das nicht vermag, den mögen wir bedauern, aber wir haben kein Recht, ihn deshalb zu schelten.'

Vor allem deshalb kein Recht zum Schelten, weil einer, der gerade unseren Geschmack nicht teilt, uns vielleicht auf anderem Gebiet an Empfänglichkeit weit übertrifft. Allgemeingültig ist wohl, was Spitteler als seine persönliche Erfahrung mitteilt:

‚Ich habe noch keinen Menschen von Gemüt und Phantasie (denn Gemüt und Phantasie sind die Vorbedingungen, aber auch die einzigen Vorbedingungen des Kunstgenusses) gekannt, welcher nicht an irgend einem Teil der Kunst unmittelbare Freude empfunden hätte. Und darauf kommt es allein an. Jeder suche sich an dem himmlischen Fest diejenige Speise aus, die seine Seele entzückt, und weide sich daran nach Herzenslust, so oft und so viel er mag, im stillen oder, wenn ihm das Herz überläuft, mit gleichgesinnten Freunden. Das ist Kunstgenuß. Das ist aber auch Kunstverständnis. Wer sich aufrichtig und bescheiden an einem Kunstwerke erfreut, der versteht es ebensowohl und wahrscheinlich noch besser, als wer gelehrte Vorträge darüber hält.'

Vom Künstler zum Kunstliebhaber bedarf es nicht viel schreib- und redeseliger Zwischenträgerei. Als Kunstbeschreiber sollten nur solche Kunstliebhaber zugelassen werden, die ihr Herz drängt, an eigener Freude auch andere teilnehmen zu lassen und die für solchen Zweck die rechten Worte finden. Alles weitere ist für die überwältigende Mehrheit der Leser und Hörer vom Übel.

‚Die veredelnde und erzieherische Kraft der Kunst beruht nicht auf dem Wissen, sondern auf dem Genießen. Ja das Wissen über die Kunst kann unter Umständen sogar die Empfänglichkeit zum Genuß der Kunst beeinträchtigen, dann nämlich, wenn Wissensdünkel entsteht; denn Dünkel ist das Gegenteil jener Seelenverfassung, welche jeder Kunstgenuß voraussetzt: bescheidene, selbstvergessene Hingabe. Vollends den Begriff ‚Bildung', das heißt das Wissen in die Breite und im Kreise, in die Kunst herüberziehen zu wollen, ist eine unglückliche Verirrung. Bildungsmäßige Aufnahme der Kunst erzeugt im besten Fall Oberflächlichkeit, im gewöhnlichsten Fall Selbsttäuschung, im schlimmsten Fall Empfindungsheuchelei.'

E.



Zeitgeschichte.

Vom Sillon. Im Oktoberhefte des dritten Jahrgangs dieser Zeitschrift wurde ein kurzes Referat gegeben über die damals noch im Entstehen begriffene Sillonbewegung in Frankreich. An die weitere Entwicklung dieser eigenartigen politisch-sozialen Strömung haben sich Ereignisse angeknüpft, die zu bedeutend sind, um den Lesern des „Hochland' vorenthalten zu werden. Die deutsche katholische Tagespresse hat leider zu diesen für Frankreich ungemein charakteristischen Ereignissen — mit Ausnahme vielleicht der ‚Germania' — gar nicht oder in gänzlich irreführendem Sinne Stellung genommen.

Die zur Zeit einflußreichsten katholischen Kreise Frankreichs haben an der jungen demokratischen Bewegung niemals viel Freude gehabt. Von einer offenen Gegnerschaft hielt sie bis zum 20. Juli 1903 die Politik Leos XIII. zurück, sowie die infolge der Presseverhältnisse nicht auffällig zutage tretende Arbeit der Jugendbewegung. Nur der Bischof von Nancy machte keinen Hehl aus seiner Gegnerschaft.

Die Sachlage änderte sich einige Zeit nach dem Regierungsantritte Pius' X. Der Nachfolger Leos XIII. schlug eine Politik ein, die sich von der seines Vorgängers insofern unterschied als sie sich nicht mehr ausschließlich auf die katholischen Republikaner, sondern auf alle Parteien stützen wollte, die es mit der Verteidigung der kirchlichen Rechte ernst nehmen. Die ‚Verité francaise' kam wieder zu Ehren. Der Sillon wurde von Rom aus nicht mehr auffällig begünstigt.

Für die konservativen Kreise Frankreichs war dies das Zeichen zum offenen Kampf gegen den Sillon, der rasch aus einer Jugendbewegung zur Volksbewegung geworden war — sein Organ ‚Éveil democratique' zählt 60000 Abonnenten — und gerade die besten Köpfe des katholischen Frankreich für sich einnahm (Fonsegrive, Brunetière usw.). Den Anfang machte Abbé Barbier, der nämliche, der im letzten Wahlkampf von Rom aus in ungewöhnlich schroffer Form desavouiert wurde. In einer weit verbreiteten Broschüre machte er dem Sillon drei Vorwürfe: den der Häresie (natürlich!), des Liberalismus und des Sozialismus. Die Bischöfe begannen sich für den Streit zu interessieren. Von vielen erhielt Barbier zustimmende Kundgebungen. Die Marc Sangnier nahestehenden Kirchenfürsten hielten sich zurück.

Das System gegenseitiger Verketzerung wurde von neuem mit Eifer betrieben. Man machte Sangnier zu einem Verbreiter der Ideen Loisys und Laberthonnières, obwohl Sangnier und erst recht der Sillon mit Loisy gar nichts, und mit Laberthonnière nur sehr wenig zu tun hatten. Letzterer hat nur einmal

in der Sillonrevue einen gegen den Liberalismus gerichteten Artikel erscheinen lassen.

Als die Bewegung Romolo Murris von der kirchlichen Behörde verurteilt war, blieb den extrem Stürmern nichts anderes zu tun, als die Verurteilung Murris auch auf Sangnier auszudehnen — trotz der entschiedensten gegenteiligen Erklärungen des Kardinalstaatssekretärs.

Als nach dem Vorgang des Bischofs von Quimper eine Reihe französischer Prälaten ihren Priestern die Teilnahme und Förderung der Sillonströmung verboten, war die Bewegung Sangniers in ihrem Lebensnerv getroffen. Die früher kraftvolle Aktion ließ plötzlich nach. Die Begründung dieser Maßregel lautete jedesmal: Dem Priester ist jegliche Teilnahme an der Politik verboten. Kein deutsches Zentrumsblatt hat auf diese auch für uns so interessanten Vorgänge aufmerksam gemacht. Marc Sangnier wich dem drohenden letzten Schlag mit Glück aus. Er erklärte seine Bewegung, die bislang eine katholische Färbung getragen hatte, für eine rein politische Laienbewegung mit dem Ziel: Verwirklichung der demokratischen Republik mit Hilfe der sittlichen Mächte, die von der katholischen Kirche zur Erziehung der Nation geboten werden.

Woher der plötzliche Umschwung in der Stimmung kirchlicher Kreise? Leo XIII. hat Sangnier und sein Werk sehr ausgezeichnet. Pius X. und Kardinal Merry del Val standen dem Sillon niemals ungünstig gegenüber. Woher der Umschwung in der Stimmung eines großen Teils der Bischöfe? Woher die kühle Zurückhaltung Roms? Die Ursache war — Msgr. Montagnini. Wenn die Notizen Montagninis über den Sillon, wie sie durch die französische Presse gingen, echt sind, dann ist der Beweis erbracht, daß der päpstliche Diplomat auch keinen Schein von Orientierung besaß. In einem Schreiben an den Kardinalstaatssekretär nennt er die Führer des Sillon ‚Besessene‘ (!) und wirft ihnen vor, sie wollten Eigentum und Tradition untergraben. Mehr kann man die ganze Sillonströmung tatsächlich nicht verkennen. Zum Glück war der Vatikan nicht so leichtgläubig wie Msgr. Montagnini.

Nachdem Sangnier seine Organisation ihres katholischen Charakters entkleidet hatte, — hatte entkleiden müssen, — folgte bald der naturnotwendige weitere Umformungsprozeß. Der sechste Nationalkongreß, der in den ersten Februartagen 1907 zu Orleans stattfand, brachte das überraschende und erfreuliche Ergebnis, daß der Sillon seine Reihen allen ohne Unterschied des religiösen Bekenntnisses öffnete, die sich auf sein politisch-soziales Reformprogramm verpflichten und keine erklärten Kirchenfeinde sind. Hiemit ist erreicht, was Sangnier wohl längst schon als Ziel vorschwebte, eine den französischen Verhältnissen entsprechende Nachbildung des deutschen Zentrums. Die Ausrangierung der alten Parteien Frankreichs kann nunmehr beginnen. Die Auseinandersetzungen, die gegen die Ausweitung der Sillonbewegung im ‚Demain‘ usw. erfolgten, beweisen bloß das eine, daß der kirchlich gesinnte Franzose, soweit er politisch rechts steht, nur sehr schwer den einseitig konfessionellen Gedanken in rein politischen Dingen ausschalten kann. Diese Gegner sind niemals zu gewinnen und schwer zu überwinden.

Das Auftreten mehrerer kirchlicher Oberhirten gegen den Sillon, die feindselige Parteinahme Montagninis bildeten eine sehr ernste Gefahr; ganz abgesehen von Biétry, der Spaltung usw. Sie ist überwunden. Sangnier wurde kürzlich vom Papste empfangen. Die Verhandlungen, die vor Sr. Heiligkeit mit dem Staatssekretär und mehreren Kardinälen geführt wurden, ergaben folgende Richtlinien für die weitere Tätigkeit des Sillon. Marc Sangnier teilte sie in der Revue in programmatischer Erklärung mit:

1. Der ‚Sillon', eine Laienbewegung, hat zum Zweck, in Frankreich eine geordnete, gerechte demokratische Republik zu verwirklichen. Seine Stellung und Haltung ist vollkommen legitim. Er macht Gebrauch von einem Recht, das ihm niemand sollte streitig machen.

2. Der ‚Sillon' will im Christentum eine Stärkung, soziale und individuelle Kräfte finden. Die Priester widmen sich den Sillonisten wie allen, die ihrer Dienste bedürfen. Ihr Wunsch kann es nur sein, durch den Sillon das Volk der Kirche näher gebracht zu sehen. Sie begrüßen überall den konstatierten günstigen religiösen Einfluß des Sillon.

3. Als Bürger können die Priester politischen und sozialen Sonder- und Parteibestrebungen huldigen. Als Priester aber gehören sie allen, und ihr Platz ist darum konsequenterweise im allgemeinen nicht in der öffentlichen Propaganda für den Sillon.

4. In besonderen Fällen mögen sie aus ihrer Reserve heraustreten in die äußere Arbeit für den Sillon, selbstverständlich nur mit Zustimmung ihres Bischofs.

Diese päpstliche Kundgebung bedeutet für Marc Sangnier freie Bahn. Die Laienbewegung ist frei. Der Priester mag sich an ihr beteiligen, wenn der Bischof es erlaubt. Da nun tatsächlich eine große Anzahl französischer Bischöfe (Dadolle von Dijon; Delamaire von Cambrai; Gibier-Versailles usw.) auf dem Boden des Sillon stehen, besteht kein Hindernis mehr. Es ist zu hoffen, daß nunmehr die Zeit der Verdächtigungen Sangniers und seines Werkes im In- und Auslande endgültig vorbei ist. Die Lage der französischen Kirche und die vom Sillon begonnene Arbeit erfordern es dringend. Die Sillonbewegung hat zum erstenmal die Schulung und Aufklärung der großen Masse mit Erfolg unternommen, die Gewerkschaftsbewegung auf christlicher Grundlage in Fluß gebracht und die Frauenbewegung in Frankreich — ein reiches Arbeitsgebiet — bedeutend gefördert. Nicht subtiles Disputieren nützt, auch nicht gegenseitiges Verketzern, sondern ausdauernde, systematische Arbeit. Im Anfang war die Tat.

Martin Walzer.

Die Judenfrage gehört zu jenen brennenden Zeitproblemen, die nur selten noch mit sachlicher Ruhe und Unbefangenheit erörtert werden; so sehr hat der Streit und Haß der Parteien, hier der blind verdammenden Antisemiten, dort der ebenso blind verteidigenden Philosemiten, die meisten Geister erhitzt. Selbst eine auf den Tatsachen der Statistik fußende, jede gehässige Tendenz von sich weisende Darstellung, wie sie Dr. Hans Rost jüngst in seinen lesenswerten ‚Gedanken und Wahrheiten zur Judenfrage'* gegeben hat, läßt sich in ihrer allgemeinen Beurteilung des jüdischen Stammes immer wieder von tiefwurzelnden Antipathien über die Grenzen eines ‚gerechten Zornes' fortreißen und Anschuldigungen entschlüpfen, wie z. B. ‚Leute mit weitem Gewissen gibt es überall. Beim Juden ist dies die Regel', die auch der schroffste Antisemit nicht schärfer erheben könnte. Nicht darum handelt es sich aber in erster Linie bei der Judenfrage, wie man die Juden beurteilen soll, ob man sie lieben oder nicht leiden mag, sondern was man mit ihnen anfangen soll. Sie sind nun einmal da; ihr vielfach schädliches Übergewicht im Wirtschafts- und Geistesleben, wie es Rost mit eindrucksvollen Zahlen nachweist, kann niemand leugnen. Sie des Landes zu verweisen oder in ihrer staatsbürgerlichen Gleichberechtigung wieder einzuschränken, daran denkt kein ernsthafter Politiker; ganz gewiß kein Führer des katholischen Volksteils in Deutschland; zumal uns als konfessioneller Minderheit selbst noch eine vollere Durch-

* Trier 1907, Verlag der Paulinusdruckerei.

führung der Parität und eine Aufhebung des letzten Restes der Ausnahmegesetzgebung zu fordern bleibt. Von eigentlichen Ausnahmegesetzen gegen das Judentum will auch Rost nichts wissen; aber für eine Ausnahmebehandlung tritt er ein und meint: ‚Die Politik des berechtigten Antisemitismus besteht in der Einschränkung des Judentums in seinem Einfluß auf Politik, Sitte und Wirtschaftsleben, in der Isolierung des Judentums.' Und als Isolierungsmittel schlägt er neben der jetzt schon vielfach üblichen gesellschaftlichen Sonderstellung vor: Einwanderungsverbot gegen fremdländische Juden; stillschweigende Boykottierung der jüdischen Geschäfte; Produzentenorganisation zur Unterdrückung des jüdischen Zwischenhandels; stärkeres Zuströmen der christlichen, speziell der katholischen Jugend, zu den höheren Bildungsanstalten und entsprechend stärkere Betätigung als Bildungsmittler, im Lehrfach, der Presse usw.

Gar nichts erwartet sich Rost von der durch Bismarck, Mommsen und andere verfochtenen Assimilation, dem allmählichen Aufgehen des jüdischen Bevölkerungsteils im Gesamtvolk. Dazu seien die Rassengegensätze zu groß und sie hätten sich in den letzten Jahrzehnten eher noch verschärft. Abgesehen nun davon, daß die Übertreibung der Rassengegensätze, wie die letzten Wahlen in Österreich deutlich zeigten, bereits wieder im Abflauen ist, muß gesagt werden, daß die bisherigen geringfügigen Ergebnisse der Judenassimilation zu keinem diesbezüglichen Pessimismus berechtigen. Vor allem muß man bedenken, daß die bürgerliche Emanzipation der Juden in Deutschland erst vor hundert Jahren begonnen hat und erst 1848 ihren Abschluß erreichte. In so kurzer Zeit konnte man, angesichts der beiderseitigen starken Vorurteile, auf keinen Fall erhebliche Ergebnisse erwarten. Trotzdem ist es heute schon so weit, daß in den Großstädten, wo die Masse der deutschen Juden sich immermehr konzentriert, ein stetes, prozentuales Sinken ihres Bevölkerungsanteils stattfindet; besonders hat (vgl. den Neuhausschen Artikel im letzten Februarheft) die Geburtenzahl in jüdischen Ehen seit dreißig Jahren um 36,3 v. H. abgenommen, während sie in der gleichen Zeit bei reinevangelischen Ehen um 8,3 v. H., bei reinkatholischen um 36,7 v. H. gestiegen ist. Die Kinderzahl der jüdisch-christlichen Mischehen gar ist um 108,1 v. H. gewachsen. Das Sinken des jüdischen Bevölkerungsanteils wäre ein noch viel rapideres, wenn nicht beständig aus Rußland, Galizien usw. ein sehr starker und kinderreicher Nachschub stattfände. Darin freilich muß man Rost und auch Dr. Heinrich Löwe (vgl. Juniheft S. 352) völlig zustimmen, daß es im eigensten Interesse der deutschen Juden liegt, den fremdländischen Zuzug nach Möglichkeit auszuschalten, der immer wieder durch seine besonders ausgeprägten Rasseneigentümlichkeiten und sittlichen Minderwertigkeiten (vgl. die Ergebnisse jüdischer Erhebungen in Galizien) der Abneigung neue Nahrung gibt. Es hieße denn doch die Absorptionsfähigkeit des deutschen Volkes, das schon so beträchtliche slavische, keltische und andere Beimischungen ohne sichtbaren Schaden vertragen hat, stark unterschätzen, wenn man meinte, es vermöge mit der Zeit einen relativ sehr geringfügigen jüdischen Einschlag nicht zu verwinden. Daß die große Mehrheit der kultivierten, westeuropäischen Juden eine Assimilation anstrebt, unterliegt für den sorgfältigen Beobachter keinem Zweifel. Die Zahl der meist aus Zweckmäßigkeitsrücksichten erfolgenden Übertritte (selbst im antisemitischen Wien traten laut Köln. Volkszeitung Nr. 365 während des letztverflossenen Jahres 227 Juden zu der evangelischen Gemeinde über; in manchen reichsdeutschen Großstädten ist bei dem besonderen Entgegenkommen frei-

geistig protestantischer Pastoren die Zahl noch unverhältnismäßig größer) beweist da noch wenig; denn die Mehrheit der deutschen Juden zählt sich innerlich zu den ‚Freidenkern'; und wenn diese erst einmal — das ist nur eine Frage der Zeit — ihre Anhänger umfassender organisieren, steht ein riesiger, vielleicht an vielen Orten vernichtender Rückgang der Synagogengemeinden bevor. Eine deutliche Sprache redet in dieser Hinsicht die Entwicklung in Newyork, der größten jüdischen Stadt der Welt. Dort lebten (laut Jewish Encyclopedia, Bd. IX) im Jahre 1904 rund 673000 Juden; dieselben benutzen fast ausnahmslos die konfessionslosen Unterrichtsanstalten und die hebräischen Feiertagsschulen werden nur von 2800 Kindern, darunter 80 % Mädchen, besucht. Gründungen, wie die der ‚Gesellschaft für ethische Kultur' (1876 durch Felix Adler) werden nach derselben Quelle ‚hauptsächlich von Juden unterhalten und haben viele derselben dem Glauben ihrer Väter entfremdet'. Wo aber der konfessionelle Zusammenhalt der Juden schwindet, da vermag sie nichts mehr auf die Dauer zusammenzuhalten, als — der Antisemitismus, die künstliche Isolierung von außen her. Der Versuch einer nationalen Zusammenkittung im Sinn des Zionismus ist, auch nach Rost, praktisch gänzlich aussichtslos und nur als Reaktionserscheinung gegen den Antisemitismus verständlich.

Wer die bürgerliche Emanzipation der Juden aufrecht erhalten will, muß auch ihre Assimilation wollen. Sie als isolierten Bestandteil in einem gesellschaftlichen und wirtschaftlichen Ghetto zu halten, das ließe sich erstlich nur bei völliger diesbezüglicher Übereinstimmung aller Deutschen, auch der drei Millionen Sozialdemokraten z. B., durchführen und zweitens würden es sich die Juden nicht gefallen lassen. Wenigstens diejenigen nicht, die über die nötige wirtschaftliche Freizügigkeit verfügen, würden nach Ländern, wie Amerika, England oder Frankreich, auswandern, einen sehr beträchtlichen Teil des deutschen Nationalvermögens, der in ihren Händen ist, mit fortnehmen und wohl gar im deutschfeindlichen Sinn verwenden. Die Gefahren des ‚jüdischen Geistes' aber, d. h. der materialistischen, antichristlichen Weltanschauung, vermöchte auch solch eine Isolierung nicht zu bannen; denn Gedanken lassen sich überhaupt nicht einsperren, zumal wenn sie auch in dem nichtjüdischen Volksteil so zahlreiche Verfechter haben. Soweit die Judenfrage ein wirtschaftliches und allgemein kulturelles Problem ist, kann sie nur durch Wirtschafts- und Kulturreformen umfassender Art gelöst werden; soweit sie ein Rassenproblem ist, wird sie mit der fortschreitenden Assimilation von selbst ihre Lösung finden. Es gibt noch mehr und noch drückendere Mißstände in der menschlichen Gesellschaft und im deutschen Volk, die nicht von heute auf morgen aus der Welt zu schaffen sind. Keinesfalls aber darf sich der gerechte Zorn über gar manche jüdische Herausforderung zu Maßregeln hinreißen lassen, die den Grundsätzen der christlichen Nächstenliebe und der staatsbürgerlichen Gerechtigkeit zuwider laufen. Dr. S.

Geschichte.

Vom Lebensbild Friedrichs des Großen, das einst (1858 ff.) der temperamentvolle Thomas Carlyle in ausführlichen Bänden veröffentlicht hat, ist nun eine gekürzte Ausgabe in einem Bande erschienen (besorgt von K. Linneberg, Berlin, B. Behrs Verlag, geh. 8 Mk., geb. 10 Mk.). Carlyle schreibt mit einem Feuer persönlicher Anteilnahme, die sich oft zu packendem Miterleben einer unmittelbar dramatischen Handlung erhebt. Dies Subjektive seines Stils, oft durchbrochen von Worten der Gemütsempfindung, oft sprunghaft, oft wieder gefühlsmäßig verweilend oder ausmalend,

stört den künstlerisch geklärten Geschmack. Fehler und Vorzüge durchdringen sich hier untrennbar und geben Carlyles Büchern eine scharf, zu scharf persönliche Note. Und so war eine Kürzung verdienstvoll und notwendig. Aber wir wollen uns auch nicht verhehlen, daß eine ‚Kürzung' einer solch uferlosen strömenden Rede so gut wie unmöglich ist, falls man eine künstlerische Abrundung zum Zweck setzt. Carlyle ist bis in die Satzbildung hinein weitschweifig und ungeschlossen, immer eruptiv, immer in einem Kampf mit seinen Stoffmassen, die ihm gerade bei Friedrich dem Großen sehr zu schaffen machten. Ungefähr also das genaue Gegenteil des modernen Methodikers. Einmal während der Arbeit (1854) schreibt er in sein Tagebuch: ‚Das Problem ist wirklich nichts anderes als den ungeheuren Misthaufen des 18. Jahrhunderts mit seinen entsetzlichen Heucheleien, mit seiner schmutzigen und blinden Sinnlichkeit, seiner Grausamkeit und seiner in Verwesung übergegangenen Leere zu verbrennen, alles das zu zerstören und zu vernichten, nachdem man es durchschaut und die Notwendigkeit seiner Verwesung eingesehen hat.' Da haben wir den heißblütigen Kämpfer und Heldenverehrer, der sich nicht nur mit seinem Jahrhundert und dessen Materialismus, sondern auch mit den Schwächen verflossener Jahrhunderte eifernd herumschlug. Aber um so schroffer ist daneben Carlyles Begeisterung für seinen König.

Es gibt eine ältere deutsche Übersetzung des gesamten Werkes; aber sie umfaßt 4832 Seiten in sechs Bänden! Der vorliegende Band großen Formats ist auf 535 Seiten zusammengezogen. Darin lesen sich besonders die Schlachtenschilderungen (z. B. Mollwitz) prächtig, und auch sonst wirkt das Originelle der Schreibweise und der einzelnen Überschriften fesselnd, wenn Carlyle auch mit dem Bemühen, des Lesers Aufmerksamkeit zu erzwingen, oft bis an die Grenze des Burlesken geht. Männer wie Friedrich der Große sollte man, was die Energie der Lebensführung anbelangt, gerade dem heutigen Ästhetengeschlechte wieder ins Empfinden bringen.

Von diesem Gesichtspunkt aus seien auch die Bändchen ‚Erzieher des preußischen Heeres', die derselbe Verlag herausgibt (3. Band: Friedrich der Große), warm empfohlen. L.

Naturwissenschaft.

Aus dem Grenzgebiet des Organischen und Anorganischen.* Die unter diesem Titel erschienene Rede, mit welcher Dölter sein Amt als Rektor der Universität Graz antrat, behandelt ein Thema, das ich auch in meinem Aufsatz ‚Aus der Welt der Moleküle' im Märzhaft dieser Zeitschrift berührt habe. Es dürfte für die Leser des ‚Hochland' daher von Interesse sein, zu hören, wie sich der bekannte Mineraloge zu der vorliegenden Frage stellt.

Die Zahl der zwischen einem Kristall und einem lebenden Organismus bestehenden Analogien findet Dölter mindestens ebenso groß wie Lehmann. Er weist z. B. darauf hin, daß auch dem Wachstum eines Kristalles wie dem eines Organismus eine bestimmte Grenze gezogen ist; er macht ferner aufmerksam darauf, daß es auch Bakterien gibt, welche wie die Salpeter-, Schwefel- und Eisenbakterien nur anorganische Substanzen assimilieren; er findet eine weitere Analogie zwischen Kristallen und den lebenden Wesen in dem Umstand, daß der Kristall aus der Flüssigkeit, in der er sich befindet, nur solche Substanzen aufnimmt, die er zu seinem Wachstum gebrauchen kann, ebenso wie die Zellen der Darmwände Fettröpfchen heranziehen, aber Giften und Pigmentkörnchen die

* C. Dölter, Aus dem Grenzgebiete des Organischen und Anorganischen. Inaugurations-Rede, Graz. Leuschner und Lubenskys Universitätsbuchhandlung. 1906.

Aufnahme verweigern. Dölter geht sogar so weit, daß er die bei Behandlung einer Kristallfläche mit Lösungsmitteln entstehenden Ätzfiguren, deren Form sowohl von der Kristallstruktur als auch von der Natur des angewandten Lösungsmittels abhängt, als ein Produkt der Reizbarkeit des Kristalles auffaßt. Bricht man an einem Kristall eine Fläche ab, oder gibt ihm durch Abschleifen seiner Flächen eine andere Form, z. B. die einer Kugel, so ist es das Bestreben des wieder in seine Lösung gebrachten Kristalles, das verlorene Stück zu ergänzen oder aus der ihm aufgezwungenen Form wieder zu seiner ursprünglichen zu gelangen. Diese Regenerationserscheinungen verführen Dölter dazu, sich die Bemerkung des Anatomen Rauber zu eigen zu machen, welcher sagt:

‚Wie ein Ei zum fertigen Wesen sich gestaltet, weil beide gleicher stofflicher und struktureller Abkunft sind, so gestaltet sich eine Alaunkugel zum Oktaeder, weil in letzterer Form der Alaun kristallisiert: warum Kinder den Eltern ähnlich werden, hat im allgemeinen denselben Grund, warum aus einer Alaunkugel ein Alaunoktaeder entsteht.‘

Tiere und Pflanzen besitzen eine beschränkte, für jede Art charakteristische Lebensdauer. Dölter glaubt eine solche auch den Kristallen zuschreiben zu können. ‚Das Leben eines Kristalles dauert nur so lange, als er sich in seiner Nährflüssigkeit befindet; wird er aus derselben entfernt, so tritt der Tod, oder wenn man will, eine Art Scheintod auf, indem der Kristall zwar nicht weiter sich entwickelt, aber sein Wachstum sofort wieder aufnimmt, wenn er wieder in seine Nährflüssigkeit gebracht wird. Wir haben also hier eine Analogie zu den Dauersporen. Wenn aber der fertige Kristall den Atmosphärilien oder einer andern Lösung ausgesetzt wird, so wird er allmählich zerstört. Wo dies nicht der Fall ist, kann der Kristall durch Jahrtausende unversehrt erhalten werden. Der organische Körper dagegen muß infolge seiner großen Zersetzbarkeit fortwährend um seine Existenz kämpfen und bei ihm mußten sich Selbstschutzeinrichtungen herausbilden, die der Kristall nur rudimentär besitzt. Als solche rudimentäre Zweckmäßigkeitseinrichtungen kann man die glatte Oberfläche der Kristalle, die sie wie die Haut der Dauersporen vor Angriffen schützt, auffassen.‘

Trotz aller dieser Analogien und der von Lehmann betonten, immerhin recht äußerlichen Ähnlichkeit, die zwischen dem Verhalten der flüssigen Kristalle und dem der niedrigeren Organismen besteht, meint Dölter, ‚daß man solche Dinge (Lehmanns scheinbar lebende Kristalle) nicht als Organismen betrachten kann, schon deshalb, weil sie keine Selbstregulation zeigen, aber wertvolle Beziehungen werden durch sie erschlossen, und wir sehen an den flüssigen Kristallen, daß nicht mehr in der Art der Bewegung ein Unterschied zwischen Anorganischem und Organischem gesucht werden kann, und auch das Wachstum keinen prinzipiellen Unterschied mehr bedeutet.‘

Nicht denselben Wert wie Dölter möchte ich für die Entscheidung der Frage, ob ein grundsätzlicher Unterschied zwischen Kristallen und niederen Organismen besteht, auf den Umstand legen, daß letztere sich aus Kolloiden, d. h. aus von festen Gerüsten umgebenen Flüssigkeitsmassen zusammensetzen. Es scheint mir, daß die früher erwähnten Versuche von Quincke den Unterschied zwischen kristallinischer und kolloidaler Struktur einigermaßen verwischt haben.

Für die Entscheidung der uns hier beschäftigenden Frage wird es weniger darauf ankommen, ob sich eine mehr oder weniger große Anzahl Analogien im Verhalten der Kristalle und der Organismen auffinden läßt, als vielmehr darauf, festzustellen, ob sich Organisches aus Anorganischem entwickeln kann.

An das Vorhandensein einer solchen Entwicklungsmöglichkeit in der Jetztzeit glaubt Dölter nicht, doch nimmt er eine solche für frühere geologische Epochen an. Für die Gegenwart hält Dölter die Urzeugung hauptsächlich aus dem Grunde für unmöglich, ‚weil die gewiß zahlreichen Bedingungen dazu, abgesehen davon, daß sie uns unbekannt sind, sehr selten gleichzeitig vorhanden sein dürften, und hauptsächlich dürfte jedem Experimentator die nötige Zeit mangeln. Es wäre vorher nötig, in der Natur gewiß vorhandene, aber uns unbekannte Zwischenstadien herzustellen; denn daß zwischen einem anorganischen, wenn auch chemisch analogen Körper und einem niedersten Organismus ungezählte Zwischenformen, die sich erst in Jahrtausenden entwickelten, vorhanden waren, ist sehr wahrscheinlich.‘

Wenn nun auch die Annahme von uns noch unbekannten Zwischenstadien zwischen Organismen und anorganischen Gebilden den Gedanken an eine Urzeugung als unseren Erfahrungen weniger widersprechend erscheinen läßt, so muß doch bemerkt werden, daß Dölter mit den angeführten Sätzen sich auf einem Boden bewegt, auf dem ihm der exakte Forscher nur schwer zu folgen vermag. Auf der vorausgesetzten Stabilität der Naturgesetze und der Möglichkeit, Folgerungen aus den Hypothesen durch das Experiment zu prüfen, beruht doch unsere ganze Forschung, und die Bemerkung Dölters, für die Erzeugung der Organismen könne in früheren Zeiten das damals vielleicht noch in größerer Menge vorhanden gewesene Radium als Energiequelle in Betracht kommen, klingt etwas phantastisch.

Zugegeben muß Dölter werden, daß, wenn die Bildung eines Organismus aus einem anorganischen Körper überhaupt möglich wäre, der Vorgang so, wie er ihn darstellt, d. h. mit Hilfe zahlreicher Zwischenstufen, sich abspielen würde. Keine chemische Umsetzung vollzieht sich in der einfachen Weise, wie unsere chemischen Formelgleichungen es darstellen, stets bilden sich bei der Reaktion mehr oder minder vergängliche Zwischenkörper. Wenn es einmal gelingen wird, künstliche Diamanten herzustellen, so wird dies sicherlich nicht auf dem bis jetzt hauptsächlich versuchten Wege, dem Auskristallisierenlassen von Kohlenstoff aus irgend einem Lösungsmittel, z. B. geschmolzenem Eisen, der Fall sein, sondern es wird nur geschehen durch eine wahrscheinlich sehr umständliche Reduktion des Kohlenstoffs aus irgend einer seiner Verbindungen, sei es nun einem Kohlenwasserstoff oder einer Cyanverbindung. So kann uns auch einmal die Herstellung von künstlichem Eiweiß oder der Protoplasmasubstanz gelingen (Chwolson nimmt an, daß dieses im 23. Jahrhundert der Fall sein wird), aber auch dann haben wir eben nur, wie Dölter selbst bemerkt, unbelebtes Eiweiß. Die Zahl der Körper, die sich im tierischen Organismus bilden, und welche gleichzeitig wie Kohlensäure, Harnstoff, Zucker künstlich hergestellt werden können, ist dann um einen vermehrt, aber die weite Kluft, die heute zwischen der unbelebten Materie und einem organisierten lebenden Wesen gähnt, ist auch dann nicht überbrückt. Nach wie vor könnte der Laie, wie Chwolson meint, die dumme Frage stellen: ‚Wodurch unterscheidet sich der lebendige Ochse von dem soeben geschlachteten, bei dem die Eiweißkörper doch noch völlig intakt sind?‘ Daß die Grenze zwischen Anorganischem und Organischem jemals verschwinden wird, kann heutzutage kein Naturforscher mit gutem Gewissen behaupten.

Dr. A. Gockel.

Literatur.

Wilhelm Speck. ‚Menschen, die den Weg verloren.‘ Zwei Novellen.* Die

* Leipzig, Fr. Wilh. Grunow 1906.

eine der beiden Novellen heißt ‚Ursula'. Ich will die Fabel der Geschichte erzählen, weil ich, zu meinem Bedauern, annehmen muß, daß das Buch nicht in vielen Händen sein wird.

Ein junger Mann, in ruhigen, gut bürgerlichen Verhältnissen aufgewachsen, ist Besitzer eines vom Vater ererbten Bergwerkes, eines alten Familienbesitzes, und führt mit einer alten Haushälterin im Familienhause eine Junggesellenwirtschaft. In seinen Mußestunden hat er ‚sein Arbeitsleben mit allerlei schönen Blumen umpflanzt'. Ein reiner Mensch, der sich unbewußt sehnt nach der Ergänzung in seinem Leben. Er ist durch die Töne eines Liedes, das ihm ein Bäschen vorgesungen hat, an eine vergangene Stunde erinnert und geht, nachdem er statt der gesuchten Noten eine vergessene Einladung gefunden hat, hinaus, die Sängerin, nun die Frau eines Freundes, auf dem Lande zu besuchen. So, in einer wunderlichen Stimmung reisend und wandernd durch den Frühlingswald, findet er im Walde Ursula; sie wohnt im nahen Dorf bei einem Onkel. Ein sonderbares Mädchen; ein Mensch, der vom Schicksal verfolgt gewesen war und den Weg verloren hatte. Eine Waise. Der Vater war ein Gelehrter, der seiner Tochter Liebe zur lateinischen Sprache und zu Horaz eingepflanzt hat. Sie ist früh zu Verwandten gekommen, die ihr eigenes Wesen nicht verstanden; sie fühlt sich da gedemütigt, flieht, steht allein, wird Fabrikmädchen, in Not und Elend von dem Sohn ihres Brotherren versucht, läßt sich von Krankheit und Sorgen müde und widerstandsunfähig von einer kupplerischen Kollegin bestimmen, an einem Abend nach dem Hause ihres Herrn hinauszufahren. Sie entflieht, bevor sie eingetreten ist, kommt nach Fährnissen, in einem Verstecke von der Polizei aufgefunden, wieder zu ihren Verwandten und schließlich zu ihrem Onkel in das Dorf, bis sie von dem, der sie liebt, nach Tagen der Genesung, nach schweren Seelenkämpfen in das alte Familienhaus eingeführt wird.

Ich habe diesen zusammengedrängten Inhalt trocken wiedergegeben; es war leicht, und leicht wäre es auch, an der so wiedergegebenen Fabel Kritik zu üben. Schwer dagegen ist es, zu sagen, wie köstlich, wie tief poetisch diese Fabel vom Dichter behandelt ist und welch ein Duft über dieser Erzählung liegt, welche Harmonie sie von der ersten bis zur letzten Seite durchzieht, wie alles, was absonderlich erscheint, sich mit Natürlichkeit ergibt. Freilich, es soll Menschen und sogar Kritiker geben, die aus dieser Erzählung eine Besserungstendenz herauslesen wollen, andere, die glauben, es sei eine rührselige Geschichte mit einem schönen Schluß. Ich mag es nicht glauben, daß eine ehrliche, gewissenhafte Kritik so sehr den Sinn für echte, vollgültige Kunst verloren hat. Wieder andere wollen glauben, Ursula habe ja noch nicht den Weg verloren, und ihre Vorwürfe und das Leid darüber, daß sie nicht in das alte Haus einziehen dürfe, in dem eine reine Luft geht, sei unbegründet. Sie haben, glaube ich, die Zartheit dieses Kindes eines stillen Gelehrten und den Stolz, der ihr eigen ist, weil sie weiß, wie im Grunde ihr Wesen von dem der Durchschnittsmenschen sich abhebt, nicht recht gewürdigt.

‚Wenn es nicht geschah, wenn ich nicht in die Tiefe versank, an mir hat's wahrlich nicht gelegen. Ich war mit meiner Seele schon über die Grenze gegangen.' Diese Worte, im Munde der Ursula, sind ganz verständlich und erheben sie zu der Höhe, daß ihr Geliebter zu ihr aufsehen kann. Freilich, alles Wesentliche in dieser Geschichte, die nicht arm ist an absonderlichen äußeren Vorgängen, ist in das Innerliche gelegt und das ist alles glockenrein, klar und seelisch begründet. ‚Das Wunderliche hing ihr nur äußerlich an; das Wundersame lag in ihr selbst als goldener Stern, der sein Licht nach allen Seiten ergießt; es ruhte

in ihrer goldenen Seele, die sich befleckt und trüb wähnte und die doch rein und wunderklar durch alles, was sie sagte und dachte, hindurchschimmerte,' sagt der Dichter einmal von Ursula. Man kann diese Worte in gewissem Sinne im Hinblick auf die ganze Erzählung wiederholen.

Die zweite Novelle heißt ‚Die Flüchtlinge'. Sie war in erster Auflage schon vor Jahren einzeln erschienen und wurde, gerade, als wenn es ein Verhängnis für die echteste Kunst sein sollte, wenig beachtet. Ich habe diese Novelle von Anfang an besonders geliebt, obwohl sie in manchen Teilen verrät, daß sie ein Erstlingswerk ist. Wem die alten Volkslieder, die von Leid und Liebe singen, nicht zu Herzen gehen, der wird auch diese Geschichte kaum würdigen können. Wer aber die nicht zu beschreibende tiefe Wirkung solch eines alten Liedes an sich erfahren hat, der wird begreifen, welch feiner Poet diese Erzählung geschrieben hat.

> ‚Es fiel ein Reif in der Frühlingsnacht
> Wohl über die schönen Blaublümelein;
> Sie sind verwelket, verdörret.
>
> Ein Knabe hatte ein Mägdlein lieb,
> Sie liefen heimlich von Hause fort,
> Es wußt's nicht Vater noch Mutter.
>
> Sie liefen weit ins fremde Land,
> Sie hatten weder Glück noch Stern,
> Sie sind verdorben, gestorben.'

Das ist diese Geschichte. Manches Zufällige mag darin nicht zu loben sein, wie in einem alten Liede ein schlechter Reim oft nicht zu loben ist. Wesentlich ist auch im Grunde nicht so sehr die Fabel. Ganz im Mittelpunkt unseres Interesses stehen die beiden Menschen, die durch ein tragisches Geschick hinausgestoßen sind in die Welt, auf die Landstraße. Schlichter und rührender hat mir niemals aus Büchern die Liebe zweier junger Menschenkinder entgegengeblüht. Nur ‚Romeo und Julie auf dem Dorfe' von Keller und die Geschichte von dem braven Kasperl und der schönen Annerl könnte ich hier zum Vergleiche nennen, wenn auch Speck ganz andere Wege geht als diese beiden Erzähler. Man möge einmal gesammelt und aufmerksam lesen, was die Flüchtlinge am ersten Tage ihrer Wanderung miteinander reden. Sie hatten beide keinen Trost. ‚Ihm war, als ob keine Zärtlichkeit mehr in ihr Leben hineingehörte.' Sie sind in einen Wald gekommen. ‚Nach langer Zeit sahen sie sich zum ersten Male wieder in die Augen.' Hier spricht Lucie die ersten Worte: ‚Hast du mich gar nicht mehr lieb, Franz?' Da brach auch die Sonne strahlend hervor und spann über ihnen ein schimmerndes Netz (S. 66). Diese Worte an dieser Stelle zeigen den ganzen Dichter. Und nun freue man sich über das folgende Zwiegespräch der beiden flüchtenden Menschenkinder. —

Das Leben der Vagabunden, in das die beiden dann verstrickt werden, ist äußerst echt und bildet einen wirksamen Hintergrund, freilich einen etwas bunt gemalten. Ganz auf der Höhe reifer Künstlerschaft steht Speck schon in diesem Erstlingswerk in den Schlußkapiteln. Die Gestalt der Mutter des Franz ist von solch lebendiger, schlichter Größe, daß sich gewiß niemand dem Zauber, der von ihr ausgeht, wird entziehen können, und all die ergreifende Tragik, die Speck in die köstliche Form dieser Erzählung gegossen hat, kommt noch einmal zur vollsten Entfaltung. ‚Ich wollte Kindesliebe üben und brachte Unheil über uns alle. Ich vergaß, daß wohl die Pflicht von uns fordern kann, zu entsagen, daß sie uns aber niemals dahinbringen darf, an die Stelle der Wahrheit die Lüge zu setzen.' Hätten die Beurteiler, die da glauben, ein Kunstwerk eines Dichters, der zufällig auch Gefängnisgeistlicher ist, könne man mit Phrasen von Besserung und löblichen Absichten abtun, nur diese Worte, deren Bedeutung sich durch die ganze Erzählung zieht, etwas nachdenklicher gelesen, sie müßten sie hingewiesen haben auf das, was so leicht zu finden war.

Wilhelm Speck, auf dessen meisterlichen Roman ‚Zwei Seelen‘ ich auch an dieser Stelle nochmals hinweisen möchte, gehört zu den allerbesten derjenigen Erzähler, die zugleich Poeten sind. Ein Freund der modesüchtigen Menge wird er nicht werden. Möchten doch wenigstens alle, die schlichte, tiefe Kunst verstehen können, seine zwei Bücher in ihren Bücherschrank stellen an einen Platz, wo sie leicht zu finden sind.

Dr. Bernard Wieman.

Fritz Anders führt uns in dem neuen Roman ‚Herrenmenschen‘ (Grunow, Leipzig) nicht in seine mitteldeutsche Heimat, deren Land und Leute er so trefflich zu schildern weiß, sondern an die Seeküste Ostpreußens in einen werdenden Badeort. Aber auch dort zeigt er ein offenes und scharfes Auge für die Eigenart des littauischen Strand- und Landvolkes und seine gründliche Kenntnis der Menschen, die eben überall Menschen sind. Es ist ein herzhaftes Buch, an dem man seine herzhafte Freude haben kann. — Wie ‚zuletzt die menschliche Größe an den kleinen Mitteln scheitert, die man braucht, um diese Größe zu betätigen‘, und wie gerade wahrhaft groß angelegte, vornehme Naturen die neue Lehre vom Übermenschen und seinem Recht zum Teufel schicken, wenn das nicht wegzuphilosophierende Beste in ihnen sie wider Willen treibt: den Mann — zu schützen, das Weib — sich hinzugeben, das ist sehr hübsch herausgearbeitet, klar entwickelt und mit erquickender Frische dargestellt. Des Verfassers Stärke liegt freilich nicht im Analysieren einzelner interessanter Charaktere; er fesselt weniger durch komplizierte Seelengemälde, als durch die treffliche Skizzierung der Verhältnisse und Gruppen, durch die ungesuchte Glaubhaftigkeit des tatsächlichen Geschehens. Man kann ja einen Lenbach bewundern und doch auch einen echten Kunstgenuß von Konewkas Schattenbildern haben. Moderne Leser mögen vielleicht gerade bei den Hauptfiguren (Ramborn und Eva) die feinen Übergänge in der innerlichen Wandlung vermissen und hier und da doch noch zu sehr das Knochengerüst des Prinzips und Typus durchscheinen sehen. Am Ende ist auch der Selbstherrscher Gropoff nicht so ganz wahrscheinlich, und der kleine Wolf wirkt, wie fast alle frühreifen Kinder in Büchern, nicht überzeugend. Indessen solche Bedenken verschwinden gegenüber den großen Vorzügen der Erzählung und des Erzählers überhaupt, vor der lebensvollen Anschaulichkeit, mit der er seine Menschen, und gerade die Nebenfiguren, vor uns hinstellt, als müßten wir ihnen selbst begegnet sein oder begegnen, vor der ausgezeichneten Kenntnis all ihrer gesellschaftlichen Verhältnisse und Beziehungen und seiner wärmenden guten Laune. Anders (ein Deckname für den Superintendenten Allihn) ist offener Christ, aber von Engherzigkeit und Schroffheit so weit entfernt als von Salbung und Zimperlichkeit, während in seinem Gebiete jeder konfessionelle Anstoß ausscheidet. Er ist ein scharfer Beobachter und Kritiker sowohl der menschlichen Schwächen als der sozialen Mißstände und Verkehrtheiten; allein seine Satire ist weder verzerrend noch zersetzend. Wohl übersieht er nicht die kleinen Eitelkeiten am Großen und Guten, doch ebensowenig das Gute im Schwachen und Minderwertigen. Er scheut sich nicht, den Finger an die Wunden zu legen, aber er tut es um ihrer Heilung willen, nicht um sie nur aufzureißen und zu photographieren. Der Bewunderung wert ist es und beschämend für einen berühmteren dichtenden Amtsbruder, welch klare und genaue Einsicht Anders in alle Einzelheiten unserer verwickelten gesellschaftlichen und wirtschaftlichen Verhältnisse von Stadt und Land gewonnen hat, und wie prächtig er, der Meister der Skizze, es versteht, sie in ihren Wir-

kungen und Wechselwirkungen vor uns lebendig zu machen, so meisterhaft, daß man aus seinen beiden größeren Erzählungen, ‚Herrenmenschen‘ und dem lieben ‚Doktor Duttmüller und sein Freund‘, manche Kapitel für sich seinen köstlichen drei Bänden ‚Skizzen aus unserem heutigen Volksleben‘ würdig anreihen könnte. Aber freilich, er hat mit offenem Auge und warmem Herzen in seinen Gemeinden gelebt und gewirkt, statt unklaren Phantastereien und Größenwahnideen nachzuhängen. So tischt er uns nicht lächerlich-unmögliche Naivitäten auf, wie die Hilligenleier mit Tjark Dusenschöns Glück und Ende in seiner angeblich so zurückgebliebenen und tatsächlich so merkwürdig vorurteilsfreien Heimatstadt, sondern eine köstliche Fülle heiterer Natürlichkeiten. Der Reiz sinnlicher Pikanterie und der Mädchenherzen mit doppeltem Boden geht ihm ab. Er behält seine dichterischen Geschöpfe fest in der Hand; sie gehen ihm nicht durch mit selbständigem Leben, aber sie haben doch Leben und packen das Leben auch herzhaft an, statt darüber mit großen Worten herumzurätseln und auszureißen, wenn es ihnen einmal ‚Gelegenheit‘ in Spaldings Sinne gibt. Mögen ein Ramborn und Fritz Wanderer minder ‚interessant‘ sein, als der neurasthenische Kai Jans mit seinem ebenso kümmerlichen Heiland, sie scheinen mir zehnmal mehr gutdeutsche Tüchtigkeit in sich zu haben, zehnmal echter und zehnmal weniger sentimental zu sein.

Anders' Sprache ist einfach, ohne gekünstelte Schlichtheit, doch steht ihr überall das rechte Wort zu Gebote, und ihre Gaben werden gewürzt durch einen Humor, der zwar nicht die wehmütige Innigkeit Sheehans, aber seine echte Frische und Tiefgründigkeit hat. Mag sein, daß einem überreizten Geschmack diese gesunde Kost zu hausbacken vorkommt. Mir ist Fritz Anders' braver, wenn auch nicht genialer Schwechting lieber, als der verstiegene Staffelsteiger mit all seinen großen Worten und dürftigen Taten. Während die Phantasien eines unklaren Kopfes sich nicht in klare Gebilde zu lösen pflegen und daher kaum eine wirkliche Bereicherung bringen, werden Anders' Werke wahre Freude und echten Nutzen schaffen.

Hans Norbeck.

Theater.

Münchener Theater. Die Hofbühne hat erfreulicherweise noch kurz vor Saisonschluß neben Stuckens ‚Gawân‘ eine zweite Uraufführung zuwege gebracht, die auf ernstliche Beachtung Anspruch erheben kann, wenn sie auch gewiß kein ‚Ereignis‘ bedeutet: Wilhelm von Scholz, der nach einigen lyrisch gestimmten ‚mystischen Dramen‘ zuerst durch seinen ‚Juden von Konstanz‘ (1905) klare Gestaltungskraft erwies, hat den Ehrgeiz, sich mit dem fünfaktigen Trauerspiel ‚Meroë‘ den zeitklärenden Ideendichtern im Sinne seines Lehrmeisters Hebbel zu gesellen. Dem religiösen Problem, dessen Behandlung im frühgeplanten ‚Moloch‘fragment der reife Hebbel abbrach, weil er selbst einsah, daß er den ‚Ton zu hoch genommen‘ (Tagebuchnotiz vom 17. Dez. 1861), sucht Scholz mit raschem Eifer Gestalt abzugewinnen.

Die ‚mythische Handlung‘ seiner Tragödie spielt nach der Regieangabe in einem Königreich des vorgeschichtlichen Asiens, obzwar Namen wie Hieram, Maharbal, Hamilcar ganz unzweideutig nach Karthago, dem Ursprungsland des Hebbelschen Molochpriesters weisen. Wichtiger ist die Übereinstimmung im Sachlichen: Wie im ‚Moloch‘ der junge Teut vom Priester dem fürstlichen Vater entfrembet wird, so wird in ‚Meroë‘ Prinz Hieram durch ränkevollen Priestertrug zum Aufruhr gegen den greisen König Sarias getrieben. Freilich ist er schon lange dem Vater innerlich fremd: sein Herz gehört der Mutter: Meroë, die selbst aus Priesterstamm entsprossen, ihrem Bruder, dem

Hierarchen Sarbal, als Werkzeug seiner Machtsteigerung dienen muß. Der Gegensatz zwischen Königtum und Priestertum, der wohl in Meroës und Hierams Herzen eine innere Lösung hätte finden können (wie sie Hebbel im ‚Moloch‘ plante), wird hier durch den Gang der Handlung fast ganz zum Kampf um die äußere Macht herabgedrückt. Zu Beginn sehen wir König Sarias auf dem Gipfel seiner Herrschergewalt angelangt; dank der kriegerischen Tüchtigkeit seines Sohnes ist der letzte Widerstand äußerer Feinde gebrochen. Nun gilt es nur noch des schlimmsten inneren Feindes Herr zu werden, des Oberpriesters Sarbal, der sich noch jüngst die heiliggehaltene Priesterkrone selbstherrlich aufs Haupt gesetzt. Aber bei diesem Kampf kann Sarias nicht auf seinen frommen Sohn rechnen; deshalb bringt er noch unmittelbar vor dessen Rückkehr die aus dem Tempel geraubte Priesterkrone in seine Gewalt. Den Tempelräuber nimmt der Prinz, dessen erster Weg beim Einzug dem Dank an die Götter gilt, gefangen und führt ihn entrüstet vor den Vater. Sarias sucht dem Sohne vergeblich klar zu machen, daß er um dessen eigner künftiger Herrschermacht willen den Schritt getan:

‚Jeder ist dein Feind, der deine Macht
Angreift, beschränkt, umlauert. Nicht nur Krieger.
Denn dieses ist dein Höchstes: ruhige Macht,
Macht, die auf Wirkliches sich ehern gründet,
Und darum ewig ist.‘

Hieram, der von den Göttern nicht lassen will, wendet sich verständnislos vom Vater (dieses Nichtverstehen kehrt im Scholzschen Drama noch öfters wieder, weil Vertreter von Prinzipien einander gegenüberstehen, nicht vollblutige Menschen) und weigert neuen priesterfeindlichen Befehlen den Gehorsam. Mit den warajedischen Gefangenen, die er selbst unterwarf, flieht er aus der Stadt.

Nach drei Monden kehrt der totgeglaubte Hieram an der Spitze der Warajeden in offenem Aufruhr zurück. So weit haben falsche, von der Priesterschaft ausgestreute Gerüchte den Gegensatz zum Vater verschärft. Das Kriegsglück ist dem Prinzen hold und schon wagt der Hohepriester offen dem König zu trotzen:

‚Beuge dich der Macht,
Die ewig ist und Könige überdauert!
. . . Königssöhne
Erben des Vaters Willen selten nur.
Blut hebt sich gegen Blut. Ein Ältervater,
Der seinen Sohn verdammte, kehrt im Enkel
Voll Zorn zurück und tötet den Erzeuger.
Da ist nicht Stetigkeit. Der rasche Erbe
Wirft eines Menschenalters Bau zusammen.
Das alte Blut will immer neue Ziele.
Wir aber, König, folgt ein Geisteserbe,
Der fremd vielleicht mir ist, den ich nicht kenne
Der aber will, was ich gewollt, das weiß ich.
So wandelt ihr dahin. Wir aber bleiben.‘

Da entreißt im letzten Augenblick das Eingreifen der Mutter dem Sohne und der Sache der Priester den Sieg. Sie sendet ihm Botschaft, nicht weiter gegen den Vater zu kämpfen, dem ihr Gebet gegen den damals noch unerkannten Gegner Sieg erfleht. Hieram wird gefangen genommen und als Empörer zum Tod verurteilt. Vergeblich sind alle Befreiungsversuche der Priester, vergeblich die Fürbitte der Mutter. Da bringt abermals ihr Eingreifen die letzte entscheidende Wendung. Durch ein Orakel gewiß, den Willen der Götter zu vollbringen, gießt sie dem Gatten Gift in den Becher und gibt sich dann selbst den Tod. Vorher wird sie noch Zeuge, wie ihr Sohn, der eben zum Richtplatz geführt werden soll, an der Leiche des Vaters zum König ausgerufen wird, wie er die Macht der Priester, deren Trug er unterdes durchschaut hat, bricht. Dem Oheim reißt er selbst die zurückgebrachte Priesterkrone vom Haupt und zerschmettert sie am Boden.

In der Exposition groß angelegt, obgleich schon hier die Gegenspieler nicht hinreichend in Erscheinung treten, zerfasert sich die Handlung im weiteren Verlauf immer mehr und wird gegen Schluß gar nur noch mit Hilfe einer störenden Hebbelreminiszenz (Meroë ist

gleich Mariamne unter das Schwert gestellt) zusammengehalten. Die Ansätze zu einer höheren, jenseits der anfänglichen Gegensätze liegenden Lösung bleiben ungenutzt; es findet keine eigentliche Entwicklung statt, kein Lebensprozeß wird — um in Hebbels Sprache zu reden — als werdender dargestellt. Die Schuld liegt offenbar daran, daß der Dichter den ganzen Grundkonflikt zu sehr gedanklich auf die Spitze treibt, sodaß schließlich nur noch die reine Negation als Lösung bleibt. Während es ihm im ‚Juden von Konstanz' gelungen ist, das halbphilosophische Element in ein bei der Aufführung wegfallendes Nachspiel hinauszubestillieren, drängt es sich hier noch oft und an ungeeignetsten Stellen — sogar der wilde Krieger Karnak philosophiert — dazwischen. Infolgedessen liest sich die Dichtung besser* als sie auf der Bühne wirkt; man kann sich der schönen, wenn auch stellenweise dunklen Worte freuen, aber man glaubt sich nicht Menschen gegenüber, mit denen man fühlt und lebt.

Dr. Max Ettlinger.

Kunst.

Geschmacksschulung. Mit der Erfindung, fortwährenden Erleichterung und Verbilligung der mechanischen Reproduktionsverfahren ist eine förmliche Überschwemmung des Publikums mit Kunstware eingeleitet worden. Zugleich hat auch die populäre Kunstliteratur ständig zugenommen. Nicht so das Niveau des allgemeinen Geschmacks. Hier ist anfangs eher eine Irreleitung und Verwirrung eingetreten. Durch Kunsterziehungstage, Erziehung des Kindes zur Kunst und ähnliche Bestrebungen suchte man dem entgegenzuwirken, Dinge, die vielfach in der Theorie stecken geblieben sind oder doch wie alle ästhetischen Erörterungen die praktische Schulung nicht ersetzen können. Der Erfolg war vorwiegend ein negativer. Das zeugte indes doch ‚von einer namhaften Besserung der Verhältnisse. Noch vor zehn Jahren verstand das große Publikum ebenso wenig von Kunst wie heute; aber es wußte noch nicht, daß es nichts davon verstand. Die Selbsterkenntnis wird auch hier als der erste Schritt zur Besserung aufzufassen sein.' So konstatiert Karl Voll in der Einleitung zu seinem vortrefflichen Buche ‚Vergleichende Gemäldekunde'.* Voll beantwortet sich die schwere Frage: ‚Kann das große Publikum jemals kunstverständig werden? Haben die Bestrebungen der neueren Zeit, das Volk künstlerisch zu erziehen, Aussicht auf Erfolg und also eine innere Berechtigung? Die Antwort darf mit Ja und Nein gegeben werden. Das wirkliche Kunstverständnis ist selbst bei der größten Anlage und Feinfühligkeit immer nur der Lohn des ernsten Studiums. Man muß eine Menge Dinge nicht nur fühlen, sondern positiv wissen, um ein Kunstwerk richtig zu beurteilen, gleichviel ob es aus alter Zeit stammt oder erst vor kurzem entstand. In bezug auf alte Kunstwerke bedarf es vielleicht noch besonderer Kenntnisse, die nur das gelehrte Studium verleiht; aber in jedem Falle braucht man eine nicht geringe Erfahrung und häufigen Umgang mit Kunstwerken, um jenes Verständnis zu erlangen, das den inneren Wert des betreffenden Objektes beurteilen und würdigen läßt. Es ist also niemals zu erwarten, daß das große Publikum im vollen Sinn des Wortes kunstverständig werde: denn es werden immer nur wenige sein, die viel Zeit auf das Studium in Galerien und Ausstellungen verwenden können. Wenn nun aber das höchste Ziel nicht zu erreichen ist, so ist trotzdem die Entfernung, die heute den sogenannten Laien von dem Kunstverständigen trennt, um

* Erschienen Berlin 1906. Verlag Dr. Wedekind & Co.

* Mit 50 Bildertafeln. München und Leipzig bei Georg Müller. geh. Mk. 7,50, geb. Mk. 9.

vieles zu verringern. Es gibt eine Menge Dinge, die jeder, der nicht blind ist, sehen kann und immer wieder sehen wird, wenn sie ihm einmal gezeigt worden sind. Es handelt sich nur darum, die Leute dazu zu erziehen, daß sie ein Kunstwerk nicht gedankenlos anblicken, sondern daß sie das, was sie sehen, auch mit Verstand sehen. Ganz gewiß spielt die Intelligenz beim künstlerischen Genuß nicht die erste und nicht einmal die zweite Rolle. Wer glaubt, ein Kunstwerk zu verstehen, wenn er es in seinen einzelnen Teilen nachrechnet, wird zu keinem guten Resultat kommen und jedenfalls haben sich diejenigen Arbeiten, bei denen man jeden einzelnen Faktor gewissermaßen rechnerisch bestimmen konnte, als künstlerisch nicht sehr hochstehend erwiesen. In der Kunst wie im Leben ist das Beste ein Geheimnis und kann nie mit klaren Worten gefaßt werden . . . Aber wenn auch die Intelligenz und das bewußte Kontrollieren nicht das wichtigste beim Studium eines gut gelungenen Kunstwerkes sein kann, so hilft sie um so sicherer es festzustellen, wenn eine Arbeit schlecht oder mittelmäßig ist. Es mag schwer sein, jemand zu lehren, das Gute selbständig herauszufinden, aber die groben Schwächen als solche zu erkennen, das kann so ziemlich jeder lernen. Dazu bedarf es am Ende weniger der feinen Empfindung als einfach der Schulung. Besonders im Verkehr mit der Kunst, die von noch lebenden — jungen oder alten Künstlern — geschaffen wird, wird sich eine solche Heranbildung eines gut geschulten Publikums nur lohnen.' Voll hat nun in seinem vorliegenden Buche einen großen und vorbildlichen Teil zur Lösung der Aufgabe, das große Publikum zu schulen, beigetragen. Für Studierende, für den kunstgeschichtlichen Unterricht an Mittelschulen, der ja Mittelalter und Neuzeit gar nicht kennt, dann aber für jedermann, dem künstlerische Fragen ehrlich am Herzen liegen, hat er es gedacht. Er unterrichtet mit Beispiel und Vergleich. Zu diesem Zweck hat er 25 Bilderpaare ausgesucht und gegenübergestellt in einer Entwicklungsreihe der mittelalterlichen Kunst und ihrer Malerklassiker, so z. B. Holbeins Madonna des Bürgermeisters Meyer in Darmstadt und ihre Kopie in der Dresdener Galerie, die Flügel des Paumgartner-Altares vor und nach der Restauration, die Madonna in der Felsengrotte des Leonardo da Vinci im Louvre und in der Londoner National-Galerie, die Lukasmadonna des Rogier van der Weyden und des Jan Gossaert, die Verkündigung des Fra Filippo und des Andrea del Sarto, die Cumäische Sibylle von Michelangelo und Rubens, zwei Rembrandtporträts, Simson und Delila von Rubens und van Dyck. Der klare und feinfühlende Text trägt nicht nur, wie es der Verfasser von der Schulung oben erwartet, Früchte in negativem Sinne, sondern garantiert eine reiche positive Förderung. Und zwar eben in erster Linie des rein künstlerischen Verständnisses. Voll hat absichtlich die ethische und kulturhistorische Betrachtung der Kunstwerke in den Hintergrund geschoben von dem Standpunkt aus, ‚daß alle echte Freude am Kunstwerk nur aus der Beschäftigung mit den rein künstlerischen Faktoren kommt.' So sind ihm die kunsthistorischen und in erster Linie die künstlerisch-ästhetischen Gesichtspunkte wichtig mit Heranziehung der technischen Probleme. Indem Voll die kunsthistorischen Entwicklungsfaktoren aufzeigte, wollte er ein Stück ‚angewandter Kunstgeschichte' darbieten. Das gründliche Buch wird nicht nur dem Lehrer, sondern jedermann wertvolle Dienste zur Geschmackskultur leisten.

W.

Musik.

Populäre Musikliteratur. Mehrmals bereits sind wir an dieser Stelle auf das Problem der populären Musikliteratur zu sprechen gekommen und

haben dabei stets den prinzipiellen Standpunkt vertreten, daß wirklich gemeinverständliche gute Musikbücher eines der wichtigsten Erfordernisse für die Verbreitung musikalischer Bildung seien, und daß nur durch sie die bedeutenden und hocherfreulichen Resultate unserer Musikwissenschaft weiteren Kreisen zugänglich gemacht werden können. Man darf es als Fortschritt konstatieren, daß es heute vereinzelt bereits wirklich gute populäre Musikbücher gibt, muß aber freilich andererseits auch mit Bedauern erkennen, daß der Schund sich nach wie vor auf diesem Gebiete noch breit macht. Zwei mir vorliegende in jeder Hinsicht diametral entgegengesetzte Schriften bieten neues Beispielmaterial zu dieser Frage: es sind zwei Bändchen der Teubnerschen Sammlung ‚Aus Natur und Geisteswelt'. ‚Haydn, Mozart und Beethoven' betitelt sich das eine von Professor Karl Krebs verfaßte Büchlein; es gibt eine in jeder Hinsicht vortreffliche Darstellung von Leben und Schaffen der drei musikalischen Großmeister. Gestützt auf die neuesten Ergebnisse musikwissenschaftlicher Forschung, die namentlich für die historische Einordnung von Haydns Instrumentalwerken sehr wichtig sind, zeichnet es in großen Strichen das Wirken der drei Tonsetzer, dabei insbesondere die Hauptwerke jedes einzelnen, einer liebevollen künstlerischen Analyse unterwerfend. Es ist schwer möglich, hier Einzelheiten herauszugreifen, um dem Leser einen Begriff von der Darstellungsweise des Verfassers zu geben; wir müssen uns darauf beschränken, die Lektüre der trefflichen Schrift warm anzuempfehlen. Nur auf einen Punkt, der ausnahmsweise nicht ganz einwandfrei behandelt ist, sei hier eingegangen: er betrifft die Stellung Mozarts zu Gluck, auf die Krebs gelegentlich der Würdigung von Mozarts Opernschaffen zu sprechen kommt. Krebs nennt, in Übereinstimmung mit dem Mozartbiographen Jahn, Gluck Mozarts ‚Johannes', wonach also Mozart an Glucks Kunst angeknüpft und sie weitergeführt hätte. Das ist in dieser Allgemeinheit nicht richtig. In Einzelheiten ist ja allerdings Glucks Einfluß auf Mozart unverkennbar. Nicht nur der Sturmchor im ‚Idomeneo' und der Kapitolbrand im ‚Tito' wären ohne Gluck nicht denkbar, auch in den Chorszenen und großen Finales der ‚Zauberflöte' macht sich Gluckscher Einfluß bemerkbar. Allein das sind eben Einzelheiten; im ganzen sind das Glucksche und Mozartsche Kunstwerk durchaus verschieden, und jedes geht seinen eigenen Weg. Gluck bricht definitiv mit der schablonistischen Form der italienischen Opera seria. Das Intrigensystem der Metastasianischen Librettistik mit seinem stark theatralischem Anstrich weicht einfacherer nur die dramatische Wirkung bezweckender dichterischer Linienführung, an Stelle des Seccorezitativs tritt durchweg das musikalisch reichere Akkompagnato, die Trennung zwischen Arie und Rezitativ erscheint minder schroff, der Chor wird zu einem wichtigen Faktor der musikdramatischen Handlung. Die Form der Gluckschen Oper ist eine neue, selbständige. Mozarts Werke dagegen gehören, soweit sie nicht deutsche Singspiele sind (‚Entführung', ‚Zauberflöte') zur italienischen opera seria (Idomeneo, Tito) oder zur opera buffa (Figaro, Don Giovanni, Cosi fan tutte), (die Jugendwerke des Meisters lassen wir hier außer Betracht). Die zwei opere serie ‚Idomeneo' und ‚Tito' sind dabei mit ihrer entschiedenen Bevorzugung des musikalischen Elements vor dem bei Gluck allein giltigen dramatischen sogar direkt antigluckisch. Allerdings steht auch Mozart als großer Reformator in der Geschichte der Oper da, aber sein Reformwerk ist nicht eine Weiterführung des Gluckschen, sondern setzt an ganz anderer Stelle ein. Die unendlich vertiefte Auffassung des Textes, die Mozarts Meisterwerke auszeichnet, ist es, die sie über alle zeit-

genössischen Leistungen emporhebt und ihnen eine Sonderstellung einräumt. Durch diese vertiefte Textauffassung hat Mozart in seinem ‚Figaro' und ‚Don Giovanni' die Grenzen zwischen opera seria und buffa beseitigt, indem er auf die musikalisch reicheren Formen der opera buffa den künstlerischen Ernst der opera seria verpflanzt hat und dadurch das Musikdrama zu größerer, an Shakespeares dramatischen Stil gemahnender Freiheit führte. Durch die gleiche vertiefte Textauffassung hat er in seiner ‚Entführung' und mehr noch in der ‚Zauberflöte' Werke geschaffen, die den Rahmen des ‚Singspiels' überschreitend die Ära der großen deutschen Oper einleiten und ihre Weltherrschaft der italienischen gegenüber begründeten.

Die Freude, die man an dem trefflichen Werk von Karl Krebs, als einer musikalischen Populärschrift, wie sie sein soll, haben kann, wird stark beeinträchtigt, wenn man in der gleichen Sammlung einem so unbrauchbaren Machwerk wie der ‚Geschichte der Musik' von Friedrich Spiro begegnen muß. Daß wir auf diese Schrift hier überhaupt einzugehen uns veranlaßt sehen, hat bloß darin seinen Grund, daß sie von dem guten Ruf, der der Teubnerschen Sammlung im allgemeinen mit Recht zur Seite steht, gedeckt wird und deshalb energisch zurückgewiesen werden muß. Man kann die Schrift Spiros betrachten, von welchem Standpunkt aus man will, man wird stets zu dem gleichen Verdammungsurteil kommen müssen. Es ist weniger historische Unwissenheit als der absolute Mangel jeglichen künstlerischen Ernstes und die absolut vorherrschende unreife persönliche Laune der Darstellung, welche die Schrift zu einem der bedauerlichsten Produkte machen, das uns in der neueren musikalischen Fachliteratur begegnet ist. Was man in Hinsicht auf wissenschaftliche Systematik — die doch auch bei einem populären Werk unter keinen Umständen fehlen darf — von dem Elaborat Spiros erwarten darf, mag die einzige Tatsache dartun, daß z. B. die künstlerische Erscheinung Spohrs in der Darstellung absolut übergangen ist; nicht einmal der Name wird genannt! Warum? Weil die Musik Spohrs dem allerhöchsten Geschmack des Autors zu entsprechen nicht das Glück hat, wie wir aus gelegentlichen Tageskritiken Spiros wissen. Im übrigen kann man das Buch aufschlagen, wo man will, man wird überall Ansichten groteskester Art antreffen, überall sich abgestoßen fühlen. Einige Blütenlesen aus verschiedensten Gebieten mögen als Beispiele dienen; sie sind ganz willkürlich und zufällig ausgewählt und kennzeichnen dadurch den Charakter des Buches am besten. Seite 29 heißt es von Künstlern, wie Haßler, Scheidt und Schütz, daß ‚sie sich über den Durchschnitt erhoben und Werke schufen, die man heute noch ohne allzu große Selbstverleugnung anhören kann'. (!!) Dies von Haßler, dessen Melodie ‚O Haupt voll Blut und Wunden' zu den erhabensten Tongedanken aller Zeiten gehört. Seite 56 ist von Händels Concerti grossi als von ‚Eisklumpen', die zuweilen ‚aufgewärmt' werden, ‚soweit sich ihnen überhaupt Wärme beibringen läßt,' die Rede. Wer je den tief poetischen Stimmungszauber, der z. B. über die langsamen Sätze dieser Werke ausgegossen ist, empfunden hat, wird den geschmacklosen Unverstand solcher Auslassungen zu erfassen wissen. Das Kapitel ‚Händel' ist wohl überhaupt das Tollste, was sich der Verfasser leistet. Doch das ist ‚alte Musik'; sehen wir einmal, wie's mit der neuen steht. Da heißt es Seite 116 über Schumanns Sinfonien, daß ihnen trotz manchen schönen Themas und mancher schöner Steigerung ‚doch die Bleigewichte der gequälten Orchestrierung und der schematischen Form an den Füßen' hängen, ‚abgesehen von dem Geiste des Leipziger Gewandhauses, der wie Mehltau über dem Ganzen liegt und die schon von

Natur schmale Grenzlinie zwischen Romantik und Philisterium völlig verwischt'. Die Verehrer Schumanns mögen sich bei dem Verfasser bedanken! Es ist ja allerdings richtig, daß Schumanns Instrumentierung nicht stets vorteilhaft ist, allein eine derartig allgemeine Ablehnung der Schumannschen Sinfonien darauf gründen zu wollen, ist direkt unreif. Brahms ist nach Spiros Ansicht ,der typische Vertreter des fleißigen deutschen Mittelstandes, der es so brav meint und mit seiner Geschmacklosigkeit immer wieder das überlegene Lächeln der Ausländer hervorruft'. Darüber dürfen aber nun die Wagnerianer beileibe nicht jubeln, denn einige Seiten früher heißt es, daß Wagner ,die deutsche Sprache in seinen Versen ebenso barbarisch mißhandelt wie in seiner Prosa,' und daß Hugo Wolfs Lieder ,sich in eine harmonische, den Gesang überwuchernde Grübelei, mit der auf die Dauer nur das spintisierende Germantum leben kann', vergraben. Genug! An den paar Zitaten sieht der Leser schon, welch Geistes Kind der Autor ist, bekommt auch von dem schnoddrigen Stil der Schrift, der ihre Lektüre, ganz abgesehen von dem sachlichen Inhalt, für jeden geschmackvollen Menschen ungenießbar erscheinen lassen muß, hinreichende Proben. Dem Teubnerschen Verlag kann ein Vorwurf darüber nicht erspart werden, daß er seine vortreffliche Sammlung durch die Aufnahme einer solchen Arbeit ungleichwertig gemacht hat.

Dr. Eugen Schmitz.

Verschiedenes.

In den ,Stimmen aus Maria Laach' übt ein Ungenannter Kritik an ,Hochland' in einer Weise, die zur Abwehr nötigt. In unserem Maiheft veröffentlichte Dr. P. A. Helmer gleichsam als Fortsetzung seiner früheren Artikel ,Zur Lage in Frankreich' (,Hochland' Bd. I 1904/05, S. 74 und 212) einen historischen, sachlich abwägenden Überblick über die letzten Vorgänge bei unseren westlichen Nachbarn unter dem Titel: ,Zum Kirchenstreit in Frankreich.' Dr. P. A. Helmer hat den Artikel mit seinem vollen Namen gezeichnet und damit auch in erster Linie die Verantwortung für seine Ausführungen übernommen. Dem ungenannten Kritiker aber kommt es offenbar weniger auf eine Auseinandersetzung mit dem Verfasser als auf eine wirksame Verdächtigung der Monatsschrift ,Hochland' an. Er ignoriert daher diese Tatsache bis auf eine kleine, für seine Kampfweise jedoch erst recht charakteristische Ausnahme, und überschreibt seine Anklage: ,Eine „Hochlandkritik an Papst Pius X. und seinem Staatssekretär".' Dann fährt er nach einer, auf Stimmungsmache berechneten Einleitung fort: ,Man sollte meinen, eine Zeitschrift, welche nicht nur katholisch, sondern ein Hauptorgan der gebildeten Katholiken Deutschlands sein will, müßte nicht minder als amerikanische Protestanten von jenem berechtigten Unwillen mitfortgerissen werden, und, wenn Kritik geübt werden soll, Kritik üben an den Schachzügen einer Politik, mit welcher ehrgeizige Streber und rabulistische Advokaten, ohne jede Rücksicht auf Recht und Freiheit, Religion und nationale Überlieferung, die ganze bestehende Kirchenordnung Frankreichs zugrunde richten. Anstatt dessen bringt es das Hochland fertig, in seinem neuesten Heft (Mai 1907) in einem Aufsatz „Zum Kirchenstreit in Frankreich" neben anerkennenden Worten für die Haltung des Papstes in widerspruchsvoller Weise auch gerade das Gegenteil zu tun, und in der kleinlichsten und unwürdigsten Weise so an dem Papste und seinen Diplomaten herumzunergeln, als wären diese selbst schuld, daß die Dinge einen so üblen Verlauf genommen.'

Wer, der die eben zitierten Sätze liest, muß nicht den Eindruck bekommen, als ob in Dr. Helmers Artikel die französischen Kirchenfeinde aufs äußerste geschont, ihre Vergewaltigungspolitik

kritiklos übergangen und nur einseitig gegen die Kurie Beschwerden erhoben worden wären! Und doch ist nichts weniger der Fall. Nicht nur wird der kirchliche Standpunkt gegenüber der gewaltsamen Trennung von Staat und Kirche in der unzweideutigsten Weise anerkannt, nicht nur werden die kirchlichen Rechtsansprüche in der apodiktischsten Form geltend gemacht, es finden sich vielmehr fast auf jeder Seite des Aufsatzes Urteile der schärfsten Prägung über den französischen Antiklerikalismus. Die Trennung wird ein ‚Rechtsbruch von verletzender Form' genannt, ‚die den kirchenfeindlichen Charakter der Neuerung noch besonders hervortreten lasse.' Der Verfasser spricht von der ‚Beraubung der Kirche', von der ‚im höchsten Maße gehässigen und für den päpstlichen Stuhl beleidigenden Maßregel', ‚von Anordnungen, deren einziger Zweck boshafte Schädigung und Kränkung war, die in dieser Form nur zur Befriedigung antiklerikaler Leidenschaften dienen konnten,' und er fällt des ferneren (auf den S. 178, 179, 180, 185) Verdikte, die zwar nicht bis zur Beschimpfung und lieblosen Schmähung gehen, aber an Härte und Deutlichkeit nichts zu wünschen übrig lassen. Gewiß spricht der Artikel weder von ‚ehrgeizigen Strebern' noch von ‚rabulistischen Advokaten'; er zieht lediglich aus der Zusammenstellung von Tatsachen Folgerungen, die sich aufzwingen. Was wäre denn damit erreicht, Leute, welche ohnehin die Macht in Händen haben und nicht mehr nach etwas zu ‚streben' brauchen, als ‚ehrgeizige Streber' zu brandmarken oder die Ärzte Combes und Clemenceau als ‚rabulistische Advokaten'? Wenn man das Verdienst des Papstes nur darin sehen will, daß er ‚die trügerische Politik der französischen Kirchenfeinde entlarvt hat', so schlägt man offene Türen ein. Die Politik der französischen Kirchenfeinde ist, wie männiglich weiß, seit Jahren bereits so deutlich, daß sie nicht erst entlarvt zu werden brauchte. Die Verdienste des Papstes sind denn auch in ganz anderer und viel treffenderer Weise anerkannt und hervorgehoben, als die ‚Stimmen' wünschen. Nicht nur wird gegen die Hauptentscheidung Roms, das Verbot der Kultusgenossenschaften, nicht das geringste eingewendet, sondern es wird vielmehr betont: ‚Wie sehr auch diese Entscheidung überrascht hat, so läßt sich doch aus der Entwicklung bis heute noch nicht schließen, daß sie ein politischer Fehler gewesen ist... Die Ablehnung des Gesetzes war endlich eine Tat, und einer solchen bedurfte es.' Hier und in der entscheidenden Frage also steht Dr. Helmer gänzlich an der Seite des Papstes. In bezug auf mehr nebensächliche und akzidentelle Fragen gibt aber der Kritiker der ‚Stimmen aus Maria Laach' selber zu, daß der Kardinalstaatssekretär wohl kaum ‚immer das Richtigste' und dies ‚zu der allen erwünschtesten Zeit getan habe' (S. 586). Nun gut, warum soll es dann dem ‚Hauptorgan der gebildeten Katholiken Deutschlands' als ein schweres Vergehen angerechnet werden, daß es einer politischen Betrachtung die Aufnahme nicht verweigert, die aus dem Gefühl abwägender Gerechtigkeit heraus im einzelnen ausführt, was die ‚Stimmen aus Maria Laach' allgemein als Tatsache zugeben? Warum hat der Verfasser der Kritik in den ‚Stimmen aus Maria Laach', bevor er denunzierte, nicht wenigstens den Versuch gemacht, in ‚Hochland' eine Darstellung von anderen Gesichtspunkten aus zu veröffentlichen, und damit zugleich die Probe, ob ‚Hochland' nur diese und wirklich keine andere Auffassung der Sache zulasse? Der Herausgeber hat wahrlich guten Willen genug bekundet, niemand von der Mitarbeit an ‚Hochland' prinzipiell auszuschließen. Sowohl vor wie nach der Gründung ‚Hochlands' hat er, um jeden Vorwurf der Einseitigkeit zu vermeiden, auch eine größere Anzahl von Schriftstellern aus dem Jesuitenorden zur

Mitarbeit eingeladen, ja, sich dieserhalb um eine grundsätzliche Zusage sogar an den Provinzial gewandt. Er hat in mehreren Fällen keine, in anderen nur ablehnende Antworten erhalten. ‚Hochland‘ hat von der Tätigkeit der ‚Stimmen aus Maria Laach‘ mehrfach Notiz genommen, Stellen zustimmend daraus zitiert und beifällig kommentiert und es somit an Beweisen friedlicher Unbefangenheit nicht fehlen lassen. Umgekehrt haben die ‚Stimmen‘ bis jetzt jede irgendwie nennenswerte Erwähnung ‚Hochlands‘ zu einem Angriff oder zu einer Negation benutzt. Diese Tatsache sei hier ein für allemal festgestellt.

Ein weiterer Beweis für die unfreundliche Haltung der ‚Stimmen aus Maria Laach‘ ist der Versuch, ‚Hochland‘ deshalb einer Verletzung ‚echt katholischen Sinnes und Fühlens‘ zu zeihen, weil es aus der Auseinandersetzung über die ‚Ideale des Papsttums‘ in der North American Review die wichtigsten Stellen wiedergab. In welchem Sinne diese Orientierung unserer Leser erfolgte, ist im Eingang des betreffenden ‚Echo‘ (S. 230) für jeden, der es recht verstehen will, vollkommen deutlich gesagt. Da wird die ganze Auseinandersetzung zwischen den Vertretern des katholischen und protestantischen Standpunkts in einer der bedeutendsten interkonfessionellen Zeitschriften der Welt ausdrücklich begrüßt als ‚ein Beweis für das weit lebhaftere Interesse, mit welchem die führenden Kreise der anglo-amerikanischen Geisteswelt an allen Angelegenheiten religiösen und ethischen Gehaltes teilnehmen, es bezeugt sich darin auch die weit größere Bereitwilligkeit, mit der man trotz manchen „No popery“-Geschreis die geheiligte Würde und weltgeschichtliche Mission des Papsttums anerkennt und einer Einigung der Christenheit unter einer Zentralleitung entgegenhofft‘. Abgesehen von diesem irenischen Grundton, der in unserer Zeit künstlicher Überhitzung konfessioneller Gegensätze schon allein unser ‚Echo‘ rechtfertigt, eignet auch den weiteren, von uns eingangs zitierten, von den ‚Stimmen‘ aber ihren Lesern wohlweislich vorenthaltenen Worten des Protestanten Briggs ein außergewöhnlicher apologetischer Wert. Eine so rückhaltlose Anerkennung des Primates Petri und des geistlichen Herrscherrechtes des Papsttums haben wir in Deutschland aus protestantischem Munde überhaupt noch nicht gehört. Wenn wir aber in diesem und anderen Punkten von der großen Annäherung an unsere katholischen Ideale freudig Kenntnis nahmen, so war es nicht mehr als eine Pflicht der Wahrheitsliebe, auch der Schwierigkeiten zu gedenken, welche als Hindernis einer völligen Einigung noch im Wege stehen; denn ohne eine sachliche Würdigung solcher Bedenken ist noch nie eine Verständigung angebahnt worden.

Mit dem ungenannten ‚katholischen Priester‘ der North American Review dagegen haben wir uns in keiner Weise identifiziert, sondern ausdrücklich seine ‚maßlose Verbitterung über die römischen Zustände‘, seine ‚ungestümen und scharfen Ausdrücke‘, seine ‚Unterschiebung unedler Motive bei Maßnahmen der Kurie‘ zurückgewiesen. Das verpflichtete uns aber noch lange nicht, so wie es uns die ‚Stimmen‘ zumuten, die erste Erwiderung des Erzbischofs Ireland auf der vollen Höhe der Situation zu finden; diese hat erst Prof. Briggs gewonnen und das hat auch Erzbischof Ireland durch seinen weiteren, damals noch nicht vorliegenden, die ganze Auseinandersetzung in durchaus irenischer Weise abschließenden Artikel nachträglich anerkannt. Gerade die ‚Stimmen aus Maria Laach‘ haben übrigens gar kein Recht, uns ob einer sachlichen Kritik außeramtlicher Bischofsworte — die wir zudem nicht einmal geübt haben — zur Rede zu stellen. Denn sie selber pflegen sich dann, wenn ein Bischof einmal nicht nach ihrem Sinne spricht, durchaus keine Zurückhaltung aufzuerlegen.

Wir erinnern z. B. nur an die Art und Weise, wie P. Alex. Baumgartner S. J. (St. aus M. L. Bd. 56, S. 99 ff. 1903) seinerzeit den Bischof von Peoria, Msgr. Spalding abkanzelte.

Wir deutsche Katholiken haben zur freudigen Begrüßung von Friedensworten, wie sie Prof. Briggs vom protestantischen Standpunkt aus gesprochen hat, ganz besonderen Anlaß, da wir in einem zu zwei Dritteln protestantischen Lande wohnen und mit unseren getrennten Brüdern einen ehrlichen Frieden suchen. Die Redakteure der ‚Stimmen' sind offenbar ihren vaterländischen Verhältnissen noch zu sehr entfremdet, um die Berechtigung und Notwendigkeit dieses unseres Verhaltens zu begreifen. Wir aber sind auf Grund all unserer vielfältigen redaktionellen und persönlichen Erfahrungen überzeugt, uns mit der großen Mehrheit unserer selbständig denkenden Glaubensgenossen in voller Übereinstimmung zu befinden, wenn wir die Vorwürfe der ‚Stimmen' gegen unsere von aufrichtiger Liebe zur Kirche getragenen Bestrebungen auf das entschiedenste zurückweisen und uns in unserer Aufgabe nicht beirren lassen, die gebildeten Katholiken Deutschlands über die großen geistigen Bewegungen des In- und Auslandes in den einer großen Revüe anstehenden Formen zu orientieren.

Am kürzesten können wir uns zu der dritten Denunziation der ‚Stimmen' betreffs unseres ‚Echo' ‚Eine innere Niederlage' (S. 233 ff.) äußern; denn diese Anklage stützt sich auf eine ungenaue Zitierweise und eine unberechtigte Unterschiebung. Wir zitieren eine Stelle von Fonsegrive, worin gesagt ist, daß man heute auf die Menschen nur noch von innen heraus wirken könne, indem man sich an das Licht der Erkenntnis, an die persönlichen Empfindungen des Gewissens und des Herzens wende, daß den Zwangsmethoden die Methoden der Freiheit und der Überzeugung gefolgt seien. Nach diesem, durch wörtliche Wiedergabe ausgezeichneten Zitat wird in lediglich berichtender Form und als Übergang zu einem nächsten Zitat fortgefahren: ‚Dieser Freiheit des menschlichen Gewissens von jedem äußern Zwang, so führt Fonsegrive weiter aus, entspricht gleichsam auch ein Recht des einzelnen, seinen inneren Erfahrungen Ausdruck zu verleihen.'

Was machen aber die ‚Stimmen' daraus?

Sie übergehen die in unserem Zitat enthaltene Präzisierung des Begriffs der ‚Freiheit des menschlichen Gewissens' und machen aus unserm relativ gedachten Anknüpfungssatz einen absoluten, indem sie zitieren: ‚Der Freiheit ꝛc.' Außerdem wird dieser also modifizierte Satz noch mit der völlig unwahren Behauptung eingeleitet: ‚Ganz besonders unterschreibt das „Hochland" ꝛc.'

In den beiden ‚Echos' sollen die Leser in berichtender Form in bezug auf katholische Geisteskämpfe des Auslandes orientiert werden. Notwendigerweise kommen darin gegensätzliche Anschauungen zu Wort. Um uns in kirchlichen Fragen als unkorrekt hinstellen zu können, schiebt man uns, wozu keines unserer Worte berechtigt, flugs diese oder jene Ansicht als persönlich zu, und die Voraussetzungen für eine Denunziation scheinen gegeben. Ein Zitat aus den Konstitutionen des Vatikanums, so rechnet man, tut dann immer seine Wirkung, besonders bei blind vertrauenden Lesern, die sich nicht die Mühe machen, so schwere Verdächtigungen auf ihren Sachverhalt und wirklichen Grund zu prüfen.

Wir haben, und zwar gerade deshalb, der Redaktion der ‚Stimmen' eine Berichtigung zugesandt und erwarten bestimmt und unnachgiebig, daß unserer Bitte um Aufnahme in loyaler Weise entsprochen werde. * *



Geschichte der Evangelienbücher in der ersten Hälfte des Mittelalters. Von St. Beißel, S. J. Mit 91 Bildern. Herder, Freiburg i. Br. 1906. 8° VIII, 366 S. Mk. 6.50.

Der durch seine vielfachen Studien über die frühchristliche Kunst bekannte Verfasser will hier ‚eine übersichtliche Geschichte der Ausstattung der Evangelienbücher bis zur Mitte des 12. Jahrhunderts bieten'. Nach den einleitenden Bemerkungen über die den Evangelienbüchern bei Feier der Konzilien und im Leben der alten Christen gezollte Verehrung und über die Herstellung derselben in den ersten Jahrhunderten beschreibt er die griechischen Unzial- und Minuskel-, die syrischen und lateinischen, die angelsächsischen und irischen, die fränkischen und gotischen, die süddeutschen und norddeutschen Handschriften dieser Evangelienbücher und insbesondere noch einige deutsche Prachthandschriften des 10. und 11. Jahrhunderts. Mit großer Sorgfalt werden besonders die Abbildungen, von denen eine gewisse Anzahl in getreuer Ausführung wiedergegeben wird, beschrieben. Nach einigen Bemerkungen über alte Evangelieneinbände und die unbeschränkte Wertschätzung dieser heiligen Bücher folgt noch eine Zusammenstellung der Handschriften und der darin, sowie auch in Werken der Plastik und der Wandmalerei vor dem 12. Jahrhundert enthaltenen Szenen aus dem Leben des Heilandes. Jeder Leser wird gewiß mit dem Verfasser den Wunsch hegen, daß es ihm bald gegeben sei, die zur Vervollständigung seiner Arbeit gehörige ‚Geschichte der Perikopen und der Zyklen, welche Szenen des Evangeliums darstellen', sowie noch einiges im vorliegenden Werke Übergangene, veröffentlichen zu können. -ag.

Malleus Maleficarum. Der Hexenhammer. Verfaßt von den beiden Inquisitoren Jakob Sprenger und Heinrich Institoris. Zum ersten Male ins Deutsche übertragen und eingeleitet von J. W. R. Schmidt. Drei Teile. (XLVII, 216, 273; 247 S.) Berlin, Barsdorf 1906.

Der Verfasser des Hexenhammers führt selbst in seiner Vorrede die Worte an, mit denen Hansen (Zauberwahn, Inquisition und Hexenprozeß im Mittelalter, München, 1900 S. 474 f.) den 1487 erstmalig erschienenen Hexenhammer des Heinrich Institoris und Jakob Sprenger charakterisiert: es sei ein unglaubliches Monstrum voll geistiger Sumpfluft, ein kaltblütiger und geschwätziger Zynismus mache sich in ihm breit usw., er meint auch selbst, daß das Werk ‚die Freude (!) nur des Kulturhistorikers allein ist'. Dann versteht man nicht recht, was diese Übersetzung soll; denn dem Kulturhistoriker wird immer eine von den 29 lateinischen Druckausgaben mit leichter Mühe erreichbar sein. Doch die Umschlagsseiten der drei Bände mit den Anzeigen sonstiger Barsdorfscher Verlagsprodukte verraten deutlich, welchem Zweck die Übersetzung dienen soll, und welchem Publikum diese schmackhafte, pikante Kost bereitet wird.

F. X. S.

Wie soll man über Helen Keller denken? Von Rud. Bohmer. Berlin o. J. Verlagsgesellschaft ‚Harmonie'.

Der Verfasser hält es auf Grund seiner praktischen Erfahrungen als Taubstummenlehrer und bestimmter sachlicher Anhaltspunkte für ausgeschlossen, daß die amerikanische Taubstummblinde ihre auch in Deutschland vielbewunderte ‚Geschichte meines Lebens' selbständig verfaßt hat. Er nimmt eine weitreichende intellektuelle Miturheberschaft der Lehrerin Fräulein Sullivan an und bei Helen Keller selbst eine vielfach rein gedächtnismäßige Wiedergabe ganz unverstandener Worte und Sätze nach Art altkluger Kinder. Auf letzteres wurde bereits in unserem Aufsatz ‚Eine taubstummblinde Schriftstellerin' (Märzheft 1905 von ‚Hochland') nachdrücklich hingewiesen. An Stelle des anderweitigen Mißtrauens gegen Helens wirkliche Autorschaft dürfte aber doch die andere Annahme genügen, daß der

erst nach anderthalb Lebensjahren eingetretene Verlust von Gesicht und Gehör ursprünglich kein so vollständiger war und namentlich das bezügliche Sinnesgedächtnis keineswegs so völlig aufhob, als Helen Keller selbst viele Jahre später vermeint. Dr. H. Merker.

Lieder Paul Gerhardts. Mit Bildern von Rud. Schäfer. Hamburg 1907. Gustav Schlößmanns Verlagsbuchhdlg. (G. Fick).

In unserem Märzheft (S. 767) wurde des 300jährigen Geburtstages des Meisters des protestantischen Kirchenlieds eingehend gedacht und neben der historischen noch besonders auf die aktuelle Bedeutung seines Liederbuches aufmerksam gemacht. Auch dem katholischen Volksteil wird eine neue, sehr schöne Ausgabe der Lieder schätzbar sein, sofern man sich aus ihnen die Überzeugung gewinnt, wie doch auch der Protestantismus die Pflege des religiösen Gemütslebens nicht ausschließt. Die Ausstattung ist ebenso vornehm wie schlicht und mit Bildern versehen, die den innigen Realismus der Lieder aufs Glücklichste getroffen haben.

Novalis' Schriften. Herausgegeben von J. Minor. 4 Bände à 3 M., geb. à 4 M. Verlegt bei Eugen Diederichs, Jena 1907.

Hiermit haben wir innerhalb weniger Jahre die dritte Novalis-Ausgabe. Das Interesse für diesen Dichterphilosophen, mit dem auch der Artikel dieses Heftes über ‚Novalis und seinen magischen Idealismus' rechnen darf, wurzelt vor allem in einer gewissen Gleichgestimmtheit des sogen. romantischen Geistes, der gegen den unhistorischen Geist und die nüchterne Aufklärung des 18. Jahrhunderts erwachsen war, mit einer Richtung des modernen Geistes, der dem Materialismus und Agnostizismus unserer Gegenwart entfliehen will, indem er sich in einen künstlerischen Mystizismus rettet. Eine Ausgabe, die dieser Richtung in ganz besonderer Weise Rechnung trug, wurde daher von einem ihrer Vorkämpfer veranstaltet, von Bruno Wille, dem Dichter des halbmystischen Romans ‚Offenbarungen des Wachholderbaumes'. Kurz voraufgegangen war ein erster Versuch einer auf die Handschriften zurückgreifenden Ausgabe von Ernst Heilborn (bei Reiner, Berlin 1901), die von der Willeschen das Verdienst größerer wissenschaftlicher Zuverlässigkeit und einer weniger parteigrammatisch und subjektiv zugespitzten Einführung besitzt. Aber auch Heilborns von einer gleichzeitig erschienenen sehr verdienstvollen Novalisbiographie begleitete Ausgabe hatte alle gelehrten Wünsche nicht zur Ruhe bringen können, besonders in bezug auf die ‚Fragmente', die bis jetzt jedem Herausgeber noch immer besondere Schwierigkeiten gemacht haben. Heilborns ‚Versuch' einer chronologischen Ordnung hat sich nicht als befriedigend herausgestellt. Prof. Minor, der bekannte Wiener Literarhistoriker, hat daher gerade hier eingesetzt und eine Publikationsweise gewählt, die der gelehrten Forschung und Untersuchung weit besser zu dienen geeignet ist. Er druckt zunächst die von Novalis selber für die Veröffentlichung bestimmten ‚Fragmente' ab, läßt diesem Teil sodann einen andern mit denjenigen neuen Fragmenten folgen, die Schlegel für seine Ausgabe den älteren zugefügt hatte, und ergänzt auch diese Auswahl durch die dritte von Bülow. Ein Anhang bringt als ‚Nachlaß', was sonst die Nachlaßpapiere enthielten. Somit kann der Verlag mit Recht von einer ‚grundlegenden Gesamtausgabe' sprechen. Die Aufgabe, einen gewissen sachlichen Zusammenhang in die disjecta membra der als ‚Fragmente' bezeichneten Gedankensätze der Studienhefte zu bringen, wird zu lösen gesucht durch ein Schlagwortregister. Dieser Ausgabe vorgedruckt sind: Die Biographie von Novalis Freund, des Kreisamtmanns Just, sowie die Vorreden von Tieck und Bülow zu den ersten Ausgaben der Jahre 1802, 1815 und 1837. Die Ausstattung ist schön und solid, der Preis niedrig. -h.

Exzentrische Novellen. Von Herm. Bang. Berlin 1905, S. Fischers Verlag.

Exzentrisch sind Bangs Novellen in der Tat und einen Stich ins Perverse lassen diese Erzählungen aus Artisten-, Kellner-, Wunderkinder- und verschnörkelten Altessenkreisen auch nicht verkennen. Zerquälte Menschen gehen vor unseren Augen langsam zugrunde; Leser, die sich an solcher Lektüre freuen können, müssen schon ein wenig an Grausamkeitswollust leiden.

E.

Unsere Kunstbeilagen.

Die Wartburg, die dem Deutschen, Katholiken wie Protestanten, gleichermaßen teuer ist, wird dieses Jahr wieder recht zum Mittelpunkt religiöser und nationaler Gefühle, die in einem Wartburgfeste auch noch öffentlichen Ausdruck finden sollen. Dreimal hat die Burg eine bedeutsame Rolle gespielt; jedesmal war die Szene von einem Zauber von Poesie umwoben. Die großen mittelalterlichen Sänger haben dort ihre Lieder gesungen und Feste gefeiert unter dem kunstliebenden Landgrafen Hermann, wie uns die Sage über den Sängerkrieg auf der Wartburg meldet. Die rührende Frauengestalt der edlen hl. Elisabeth hat dort ihr stilles Wirken entfaltet, die Werke der Kunst und Ehre in solche der Barmherzigkeit und Liebe verkehrend, die das Rosenwunder so lieblich versinnlicht hat. Luther, der Junker Jörg, hat dort als geheimnisvoller Gefangener die Übersetzung der hl. Schrift als Waffe geschmiedet und mit den Mächten der Finsternis ringen müssen, die ihm erschienen. So spinnen sich zahlreiche Fäden religiösen und nationalen poesievollen Fühlens um die herrliche thüringische Burg. Erst neuerdings haben ihre Geschicke Lienhard zu dramatischer Verarbeitung in seiner Wartburgtrilogie begeistert. Poetisch verklärt erscheint sie auch in seinem Gedicht ‚Walther auf der Wartburg' in diesem Heft. Es ist ein leiser nächtlicher Nachhall zu der dramatisch bewegten Szene, die Schwind in seinem ‚Sängerkrieg auf der Wartburg' geschaffen hat, mit dem kompositionellen Mittelpunkt des Landgrafenpaares und dem ideellen des sagenhaften Sängers Heinrich von Ofterdingen.

Unser Mezzotinto ‚Das Opfer Abrahams' erinnert den flüchtigen Beschauer in Stoff und Behandlung an Rembrandt. Jan Lievens (geboren vor 300 Jahren zu Leiden, gestorben nach 1672) ist ein Schüler Pieter Lastmanns und besonders in seinen früheren Werken Nachahmer Rembrandts, vor allem der Technik und Darstellung des jüngeren. Später wurde er unter italienisierendem Einfluß glätter und formalistischer.

Georg Friedrich Kersting gehört zu den Entdeckungen der letztjährigen Berliner Jahrhundertausstellung, bei der etliche norddeutsche Künstler — er selbst ist einer, hat in Kopenhagen studiert und in Dresden gearbeitet — unerwartet zu Ehren kamen. Seine schlichte bürgerliche Kunst lebt sich aus in stiller webender Interieuratmosphäre mit zarten Farben. Das Bild des ‚Lesenden Mannes beim Kerzenlicht' läßt seine malerische Art wie Anordnung — Interieur mit einer vom Rücken gesehenen Figur — charakteristisch erkennen.

Offene Briefe.

Herrn A. K. in M. Die in dem Artikel ‚Die Weltanschauung eines Historikers' von Dr. Charlotte Lady Blennerhassett erwähnten zwanzig Vorlesungen Lord Actons über die französische Revolution sind unseres Wissens noch nicht erschienen. Wir werden seinerzeit von der Veröffentlichung Mitteilung machen. Dies auch zur Antwort auf andere zahlreiche diesbezügliche Zuschriften, welche uns ein Beweis sind für das große und allgemeine Interesse, das jener Aufsatz erregte.

Herrn K. Dr. Th. J. Sch. in F. Die Konversionsberichte Roads to Rome, die Urban Zurburg in seinem Artikel ‚Gladstones religiöse Stellung' im Aprilheft anführt, sind bei Longmans, Green und Co., 39 Paternoster Row, London erschienen und kosten 7 s. 6 d.

Herrn Dr. E. M. in F. Das reichillustrierte Buch von A. Dreyer über Pocci, auf das in unserm Maiheft S. 214 empfehlend hingewiesen wurde, ist in Georg Müllers Verlag, München, erschienen.

Verantwortlich: Chefredakteur **Karl Muth, München-Solln.**
Verlag und Druck der Jos. **Kösel'schen Buchhandlung, Kempten,** Bayern.
Alle Einsendungen an: Redaktion des Hochland, München, Bayerstraße 57/59.

Edw. Burne Jones pinx. Heliogr. Kösel



Der barmherzige Ritter







Vierter Jahrgang. August 1907. 11. Heft.

Sexualethik und Sexualpädagogik.

Von
Fr. W. Foerster.

Die steigende sexuelle Verwilderung und Fahrlässigkeit unseres Zeitalters ist ein Symptom, durch das wir in erschreckendem Maße darauf aufmerksam gemacht werden, wohin die menschliche Gesellschaft kommt, wenn sie zugunsten der bloßen Wissenskultur die Kultur des Willens und des Gewissens vernachlässigt hat. Diese Vernachlässigung des Charakters erscheint um so verhängnisvoller, als ja die moderne Zivilisation mit immer stärkeren Reizen und Versuchungen an die materielle Seite unseres Wesens herantritt — ja die Grundtendenz und treibende Kraft dieser modernen Zivilisation ist gar nichts anderes, als die raffinierteste Pflege und Bedienung der materiellen Seite des Menschen. Und dieser ganze Kultus des materiellen Bedürfens ist die eigentliche Ursache dessen, was man die sexuelle Hypertrophie unserer Zeit genannt hat. Die Naivität, mit der heute das materielle Bedürfnis in den Mittelpunkt der Kultur gestellt wird — diese Naivität findet ihren selbstverständlichen Ausdruck in der ganz abnormen Schamlosigkeit, mit der heute vielfach das sexuelle und erotische Bedürfnis seine Befriedigung als den eigentlichen Sinn des Lebens proklamiert und für jede Laune und jede Perversität Spielraum und Nahrung verlangt. Ich hebe jene kulturellen Ursachen der sexuellen Verwilderung und Überreizung ausdrücklich gleich im Beginn hervor, um die

Grenzen zu bezeichnen, welche alle Sexualpädagogik innerhalb der ganzen Atmosphäre unserer heutigen Zivilisation hat: Der größte Erziehungsfaktor ist und bleibt doch der ganze Geist eines Zeitalters — ist er auf das Äußere des Lebens konzentriert, so ruft er die junge Generation mit tausend Zungen nach außen und nur eine außerordentliche erzieherische Kraft vermag hier erfolgreiche Gegenwirkungen zu geben.

Was aber ist nun im Rahmen unserer Kulturverhältnisse auf pädagogischem Gebiete zu machen? Wie kann Haus und Schule wenigstens einigermaßen den physischen, moralischen und sozialen Gefahren entgegen wirken, die aus der mit sexuellen Reizen überladenen Atmosphäre unserer Zivilisation in die frühreife moderne Jugend dringen?

Bevor ich auf diesen Gegenstand eingehe, muß ich noch eine Vorfrage beantworten. Wer auf sexualpädagogischem Gebiete allgemeine Gesichtspunkte aufstellt, der kann die Frage nicht umgehen, welches maßgebende ethische Ideal denn nun eigentlich dieser sexuellen Erziehung vorschweben soll? Die Sexualpädagogik ist von der Sexualethik nicht zu trennen. Es kommt ganz entscheidend darauf an, ob die Grundanschauung, von der man ausgeht, selber schon eine erziehende, d. h. stark fordernde und stark nach oben reißende ist, oder ob diese Grundanschauung eine verziehende ist, welche die schlaffe Nachgiebigkeit des Menschen gegenüber seinen Trieben und Leidenschaften bewußt oder unbewußt befördert. Wer die energische Unterordnung des Geschlechtstriebes unter höhere geistige Lebenszwecke vertritt, dessen Pädagogik wird von einem ganz anderen Geiste getragen sein, wird ganz andere Mittel verordnen als die Pädagogik eines Vertreters der Auslebetheorie, der höchstens einer allzu frühzeitigen oder gesundheitsgefährlichen Betätigung des sexuellen Triebes erzieherisch vorbeugen will.

Ich möchte daher zunächst ganz kurz die ethische Grundanschauung skizzieren, zu der ich mich bekenne und der ich allein eine wirklich charakterbildende Kraft zuerkennen kann. Es ist dies die sogenannte alte Ethik, es ist diejenige Anschauung des Geschlechtslebens, die von jeher von aller tieferen Religion und Philosophie vertreten worden ist und die ihre äußere Formulierung in dem absoluten Verbot aller außerehelichen Geschlechtsverbindung gefunden hat. Dieses Verbot ist sozusagen nur ein Symbol für die grundlegende Auffassung, daß der Geschlechtstrieb nicht seine eigenen Wege gehen, sondern mit der Gesamtordnung des Lebens fest verbunden werden soll. Es will der Tatsache Ausdruck gegeben werden, daß der Mensch *mehr* ist als ein bloßes Geschlechtswesen, es werden die höheren sozialen und geistigen Interessen und Bedürfnisse der Menschennatur zu gebieterischer und gesicherter Vertretung gebracht gegenüber der Übermacht der bloßen Gattungstriebe; es wird das, was die Leidenschaft nur im Lichte des Augenblicks sieht, gleichsam sub specie aeternitatis dargestellt — kurz, — die feste und ausschließliche monogamische Form der Geschlechtsverbindung ist dazu bestimmt, die *Einheit der menschlichen Persönlichkeit auch in unseren sexuellen Hand-*

lungen zu wahren und den Menschen durch eine starke hemmende Instanz vor der Überrumpelung durch flüchtige Reize und Erregungen sicher zu stellen. Ich betone ausdrücklich diese Bedeutung der festen Form für die Sicherstellung des Menschen gegen die sinnliche Triebwelt mit ihren Launen, Illusionen und Leidenschaften. Gerade hier zeigt sich deutlich, daß die alte Ethik nicht die Persönlichkeit des Menschen unterdrückt, sondern daß gerade sie sich den Schutz der Persönlichkeit vor den unpersönlichen Impulsen des Gattungstriebes zum Ziel gesetzt hat. Es war nicht ein Vertreter der religiösen Ethik, sondern ein Freidenker, August Comte, der Begründer der modernen Soziologie, der in seiner positiven Philosophie energisch gerade auf diesen Punkt aufmerksam gemacht und von ihm aus die strengste Monogamie verteidigt hat. Er sagt: ‚Unsere Herzen sind so wetterwendisch, daß die Gesellschaft einzutreten hat, damit Wankelmut und Laune niedergehalten werde, die das menschliche Dasein in eine jämmerliche Reihe ziel- und würdeloser Experimente entarten ließe.'

Gewiß weiß auch Comte, daß es eine Liebe von einer Tiefe und Kraft gibt, die keines äußeren Haltes bedürftig ist — aber weil es in der Mehrzahl der Verbindungen mindestens einen gefährdeten Partner gibt, so ist es zweifellos eine Pflicht der Ritterlichkeit gegen die Schwachen, daß auch diejenigen, die selbst keines Haltes bedürfen, doch die geheiligte Form ehren, die Tausenden ein Halt für ihr besseres Selbst ist und die durch den schweren Ernst, mit dem sie die Geschlechtsverbindung umgibt, einen reinigenden und stärkenden Einfluß auf alle Gefühle ausübt. Alle die modernen Enthusiasten des ungebundenen Eros sehen nicht ein, wie sehr gerade die Freigabe der erotischen Leidenschaft dem innersten Menschen die Freiheit raubt und ihn zum Opfer höchst unpersönlicher Affekte und Triebe macht. Es gibt aber heute leider viele Erwachsene, die über die sexuelle Frage schreiben und für sexuelle Aufklärung eintreten und denen selber noch die allerwichtigste sexuelle Aufklärung fehlt — nämlich die Aufklärung darüber, daß gerade die Gefühlsereignisse, welche sie für die allerpersönlichsten halten und denen sie darum im Namen der freien Persönlichkeit rücksichtslos Bahn brechen wollen — daß gerade diese Gefühlsereignisse durchaus nur auf den Illusionen und Phantasien beruhen, durch die der Gattungstrieb das Individuum in den Dienst der Arterhaltung zu zwingen weiß. Schopenhauer sagt einmal sehr treffend von Boccaccios ‚Decamerone', daß dort eigentlich nichts anderes dargestellt sei, als der Hohn und Spott des Genius der Gattung über die von ihm mit Füßen getretenen Rechte und Interessen der Individuen. Nun — wenn man manche moderne Literatur gegen die alte Ethik liest, so hat man auch den Eindruck, es lache daraus hervor, ohne daß es die Verfasser merken, der Hohn und Spott des Genius der Gattung, der die Individuen an der Nase herumführt und sie so zu betrügen weiß, daß sie seinen Gattungsrausch als eine neue Persönlichkeitsreligion propagieren.

Ich behaupte demgegenüber also mit Nachdruck, daß die feste und ausschließliche monogamische Form der Geschlechtsverbindung das wahre Bollwerk

der sittlichen Freiheit sei, die Repräsentation des festen und dauernden Ich gegenüber dem bloßen sinnlichen Ich und zugleich die stärkste Anregung, auf sexuellem Gebiete immer nur aus der Tiefe des persönlichen Wesens, aus der reifsten Selbstbesinnung und Verantwortlichkeit heraus zu handeln — kurz, sie hilft dazu, daß der Mensch sich gerade auf diesem folgenreichsten Gebiete stets als ganzer Mensch und nicht als erotisches Fragment betätigt.

Leider gibt es heute eine ganze Reihe von Schriftstellern und Schriftstellerinnen, die das Wesen der sexuellen Ethik nicht in der strengen Unterordnung des erotischen Gebietes unter die geistigen und sozialen Interessen, sondern vielmehr in seiner Überordnung über alle anderen Lebenszwecke und Rücksichten sehen. Man höre z. B. folgenden Ausspruch von Ellen Key:

‚Wer stark genug fühlt, der fragt sich auch nicht, ob er das Recht auf seine Gefühle hat — er wird von seiner Liebe so vergrößert, daß er fühlt, das Leben der Menschheit werde durch ihn vergrößert.' Das heißt doch den Menschen zum willenlosen Sklaven seiner erotischen Erregung machen und ihm den Wahn predigen, er sei überhaupt nur um der Erotik willen auf der Welt, und deren Vorspiegelungen seien das allein Wirkliche und alle anderen Lebensaufgaben und Lebenszwecke nur Phantome und blasse Schatten. Alle ernsthaften Religionen und Philosophien haben uns doch gerade das Gegenteil gelehrt, sie sprechen von dem Schleier der Maja, von den Benebelungen, durch welche die Sinnenwelt den Menschen von seinen geistigen Lebenszielen ablenkt — jener geistigen Bestimmung, der das natürliche Leben dienstbar gemacht, aber nicht übergeordnet werden solle. Ellen Key stellt es so dar, als sei das Richten über Recht und Unrecht in den erotischen Beziehungen nichts als eine äußerliche Moralsklaverei, während darin doch nur die fundamentale Tatsache zum Ausdruck kommt, daß der Mensch weit mehr ist als ein erotischer Prozeß, und daß er dieses Mehr an Verantwortlichkeit, an Willenskraft, an geistiger Freiheit nicht preisgeben kann, ohne seine ganze Menschenwürde zu verleugnen. Sagt doch schon Goethe in diesem Sinne vom Menschen: Er allein unterscheidet, wählet und richtet — er kann dem Augenblick Dauer verleihen!

Selbstverständlich haben von jeher die Menschen im erotischen Rausch die ganze Welt um sich her vergessen, — aber man nannte dann doch auch die Sache beim rechten Namen, — neu ist es, daß jetzt aus dem Bankerott eine Theorie, ja sogar eine neue Ethik gemacht wird, die allen Ernstes die absolute Diktatur des Eros proklamiert. Und neu ist es und eine wahre Schmach, daß eine derartige Literatur von ernsthaften Männern ernst genommen wird, und daß man nicht sieht, welche unabsehbaren Gefahren daraus entstehen müssen, daß ein Gebiet, das schon von selbst so in den Vordergrund drängt, nun auch noch theoretisch zum Mittelpunkt des Lebens gemacht wird. Müssen durch solche Anschauungen alle impulsiv oder abnorm Veranlagten nicht doppelt in ihrer erotischen Sklaverei befestigt und bestätigt werden und müssen nicht die Perversen jeden Halt und jede Scham gegenüber ihren erotischen Verirrungen

verlieren? Gerade vom pädagogischen Standpunkt aus scheint es mir von fundamentaler Bedeutung, daß wir gegenüber solcher Emanzipation der sexuellen Sphäre konsequent festhalten an einer Grundanschauung, die das sexuelle Leben absolut höheren Idealen und Lebensinhalten unterordnet und dadurch die erotische Unruhe beruhigt und so auch allein das Liebesleben vor Vergeudung und Erkrankung seiner verborgenen Kräfte bewahrt. Dies ist besonders für die Mädchenerziehung um so wichtiger, als ja das Weib physiologisch in ganz besonderem Maße von der sexuellen Funktion in Anspruch genommen wird und daher auch einer besonders intensiven Ablenkung, einer besonders starken Erziehung zur geistigen Freiheit bedürftig ist. Der jüdische Philosoph Philo von Alexandrien sagte einmal: ‚Durch den Umgang des Weibes mit dem Manne wird die Jungfrau zur Frau — durch den Umgang der Seele mit Gott wird die Frau wieder zur Jungfrau.' Man kann nicht schöner das bezeichnen, was alle Sexualethik und Sexualpädagogik dem Geschlechtsleben gegenüber an geistiger Befreiung zu vollbringen hat. Ziel all unserer weiblichen Erziehung sollte diese geistige Art von Jungfräulichkeit sein, die darin besteht, daß die sexuelle Welt nicht herrschend und fordernd das Innenleben erfüllt, sondern durch den Aufschwung der Seele zur höchsten geistigen Vollkommenheit gleichsam aufs neue tief verschleiert wird und in die dunklen Hintergründe des Bewußtseins zurücksinkt.

Aber muß denn nicht diese strenge Unterordnung unter die zartesten Bedürfnisse des Gewissens notwendig zu einer Verarmung und Hemmung des erotischen Lebens führen? Diese Frage bejaht z. B. Ellen Key und mit ihr viele andere moderne Autoren. Sie beklagt das harte Gesetz, das die alte Ethik dem erotischen Ausleben auferlegt und das im Namen der Beständigkeit und der Verantwortlichkeit so viele ‚Glücksmöglichkeiten' unausgeschöpft läßt. Sie will, daß der Mensch den Mut habe, für seine ‚erotische Lebenssteigerung' andere zu opfern. Sie übersieht dabei völlig, daß die höhere Art von Geschlechterliebe, die unsere Dichter besingen, doch nicht aus der Kultur des selbstsüchtigen und willenlosen Auslebens stammt, sondern gerade aus einer jahrhundertelangen Erziehung zur Selbstverleugnung und zu charaktervoller Festigkeit des Geistes gegenüber der Sinnenwelt. Die große Bereicherung und Vertiefung des erotischen Lebens seit der Antike ist ja doch ein Produkt jener selbstvergessenen Caritas, jener gewaltigen geistigen Erhebung über das Sinnliche und jener leidenschaftlichen Innigkeit, die aus der religiösen Gefühlswelt in das Liebesleben gedrungen sind und dieses aus sinnlicher Armut zur Fülle des seelischen Lebens emporgehoben haben. Und gerade die Verfeinerung des Gewissens hat ganz unmittelbar auch die Zartheit des Liebesempfindens erhöht! Ja ich möchte sagen: Jede Verantwortlichkeit, welche die Religion dem erotischen Leben auferlegte, hat sich in eine neue Zärtlichkeit verwandelt, jede Entsagung, die sie von der ungestümen Leidenschaft forderte, ist zu einer neuen Fähigkeit hingebender Liebe geworden. Wer darum den Eros um des ungehemmten Auslebens willen wieder von den Forderungen des Gewissens

und der Treue loslösen will, der wird auch das erotische Leben wieder zur Verarmung zurückführen und letzten Endes bei der kahlen nackten Sinnlichkeit enden. Die alte religiöse Ethik vertritt darum nicht etwa nur die Interessen der Gesellschaft und das Heil der Seele, sondern sie vertritt auch das unentbehrliche Charakterfundament alles höheren Eros, sie verbindet den Eros mit jenen geistig-sittlichen Lebensquellen, ohne die er selber nie zur vollen Blüte gelangen kann. Die Liebe löst sich nicht ungestraft von den geheiligten Ordnungen des Lebens los — denn diese Ordnungen mit ihrer weitgreifenden Fürsorge und ihrer Verherrlichung der Beständigkeit sind sozusagen selber kristallisierte Liebe, sie sprechen das tiefste Wesen wahrer Liebe mahnend aus: Wer sich davon emanzipiert, dessen Liebe fehlt dann auch von vornherein jener tiefe Ernst und jene höhere Caritas, ohne welche der Eros von heute auf morgen in brutale Selbstsucht umschlägt. Es ist wahrlich kein Zufall, daß bei der sogenannten freien Liebe letzten Endes immer die Liebe von der Freiheit getötet wird — von dem Geist der sinnlichen Unbeständigkeit und der unritterlichen Selbstsucht, der in der Nichtachtung jener festen Ordnungen liegt. Dies alles sage ich gerade auch vom pädagogischen Gesichtspunkt, — ich möchte nachdrücklichst darauf aufmerksam machen, wie sehr die modernen Theoretiker der emanzipierten Erotik gerade das übersehen, was ich die ‚Pädagogik aller höheren Liebeskultur' nennen möchte.

Erstaunlich ist es nur, daß die Frauen, die in so außerordentlichem Maße auf dauerhafte Verbindung angewiesen sind, deren pädagogische Leistung so sehr der männlichen Ergänzung bedarf, und deren ganzes Lebensglück also davon abhängt, daß die erotischen Triebe des Mannes durch feste Ordnungen erzogen werden — daß die Frauen heute vielfach laxe und naturalistische Ansichten propagieren und der Selbstherrlichkeit der freien Liebe das Wort reden. Man kann dies nur so erklären, daß im gegenwärtigen Zeitalter die alten Heiligungen der Ehe noch so tief nachwirken, daß solche Frauen gar keine anschauliche Vorstellung haben, was für Zustände sich für sie ergeben müßten, wenn auf sexuellem Gebiete wirklich einmal das gefeierte individuelle Belieben zur Herrschaft gelangte. Wenn man heute liest, daß Damen, die über sexuelle Aufklärung schreiben, sich dabei über die alte charaktervolle Ethik lustig machen und von einer ‚Erdroßlung der Triebe' reden, wo es sich doch nur um jene elementare Zucht handelt, die allein zur Freiheit führt — da kann man wirklich nur sagen: ‚Vater, vergib ihnen, denn sie wissen nicht, was sie tun!' Auf Michelangelos Deckengemälden in der sixtinischen Kapelle ist die Erschaffung des Weibes aus der Rippe des Mannes in höchst tiefsinniger Weise dargestellt: Sofort nach ihrer Entstehung erhebt sie flehend die Hände zu Gott, als ob sie elementar fühlte, daß sie verloren ist, wenn das Verhältnis der Geschlechter der bloßen Natur ausgeliefert und nicht unter den Schutz einer Liebe gestellt wird, die nicht von dieser Welt ist.

Hier höre ich gerade an dieser Stelle gewisse ernstere Vertreter der sogenannten neuen Sittlichkeit sagen: Auch wir wollen ja durchaus nicht eine

Loslösung des Sexuellen von den höheren Seelenkräften — wir wollen nur, daß Geist und Sinnlichkeit auf dem Boden der Freiheit sich zusammenfinden. Und es ist zweifellos richtig, daß man gewissen Vertretern der neuen sexuellen Ethik durchaus Unrecht tun würde, wenn man sagte, ihr Unterschied von der alten Ethik läge darin, daß sie das Erotische von aller Verantwortlichkeit freisprechen wollten. Liest man z. B. einen Autor wie Forel, so wird man finden, daß er vom rassenhygienischen Standpunkt sogar eine sehr verstärkte Verantwortlichkeit fordert. Aber gerade wenn wir dies im Interesse der Gerechtigkeit hervorheben, können wir um so schärfer bezeichnen, worin eigentlich der fundamentalste Unterschied der alten und der neuen Sexualethik liegt. Er liegt nicht in dem Unterschiede des letzten Zieles, sondern in einer absoluten Verschiedenheit der Mittel, die zur Erreichung dieses Zieles für nötig befunden werden. Auch die Neueren wollen keine rohe Triebherrschaft, aber sie sehen nicht, daß die Verwirklichung ihrer auflösenden Vorschläge in der Praxis unumgänglich dazu führen würde. Sie wollen ein reines Ziel — aber aus Mangel an Lebenskenntnis und Menschenkenntnis schlagen sie gänzlich unzureichende Mittel vor, um jenes Ziel zu erreichen. Sie sprechen von der Einheit, von Seele und Sinnlichkeit, aber sie sehen nicht, daß die Seele ihre höheren Kräfte dem erotischen Leben nur dann schenkt, wenn dieses sich ihr durch große Opfer und strengen Gehorsam ganz zu eigen gibt. Sie wollen individuelle Selbständigkeit der Entscheidung auf sexuellem Gebiete, sehen aber nicht, daß der Mensch gerade im erotischen Zustande am wenigsten Herr seiner selbst ist und daher um so unselbständiger wird, je mehr man ihn von festen Maßstäben löst, die über seinen sinnlichen Zuständen stehen. Sie meinen, daß starke Ordnungen und starke Zucht wohl für die Vergangenheit gut waren, der gegenwärtige Mensch aber solcher Dinge nicht mehr bedürfe — und dabei sehen sie nicht, daß der moderne Mensch nicht stärker, sondern schwächer an Willenskraft ist als der Mensch der Vergangenheit, und daß diese Schwäche gerade aus dem Mangel an starken und deutlichen Zumutungen an seine Selbstüberwindung stammt und aus der tiefinneren Schlaffheit dessen, was man heute Individualismus nennt, was aber nichts anderes ist als ein Aufgeben der starken und festen Persönlichkeit zugunsten der bloßen sinnlichen Individualität mit all ihren Launen und ihrer theatralisch verkleideten Selbstsucht. Endlich: sie wollen auch Verantwortlichkeit, aber sie wissen nicht, daß bei der großen Mehrzahl der Menschen diese Verantwortlichkeit absolut der Erziehung und Stärkung durch feste äußere Ordnungen bedürftig ist, ja daß selbst geistige Menschen, wie schon Pascal betonte, durch solche äußeren Hilfen entscheidend gefördert werden. Ich möchte gerade an dieser Stelle hervorheben, daß eben das Wesen der alten Sexualethik darin besteht, daß sie zugleich Sexualpädagogik ist, d. h. ihre Gebote und ihre Verbote zeigen dem Menschen nicht nur das letzte Ziel, sondern sie sind vor allem auch die rechten Erziehungsmittel, diesem Ziele ernsthaft näher zu kommen; sie lassen uns nicht im unklaren über die tragische Schwäche und Unzuverlässigkeit unseres

besseren Wollens auf diesem Gebiete und verstehen es, die Gegenwehr gegen eine zerfahrene Sinnlichkeit wahrhaft psychologisch zu organisieren. Ich glaube, je mehr wir an die sexuelle Frage nicht vom Standpunkte gelehrter Abstraktionen oder lebensfremder Schwärmereien, sondern vom konkreten pädagogischen Standpunkt herantreten, desto mehr werden wir die konzentrierte Pädagogik anerkennen müssen, die in der lebenslänglichen Monogamie kristallisiert ist. Wir werden zugeben müssen, daß gerade das Sinnlich-Dämonische im Geschlechtsleben mit all seiner Launenhaftigkeit, Nervosität und Selbstsucht als erzieherisches Gegengewicht durchaus die geistige und sichtbare Ordnung der lebenslänglichen Treue bedarf. So wie man im Mittelalter glaubte, die schwarze Magie der Dämonen könne nur durch die weiße Magie Christi gebändigt werden, so ist es sicher, daß auf sexuellem Gebiete das stürmische Naturelement nur durch das ganz gereinigte Gegenteil gebannt und beruhigt werden kann, nicht aber durch weichliche Konzessionen. Und es ist nichts unrichtiger als die Behauptung, die Carpenter und E. Key vertreten, daß der Gedanke und das Gelübde der Treue etwas Unwürdiges, Unmögliches und Unwahres seien. Denn erstens wird jenes Gelübde nicht bloß dem Menschen, sondern auch der Institution als solcher mit ihrer folgereichen Bedeutung für den Charakter und die Gesellschaft gemacht, und zweitens lehrt uns gerade die moderne Psychotherapie und Heilpädagogik, wie gerade der feste und ausgesprochene Vorsatz einen reinigenden und bewahrenden Einfluß auf die Gedanken und den Willen ausübt, sozusagen alles Charaktervolle im Menschen unter die Fahne ruft und ihn von charakterlosem Spielen mit Reizen und Gelegenheiten abhält. Ein starkes Gelübde, ein großer Gedanke aus der Welt des Unvergänglichen ist wie die Anwesenheit eines edlen Menschen, in dessen guter Gesellschaft man seine besten Gedanken denkt und seine schlechten Anwandlungen vergißt. So betrachte ich vom sexualpädagogischen Standpunkte aus die lebenslängliche monogamische Treue: Sie ist nicht etwas Künstliches oder Unwahres, sondern eine große Charaktermacht, die dem irdischen Eros den vornehmen und bildenden Umgang mit dem himmlischen Eros vermittelt.

Im deutschen Mittelalter wurde es als höchstes Ergebnis der Erziehung gepriesen, wenn es gelang, in einem Zögling die sogenannte Stäte, die Stetigkeit hervorzubilden. In dieser Stäte sah man den eigentlichen Triumph des Geistes über die veränderliche und unruhige Natur. Mehr als je tut unserer Zeit diese Erziehung zur Stäte not. Sie ist die Grundlage aller Gesundheit, aller fruchtbaren Arbeit, aller tiefen Willenskraft — kurz die Grundlage allen dessen, was den Menschen vom schweifenden Tiere unterscheidet. Solche Erziehung ist aber nur dort möglich, wo das Geschlechtsleben selber, die Quelle des Lebens, unter den segensreichen Einfluß dieser Stäte gestellt und von einer Genußgemeinschaft zur Lebensgemeinschaft erhoben ist. Man hat neuerdings behauptet, daß die strenge Monogamie nur eine Übergangsform der geschlechtlichen Beziehungen sein werde. Ich behaupte gerade auf Grund der geschilderten pädagogischen Bedeutung der Mono-

gamie, daß die menschliche Gesellschaft immer stärker zur Monogamie konvergieren wird, weil jede andere Art der Geschlechtsverbindung auflösend auf den Charakter wirkt, während gerade die feste Monogamie eine Erziehung zur Stäte, zur Konzentration des Willens und der Gefühle ist. Von ihr geht sozusagen ein Zuschuß von Charakter und Verantwortlichkeit in alle menschlichen Beziehungen hinein. Es ist darum auch unbegreiflich, daß man neuerdings im Interesse der Rassenverbesserung polygamische Ausnahmen sanktioniert sehen will, als ob es bei der Rassenverbesserung auf möglichste Fleischproduktion ankäme und nicht die Steigerung und Befestigung der Geistesherrschaft über das Fleisch das Fundament aller Rassengesundheit wäre, und als ob nicht gerade aus der ethischen Verwahrlosung und Verflachung stets die allergefährlichste Rassendegeneration entstanden wäre.

Kein Geringerer übrigens als Pestalozzi hat die im vorhergehenden betonte sexualpädagogische Bedeutung der Eheinstitution ausdrücklich in den Vordergrund all seiner Ratschläge zur Erziehung des Geschlechtstriebes gestellt. In seinem Buche Lienhard und Gertrud hält er es für das Wichtigste, Knaben und Mädchen schon früh das Ideal einer wahrhaft geordneten Ehe mit all ihrem auf die Dauer gegründeten Zusammenwirken, ihrer bildenden Kraft und ihrer segensreichen Fernwirkung vorzuhalten und auszumalen — dadurch erreiche man, daß die erwachenden sexuellen Kräfte und Vorstellungen sich von vornherein und so früh wie möglich mit dem Phantasiebilde der dauerhaften Lebensordnung verbänden — das übe eine bewahrende, reinigende und heiligende Kraft auf alle die erwachenden Regungen aus und leite sie auf die geistige und sittliche Seite des Zusammenlebens der Geschlechter.

Ich möchte die pädagogische Einsicht der alten Ethik noch nach einer andern Seite hin beleuchten, um auch hier zu zeigen, daß es den Reformern zwar nicht an Begeisterung und gutem Willen, wohl aber an psychologischer Kenntnis des wirklichen Menschen fehlt. Wenn man die sexuelle Aufklärungsliteratur der letzten Jahre durchliest, so findet man in der Eingangsbetrachtung meistens einen lebhaften Angriff auf die Naturverachtung und Leibverachtung der christlichen Ethik, und dann kommt ein Hymnus auf die Zeugungskräfte, daß man manchmal meint, wir lebten noch in der Zeit der Astarte- und Priapkultur. Leute, die das Wort ‚heilig' längst aus ihrem Register gestrichen haben, nehmen es begeistert wieder in den Mund, wenn sie vom Mechanismus der Fortpflanzung sprechen, so daß man wirklich das Gefühl bekommt, die Religion sei nicht verschwunden, sondern nur aus der Seele in die Geschlechtssphäre verlegt worden und Gott offenbare sich nicht mehr im Gewissen, sondern in den Zeugungsorganen. Solchen Äußerungen gegenüber muß man es für richtig finden, daß Ellen Key unser Jahrhundert als das Jahrhundert des Kindes bezeichnet — es hat zweifellos noch kein Jahrhundert gegeben, in welchem so viele große Kinder das Wort ergriffen haben, um ihre großen Kindereien an die Stelle erprobter Weisheit von Jahrhunderten zu setzen. Solche Autoren scheinen keine Ahnung davon zu haben, daß alle die großen

Religionsstifter von Buddha und Moses bis Christus jedenfalls durchdringende Kenner der menschlichen Natur waren und Anschauungen geprägt haben, die man nicht mit ein paar einleitenden Phrasen beiseite werfen kann. Man vergegenwärtige sich z. B. auch gerade die Männer, welche in den ersten christlichen Jahrhunderten die sexuelle Ethik des Christentums ausgebaut haben: Das waren gewaltige Naturen, keine abstrakten und blutlosen Theoretiker, sondern Lebenskenner, denen die sinnliche Natur alle ihre Wünsche zugeflüstert hatte, die von Angesicht zu Angesicht alle dämonischen Kräfte kannten und doch gewaltig darüber Meister wurden — von ihnen gilt das Wort, das der Chor der seligen Knaben von Faust sagt: ‚Doch dieser hat gelernt, er wird Euch lehren!' Und was lehren sie uns nun? Keine Spur von Naturverachtung, das ist Fabel und Erfindung — sondern nur die Einsicht, daß die Natur etwas Untermenschliches ist und darum nicht unsere Lehrerin sein kann; daß wir uns von der Natur nicht führen lassen dürfen, daß die Natur nicht in sich selber das Gesetz ihrer rechten Begrenzung trägt, sondern es vom Geiste erwartet und daß die Natur überall da, wo sie sich der geistigen Beherrschung entzieht, zur Unnatur, ja zur Perversität führt.

Wir Modernen kennen ja eigentlich die menschliche Natur gar nicht mehr recht, weil bei uns die Instinkte noch beruhigt und gezähmt sind durch die Nachwirkungen einer gewaltigen religiösen und ethischen Tradition. — Jene großen Erzieher des Menschengeschlechts in den ersten christlichen Jahrhunderten aber lebten in einer Zeit der vollkommenen Auflösung, sie sahen die menschliche Natur in ganzer Nacktheit vor sich, sie sahen, wohin der Mensch kommt, wenn die bloße Natur herrscht und das geistige Leben in ihm nicht durch ganz erhabene Ideale und starke Zucht belebt und befestigt wird. Wer sich eine Vorstellung von den Tatsachen machen will, unter deren Eindruck jene Pädagogen ihre sexuelle Ethik gestalteten, der sehe sich heute in den Ruinen von Pompeji die sexuellen Wandmalereien an, die sich in Privathäusern befanden: da kann man studieren, was der Geschlechtstrieb aus dem Menschen macht, wenn einmal die großen Schutzmächte aus der Seele gewichen sind und die Phantasie und der Intellekt schutzlos den Triebgewalten preisgegeben sind. Auch in unserer Zeit kann man in dieser Richtung schon mancherlei Anzeichen beobachten, die wohl geeignet wären, vor jedem erotischen Götzendienst zu warnen und das Wort des Aristoteles in Erinnerung zu rufen, daß die Natur nicht göttlich, sondern dämonisch ist und demgemäß behandelt werden muß.

Dante definiert unzweideutig diese ganze christliche Grundauffassung mit folgenden Worten, die jedes Mißverständnis ausschließen:

‚Nicht die Natur ist ruchlos und verdorben,
Nur schlechte Führung hat die Welt verdüstert.'

Das heißt also: die Sünde liegt nicht in der sinnlichen Natur, sondern in dem Abfall der Seele von ihrem Führerberuf und in der Unterwerfung der Seele unter die bloße Natur.

Und darum kommt es dieser Anschauung auch keineswegs darauf an, die Natur zu verachten oder zu erdrosseln — die Natur soll vielmehr zu vollkommenem Gehorsam unter den Geist erzogen werden. Vom pädagogischen Standpunkt aber ist ein solcher Gehorsam psychologisch nur zu erzielen, wenn Natur und Geist nicht charakterlos vermengt, sondern wenn das, was gehorchen soll, scharf unterschieden wird von dem, was befehlen soll.

Wenn darum die religiöse Anschauung Natur und Geist in scharfen Gegensatz rückt, so will sie damit nur die einfache Tatsache darstellen, daß eben die bloße Natur den Forderungen des tieferen Menschen auf Schritt und Tritt widerspricht — und dieses wirkliche Verhältnis der Natur zum Geiste soll nicht durch pantheistische und monistische Verschwommenheit verwischt und verborgen werden. Ich möchte hervorheben, daß es sich hier um eine höchst wichtige Erziehungsfrage handelt, besonders auch für junge Leute.

Wer die äußere Natur technisch unterwerfen will, der braucht dazu die strenge reine Mathematik, wer die menschliche Natur dem Geiste untertan machen will, wer den Willen zur Selbsttätigkeit aufrufen will, der braucht dazu ernste strenge Ideale, die das Geistige klar herausheben aus dem Natürlichen und es ganz rein und losgelöst von sinnlichen Einflüssen darstellen. — So allein gewinnt der Mensch einen festen Standpunkt, von dem aus er die Natur seinem Willen unterwerfen kann. Solange dieser Wille selbst noch nicht klar vom Naturhaften, Sinnlichen geschieden, gereinigt ist — so lange bleibt der Mensch auch noch unter der offenen oder heimlichen Diktatur der Sinnenwelt. Dies ist für die ‚Technik der Charakterbildung' von der allergrößten Bedeutung und es leitet uns auch auf die unersetzliche Bedeutung des Gottesglaubens gerade für die Sexualpädagogik. Wenn das Kind zum erstenmal ‚Ich' sagt, so konstatieren wir die erste Lösung der Persönlichkeit von der Außenwelt — wenn der Mensch ‚Gott' sagt und Gott erlebt, so vollzieht sich eine noch stärkere Konzentration: die geistige Persönlichkeit löst sich von der sinnlichen, stellt sich ihr entschieden gegenüber, entdeckt gleichsam ihre volle selbständige Existenz gegenüber der Sinnenwelt. Carlyle sagt einmal von dem Augenblick, wo er den Naturalismus verlassen und einen tieferen Gottesglauben gefunden hatte: ‚Von da ab ward ich ein Mann.' Dies Wort weist uns darauf hin, daß der Mensch notwendig charakterlos bleiben oder werden muß, so lange er Natur und Geist durcheinander mengt — Entschiedenheit, Klarheit und Festigkeit des Wollens ist erst möglich, wenn der Mensch ganz genau weiß, was führen soll in ihm und was geführt werden soll: darum ist die gehorchende und untergeordnete Stellung, welche das Christentum der bloßen Natur anweist, pädagogisch um so richtiger, als die Natur ja selbst genug dafür sorgt, daß sie nicht zu kurz kommt.

Es wäre sehr richtig, wenn jungen Leuten auch in diesem Sinne das bekannte pantheistische Glaubensbekenntnis Fausts erläutert würde: ‚Nenn's Herz, Glück, Liebe, Gott — ich habe keinen Namen dafür, Gefühl ist alles, Name ist Rauch und Schall!' Es ist gar nicht richtig, daß Goethe hier etwa

sein eigenes Glaubensbekenntnis niedergelegt hat, er schildert hier vielmehr nur die religiöse Stimmung des ‚sinnlichen, übersinnlichen Freiers‘, des jugendlichen Menschen, in dem Natürliches und Geistiges noch durcheinander nebelt — es ist das Molluskenstadium, aus dem der Mensch heraus muß, wenn er Mann werden will: Männlich sein aber heißt unterscheiden.

Und gerade das Wesen der echten tieferen Religion besteht darin, daß sie den charakterlosen Nebel teilt, in dem Sinnliches und Geistiges betrügerisch durcheinanderfließen, und dem Menschen in unerbittlicher Klarheit genau zeigt, was Natur ist, wohin die bloße Natur führt, und was Geist ist und was der Geist vom Menschen verlangt. Ich möchte den Pädagogen gerade in unserer Zeit dringend empfehlen, in diesem Sinne mit ihren jungen Leuten die großartigen platonischen Dialoge, Phädon und Phädrus zu lesen, in denen ein höchst lehrreiches Stück Sexualpädagogik steckt — nämlich die Art, wie Sokrates seine Schüler darauf aufmerksam macht, wie die Sinnenwelt durch tausend Schleichmittel und Illusionen sogar unser Denken sich unterwirft und wie man ein wahrhaft freier Mensch gar nicht werden kann, ohne zunächst einmal durch das hindurchzugehen, was der platonische Sokrates die ‚Lösung der Seele vom Leibe‘, seinen Vorspiegelungen, Trieben, Launen und Leidenschaften nennt. Wer das Naturverachtung nennen will, der beweist damit nur, daß er selber noch von den Naturtrieben bestochen und benebelt ist — es handelt sich hier in Wirklichkeit weder um Naturflucht noch um Weltflucht, sondern nur um das gleiche, was wir da draußen in der Elektrotechnik vor uns sehen: Vollkommene Naturbeherrschung, vollkommene Dienstbarkeit der Elemente.

Was die modernsten Reformer des sexuellen Lebens eben von der alten Ethik und Pädagogik scheidet, das ist, wie wir sehen, immer wieder der folgende Hauptpunkt: Sie kennen nicht die ganze Schwere dessen, was den Menschen nach unten zieht, sie wissen nicht, wie hoch darum der Geist erhöht und gefeiert und in seiner reinen Festigkeit gegenüber der Natur gestärkt werden muß, wenn man auch nur ein kleines Maß von Willenskraft und geistiger Freiheit sichern will. Die Modernen zehren eben in ihrer ganzen sittlichen Existenz selber noch, ohne es zu wissen, von dem Heroenzeitalter der Selbstüberwindung, sie haben noch keine Ahnung, wohin die Menschen sinken werden, wenn einmal die großen alten Befehle und die alten riesigen Ideale ganz dem weichlichen Belieben Platz gemacht haben werden, mit dem unser Zeitalter das Triebleben verhätschelt. Auf sexualpädagogischem Gebiete gilt mehr wie irgendwo die Wahrheit, daß nur die allergrößten geistigen Forderungen und Ansprüche dem Triebleben einigermaßen Scheu und Achtung abnötigen. Viele unserer aufgeklärten Pädagogen kommen mir darum vor wie Ingenieure, die gewaltige Ströme mit Flötenspielen regulieren wollen, bis es eines Tages zu spät ist und der Schlamm sich über die Fluren wälzt.

Ich möchte an dieser Stelle noch eine allgemeine Bemerkung machen. Es scheint mir zweifellos, daß die Bewältigung und Einordnung der Naturkraft, die sich im Geschlechtstrieb äußert, an kultureller Bedeutung weit über

alle andere Naturbemeisterung hinausgeht. Leider aber ist gerade unser Zeitalter, statt den großen Gedanken der Naturbeherrschung auch auf das sexuelle Gebiet anzuwenden, gerade hier vielfach in einen ganz traurigen und schlaffen Naturalismus zurückgesunken. Es scheint gerade so, als wollte man sich auf diesem Gebiete von allen Anstrengungen des Geistes erholen und sich einmal von der Natur beherrschen lassen statt umgekehrt. In einem großen Teil unserer sexuellen Literatur ist z. B. die Art und Weise ganz widerwärtig, wie das Wort Geschlechtsverkehr und Geschlechtsgenuß gebraucht wird, als handle es sich da um rein mechanische Funktionen, die mit so gebieterischer Regelmäßigkeit ihr Recht forderten, wie die Funktionen der Verdauung. Es ist vielleicht die allerschlimmste Art von Pöbelherrschaft, wenn die öffentliche Meinung auf diesem Gebiete nicht bestimmt wird durch die großen Meister des Willens und die großen Lehrer der Liebe, die da wußten, daß große Seligkeiten nie ohne große Entsagungen gewonnen und erhalten werden, sondern durch die große Masse der mechanischen Sinnesmenschen, dem Liebespöbel aller Klassen, der keine Ahnung von dem hat, was man die Auferweckung des Fleisches durch den Geist nennt, und der dem dumpfen Druck des Geschlechtstriebes ohne geistiges Ehrgefühl gegenübersteht. Hier gilt es wahrlich, wieder mit hohen und starken Forderungen der Enthaltsamkeit in das Leben einzubringen, und die wahre Lehre nicht durch die Schwäche der Menschen verfälschen zu lassen. Es hat noch kein Zeitalter gegeben, in dem so viel von Freiheit geredet wurde wie in dem unsrigen — aber auch noch kein Zeitalter, in dem der Mensch gerade den allerwichtigsten Freiheitskampf, den Kampf um die Freiheit gegenüber der Triebwelt, so weit aus den Augen verloren hat. Dieser Kampf aber kann, wie gesagt, nur durch die höchsten Anforderungen geführt werden, hier vor allem gilt die Wahrheit des Wortes: ‚Du kannst, denn du sollst!' Gerade die großen Kommandos auf diesem Gebiete sind auch für zahlreiche pathologisch Gefährdete und Gesteigerte ein wahrer Halt und eine wahre Suggestionskur, während das Sichgehenlassen auch die Gesunden pathologisch macht. Dies sollte gerade auch der Pädagoge ganz besonders im Auge behalten.

Von der großen Masse der Menschen wird das sexuelle Problem stets nur unvollkommen gelöst werden — was wir aber brauchen, das ist der heroische Vormarsch wahrhafter Männer, die in ihrem persönlichen Leben Zeugnis ablegen für die Übermacht des Geistes und die mit festem Vorbild und Bekenntnis eindringen in das Reich der Knechtschaft — und was wir ebenso brauchen, das sind wahrhafte Frauen, die Männer verlangen und keine Männchen, und die den Mann in seiner Schlaffheit und Triebhaftigkeit nicht noch bestärken, sondern große Proben der Willensstärke fordern — so wie einst die Frauen der Minnezeit unerhörte Taten verlangten von denen, die ihre Huld suchten. Nur auf solchem Wege der Seelenstärkung im großen Stile werden die Menschen reif zur Liebe werden — auf dem modernen Wege aber werden sie reif für die Nervenheilanstalt.

Im vorangehenden habe ich den allgemeinen ethischen Standpunkt zu begründen gesucht, der mir für die Sexualpädagogik von fundamentaler Bedeutung zu sein scheint. Ich möchte nun noch einige direkte pädagogische Gesichtspunkte für die sexuelle Erziehung aufstellen. Und zwar möchte ich zunächst aufs nachdrücklichste davor warnen, auf diesem Gebiete das Element der intellektuellen Belehrung zu überschätzen. Es ist ganz charakteristisch, daß in unserm intellektualistischen Zeitalter die ganze sexualpädagogische Bewegung begonnen hat mit der sogen. ‚sexuellen Aufklärung', also einer rein intellektuellen Beeinflussung. Man sieht die sexuelle Not und geht davon aus, daß sie vor allem durch richtige Belehrung zu beseitigen sei. Da erinnere ich an das alte Wort, das Ovid seine Medea sprechen läßt: Video meliora proboque — deteriora sequor . . . ‚Ich sehe das Bessere und stimme ihm zu und doch zieht es mich dämonisch zum Niedereren.' Die bloße Aufklärung hilft gar nichts, wenn der Gewalt der niederen Impulse nicht durch eine universelle und planmäßige Charakterbildung, vor allem durch eine starke Willensgymnastik vorgebeugt ist. Daß der Wille auf das Nahen des Geschlechtstriebes vorbereitet werde, ist tausendmal wichtiger als die Vorbereitung des Intellektes. Man spricht mit Recht davon, daß die pädagogische Aufklärung eben der unreinen Aufklärung seitens der Gasse entgegenwirken wolle — man vergißt aber, daß der Geschlechtstrieb selber ein Gassenjunge ist, der auch aus der besten Aufklärung vor allem das heraussucht, was ihn kitzelt und ihn stachelt. Aus diesem Grunde muß jede Aufklärung zur Verstärkung der sexuellen Reizbarkeit führen, wenn der Dreistigkeit der sinnlichen Triebe nicht schon vorher in ganz anderer Weise zu Leibe gegangen wurde. Die Sexualpädagogik muß in allererster Linie Willenspädagogik werden. Man wolle mich hier nicht mißverstehen: Ich will der Aufklärung ihre Notwendigkeit nicht bestreiten, ich möchte ihr aber im Ganzen der sexuellen Erziehung nur eine Nebenrolle zuweisen, während sie bei vielen modernen Pädagogen darin die Hauptrolle spielt. Und zwar trete ich für die Einschränkung der direkten intellektuellen Einwirkung auch noch aus folgendem Grunde ein: Unser Wort ‚Sexualpädagogik' bringt die gefährliche Suggestion mit sich, als sollte nun für das sexuelle Gebiet eine ganz andere direkte Spezialbehandlung ausgearbeitet werden. Die besondere Natur des sexuellen Gebietes aber bringt es mit sich, daß die beste Behandlung gerade darin besteht, die Gedanken davon abzulenken. Darum ist diejenige Sexualpädagogik die beste, die am wenigsten direkt über sexuelle Dinge redet, die dagegen alle diejenigen Charakterkräfte und Gewohnheiten zu wecken versteht, welche den jungen Menschen von selbst in die richtige geistige Haltung gegenüber den erwachenden Trieben setzen. Der Sexualpädagoge soll nicht ein Spezialist sein, sondern gerade ein sehr universeller Pädagoge, der die ganze Pädagogik im Hinblick auf die sexuelle Gefahr revidiert und die Gesamterziehung in den Dienst der sexuellen Bewahrung zu stellen weiß. Ich möchte es darum als meine Grundüberzeugung auf diesem Gebiete aussprechen, daß die beste sexuelle Erziehung eine richtige Gesamterziehung ist. Ich

betone: Eine richtige Gesamterziehung. Das sexuelle Verhalten eines jungen Menschen ist das Produkt seiner ganzen Erziehung — ist diese weichlich und äußerlich oder lediglich intellektuell gewesen, so fällt der Betreffende trotz der schönsten Aufklärung der ersten Versuchung zum Opfer — ist sie stets bemüht gewesen, sozusagen das geistige Ehrgefühl gegenüber allem Sinnlichen und Gemeinen zu stärken, so weiß der Betreffende sogar ohne jede Aufklärung ganz genau, was er zu meiden hat, so wie Parsival bei der ersten Berührung mit Kundry blitzartig die ganze Welt erfaßt, die hinter ihrer Lockung steht. Es ist also das sexuelle Verhalten eines Menschen überhaupt ein Prüfstein darauf, ob seine Erziehung auf der rechten Kenntnis der menschlichen Natur und aller ihrer Abgründe beruhte und ob die allein entsprechenden Gegenmittel angewendet wurden. Von diesem Gesichtspunkte aus ist die sexuelle Haltlosigkeit der modernen Jugend ein wahres jüngstes Gericht über die ganze moderne Jugenderziehung, die den Geist der Jugend so durch die Aneignung von Wissen absorbiert, daß zur Triebbeherrschung gar keine geistige Kraft mehr übrig bleibt. Was hilft uns alle diese Geistesbildung, wenn sie doch nur haltlose Genußmenschen ins Leben sendet und wenn gerade die höheren Schulen, die höchsten Bildungsstätten erfahrungsgemäß nur zu oft wahre Pflegestätten sexueller Laster und sexueller Charakterlosigkeit sind?

Aber auch auf die moderne Charakterpädagogik im engeren Sinne fällt durch die sexuellen Zustände der heutigen Jugend ein schlimmes Licht. Wir erfahren eben durch diese Resultate, daß unsere ganze moderne Erziehung an zu schwachen Erziehungsmitteln krankt. Aus humanen Gründen sind mit Recht die alten groben Zuchtmittel mehr und mehr zurückgedrängt — aber es sind dafür keine inneren Zuchtmittel an die Stelle getreten, es ist keine Anleitung zur Selbstdisziplin an die Stelle der Zwangsdisziplin gesetzt. In tausenden von Familien ist seit Jahrzehnten das erhabene ‚Du sollst‘ der Religion und ihr ergreifender Appell an den geistigen Freiheitstrieb des Menschen verstummt — etwas Neues aber hat Niemand an die Stelle gesetzt. Vielleicht hat nun die wachsende sexuelle Misère unserer Zeit wenigstens das Gute, daß sie an einem frappanten Beispiel die verhängnisvollen Schwächen des ganzen Geistes der modernen Erziehung einmal unbarmherzig ans Licht rückt und dadurch eine Umkehr vorbereitet.

Was nun bestimmte konkrete Vorschläge für eine solche Umkehr betrifft, so möchte ich hier ganz besonders die Willenspädagogik in den Vordergrund stellen. Der französische Pädagoge Payot hat in seinem Buche über die Erziehung des Willens mit Recht bemerkt, bis zum 18. Jahrhundert habe man dem Menschen hauptsächlich von seinen Pflichten gesprochen und dadurch seiner Willenskultur starke und stetige Zumutungen und Anregungen zuteil werden lassen — seitdem aber habe man begonnen, nur noch von seinen Rechten zu sprechen und von der sogen. Autonomie, — damit habe das Zeitalter des Sichgehenlassens, der Willensschwäche und der Zersplitterung begonnen. Was die genannte und vielgefeierte Autonomie betrifft, so haben

wir bisher in der Tat nur das Auto, aber nicht die Nomie, das Selbst, aber nicht das Sichselbstbefehlen; vielmehr hat die Willensschlaffheit, die Nachgiebigkeit an äußere Reize außerordentlich zugenommen; der Mensch ist, um ein Wort Fénelons zu gebrauchen, wie eine Kerze, die an einem windigen Orte brennt. Diese moderne Willensschwäche ist mit schuld an vielen nervösen Erkrankungen, sie ist vor allem schuld an der verhängnisvollen Widerstandslosigkeit unserer Generationen gegenüber den sexuellen Reizen. Viele moderne Menschen verkleiden zwar gern diese Schwäche hinter große Worte — so hat man neuerdings das schöne Wort ‚Lebensbejahung' gefunden zur Aushilfe für Menschen, die zu schlaff sind, sich auch nur einen einzigen Wunsch zu verneinen und die sich verstecken möchten vor der Tatsache, daß große und überschüssige Lebenskräfte von jeher die charaktervolle Versagung als Symbol und Ausdruck ihrer konzentrierten Energie gewählt haben.

Mit Recht fordert der genannte französische Pädagoge den Menschen der Gegenwart zur Wiederbesitznahme seines Selbst auf und es gibt gewiß viele, die ihm hier zustimmen. Der große Fehler besteht nur darin, daß man sich diese Selbstbemeisterung, das Fundament aller wahren menschlichen Freiheit, viel zu einfach und zu leicht vorstellt und nicht sieht, daß harte und strenge Übung hier der einzige Weg ist. Die alte Kirche hat das von jeher vertreten — es ist für die Neueren gut, daß es heute eine Reihe von Psychiatern, Nervenärzten und Heilpädagogen sind, die das Gleiche fordern. Dr. Levy z. B. von der Nancyer Schule sagt mit Recht: ‚Lerne zu wollen. Wollen kann und muß gelernt werden' und Dubois in Bern empfiehlt die strenge Methode der stoischen Philosophie, damit der zerfahrene Mensch wieder die Herrschaft über seine Nerven und Sinne erobere. Ich behaupte, daß das, was die hellenische Erziehung Askese nannte und was die kirchliche Charakterpädagogik weiter ausgestaltet hat, eine ganz unentbehrliche Methode für die Eroberung der sittlichen Freiheit ist und zwar ganz besonders auf sexuellem Gebiete. Auf allen Gebieten glauben wir an das Gesetz der Übung, bei der Verstandesschulung, im Turnunterricht, im Musikunterricht — nur auf dem Gebiete der Willenskraft glaubt man, daß der Meister vom Himmel falle. Mit Recht sagt John St. Mill, der doch gewiß nicht im Verdachte religiöser Vorliebe steht:

‚Wer sich nie etwas Erlaubtes versagt hat, von dem kann man nicht mit Sicherheit erwarten, er werde sich alles Unerlaubte versagen: Wir zweifeln nicht, daß man eines Tages wieder Kinder und junge Leute systematisch zur Askese anhalten und sie wie im Altertum lehren wird, ihre Gelüste zu überwinden, Gefahren zu trotzen und freiwillig Schmerzen zu dulden. Und dies alles nur als einfache pädagogische Übung.'

Die Idee der Askese ist einfach die moralpädagogische Anwendung des Satzes, daß die Offensive die beste Defensive ist. Wer tatenlos die Attacke der Sinnlichkeit abwartet, der wird immer unterliegen — das niedere Ich muß einfach durch kräftige Eingriffe zum Gehorsam vorbereitet und er-

zogen werden. Meiner Ansicht nach besteht darum die fundamentalste und wirksamste sexuelle Erziehung darin, daß schon vor dem Erwachen der Pubertät auf dem Gebiete anderer Triebe freiwillige Übungen in der Selbstüberwindung angeregt werden. Der Nahrungstrieb gibt z. B. ausgezeichnete Gelegenheiten zu solchen Übungen im Selbständigwerden des Geistes und nichts ist leichter, als Kinder und junge Leute für diese Art von Emanzipationsbestrebungen zu begeistern. Man versuche nur einmal, auf Schulpartien solche Anregungen zur Willensgymnastik zu geben in bezug auf Überwindung des Durstes, der Müdigkeit usw. Man wird Wunder erleben, wie groß das Interesse der Jugend an solcher Art von Heroismus ist. Wenn erzieherische Einwirkungen so oft fehl schlagen, so kommt es nicht zum wenigsten daher, daß der Erzieher zu sehr von außen wirkt, statt sich mit den höheren Kräften in der Seele des Jünglings selbst zu verbinden. Das Kind ist ein wachsendes Wesen und lehnt daher instinktiv alle Repression ab — will man es zur Selbstbeherrschung erziehen, so muß man diese moralische Leistung in die Sprache des Wachstums, der Kraft und der Freiheit übersetzen, man muß zeigen, daß die scheinbare Unterdrückung sich in erhöhtes Leben und erhöhte Energie verwandelt. Oder besser gesagt: durch die Betätigung der geistigen Kraft gegenüber der Leiblichkeit wird ein höheres Leben im Menschen frei, das sonst gebunden bleibt. Und man darf nicht bloß bei solchen Anregungen stehen bleiben, sondern man muß anleiten zu dem, was ich die Technik der Selbstbeherrschung nennen möchte, man muß zeigen, wie nur durch langsame Übung im Allerkleinsten diese Willenskraft gewonnen wird und wie jede Überwindung auf einem Gebiete sofort den Sieg auf anderen Gebieten erleichtert — so wie es Shakespeares Portia sagt:

,Beherrscht Euch einmal nur,
Das gibt Euch Kraft
Zu folgender Enthaltung,
Es ändert fast den Stempel der Natur
Und treibt den Teufel aus
Mit Wunderkraft.'

Es gibt viele Mütter, die heute von der Notwendigkeit der sexuellen Aufklärung gehört haben und zitternd auf den Moment warten, wo dieselbe angebracht erscheint. Viel wichtiger wäre es, sie täten das, was Sailer einmal genannt hat: die ,Einführung in die Geheimnisse des heiligen Krieges', sie regten ihre Kinder an, sich öfter einmal ein Lieblingsgericht zu versagen oder einen heroischen Sieg über die Faulheit zu erringen, oder sich in der Nichtachtung von Schmerzen zu üben — alle solche Übungen machen es für den jungen Menschen sozusagen zu einer vornehmen Tradition seines ganzen Organismus, daß der Geist den Körper und die Affekte zum Gehorsam zwingt. Überhaupt ist die allerwichtigste sexuelle Aufklärung nicht die Aufklärung über die geschlechtlichen Funktionen, sondern die Aufklärung über die unerschöpfliche Kraft des Geistes, die animalischen Zustände und Bedürfnisse in Zaum zu

halten und zur Unterwerfung zu zwingen. Läßt man junge Menschen rechtzeitig die Freuden solcher Geistesherrschaft erproben, so hat man ihnen den höchsten Grad von Immunität gegen die sexuellen Versuchungen gegeben. Ich habe jüngern Knaben bei ihrem Eintritt in die sogenannten Flegeljahre gern die Geschichte von Achilles erzählt, der von seiner Mutter als Mädchen verkleidet unter Mädchen erzogen wurde, damit er nicht mit nach Troja ziehen mußte — Odysseus aber ließ die Kriegstrompete vor dem Palaste blasen: da flohen die Mädchen erschreckt, während der Jüngling aber sofort nach den Waffen griff: So wird ein kraftvoller junger Mensch, wenn der sinnliche Trieb seine ersten Zeichen gibt im Organismus, sich nicht feige ergeben, sondern zu den Waffen greifen und wissen, daß ihm der Kampf gegeben ist, um seine Kraft zu reifen und zu stählen. Junge Leute sind fast nie taub gegen solchen Appell und höchst empfänglich für das Wort Nietzsches: ‚Wirf den Helden nicht weg in deiner Seele!'

Ich möchte an dieser Stelle noch besonders darauf aufmerksam machen, daß es gerade in unserem Zeitalter pädagogisch oft außerordentlich schwer ist, junge Leute zu ernsthafter Selbstzucht zu bringen, weil heute unter dem Einfluß des falsch verstandenen Nietzsche und unter dem Einfluß der modernen Auslebetheorie ein ganz außerordentlich oberflächlicher Begriff von Persönlichkeit und persönlicher Lebenssteigerung einhergeht. Gerade auch in den Schriften von Ellen Key z. B. findet man beständig diesen oberflächlichen Persönlichkeitsbegriff, d. h. sie verwechselt fortwährend Persönlichkeit und Individualität; sie sieht nicht, daß die tiefere Persönlichkeit des Menschen gerade erst durch den Kampf mit seiner sinnlichen Individualität und all deren Launen und Leidenschaften zum Leben gebracht wird. Es gilt hier das Wort Christi: ‚Das Weizenkorn blühet nicht, es sterbe denn zuvor.' Und gerade auch Goethe, auf den doch die Modernen als auf den großen Verkünder der Persönlichkeit schauen — gerade Goethe hat hier durchaus die tiefe Auffassung des ‚Stirb und Werde' vertreten und wohl gewußt, daß der höhere Mensch sich erst ausleben kann, wenn der sinnliche Mensch die vollkommene Bescheidenheit, die vollkommene Unterwerfung lernt. Ich würde darum in Besprechungen mit jungen Leuten niemals moralisch gegen das Ausleben polemisieren, sondern einfach fragen: Was wollt Ihr eigentlich ausleben? Den höheren Menschen der Seelengröße und der geistigen Kraft oder den Philister des sinnlichen Genusses? Was versteht Ihr denn eigentlich unter Eurer sogen. Lebenssteigerung? Kennt Ihr denn die wahre Gesundheitslehre der Lebenskraft, wißt Ihr, daß Beherrschung, Konzentration und Überwindung die wahre Hygiene der Lebenskraft ist? Wenn der Gärtner dem Rosenstock die grünen Triebe wegschneidet, die aus der Wurzel schießen, so tut er es wahrlich nicht, um die Rose zu töten, sondern gerade weil er die Kraft des Stockes sozusagen verdichten und konzentrieren will, damit die Rose hervorgebracht wird — genau dasselbe will eine ernsthafte Askese vom Menschen, sie beschneidet sein sinnliches Ausleben, damit die höhere Persönlichkeit, das Ergebnis aller Konzen-

tration und Sammlung, zur Blüte komme. Und denjenigen, die immer über das Abtöten witzeln und vom Erdrosseln der Triebe sprechen, ihnen würde ich sagen, daß gerade sie den Menschen abtöten, indem sie seinen Willen schwächen durch schlaffe Nachgiebigkeit an Leidenschaft und Begierde und daß gerade sie die Persönlichkeit erdrosseln, indem sie die Welt der äußeren Reize Macht gewinnen lassen über den inwendigen Menschen. Wir sehen ja doch gerade an der modernen Psychotherapie und Heilpädagogik, welche in der Erneuerung eines kräftigen Willenslebens, in der Anregung der geistigen Kraft gegenüber dem Leibe das Fundament aller nervösen und physischen Gesundheit sieht — daß das Gesetz aller Lebenssteigerung und aller wahren Gesundheit eben doch in der Übermacht des inwendigen Menschen liegt. Ich würde gerade diesen Gesichtspunkt von der hygienischen Bedeutung aller strengen Selbstzucht und von der Gesundheitsgefahr aller Niederlagen des Geistes auch geltend machen gegen jene moderne Behauptung, daß die sexuelle Enthaltsamkeit gesundheitsschädlich wirke — als ob ein Geschlechtsverkehr, der vom innersten Charakter gerichtet wird, jemals einen wirklichen Zuschuß an Gesundheit bringen könne. Und auf die wenigen Ärzte, die immer noch an jenen veralteten Befürchtungen festhalten, würde ich ein Wort des Philosophen Comte anwenden, der einmal gesagt hat, solche Ärzte, die bei ihrem Rat nur den tierischen Teil des Menschen im Auge hätten, die sollte man dann auch ‚Tierärzte' nennen.

Ich möchte noch hervorheben, daß mir diese Willensgymnastik für die Mädchenerziehung genau so wichtig erscheint wie für die Knabenerziehung, gerade weil es gilt, den Gefahren des einseitigen Gefühlslebens bei der Frau entgegenzuwirken. Ich möchte behaupten, daß die eigentliche Erziehung des Gefühlslebens vor allem von der Seite der Willenskultur aus zu erreichen ist: die Übung im Herrwerden über körperliche Zustände und äußere Reize verleiht auch die Herrschaft über das Gefühlsleben und gibt den Gefühlen Charakter, d. h. macht sie unabhängig von der Außenwelt, von Launen und Stimmungen und gibt ihnen Konzentration, Stärke und Dauer. Auch wird durch solche Willenskultur die Frau vor den Gefahren geschützt, die aus ihrer impulsiven und suggestiblen Anlage kommen.

Ich möchte im Anschluß an diese Gesichtspunkte einige Worte über die sexuelle Frage im Schulleben sagen. Für die Arbeit der Schule auf diesem Felde scheint mir die oben begründete sexuelle Propädeutik, wie vorbeugende Trainierung des Willenslebens weit geeigneter zu sein, als eine direkte sexuelle Aufklärung. Gegen eine vorbereitende Behandlung der Fortpflanzungsfrage im botanischen und zoologischen Unterricht ist gewiß nichts einzuwenden, es liegen in dieser Beziehung bereits so viel wertvolle Anregungen vor, daß ich mich dabei nicht aufzuhalten brauche. Wohl aber möchte ich mich ganz entschieden gegen eine direkte Aufklärung über die Einzelheiten der menschlichen Fortpflanzung vor einer ganzen Klasse aussprechen. Wer dafür eintritt, der übersieht, daß das Schamgefühl doch die größte bewahrende Kraft auf sexuellem Gebiete ist. Wolfram von Eschenbach nennt das Schamgefühl ‚das

feste Schloß um alle guten Sitten' und Fr. Th. Vischer sagt mit Recht: ‚Heimlichkeit ist nicht Heuchelei — ein Volk verkommt, wenn die Scham ausstirbt.' Wir modernen Intellektmenschen, die wir in alle Gründe des Lebens mit der Reflexion und der wissenschaftlichen Beleuchtung hineinleuchten, wir vergessen nur zu leicht, daß das Schamgefühl aus jenem tiefsten Gesundheitsinstinkt des Lebens stammt, das seine entscheidendsten Funktionen mit dem Schleier des Unbewußten zudecken will, eben weil für alles, was aus der dunklen schöpferischen Tiefe des Lebens kommt, die Reflexion etwas Störendes und Verwirrendes hat. Nietzsche hat einmal sehr richtig darauf aufmerksam gemacht, daß in dem antiken Märchen von der Psyche, die Eros trotz des Verbotes mit dem Leuchter betrachtet, auch die tiefe Wahrheit ausgesprochen ist, daß die grelle Flamme der Reflexion in gewissen Bezirken unseres Lebens furchtbares Unheil anrichten kann. Die berechtigte Gegenbewegung gegen eine falsche Prüderie, also eine Prüderie, die selber schon aus ungesunder Reflexion und nicht aus tieferen Instinkten kommt — diese berechtigte Gegenbewegung ist heute leider wieder weit über das Ziel hinausgeschossen, sie übersieht, daß hinter der uralten Verschleierung des Geschlechtslebens weit gesündere Lebensinstinkte stehen, als hinter der modernen Schamlosigkeit, nämlich der Kampf des unbewußten Lebens gegen die Zudringlichkeit der Reflexion, sowie gegen die Überreizung der sexuellen Sphäre durch die Vorstellungswelt. Wenn sich einst die sexuelle Degeneration und Überreizung unseres Zeitalters noch weiter ausgewachsen haben wird, so wird man vielleicht allmählich begreifen, welche ungeheure Gefahr in der Anfüllung der Seele mit den sexuellen Vorgängen und Tatsachen liegt, welche ungeheure Gefahr sowohl für Eros wie für Psyche, und man wird dann jene Abwehrinstinkte des unbewußten Lebens, die wir als Schamgefühl bezeichnen, wieder besser begreifen und würdigen lernen. Man möge diese meine Ausführungen nicht dahin mißverstehen, als ob ich mich nun gegen die sexuelle Aufklärung überhaupt aussprechen wolle: Ich trete nur für denkbar größte Mäßigung und Zurückhaltung ein und bitte, die unschätzbare sexualpädagogische Bedeutung des Schamgefühls nicht übersehen zu wollen, und prinzipiell von jeder unnötigen Ausführlichkeit abzustehen. Und zwar schon deshalb, weil durch allzuviel Verweilen auf der materiellen Seite des Geschlechtslebens eben diesem Materiellen und Physiologischen allzuviel Ehre angetan und die allerwichtigste Aufklärung versäumt wird, die darin besteht, daß man die höheren Gedanken und Gefühle weckt, durch welche der Mensch das Physische des Geschlechtslebens zu adeln, beherrschen und bewachen sucht. Wir müssen es von diesem Gesichtspunkt aus als einen schweren Übelstand bezeichnen, daß heute eine ganze Reihe von Schriften schon in die Jugend dringen, die weite Kreise völlig unnötig mit allen möglichen widerwärtigen Perversitäten bekannt machen. Neuerdings ist sogar ein Buch zur Aufklärung für junge Mädchen erschienen, das so ziemlich den Gipfel aller pädagogischen Verirrung erreicht, indem es diesen jungen Mädchen bereits von Sadismus und Masochismus und Fetischismus zu erzählen für nötig hält. Das

ist doch gerade so, als wollte ich zur Aufklärung über die Pest Pestbazillen in die Familien schicken. Es kann demgegenüber wahrlich nicht genug betont werden, daß die echte Sexualpädagogik nicht darin besteht, jungen Leuten alle die materiellen Prozesse des sexuellen Gebietes bis ins einzelne aufzudrängen und sie von allen schmählichen Einfällen eines entarteten Geschlechtstriebes zu unterrichten, sondern ihnen vielmehr die erhabenen Einfälle des Menschengeistes nahezubringen, diese materiellen Dinge in einem heroischen Stil zu überwinden und dem Geiste unterzuordnen — nicht um den Eros zu erdrosseln, sondern um ihm von solcher Seelengröße aus auch eine höhere und reichere Liebeskraft einzuflößen. So wie Kingsley sagt: ‚Man muß ein edles Leben geführt haben, um edel zu lieben.'

Ich möchte im Anschluß an diese Erörterungen vor allem auch vor einer zu frühen Aufklärung warnen, die gerade bei modernen Kindern zu sexueller Frühreife führen kann — ich würde den Gefahren der Aufklärung seitens der Gasse lieber durch eine sorgfältige Gesamterziehung als durch allzufrühe Belehrungen entgegenwirken.

Nach dieser Abschweifung über sexuelle Aufklärung kehre ich zu den Aufgaben der Schule zurück. Ich habe gesagt, daß der Lehrer hier durch indirekte Methode, durch Willensanregung weit Besseres wirken kann, als durch direkte Aufklärung. Alle Schularbeit, alle Schuldisziplin und aller Lehrstoff muß so viel wie irgend möglich auf die Kultur des Willens bezogen und von dort aus inspiriert werden. Ich habe in Jugendkursen schon mit zwölfjährigen Knaben und Mädchen über die Frage gesprochen: Welche Gelegenheiten zur Willensübung gibt es in der Schule? Die Kinder fanden eine Fülle von Gelegenheiten und interessierten sich außerordentlich für das Thema. Es war ihnen wie eine Entdeckung und Offenbarung, daß man die Schule auch zur Kraftbildung benutzen könne. Ich bin bei solchen Gelegenheiten immer ganz erstaunt, zu sehen, wie neu es den Schülern ist, auch unangenehme Schularbeiten einmal vom Standpunkte der Willensgymnastik zu betrachten. Daß man z. B. durch absolute Präzision, Reinlichkeit und Selbständigkeit einer Arbeit an Willenskraft und Festigkeit auf allen Gebieten zunimmt und durch Nachlässigkeit auch in anderer Beziehung kraftlos wird — das war ihnen eine durchaus überraschende Erkenntnis und brachte ihnen doch zahlreiche eigene Beobachtungen zum Bewußtsein. Es ist ganz außerordentlich bedauerlich, daß in unseren Schulen nicht viel mehr die Charakterbildung als vornehmstes Bildungsziel im Mittelpunkte des ganzen Schullebens steht. Wäre das der Fall, so könnte man nicht nur den Charakter durch weise moralpädagogische Behandlung und Benutzung des Schullebens bilden, sondern umgekehrt auch eine tiefere Inspiration für viele Schulforderungen bekommen, deren Erfüllung man heute durch eine rein äußerliche Disziplin ohne tiefere Seelsorge zu erreichen sucht. Ich möchte gerade auch vom sexualpädagogischen Gesichtspunkte beklagen, daß leider noch immer in unseren Schulen statt solcher Verbündung mit den tieferen Charakterkräften des Kindes vielfach eine höchst ehrenrührige

Disziplin herrscht, die mit Prügeln und groben Worten das Ehrgefühl der Jugend herunterbringt. Der beste Schutz gegen geheime Laster der Schuljugend ist aber gerade ein fein entwickeltes Ehrgefühl, so wie es z. B. auf den amerikanischen Schulen gepflegt wird. Der Titel von Schillers Abhandlung: ‚Der Verbrecher aus verlorener Ehre' hat eine sehr tiefe pädagogische Bedeutung — gerade in der Jugend ist das Ehrgefühl das Fundament aller moralischen Reinlichkeit, und ein Lehrer, der leichtfertig mit dem Ehrgefühl seiner Jugend umspringt, wird geradezu schuldig an ihrer moralischen Degeneration.

Der Mangel an planmäßiger Charakterbildung in unseren Schulen ist auch deshalb ein ganz unhaltbarer Zustand, weil im Schulleben selbst eine ganze Reihe von schweren Versuchungen liegen, die gewiß zur Stärkung des Charakters führen können, wenn sie seelsorgerisch behandelt werden, die aber sonst geradezu den ganzen Charakter untergraben. Da sind in erster Linie die Gefahren der kollektiven Ansteckung. Nietzsche sagt einmal: ‚Gemeinschaft macht gemein.' Das ist gewiß sehr derb gesagt, aber es ist ein richtiger Hinweis auf die außerordentlichen Gefahren, die dem Individuum durch die imponierende Suggestion der Masse drohen. Diese Gefahren sind im Schulleben ganz überwältigend groß. Knaben folgen einander wie Schafe zum Guten und Bösen. Diese sozialen Suggestionen aber sind gerade auf sexuellem Gebiete das Verhängnisvollste. Gerade hier hätte die eigentlichste Charakterbildung einzusetzen, die Pflege der individuellen Selbständigkeit gegenüber der Masse, die Befestigung des persönlichen Gewissens, und andererseits die Herausbildung einer ernsthaften öffentlichen Meinung, die das Individuum erzieht, statt es zu verderben. Hier kann ein Lehrer durch ein paar gute Worte oft die segensreichsten Anregungen ausstreuen und die öffentliche Meinung der Klasse zur Mitarbeit gerade in bezug auf sexuelle Sitten bringen. Leider aber herrscht hier ein großes laisser faire und dieses laisser faire beginnt sich nun tragisch zu rächen durch den epidemischen Charakter, den die sexuelle Verwilderung in vielen Schulen annimmt. Jede ernsthafte Charakterbildung ist schon in sich selbst sexualpädagogisch. Stände die ethische Einwirkung mehr im Mittelpunkte der Schule, so brauchte man in den kritischen Jahren nur einen kurzen Hinweis auf den neuen Feind, nur einen Appell an längst gepflegte ethische Interessen und die Sache wäre erledigt. Unsere modernen Sexualpädagogen täuschen sich schwer, wenn sie meinen, man könne in die moderne Wissensschule mit ihren spärlichen und oberflächlichen moralischen Anregungen plötzlich ganz isoliert eine breite Information über ein sehr reizbares Gebiet der menschlichen Natur stellen und dessen Gefahren dann durch Appell an eine gänzlich ungeübte Willenskraft, ein ganz unentwickeltes Verantwortlichkeitsgefühl und ein vielfach schwerbeschädigtes Ehrgefühl bekämpfen!

Ich habe im Vorangehenden hauptsächlich auf die Bedeutung der Willenspädagogik für die sexuelle Bewahrung der Jugend hingewiesen. Ich möchte noch ganz kurz auf einige andere natürliche Kräfte und Interessen auf-

merksam machen, die pädagogisch ebenfalls sehr wichtig sind. Vor allem die Erziehung zur Ritterlichkeit. Es ist merkwürdig, daß in aller gesunder Jugend der erwachende sexuelle Trieb durchaus nicht nach sofortiger Befriedigung verlangt, sondern zunächst lebhafte Gefühle ritterlicher Hingebung erweckt, ja man darf sagen, daß der jugendliche Trieb zunächst sich viel weniger auf das Weibliche als auf das Ewigweibliche richtet. Diese Tatsache muß sich die Sexualpädagogik vor allem zu nutze machen, um jene höheren Gefühle, welche durch die Pubertät ausgelöst und gesteigert werden, als Gegenmittel gegen jede rohe Entartung des Trieblebens zu verwerten. Gerade hier kommt es oft nur auf ein gutes Wort an, das die in jungen Leuten bereit liegende Ritterlichkeit aufweckt und ihre Konsequenzen entwickelt. Man knüpfe solche Besprechungen an das Thema an: ‚Was ist vollkommene Ritterlichkeit?‘ — gerade um das Verlangen der Jugend nach heroischer Ganzheit und Konsequenz zu benutzen. Man zeige, daß die echte Ritterlichkeit gerade darin hervortritt, daß man das Weib auch gegen seine eigene Gefallsucht und seinen Leichtsinn schützt, statt ihn auszubeuten. Freilich müssen solche ritterliche Empfindungen auch wiederum vorbereitet werden dadurch, daß in der ganzen Erziehung nicht bloß die Mädchen, sondern gerade auch die Knaben zu konkreter dienender Fürsorge angeleitet werden und den Mädchen gegenüber auch äußerlich zu ritterlicher Hilfe angehalten werden. Im kritischen Alter muß dann die symbolische Bedeutung all dieser Gewohnheiten dargelegt werden; was sie für die geistige Haltung des Mannes sagen wollen, muß in allen Konsequenzen entwickelt werden.

Was überhaupt solche äußeren Gewohnheiten betrifft, so sei hier auch auf die nicht geringe Bedeutung der äußeren Reinlichkeit für die sexuelle Bewahrung hingewiesen. Alle alten Religionen haben diese innerlich anregende Bedeutung der äußeren Waschungen erkannt und pädagogisch verwertet. In Björnsons Erziehungsroman ‚Das Haus Curt‘ ist eine Mutter geschildert, die ihren erblich mit sehr gewaltsamen Trieben belasteten Sohn durch eine ganz besonders sorgfältige Erziehung zu retten sucht. Unter ihren Erziehungsmitteln steht eine fast raffinierte Reinhaltung des Körpers beinahe im Vordergrunde. Das ist sicher sehr richtig beobachtet. Allerdings darf nicht vergessen werden, daß die Gefahr einer eitlen und selbstsüchtigen Körperkultur dabei sehr sorgfältig vermieden werden muß — es gibt eben ein Wasser der Taufe und ein Wasser der Eitelkeit, ein Wasser des Lebens und ein Wasser des Todes.

Endlich sei in diesem Zusammenhang noch ein sehr wertvoller Vorschlag von Pestalozzi erwähnt, der für Knaben und Mädchen gleichermaßen wichtig ist. Pestalozzi ist mit Recht der Ansicht, daß alle Selbstbeherrschung, alle Scham und alle Besonnenheit darin besteht, daß wir nichts ohne lebendige Gegenwart unseres Gewissens tun oder reden. Solche Allgegenwart unserer besten Überzeugungen aber sei auch etwas, das durchaus geübt werden müßte. Das beste Mittel dazu aber sei die Handfertigkeitsarbeit und besonders die häusliche Arbeit; hier könne man den Geist anlernen, bei allem Tun bis in die Fingerspitzen wachsam gegenwärtig zu sein, alles zu kontrollieren und zu

beseelen und nichts Unüberlegtes geschehen zu lassen. Dies ist zweifellos ein außerordentlich wichtiger Gedanke. Es ist ja durchaus kein Zufall, wenn mit der so ausschließlich intellektuellen Kultur gerade unserer männlichen Jugend so viel ethische Verwahrlosung Hand in Hand geht: Die Gefahr aller bloß geistigen Kultur besteht ja gerade darin, daß der Geist im Abstrakten lebt, aber nicht angelernt wird, den Körper zu kontrollieren und zu durchdringen. Es ist für mich zweifellos, daß es gerade für die sexuelle Erziehung unserer Knaben eine außerordentliche Wohltat wäre, wenn der Handfertigkeitsunterricht obligatorisch würde, und wenn vor allem auch die häusliche Erziehung darauf ausginge, die Knaben zu exakter, sorgfältiger Verrichtung häuslicher Arbeit anzuhalten. Der dänische Pädagoge Palmgren, der so große Verdienste um die Verbreitung des Handfertigkeitsunterrichts hat, behauptet geradezu, daß die höhere ethische Bildung der Frauen zum großen Teil daher komme, daß ihr Geist durch die Hausarbeit mehr daran gewöhnt sei, das konkrete Tun zu beseelen und zu bewachen, während beim Manne alles ins Abstrakte gehe. Hören sie zum Schluß dieser Anregung die Worte, mit denen Pestalozzi in seinem Buch Lienhard und Gertrud die Sexualpädagogik seines Reformers Arner beschreibt: ‚Arner gründete seine Gesetzgebung gegen die Verwirrungen des Geschlechtstriebes vom Liebäugeln hinauf bis zum Kindermord darauf, daß er der Gewaltsamkeit dieses Triebes durch Übung in Bedächtigkeit und Ordnung entgegen arbeitete, ehe er da war. Kam der Geschlechtstrieb dann, so fand er das Haus bürgerlich gewischt und geziert und der Herr des Hauses hatte Kräfte, den bösen Geist an die reinliche Ordnung, die einmal in seinem Hause herrschte, zu gewöhnen und ihn allfällig, wenn er poltern wollte, an die Kette zu legen.‘

Hier ist auch der Grundgedanke der indirekten Sexualpädagogik ausgesprochen, den ich allen meinen Ausführungen zugrunde gelegt habe, der Gedanke, daß die Hauptsache eben die vorbeugende Übung in der geistigen Herrschaft des Menschen über all sein Tun sei. Der Geschlechtstrieb muß eine Hausordnung vorfinden, in die er sich ohne weiteres einfügt — statt daß man aus dem Hauswesen jede charaktervolle Zucht verbannt und dann meint, durch ein wenig sexuelle Aufklärung die entfesselten Dämonen zur Vernunft bringen zu können.

Zum Abschluß meiner Ausführungen kann ich nicht unterlassen, es als meine tiefste pädagogische Überzeugung auszusprechen, daß alle die hier gegebenen Anregungen nur dann von nachhaltiger Wirkung sind, wenn sie durch eine religiöse Grundanschauung inspiriert und ergänzt werden. All unserm Ringen fehlte ein tiefer Sinn, ja selbst die höchste Willenskultur käme in Gefahr, zu einem bloßen Kraftsport auszuarten, wenn sie nicht eingeordnet würde in jene große geistige Lebensanschauung, die von aller tieferen Religion und Philosophie vertreten wird, die Anschauung nämlich, daß diese Sinnenwelt und dieses irdische Leben nicht die ganze Wirklichkeit, sondern nur die Vorstufe und Vorbereitung zu einer höheren geistigen Welt sei. Ferner habe ich schon im Ver-

laufe meiner Darlegungen betont, daß wir das Geistige im Menschen nur dann zu tatkräftiger Auferstehung bringen können gegenüber der gewaltigen Suggestion der sinnlichen Antriebe, wenn dieses Geistige dem bloßen Natürlichen in strahlender Reinheit und Vollendung gegenübergestellt wird. Gewiß liegen im Menschen auch eine ganze Reihe natürlicher Antriebe: Wir spüren ja das bessere Selbst in uns, das Herr werden will über die Materie — aber wir wissen auch ebenso klar, wenn wir uns nicht selbst belügen, daß dieses bessere Selbst noch so zaghaft und so unsicher ist und so durchsetzt von minderwertigen Regungen, daß es erst durch übermenschliche Ideale befruchtet, gereinigt und zum vollen Glauben an sich selbst erweckt werden muß. Und ferner: Die niedere Leidenschaft stellt uns ihre Objekte in ungeheurer Anschaulichkeit vor Augen — dieser Anschaulichkeit ist das Höhere nur gewachsen, wenn es nicht bloß in abstrakter Lehre endet, sondern nur wenn es das Niedere an Anschaulichkeit und Lebensfülle, an Feuer und Willenskraft weit übertrifft. Gerade von diesem pädagogischen Standpunkte aus ist das Christentum von ganz unvergleichlicher und unerreichbarer Kraft. Es ist darum kein Zufall, daß es von jeher gerade auf leidenschaftliche Naturen eine so mächtige Anziehungskraft ausgeübt hat. Ich möchte sagen: Dämonen können nur durch Götter besiegt werden. Gerade Nietzsche hat in allem tragischem Irrtum doch das eine richtig geahnt und erfaßt: Daß das Untermenschliche nur durch das Übermenschliche, die Hölle nur durch den Himmel überwunden werden könne. Daher sein Protest gegen die bloße Moral, die das niedere Leben unterbindet, ohne das höhere Leben in leuchtender Wirklichkeit zu zeigen. Man kann aber in Wahrheit das Ausleben nach unten nur durch das Ausleben nach oben überwinden. In diesem Sinne ist die Religion die größte sexualpädagogische Kraft aller Zeiten.

Wir Modernen sind heute vielfach zu einseitig damit beschäftigt, die sexuelle Frage von unten, von der Materie aus zu lösen — die Religion löst sie von oben, sie geht von der geistigen Heilbehandlung aus, sie gibt keine materielle Aufklärung, sondern sie weist mit majestätischer Gebärde nach oben und sie erregt durch ihre erlösten Gestalten die tiefverborgene Sehnsucht des Menschen nach vollkommener Freiheit, das unstillbare Heimweh der Seele nach ihren ewigen Lebensquellen.





Das Wrack.

Von

Per Hallström.

Draußen auf den Inseln sprach man noch hie und da von dem Vorfall, der sich vor ungefähr einem Mannesalter dort zugetragen haben sollte. Die Stelle war nicht zu verfehlen, und kam man ihr zufällig mit den Fischern nahe, die die Strömlingsnetze auswarfen, dann konnte man ein paar Worte hören, die die Phantasie in Bewegung setzten.

‚Weiter hinauf,‘ erklang es bedächtig warnend, wenn man den Ankerplatz für das Schleppnetz nahe dem Strande suchte, ‚weiter hinauf! Sonst kann die Strömung es hintreiben.‘

‚Was ist „es“ denn?‘ fragte man, durch den bedeutungsvollen Tonfall aufmerksam gemacht.

‚Das Wrack,‘ war die Antwort, als ob es nur ein solches auf der Welt gebe.

Können sich die Gewichte darin verfangen?

Nein, nicht deshalb; dort ist es tief genug. Aber es fragt sich, wie es an einem solchen Ort mit dem Fischerglück sein könnte. Und während man von dem Fischerglück sprach, strich der Blick mißtrauisch über den Fremdling hin, dessen Verhältnis zu den unerforschten und unberechenbaren Mächten, die das Glück oder Unglück menschlicher Unternehmungen bestimmen, zweifelhaft war, freilich mancherlei versprechen konnte, aber auch unnötigen Gefahren aussetzte.

So lange das Auswerfen der Netze dauerte, war es ganz vergeblich, weiteren Bescheid zu bekommen, und Schwergewichte und Pflöcke plumpsten mit Lauten herein, die gleichsam Punkt um Punkt hinter alle Verschwiegenheit setzten.

Erst als alles fertig dalag und in der sonst kaum merklichen spiegelnden Abendbrandung auf- und niederhüpfte, konnte die Rede von einer ziemlich unwilligen Erfüllung des Wunsches sein, das verunglückte Fahrzeug anzuschauen, wenn noch etwas davon zu sehen war.

Viel war es nicht. Es war dort so tief, daß kaum der Vordermast einmal die Oberfläche erreicht haben konnte, und dieser sowohl wie der andere waren jetzt verschwunden, geborgen oder in irgend einem Frühling von dem Eisstoß fortgerissen. Erst wenn man dicht am Wassersaum lange mit der hohlen Hand als Feldstecher hinabgestarrt hatte, konnte man die ganze Reling des geneigten Rumpfes verfolgen. Man sah die abgerissenen Strickleitern, die sich wie Aale über das Verdeck schlängelten, die Schiffswinden mit den müßigen Kurbeln, bereit, vornüber zu rollen wie irgend ein phantastisches Tier, und das Steuer noch so weit zur Seite gedreht, wie in dem letzten verzweifelten Griff, um der Gefahr zu entgehen. Alles war dunkel, schattenhaft, beinahe unkörperlich. Man sah auch die Öffnung der Kajütentür, schwarz wie eine Grube und wie in eine ungeheure Kluft hinab führend. Es war unheimlich trotz seiner nüchternen Nacktheit, wie alles, was einst Menschen angehört hat und dem Griff des Lebens entglitten ist. Kein Seegras und kein Tang hatte hier Wurzel gefaßt, vermutlich der Tiefe wegen. Aber es konnte auch aussehen, als hätte irgend ein Fluch alles Wachstum ferne gehalten. Ein Brachsen-Laich in dichter Schar fuhr durch die Unruhe des Bootschattens auf, und es funkelte metallisch von den breiten Seiten, als er sich um denselben Punkt drehte und verschwand. Es war, als wären hundert Lanzenspitzen durch den Widerschein eines unbekannten gespenstischen Lichtes abgebrochen.

Man konnte unmöglich begreifen, wie ein Fahrzeug hier hatte sinken können, in solcher Tiefe und so nahe vom Lande.

Es war mitten in der Nacht gewesen, erklärte man. Eine Galeasse war es, unbekannt mit dem Ort, und sie war mit großer Geschwindigkeit herangekommen, bei starkem Sturm. Sie war an eine scharfe Klippe gestoßen, zurückgeprallt und gesunken, in die Tiefe geglitten. Wer konnte wissen, wie es zugegangen war? Da lag sie nun.

Also niemand von der Besatzung gerettet?

Nein. Niemand war mit dem Leben davongekommen. Nicht genug damit. Es kam noch Unglück nach.

Ein gutes Stück auf dem Heimweg konnte man mehr hören, die ganze Überlieferung, wie sie entstanden war.

Überlieferungen sind im Munde des Volkes nicht wortreich, sie erhalten sich gleichsam gegen seinen Willen. Man spricht nicht gerne von sich selbst und noch weniger von den Naturmächten, von denen man nicht viel mehr weiß, als daß ihre Art launenvoll und reizbar ist, ihr Wille stumm und geheimnisvoll. Zur Zeit als sie noch mystische, persönlich lebende Wesen waren, nannte man sie nur mit Umschreibungen, denn Namen haben magische Kraft. Obgleich diese Vorstellung jetzt so ziemlich verschwunden ist, ist doch

noch etwas von der Scheu geblieben. Das übrige tut die trockene Art des Volkes. Es ist nicht viel über das Leben zu sagen, das man in seiner ganzen nüchternen Art kennen gelernt hat. Alles geht ganz einfach so und so zu, weil es nicht anders kann. Interessant ist es nicht, und man bedankt sich selbst schönstens, das zu sein. Hat man etwas lebhaft gedacht und gefühlt, so schweigt man darüber. So bewahrt die Überlieferung meistens nur das feste tote Skelett des Geschehnisses in wenigen und ungelenken Worten, und der fremde Zuhörer fragt vergeblich: ‚War es nicht mehr?' Es *war* mehr. Das Skelett ist Teil des lebendigen Lebens gewesen, das man nun erraten muß.

Dazu war Zeit genug zwischen den bedächtigen Worten, die die taktmäßigen Bewegungen der Ruder ausdehnten und abbrachen. Bald war es zu Ende, und die Furche des Bootes glättete sich auf dem bleichgrünen und ziegelroten Spiegel der Bucht, in dem wunderlichen Licht der Sommernacht. Das ist scharf und traumhaft, weich und kalt, berückend, aber in irgend einer Weise feindlich.

Ungefähr so mag es zugegangen sein.

Der Schiffbruch ereignete sich in einem Spätherbst, als es heftig und lange gestürmt hatte. Der Mann, der den kleinen Leuchtturm auf der Schäre zu versehen hatte, hatte nicht hinausrudern und nachsehen können, ob die Lampe wirklich brannte, wie er es sonst gewöhnlich wenigstens ab und zu zwischen den Zeiten tat, wo Öl nachgefüllt wurde. Er war sehr gewissenhaft, und der Gedanke, daß die Flamme erloschen sein könnte, beunruhigte ihn nun beständig, obgleich er kaum wußte, wie das zugegangen sein sollte. Als er den Platz zuletzt verlassen hatte, hatte er eine Schwenkung nach außen zu gemacht, und in der grünen Dämmerung die beiden Lichter gedankenvoll aufblinken und sich schließen sehen wie Augen und mit einer Art von Ewigkeit wie die der Sterne. So sollte es sein, und er hatte dieselbe Freude wie immer daran sie zu sehen, aber das Wasser rings um das Spiegelbild war eisig und dunkel, und die Unruhe stellte sich gleich ein. Wie die Tage vergingen, wurde er rastloser, und jedesmal, wenn er seine Pfeife anzündete, verweilte sein Gedanke bei dem kleinen Flämmchen, und das Zündholz brannte bis auf den Finger hinab, ehe er sich besann, es auszublasen. Am Tage vor dem Geschehnis hatte er in der Hütte, die am besten dazu lag, gebeten, mit ihm dorthin zu rudern. Da wohnten vier Brüder, aber an einen von ihnen konnte man sich gar nicht wenden, denn der war krank. Er war vor ein paar Jahren in Seenot geraten, und freilich mit dem Leben davongekommen, aber er hatte Tage und Nächte lang verhungert und mit eisbedeckten Kleidern auf einer Schäre liegen müssen. Es war ihm so schlimm ergangen, daß er niemals wieder warm werden

konnte, obgleich dann das Fieber kam. Er war ganz verkrüppelt, von Schmerz verkrümmt und so gut wie lahm, und hustete Leber und Lunge heraus, wie man mit einem Bilde sagte, das den Fischen entlehnt ist, die den Angelhaken verschluckt haben, so daß das ganze Eingeweide damit herausgerissen wird. Das Schlimmste war, daß das Unglück sein ganzes Wesen verändert hatte, so daß er bitter und schlecht und neidisch auf alle geworden war, die es besser hatten als er. Er lag Tag und Nacht auf seinem Sopha, drehte dem Licht den Rücken zu, aber wollte bei allem zu Rate gezogen werden und war eine Last für sich selbst und für andere.

Die anderen waren so gute Leute, als es nur in der Gegend gab, und der Leuchtturmwächter erwartete mit Sicherheit, bei ihnen Hilfe zu finden, obgleich die Fahrt nicht ohne Gefahr war. Der Sturm riß ihm die Türklinke aus der Hand, als er kam, und nahm mit jedem Augenblick zu, das Meer lag schwarz und grün hinter dem Strandeis, und der Himmel war nur unruhiges Treiben. Er hätte sogleich das erlangt, was er erwartete, wenn nicht der Kranke auf das Vorhaben aufmerksam geworden wäre.

Nun drehte er sein mageres, in die Länge gezogenes, bläuliches und blutbesprengtes Gesicht, das Gesicht eines geschundenen Pferdes, in das Zimmer hinein. Er war wütend über die umständlichen Reden und den Eifer des alten Mannes.

‚Wovor hast du Angst?‘ fragte er.

‚Die Lampe könnte ausgehen, und dann ...‘

‚Möchte sie doch. Und dann? Na, und was dann?‘

‚Es könnte ein Unglück geschehen, wenn ein Fahrzeug käme.‘

‚Unglück geschieht immer. Du hast ganz ruhig geschlafen, als ich auf der Schäre lag. Alle andern auch. Ich hatte es nicht so gut. Sollen es diese Kerle nur gerade so haben! Im Wasser bleiben ist noch nicht das Ärgste.‘

Solche Gedanken konnten sie, die gesund waren, nicht verstehen, und sie machten sich bereit, das Haus zu verlassen. Da wurde dies für den Gequälten ein Sieg, der zu erkämpfen war, und er bekam förmlich ein bißchen Lust am Leben.

‚Der Sturm wird heute Nacht vorüber sein,‘ sagte er ruhig, ‚das hört man an den Stößen. Er übernimmt sich jetzt. Ich fühle das ganz sicher in meinem Körper. Wartet nur ein bischen bei mir, dann werdet Ihr schon sehen!‘

Und da seine mißhandelten Glieder wirklich die Fähigkeit gezeigt hatten, den Wetterumschlag zu ahnen, hörten die Brüder auf seine Worte. Man brauchte sich ja nicht überflüssigerweise zu plagen. Man vereinbarte einen Aufschub, und unterdessen kamen die Flasche und die Karten auf den Tisch, und die Aufmerksamkeit für die Laute dort draußen wurde weniger

scharf. Niemand achtete genau auf die Zeit. Nur der Kranke hob ab und zu den Kopf und weidete sich an seiner List und vielleicht zum erstenmal in seinem Leben an dem Unwesen des Sturms. Der wuchs beständig und wurde ganz schrankenlos, er pfiff und jubelte in Vernichtungssucht.

'Es kommt so, wie ich prophezeit habe,' sagte er von Zeit zu Zeit. 'Jetzt fällt er bald platt auf den Boden, jetzt taugt er zu nichts mehr. Jetzt kann er keiner Fliege etwas zu leide tun.'

Die Gedanken der anderen waren getrübt, und sie lächelten nur zu seinem ungewohnten und wunderlichen Lächeln und schoben es auf Rechnung des Trinkgelages. Sie fanden es schön, dazusitzen, wo sie saßen. Ehe sie sich's noch recht versahen, war es dämmerig.

Da funkelte es in dem dunklen, hoffnungslosen Blick des Krüppels auf.

'Es wird am besten sein, Licht anzuzünden,' sagte er boshaft, triumphierend. 'Das im Leuchtturm wird wohl jetzt ausgegangen sein. Und ein bißchen fängt es wieder an zu blasen.'

Er ahmte es mit einer kindlichen, aber unheimlichen Verdrehung der Lippen nach, die von der Krankheit gesprungen und wund waren — hoo, hoo, so klang es! Und als er des Hustens wegen abbrechen mußte, hörten sie dieselbe Stimme, groß und wild, von aller Dunkelheit und Einsamkeit über das Hüttendach heulen — hoo, hoo!

Nun begriff man, daß man sich hatte prellen lassen und lachte herzlich wie über einen gelungenen und nicht schlecht gemeinten Spaß. Es war zu spät, um etwas zu tun, und das Ganze war übrigens wahrscheinlich nur falscher Feuerlärm. Man trank und spielte noch ein Weilchen, bis man schläfrig wurde. Nur der Leuchtturmwächter konnte seine Unruhe nicht vergessen, aber tröstete sich damit, daß, wenn sie sich auch als begründet erwies, ihm doch keine Pflichtversäumnis zur Last lag.

Am nächsten Tage wurde das Wrack vom Lande aus entdeckt. Ein paar Tote wurden gefunden und einige Waren, an denen das Fahrzeug erkannt wurde. Die Untersuchung ergab, daß das Leuchtturmfeuer erloschen war. An Öl fehlte es nicht, aber etwas an der Maschinerie war in Unordnung geraten. Der Kapitän und ein Mann fehlte, aber man hatte nicht lange Zeit, nach ihnen zu suchen, denn bald kam das Wintereis. Damit breitete sich Vergessenheit über das Ganze.

Einer der vier Brüder fand es zuerst recht schwer, sich dieser Ruhe hinzugeben. Er war der jüngste und wohl am weichsten veranlagt; dazu war er nicht draußen in der Welt gewesen wie die anderen und hatte nicht gelernt, daß man seine Verantwortung nicht allzu gewissenhaft nehmen darf. Er machte sich die unterbliebene Rettung zum Vorwurf und war eine Zeitlang schwermütig und reizbar. Aber über das Ereignis sprechen durfte er

nicht, denn jede Andeutung trug ihm den Hohn und die Schimpfworte des kranken Bruders ein. Bei diesem entwickelte sich ein förmlicher Haß gegen die unbekannten Toten, denen er die dümmste und verbrecherischste Fahrlässigkeit in Bezug auf die Lenkung des Schiffes andichtete. Dieser Zwang machte den Eindruck für den jüngeren Bruder wohl etwas nachhaltiger, aber eine tiefe Wunde ließ er doch kaum zurück, und vor Weihnachten war er wieder der Alte. Er war ein starker, mutiger und fröhlicher junger Mann und hieß Magnus.

Gegen Frühling, als das Eis aufging, begann man wieder von dem Wrack zu sprechen. Ungewiß, auf welcher Grundlage, ging das Gerücht um, daß dort unten Geld liegen sollte. Und recht bald hatte es feste Form angenommen, und die Summe wurde auf den Reichstaler angegeben. Die Jungen, die früher, ohne sich weitere Gedanken zu machen, gesehen hatten, wie das Rad des Masttops einen Stern in das klare Eisdach gestoßen hatte, sahen ihn nun in den Wellen auf- und niederwogen und mit allerlei Verheißungen winken. Sie saßen lange Stunden mit der Fangleine da und starrten hinunter, sie glaubten allen möglichen Reichtum zu sehen und fischten darnach mit Dräggankern, die meistens im Takelwerk hängen blieben. Das war alles, was erreicht wurde, denn das Wasser war zu tief. Die Erwachsenen wurden von Bergungsversuchen ebenso sehr durch die Einsicht ihrer Zwecklosigkeit abgehalten, wie durch die Ehrlichkeit, da ja das Geld, wenn es da war, auch einen Besitzer hatte.

Aber der Krüppel auf seinem Sopha war von diesem Gedanken wie besessen. Er drehte ihn beständig hin und her, ebenso rastlos wie seine Glieder sich vor Schmerzen krümmten; sein Blick erstarrte und verhärtete sich um einen bestimmten Punkt. Wie er zu sprechen wußte, riß er die Brüder mit, und der Plan wurde entworfen. Magnus, der ein ausgezeichneter Schwimmer war, sollte nach dem Schatze tauchen; das ganze Unternehmen sollte mit großer Heimlichkeit in Gang gesetzt werden. Selbst mußte er mit dabei sein, um es zu leiten, obgleich er sonst seit seiner Erkrankung nicht vor die Tür gekommen war. Eines Morgens, sehr früh, schritt man ans Werk.

Das große Boot wurde in Ordnung gebracht, mit Polstern auf der rückwärtigen Ruderbank, und der Kranke wurde in einer Decke hinuntergetragen und dort gebettet. Die Luft war scharf, und er zerhustete sich beinahe ganz und gar, während er sich wie ein Aal im Netz krümmte; sein Gesicht wurde blauschwarz wie das eines Ertrunkenen, und es war kaum noch Leben in ihm, als man ihn niederlegte. Er sah unheimlich aus, wie er da in der Sonne lag, schmutzig auf seinem schmutzigen Lager und nach Atem schnappte. Die Finger tasteten herum, klauenähnlich, vom Krampf verkrümmt, der Husten gab einen noch dumpferen Laut als der Schlag des

Wassers gegen den Bootsrumpf, die geschwollenen und eiternden Augenlider schmerzten vom Licht. Aber sein besessener Wille besiegte alles, er scherzte und lachte, trotz der neuen Anfälle, die das mit sich brachte; und als sie zur Stelle waren, streckte sich sein Kopf über den Bootsrand hinaus, vorsichtig suchend wie ein Wurm, der aus der Erde kriecht.

Man mußte ihn auf eine kahle Klippe tragen, so daß er den Überblick hatte, da lag er, während die Sonnenwärme zunahm, und vergaß die Schmerzen über dem Wohlbehagen und dem Eifer. Das Boot wurde von den zweien in gerade Linie über dem Wrack gehalten, Magnus entkleidete sich, bekam einen Strick um den Leib und einen Stein in die Arme als Schwergewicht und sprang kopfüber hinein.

Er sollte zuerst nachsehen, wie die Sache stand, und ausprobieren, wie lange er unter der Oberfläche bleiben konnte. Der Krüppel sollte die Zeit mit seiner großen Seemannsuhr markieren, so daß man wußte, wann es bei den späteren, ernstlichen Versuchen notwendig war, ihn hinaufzuziehen, wenn er zu lange fortblieb.

Es dauerte eine ansehnliche Zeit. Die im Boot standen und seinen weißen Körper verschwinden sahen, tasteten ängstlich nach dem Strick, dem Krüppel kam es vor, daß die Uhr stand, so träge wurde der Gang des Sekundenzeigers. Er mußte sie ans Ohr legen, und seinen Husten ersticken, um zu lauschen. Plötzlich tauchte Magnus' Kopf auf, wo sie ihn am wenigsten erwartet hatten, lächelnd, rot und blank, mit keuchendem Atem. Als er sprechen konnte, rief er froh und geräuschvoll wie Badende gewöhnlich:

‚Es sieht rein und sauber aus, das Verdeck ist leer. Wirklich drollig sieht es aus, und ganz scharf kann man sehen. Es ist, als ob alles größer wäre. Vorne liegt Takelwerk, ein paar Strickleitern sind gerissen. Es liegt etwas darunter, ich weiß nicht was.‘

Der Blick des Krüppels leuchtete gierig, und die Uhr in der Hand klirrte gegen die Kette.

‚Du hättest nachsehen sollen, es kann ein Koffer sein. Du müßtest den Strick so haben, daß du gleich eine Schlinge machen kannst.‘ Und er wollte kaum warten, bis der Bruder wieder hinunter konnte.

Aber Magnus stand gutmütig und still im Boote und schnaufte sich aus. Als er fertig war, steckte er den Arm durch eine Schlinge des Strickes, nahm einen neuen Stein und tauchte.

Es war nun eine Fröhlichkeit in dem Ganzen, die alle ansteckte. Das Meer lag licht und blau da, und die niedlichsten kleinen Wellchen tanzten und schlugen an den Felsstrand. Kleine Wolkenzipfel spiegelten sich undeutlich in der gekräuselten Fläche, und es war, als müßte dort unter ihnen ein ebensolcher leichter und lichter Raum sein. Ja, die Inselchen am

Max Liebermann pinx.

Frau mit den Ziegen.



Horizont waren kaum von festerem Stoff, sie schwebten in einem Glanz von bläulichem Silber. Selbst der Krüppel dort oben mußte merken, wie fröhlich alles war. Ein unklarer Gedankenansatz flog ihm durch den Kopf, wie anders doch alles sich ausgenommen hatte, als er zuletzt da war und es nach seinem Leben brüllte, blind, schwarzgrün und eisig. Aber seine Aufmerksamkeit war auf die Uhr gerichtet. Es dauerte lange. Die Zeit war abgelaufen. Vielleicht war Magnus dort unten noch mit dem Koffer und der Schlinge beschäftigt. Besser, noch eine Sekunde zuzugeben! Jetzt war sie aus. Den Strick anziehen!

Die Brüder taten es, und es war für einen Augenblick wie ein Kampf zwischen ihnen und der Tiefe; es riß und zog an dem Seil. Magnus tauchte auf. Er war angegriffener als das vorige Mal und strebte eifrig dem Bootsrand zu, um sich anzuhängen. Es brauchte Zeit, bis er reden konnte, und es kostete ein wenig Anstrengung, einen munteren und unerschrockenen Ton anzuschlagen.

‚Ihr hättet mir bald etwas Schönes angestellt,' sagte er, ‚der Strick lag unter einem der Knoten des Takelwerks. Es war mir ohnehin schwer, ihn loszumachen, und dann zogt ihr noch dazu.'

Der Krüppel interessierte sich nicht dafür.

‚Jetzt bist du ja oben,' rief er. ‚Aber warum hast du nichts mitgebracht? Den Koffer . . .'

‚Es war kein Koffer da.'

‚Warum hast du es denn gesagt? Was war da?'

Magnus kletterte in das Boot und stand da und zitterte ein wenig in seiner Nacktheit. Er hielt die Hände vom Körper ab und sah sie an, mit einer Art von Ekel und gleichsam mißtrauisch.

‚Es war ein Leichnam,' antwortete er düster. ‚Er war in die Stricke verwickelt und lag da und streckte sich ganz verzerrt. Angerührt habe ich ihn nicht, nein ganz bestimmt nicht. Aber gerade darüber bin ich gekommen, mit dem Gesicht ganz nahe zu seinem, und da auf einmal sah ich ihn.

Er sah ihn noch vor sich, grinsend, widerwärtig und verzweifelt jämmerlich, mit geschwollenem, aufgedunsenem, fahlem Fleisch und großen, gelben Zähnen. Er zitterte immer stärker. Dann spie er aus und schlug einen falsch ausgelassenen, kecken Ton an.

‚Na, schöner kann man es schon haben. Ich habe keine rechte Lust auf mehr. Wieviele wollt ihr denn noch eigentlich? Es friert mich auch, ich habe noch nie ein solches Wasser gespürt. Soll ich noch einmal hinunter, dann muß ich einen Schnaps haben.'

‚Das kannst du schon.'

Und sie tranken jeder einen Schluck.

Aber Magnus war noch unschlüssig. Sein Gesicht war blutrot vom Druck, die Augen traten mit streifigen Augäpfeln heraus, und rings um sie war alles verschwollen wie nach einer durchschwärmten Nacht. Er sah viel älter aus als zuvor.

‚Was soll ich denn dort unten?‘ sagte er. ‚Laßt es gut sein!‘

Der Krüppel wurde wütend über diese Schwierigkeiten.

‚Du wirst dich wohl nicht vor Leichen fürchten,‘ pfauchte er. ‚Was können die dir tun? Weniger als ich.‘ Und er verfluchte sein Schicksal, hilflos daliegen zu müssen, während man ihn zum Besten hatte. Das verfing und Magnus verlangte jetzt nur guten Rat.

‚Du mußt in der Kajüte nachsehen, das kannst du doch?‘

‚Das könnte ich schon, wenn die Tür nicht verschlossen ist. Es sah so aus. Vielleicht ist sie ins Schloß gefallen.‘

‚Dann schlägst du sie mit dem Stein ein, bevor du ihn wegwirfst; verstehst du?‘

Magnus verstand.

‚Ich werde es so machen. Aber paßt auf, wenn ich an dem Strick ziehe.‘

Und er wählte sein Gewicht schwerer als früher und mit einer scharfen Ecke.

‚Wenn es also sein soll,‘ sagte er, auf dem Bootsrand balancierend und zielend, um genau an der richtigen Stelle hinunterzukommen und so weit als möglich von der früheren entfernt. Dann sah er sich zögernd um, in dem Wunsch, recht viel Licht in seiner Erinnerung mit hinunterzunehmen, atmete tief, um die Brust anzufüllen und plumpste hinunter, schwer und rasch wie ein Stein.

Den Brüdern im Boot schien es beinahe unheimlich zu sehen, wie das Dunkel seinen weißen Körper verschlang. Obgleich sich die Beleuchtung gar nicht verändert hatte, sah das Wasser nicht mehr so fröhlich aus. Sie begriffen in einer Ahnung, wie es sich für ihn ausnehmen mußte. Der wilde grüne Raum, wie ihn der Sturm zwischen den Schaumwellen aufwühlte, der Meeresgrund mit Klippen und Schlamm und Steinen, wüst, kalt und beklemmend, die schwarzen Schatten in seinen Höhlen, die ganze tote Welt dort unten.

Sie war nicht tot. Da kam ein dumpfer, scharfer Knall und noch einer, so stark, daß man beinahe erschrak. Ehe sie sich noch besannen, daß es das Klopfen mit dem Steine war und daß das Wasser den Laut gegen das große, leere Gerippe verstärkte, geschah etwas Seltsameres und Schlimmeres. Eine weißgrüne Masse drang in einem Wirbel auf die Oberfläche, schoß darüber hinaus, öffnete sich in einem Ring zerstiebender, großer Blasen, so, als hätte irgend ein unsichtbares Wesen da seinen letzten Atemzug getan. Es war Luft, die unten in der Tiefe in dem versunkenen Fahrzeug einge-

schlossen gewesen war, so konnte man es sich nachher erklären, nicht aber im Augenblick. Es war, als ob das Tote, die Menschen, das Boot, alles, was das Wasser lebendig gepackt und erstickt hatte, das Grauen und die Kälte aller Zeiten zum Tage und zur Sonne auftauchten und gespenstisch leise einen Schrei ausgestoßen hätten. Sie hörten es in einem Gewühl von verschiedenen Stimmen und Worten, Jammern, Flüchen, Grüßen heimwärts; und zugleich vernahmen sie, daß es nur das Plätschern von zerstobenem Wasser war, das ihr Ohr erreichte. Es kam Eiseskälte in die Luft und ein widriger, grausiger Geruch, der einen schlechten Geschmack im Munde hinterließ.

Alles nur nach Sekunden gemessen, in denen die Achtsamkeit auf das Signal des Bruders am Strick ängstlich gespannt war. Das kam auch fast unmittelbar darauf mit einem so heftigen Ruck, daß es sie fast umgeworfen hätte, aber sie ermannten sich und zogen den Strick an. Zuerst war es eine tote Last, aber dann kam Bewegung hinein, und es tauchte von selbst ein Stück vor ihnen auf.

Es war Magnus' nackter, weißer Körper, aber die Bewegungen waren nicht die seinen, und das Gesicht auch nicht. Es war kaum lebendig, die Augen waren verglast und doppelt so groß wie sonst, die Lippen blutig gebissen und die Kinnladen aufeinander gepreßt, die Farbe ein streifiges Gemisch von bleich und rot, das schon unbeweglich geworden ist und sich verdunkelt hat. Er kämpfte auf Leben und Tod, um das Boot zu erreichen, aber hatte die Glieder nicht in seiner Macht; einmal ums andere sank der Kopf unter die Oberfläche, und in dem Blick war Schrecken vor etwas, das ihn verfolgte. Da war es schon, es waren zwei. Man hätte an ein doppeltes Sehen glauben können. Aber nur in der Plötzlichkeit der Gefahr; denn der andere war nicht weiß, und er hatte Kleider an. Er war übrigens kaum menschlich, zur Unförmlichkeit angeschwollen, das Haar in verklebten Büscheln und die Nase wie ein langer, weißer Schnabel. Das Wasser rings um ihn bekam einen dicken, öligen Regenbogenglanz, so, als wäre Fett hineingetropft. Nur einen Augenblick war er mit dem Kopf über dem Wasserspiegel, dann drehte er sich langsam auf den Rücken, in einer Art grausiger Gemächlichkeit, die Schwere zog an seinen Füßen und er sank sachte hinab.

Da war Magnus schon am Boot; man riß ihn hinauf und hatte Zeit zu denken, während er starr auf der Ruderbank lag.

Das war natürlich eine der Leichen dort unten. Sie war, als man Magnus hinaufzog, in dem Wirbel mitgekommen, willenlos, gehorsam jeder Bewegung, wie es die Dinge sind, die ungefähr das Gewicht des Wassers haben. Es hätte niemand erschreckt, wenn man darauf vorbereitet gewesen wäre, und man war schon bereit zu lächeln. Aber das Ereignis vorher in seiner Unerklärlichkeit, das Zusammentreffen der beiden machte es wieder unheimlich.

Magnus erholte sich langsam und schlug die Augen zum Blau auf; er lag regungslos auf dem Rücken und starrte hinein. Er wollte hier nicht auf Fragen antworten, er mußte zuerst ans Land, und als er aus dem Boot stieg, hielt er die Augen geschlossen, als wollte er jedem Schimmer der See ausweichen. Er sah in das Felsgestein hinab, als er sprach und begegnete niemandes Blick.

‚Alles war anders, als ich herunterkam, es war dunkler als früher, aber ich sah viel weiter.‘ — Und er zitterte bei der Erinnerung. — ‚Es drückte hart auf der Brust. Ich glaubte nicht, daß ich hinabkommen würde.‘

Der Krüppel hatte es eilig, zur Sache zu kommen. „Hast du geklopft?‘ fragte er.

‚Ich mußte. Das Schloß war zu. Es klang so hart, dicht am Kopf. So bekam ich die Tür auf. Dann . . . muß ich?‘

‚Dummheiten! Wie kam der andere Kerl mit? War er drinnen?‘

‚Als ich auflehnte, schlug es mir entgegen und die Türe wurde mir aus der Hand gerissen. Es zog mich hinab, es brauste um die Ohren, alles war ein Wirbel. Mitten drin stürzte er mir entgegen mit den Händen an meiner Kehle. Ich sah ihn zuerst nicht, ich wußte von nichts. Ich mußte ihn anrühren, um ihn mir vom Leibe zu halten, er war ganz schlüpfrig und kalt. Unheimlich war es. Er grinste mich an, er wollte beißen, und ich kämpfte mit ihm. Er sah aus wie . . .‘

‚Ach was, er war ja tot. Der konnte keinen Finger rühren.‘

‚Du glaubst das. Du wirst es wohl besser wissen. Er warf mich um, und ich glaubte, alles sei zu Ende. Ich wollte schreien, aber da wußte ich, daß das Leben mir entfliehen würde. Es würde aufsteigen in einer kleinen Blase. Ich konnte auch nicht, alles war versperrt. Aber ich riß am Strick und so kam ich hinauf.‘

Der Krüppel überdachte langsam, was er gehört hatte.

‚Das war der Kapitän,‘ sagte er, ‚das ist klar. Er war nach dem Gelde hingelaufen, und ist zurückgeblieben. Hast du es gesehen?‘

Magnus stand grübelnd da und schauderte. ‚Ich habe viel gesehen, ich,‘ antwortete er. ‚Ich habe viel gesehen. Aber es ist, als gäbe es keine Worte dafür.‘

‚Dann kannst du es jetzt ganz leicht finden, was? Du weißt, wohin du gehen mußt. Es wird ein Kinderspiel sein.‘

Das, fanden auch die anderen Brüder, klang arg, und sie schämten sich für ihn. Aber sie staunten dennoch über die Wirkung, die seine Worte auf Magnus hatten.

Zuerst fiel es ihm schwer, sie zu fassen, und er stand still und sah zu Boden und schüttelte den Kopf, um das Wasser aus den Ohren zu bringen und recht hören zu können.

Etwas wuchs in ihm, und er atmete heftig.

‚Meinst du, ich sollte wieder dort hinab,' sagte er, die Worte wie etwas Unfaßbares wiederkäuend, ‚noch einmal hinab, dort hinab?'

Der Krüppel hatte die Augen auf die Uhr geheftet, die in seiner zitternden Hand klirrte; er war so eifrig dabei, die Zeit zu beobachten, daß jede Sekunde ihm ein Verlust schien.

‚Ja gewiß,' sagte er, ‚wozu sind wir sonst hergekommen? Mach, daß du fortkommst!'

Da richtete Magnus den Blick auf ihn, und er sah die entstellte Gestalt mitten im Sonnenschein ganz nahe vor sich. Es war, als hätte er ihn nie zuvor gesehen, und er starrte entsetzt auf das lauernde, harte Grinsen, auf die ganze, gespenstische Erscheinung. Mit einem Male blitzte die Wildheit in seinen Augen auf und er schrie.

Aber es wurden keine zusammenhängenden Worte; davon war er in seiner Raserei, die sogleich die Stärke des Wahnwitzes annahm, weit entfernt. Alle die Gemütsbewegungen, die er in so rascher Folge erlebt, hatten an dem Faden gezerrt, der Empfindungen und Gedanken zu dem zusammenhält, was wir gesunde Vernunft nennen, und nun riß er. Die beiden Brüder neben ihm konnten nur aus abgerissenen Ausdrücken seine Vorstellungen erraten und das erst später, denn sie hatten genug zu tun.

Er wollte sich auf den Krüppel stürzen und ihn ins Meer rollen; er verwechselte ihn in Gott weiß welchen Gedankenverbindungen mit dem Toten, mit dem er dort unten gekämpft und der ihn dort beinahe überwunden hatte. Hier oben wollte er Rache nehmen, die Tiefe sollte das Ihre wieder haben und es behalten. Die Erstarrung, die Dunkelheit, der Haß gegen die Lebendigen sollten dort hinabgetrieben werden, wo sie hingehörten.

Hier mitten in dem klaren Licht wurde das Ganze zu einer so grausigen, unbegreiflichen und seltsamen Szene, daß ein unvorbereiteter Zuschauer sie gar nicht für wirklich gehalten, sondern geglaubt hätte, in einen wahnsinnigen und aufregenden Traum versetzt worden zu sein. Für die Mitspielenden, die noch im Besitz ihrer Sinne waren, war es nicht viel besser.

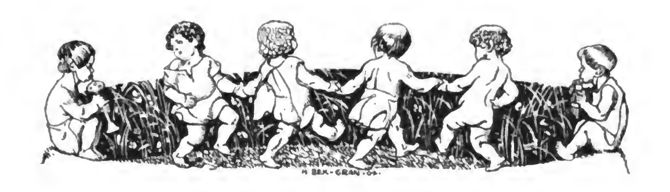
Die Kräfte des Wahnsinnigen schienen verdoppelt, sein feuchter, nackter Körper entglitt dem Griff, und das Gestein war schlüpfrig. Der hilflose, arme Tropf zu seinen Füßen war nahe daran, mit dem Leben für seine Gier zu büßen; er wurde an das Ufer geschleppt und brüllte und flehte um sein Leben, mit einer Stimme, die kaum menschlicheren Ausdruck hatte als die Schreie des Widerwillens und Hasses des rasenden Bruders. Die Nacktheit und die ungezügelten wilden Bewegungen des Angreifers gaben ihm etwas Tierisches; und es war unheimlich, ihn auf diesen elenden Fetzen eines Mannes treten zu sehen. Die beiden Brüder waren nahe

daran, in ihrer Bestürzung über diese beiden plötzlichen unbegreiflichen nnd unbekannten Wesen alles fallen zu lassen, aber der Jammer hielt ihr Mitleid wach. Es wäre ihnen nicht gelungen, etwas auszurichten, wenn sie nicht gemerkt hätten, daß der Strick noch an Magnus' Arm hing. Damit konnten sie ihn einfangen und fesseln.

Er wurde weniger wild, wenn er nur den Blick von der See und vom Bruder abwenden konnte. Man schleppte ihn ins Gehölz und da beruhigte er sich endlich. Aber es brauchte viel Zeit und Überredung, um ihn zu bewegen, ein Kleidungsstück anzulegen, denn die Hitze und Angst des Wahnsinnigen vor jedem Druck brannte schon in ihm. Man mußte ihn über Land heimführen. Es ging gut, und als er zu Bett gebracht war, kam mit dem starken Fieber die Bewußtlosigkeit.

Seine Gesundheit erlangte er später wieder, aber mit dem Verstand ging es nicht so gut. Oft war er nahe daran, wieder hergestellt zu werden. Aber dann fingen die Gedanken wieder an. Er hatte all das, was er in dem Wrack erlebte, in scharfer und deutlicher Erinnerung und sprach davon mit jedem, den er traf, grübelte darüber, versank darein in einer Art von kindlichem Schreck. Er schien die Vorstellung zu haben, daß der Boden, auf dem er ging, dünn und gebrechlich war wie Eis und jeden Augenblick weichen und einer bodenlosen Tiefe des Entsetzens Platz machen konnte. Auch die Gewissensbisse vom vorigen Herbst fingen wieder an, an ihm zu nagen; er glaubte sich ewig verdammt, weil er es unterlassen, Hilfe zu bringen. Als der Stumpfsinn sich seiner bemächtigte, war es für die anderen ebensosehr eine Befreiung wie für ihn selbst.

Den Bruder konnte er nicht sehen, aber als er bald darauf starb, wurde es dennoch nicht besser. Die See war noch da, und er fürchtete sich vor ihr wie vor einem heimtückischen Tier oder vor der Dunkelheit, belächelt von jenen, die es nicht besser verstanden. Er ging harmlos einher mit seinen tappenden und ängstlichen Schritten wie auf dünnem Eis, und jede Bewegung war wiegend, um die Last so unmerklich als möglich zu machen; wenn er irgendwo das Wasser aufleuchten sah, machte er plötzlich kehrt, aber aus seinen Augen stahl sich ein Blick, wie von einem persönlichen, lebendigen mythischen Wesen, voll Haß und Heimtücke gegen die Menschen, voll Wildheit und Betrug. Wenn der Wasserspiegel auch noch so hell und sorglos lächelnd in der Sonne lag, sah er des Sturmes weißgrüne Augen darin, und alles, was unbekannt, über Menschenmaß, über Menschengedanken war, in seiner Tiefe. So lebte er weiter auf seiner Insel, bis er starb.



Jean Pauls Levana.

Von

August Hackemann.

Die immer weiter eilende Zeit bringt immer wieder Gelegenheit, auf große Tage der Vergangenheit in bestimmt abgerundeter Frist zurückzublicken, mit Dank oder Stolz, Wehmut oder auch etwas Beschämung, je nachdem. Sind nicht wir Heutigen etwas den alten Leuten ähnlich, die sich so gern und so treu erinnern, während es mit großem Erleben und Tun für sie vorbei ist? Doch wer will die Frage beantworten, ob eine große Lebensgemeinschaft, eine Nation oder etwa eine Gruppe von Nationen, alt geworden ist oder noch viel von ihrem Leben vor sich hat!

Hundert Jahre sind mehr als ein ganz ausgelebtes Menschenleben. Aber der Mensch ist es überhaupt nicht, der das Altwerden am besten verträgt. Theophrast klagte die Natur an, daß sie manchen Tieren ein höheres Alter gönne, als dem König der Schöpfung. Indes, wieviel tote Sachen überdauern die Jahrhunderte, in denen die Lebenden alle, die mit ihnen zu tun hatten, ins Grab sanken und vermoderten. Dann aber gibt es noch etwas zwischen den toten Sachen und den lebenden Wesen: Kunstwerke und Bücher. Nicht gerade vielen auch von dieser letzteren Gattung werden hundert Jahre Lebensdauer beschieden, aber doch auch nicht ganz wenigen. In diesem Jahre sind es hundert Jahre her, daß Jean Pauls Levana in die Welt ging. Das Buch hat seitdem nicht so fortgelebt, wie es die schriftstellerischen Erzeugnisse allerersten Ranges tun — oder tun können, denn auch deren Lebenskraft läßt zu Zeiten nach (die sich ablösenden Geschlechter gleichen sich nicht genug, um ihre Herzen denselbigen Werten gleich voll zu öffnen): aber sie gewinnen ihre Kraft dann wieder, und man darf von einer ununterbrochenen Wirkung reden. Ganz so ist es eben bei Jean Pauls Levana wohl nicht. Als sie ans Licht trat, erweckte sie das hohe Wohlgefallen der besten Zeitgenossen, unter allen Edlen versagte kaum einer ihr sein Lob, und groß war der Kreis derer, die ihren Inhalt dankbar in sich aufnahmen. Aber es war zugleich die Periode der hellen Schriftstellerglorie ihres Autors überhaupt, und nach einer Reihe von Jahrzehnten war diese Glorie sehr verblaßt. Für

die gebildete Gesellschaft blieb ihr Träger fast nur ein Name, eine Erinnerung, eine seltsame Gestalt aus einer anderen Welt, die jetzt mehr verstimmend wirkte als anziehend und mehr belächelt ward als befragt. Daß darum doch seine schriftstellerische Wirkung nicht für immer erschöpft sei, daß man auch für sie wieder ein Herz gewinne, dafür sprechen gewisse Anzeichen der jüngsten Zeit. Ich denke an den Ton, in dem das Buch von Ferdinand Joseph Schneider über Jean Pauls Jugend gehalten ist, und an andere Stimmen jugendlicher Männer. Die Levana konnte das Los der Dichtungen ihres Autors nie ganz teilen, wie übrigens auch dessen kleinere humoristische Schöpfungen das nicht getan haben.

Unter denen wenigstens, denen die Erziehungswissenschaft etwas Ernstes und Großes war, und die keine klangvolle Stimme ungehört lassen wollten, wenn sie über die unerschöpflichen Probleme dieses Gebietes sich vernehmen ließ, unter ihnen konnte Jean Pauls von Leben durchtränktes Buch über Erziehung nicht wirklich vergessen werden. Aber auch denen, die nicht durch ihr persönliches Studiengebiet zu ihr hingeführt werden, allen eigentlich, die sich um Kindheit und kindliche Entfaltung, um die Rechte des Kindes und die Pflichten ihrer Hüter und Leiter kümmern wollen, darf sie wahrlich neu empfohlen werden — zu einer Zeit, wo man nach wahrhaft wertvollen Erziehungsprinzipien von allen Seiten ruft und sucht und sich meist nur von jähen Anwandlungen, gradlinigen Theorien, impulsiven Protesten fortgerissen erweist.

Mit dem Namen Jean Paul war der Pfarrerssohn und arme Kandidat Friedrich Richter vor die deutsche Leserschaft in dem Augenblicke getreten, wo er eine Art von pädagogischem Roman, die ‚Unsichtbare Loge‘, veröffentlichte, nachdem Früheres (die ‚Grönländischen Prozesse‘, die ‚Auswahl aus des Teufels Papieren‘) sehr geringen Erfolg gebracht hatte; und daß er in seinem Lande gern etwas Ähnliches würde wie Jean Jaques (d. h. Rousseau) für das seinige oder vielmehr für die weitere Kulturwelt, das wollte er mit jenem Namen andeuten. Sein pädagogischer Roman war schon von zu groteskem Inhalt, um irgend eine ernstliche Anerkennung zu finden; er schien Rousseaus kühne Voraussetzung übertrumpfen oder parodieren zu wollen. Denn nicht nur abseits vom Stadtleben und der gewöhnlichen Menschengesellschaft, wie der Emil, sondern unter der Erde für die gesamten ersten acht Jahre ließ dieser Autor seinen jungen Helden erziehen, damit er dann erst in das Erdenleben einträte und eine unbeschränkte Empfänglichkeit zugleich mit stiller Tiefe und Sammlung des Wesens mitbrächte. Es war kein Zufall, daß Jean Paul Friedrich Richter sich zum zweiten Male und in unvergleichlich ernsterer Weise über Erziehung zu schreiben vorsetzte. In gewissem Sinne erzieherisch hatte er eigentlich immer seine Schriftstellerei gedacht und geübt. Als Satiriker, Verkehrtheit aufdeckend und verkehrte Schätzung korrigierend, als Romandichter, ideal angelegte Menschengestalten durch Irren und Wirren auf die Höhe ihres Geschickes geleitend, als Humorist, mit sich selber zugleich die Leser über die Enge des Menschenlebens und auf die Höhe des Menschentums erhebend,

außerdem als ein im Innersten auf ethische Vervollkommnung gerichteter und dieses Streben immer irgendwie bekundender Mensch. Und wie er als Knabe seine Bildung eigentlich immer neben dem ihm zuteil werdenden Unterricht her gesucht und errungen hatte, so hatte er seine Selbsterziehung weiterzuführen niemals aufgehört. Er hatte auch in seiner äußeren Armut manche Jahre hindurch eine bescheidene, aber keineswegs alltägliche Schulmeisterei zu treiben gehabt und den ihm anvertrauten Zöglingen zugleich mit viel Liebe auch ungemeinen Eifer einzuflößen vermocht. Er hatte von je in unvergleichlicher Weise die Poesie der Kindheit empfunden und eine innige Liebe zu der Kinderwelt mehr und mehr gehegt und bekundet. Er war nun seit Jahren glücklicher Familienvater, hatte die Entwicklung seiner drei jungen Kinder von Anbeginn mit größter Aufmerksamkeit verfolgt und mit größtem Ernste verzeichnet, hatte ihre Erziehung mit vollem Bewußtsein der Ziele und der Grundsätze und bereits mit schönem Erfolg begonnen. Er hatte die Höhe des Dichterruhms erstiegen und überstiegen, hatte sein Bestes auf diesem Gebiete mit Hesperus, Siebenkäs, Titan, den Flegeljahren geleistet und fühlte ein Bedürfnis, vom phantasierenden Gestalten auszuruhen, um sich ruhigem Durchdenken zu ergeben. War er doch immer etwas zwischen Dichter und Denker gewesen, sowie sich denn sein Denken oft allzu sehr zwischen seinem Dichten hindurchrankte. So entstand die ganz originale und für jedes unbefangene Urteil verdienstvolle ‚Vorschule der Ästhetik‘, und so trat nur etwa ein Jahr später die Levana oder Erziehungslehre ans Licht.

Der Göttin Levana Hilfe riefen die römischen Frauen an, damit sie dem Vater des neugeborenen Kindes ins Herz gäbe, es aufhebend als das seinige anzuerkennen, also sich ihm als Vater verpflichtet zu fühlen. An die Herzen der Erzeuger möchte unser Dichter rühren, damit sie ihren Kindern alles das seien, was sie ihnen im höheren und höchsten Sinne schuldig sind. Und so wie schon dieses Bild es andeutet, ist auch weiterhin im Buche die dürre Sprache der strengen Theorie gemieden, immer wieder tritt allerlei besondere Einkleidung samt Scherz und Witz an die Stelle. Der das Buch in Wahrheit durchdringende höchste Ernst hindert nicht, daß der Verfasser zuweilen seiner Neigung eines gewissen neckischen Spieles mit seinen Lesern folgt, daß er z. B. Antritts- oder Abschiedsrede eines gescheiten armen Schullehrers berichtet, anstatt die Gedanken seinerseits unmittelbar darzubieten, die Beichte einer befreundeten Mutter verrät, um alle Verkehrtheiten gedankenloser Erzieherinnen ins rechte Licht zu stellen, Briefe und Träume einflicht, um der theoretischen Darlegung des Ideals einer verantwortungsvollen Erziehung aus dem Wege zu gehen, und sich allerlei willkürliches Durcheinander der Kapitel gestattet, um den Leser zu überraschen und nicht zu langweilen. Dabei strömt sich dann seine reiche Kenntnis des Lebens aus, des inneren noch mehr als des äußeren, des kindlichen zumeist nächst dem weiblichen. Und nur ein geringer Bruchteil seiner Gedanken ist es, dem man die Anerkennung der Richtigkeit wird versagen müssen.

Um die bedeutungsvollsten der in der Levana enthaltenen Grundgedanken der Jean Paulschen Pädagogik kennen zu lernen, erscheint es in erster Linie von Wichtigkeit, sich Klarheit darüber zu verschaffen, welche Ansicht Jean Paul von dem Geiste und der Aufgabe der Erziehung überhaupt hatte; denn je nach der Idee, die der Erziehende sich über das Wesen und die Ziele der von ihm vertretenen Wissenschaft gebildet hat, wird er die zur Verwirklichung dieser Idee nötigen Veranstaltungen treffen.

‚Zum Ziele der Erziehungskunst, das uns vorher klar und groß vorstehen muß, ehe wir die bestimmten Wege dazu messen, gehört die Erhebung über den Zeitgeist: Nicht für die Gegenwart ist das Kind zu erziehen, sondern für die Zukunft!‘ Spricht schon aus diesen Worten Jean Pauls ein hohes, ideales Ziel, zu dem der junge Mensch der ‚leidenschaftlichen Begehrkraft‘ eines ‚schwankenden Zeitgeistes‘ gegenüber erzogen werden soll, so erläutert er es in dem weiteren Verlaufe des Werkes an verschiedenen Stellen noch näher. ‚Gegen die Zukunft, ja gegen die eindringende Zeit ist das Kind mit einem Gegengewicht dreier Kräfte auszurüsten, wider die drei Entkräftungen des Willens, der Liebe, der Religion.‘

Und wenn er bei der Betrachtung von Geist und Grundsatz der Erziehung ‚den gewöhnlichen Eltern‘ vorwirft, daß sie statt ‚eines Urbildes‘ ein ‚ganzes Bilderkabinett von Idealen den Kindern vorstellten‘, so erkennt man daraus, wie ernst es Jean Paul mit der Einheitlichkeit aller Erziehungszwecke nimmt und mit welcher Entschiedenheit er auf ihre Verknüpfung und ihren harmonischen Zusammenschluß zu einer einheitlichen Lebensauffassung bringt. ‚Einen festen und reinen Charakter,‘ mit diesen Worten bezeichnet er das Ziel der Erziehung, wenn er von der ‚Bildung eines Fürsten‘ spricht, und den durch Geburt und Bestimmung ‚auf der Menschheit Höhen‘ stehenden jungen Menschen wollte der Dichter gewiß die reifsten Früchte seiner pädagogischen Lebenserfahrung angedeihen lassen. Doch unterläßt es Jean Paul, in dem weiteren Verlaufe des Werkes, an dieser Ansicht festzuhalten und in wissenschaftlicher Strenge ihre äußersten Konsequenzen zu ziehen. Der kritische Blick des Gelehrten weicht in seiner Ansicht bald dem durch ein äußerst lebhaftes Spiel der mannigfaltigsten Empfindungen gelenkten Urteile des Dichters. Überhaupt tritt in der Levana, wie in den meisten anderen Werken Jean Pauls, wieder höchst charakteristisch für die Poetennatur des Verfassers, der Gedanke von der großen Erziehungsmacht der uns umgebenden Natur, und dem das Individuum treffenden Lebensschicksale stark hervor, und Jean Paul ist sehr geneigt, diesen beiden Erziehern des Menschen eine allzu große Macht einzuräumen, was ja schon an und für sich einem einheitlichen Erziehungsprinzipe, dessen Verwirklichung nur durch die Hand eines denkenden Erziehers, eines Menschen erreicht werden kann, entgegen sein würde. Aber der Verfasser der Levana erinnert andererseits fortwährend an die Wichtigkeit eines Ideals, das dem Erzieher bei seinem Geschäfte voranleuchten soll, bei näherer Bestimmung desselben bleibt er sich jedoch durchaus nicht gleich; darum darf

es uns nicht wundern, wenn Jean Paul seine anfangs innegehaltene Stellung verläßt und bei der Wahl eines Erziehungsideals seinen Blick nicht nach der fernen Zukunft der zur Erreichung gegebenen Erziehungsaufgabe lenkt, sondern die Natur und Beschaffenheit des Objektes, das die Erziehung bei Beginn ihres Geschäftes vorfindet, in den Brennpunkt seiner pädagogischen Auffassung rückt. Durch die Erforschung der Natur des Erziehungsobjektes, das die Erziehung bei Beginn ihres Geschäftes vorfindet, die bei der Geburt des Kindes bereits vollständig ausgeprägt sei, glaubt Jean Paul schon die ganz bestimmten Zwecke der Erziehung gegeben, während ihm diese Erkenntnis doch eigentlich nur dazu dienen sollte, eine klare Einsicht über Art, Anwendbarkeit und Wirksamkeit der Erziehungsmittel zu erlangen. Betrachten wir nun die Ansichten der Levana über die Natur des Kindes näher. ‚Der innere Mensch wird, wie der Neger, weiß geboren und vom Leben zum schwarzen gefärbt.‘ Spricht schon aus diesen Worten die Überzeugung von einer angeborenen Güte der Menschennatur, so erscheint sie bei Jean Paul in voller Gewißheit, wenn er weiter sagt: ‚Ein erstes Kind auf der Erde würde uns als ein wunderbarer ausländischer Engel erscheinen, der ungewöhnt unserer fremden Sprache, Miene und Luft, uns sprachlos und scharf, aber himmlisch rein anblickte, wie ein Raphaelisches Jesuskind . . .‘ ‚So werden täglich aus der stummen, unbekannten Welt diese reinen Wesen auf die wilde Erde geschickt.‘ An gleichem Orte heißt es: ‚Nur die Angewöhnungen an sie (die Kinder) und ihre uns oft bedrängenden Bedürfnisse verhüllen den Reiz dieser Seelengestalten, welche man nicht weiß schön genug zu benennen, Blüten, Tautropfen, Schmetterlinge.‘ In den Grundsätzen, auf welchen diese Äußerungen ruhen, finden wir den Verfasser der Levana in Übereinstimmung mit Rousseau, einem Manne, der durch seine originellen, von den früheren Ansichten über Erziehung abweichenden Gedanken überhaupt eine mächtige Anregung gegeben hatte, und der durch die Macht seiner Ideen — um mit Jean Paul zu reden — ‚in Europa das Schulgebäude bis zu den Kinderstuben herab erschütterte und reinigte‘. Gleich ihm hält unser Dichter den Menschen von Natur aus für gut, wie Rousseau, so schreibt Jean Paul die spätere Entartung des Individuums einer falschen Einwirkung von außen zu. Doch unterscheidet sich wieder der deutsche Dichter von dem französischen Philosophen durch den geringen Grad der Schärfe, mit der er seine Ansicht verteidigt, wie auch durch die Art und Weise, wie ihm die angeborene Güte des jungen Menschen erscheint. Ist nach Rousseau der neugeborene Mensch einem weißen Blatte gleich, das der Erzieher mit Schriftzügen bedecken kann, so daß letzterer ‚eine schöpferische Personbildung aus dem Nichts‘ als seine Aufgabe betrachten muß, so bringt nach Jean Paul jeder Mensch schon eine ganze Anzahl angeborener Geistesschätze und Eigentümlichkeiten mit, die auf sein späteres Leben von ganz entschiedenem Einflusse sind. Diesen ‚inneren Menschen‘, der in jedem Kinde noch umhüllt liegt, nennt er ‚Idealmensch‘. Bei dem großen Einflusse, welchen die Ansicht eines Pädagogen von der angeborenen Natur des Er-

ziehungsobjektes auf den weiteren Auf- und Ausbau seiner Wissenschaft ausübt, ist es nötig, diesen ‚Idealmenschen', wie er Jean Paul vorschwebte, auf Grund der in der Levana über ihn enthaltenen Bemerkungen näher zu bestimmen. ‚Jeder von uns hat seinen idealen Preismenschen in sich, den er heimlich von Jugend auf frei und ruhig zu machen strebt. Am hellsten schauet jeder diesen heiligen Seelen-Geist an in der Blütezeit aller Kräfte, im Jünglingsalter; später verwelkt bei der Menge der Idealmensch von Tag zu Tage — und der Mensch wird, fallend und überwältigt, lauter Gegenwart, Geburt der Not und Nachbarschaft. Aber die Klage eines Jeden: Was hätt' ich nicht werden können, bekennt das Dasein oder Dagewesensein eines ältesten paradiesischen Adams neben oder vor dem alten Adam . . .' ‚Sollte man übrigens den Preis- oder Idealmenschen in Worten übersetzen, so könnte man etwa sagen, er sei das harmonische Maximum aller individuellen Anlagen zusammengenommen.' Doch nicht das Maximum dieser ‚individuellen Anlagen' allein ist ihm der ‚Idealmensch', er ist auch Ideal des zu erziehenden Kindes, Voraussetzung und Ziel der Erziehung zugleich: ‚Das Subjekt trägt sein Ideal in sich, bringt es mit auf die Welt, das Ideal ist die innerste Persönlichkeit des Menschen selbst.' Also das, was die Erziehung einesteils als gegeben voraussetzen darf, was ihr aber wieder als zu erreichendes Ziel vorschweben kann, ‚der innere Mensch', der ‚von dem von seiner Zeit und seinem Jahrhundert verschliffenen Säkular-Menschen so rein und gleichförmig abliegt, wie der Rousseausche Natur-Mensch', das ist nach Jean Paul der ‚Ideal-Mensch', den das Kind ‚als Morgengabe seinem Erzieher darbietet'. Sehr entschieden verwahrt sich unser Autor gegen den Glauben, als nehme er den Preis- oder Idealmenschen, der ‚in jedem Einzelwesen wohnen und atmen muß', als bei sämtlichen Individuen nur in einer bestimmten Form auftretend an; er ist vielmehr nach seiner Auffassung so sehr von dem jedes anderen Menschen verschieden, daß selbst die scheinbarste Ähnlichkeit, die man entdecken möchte, im Grunde nur eine Täuschung wäre: ‚Der Idealmensch Fénelons — so voll Liebe und voll Stärke — der Idealmensch Catos — so voll Stärke und voll Liebe — könnten gleichwohl sich nie gegeneinander ohne Geisterselbstmord auswechseln oder seelenwandern'. Steht also Jean Paul in seiner Ansicht von der angeborenen Güte der menschlichen Natur auf Seite Rousseaus, so erinnert er in der Auffassung und Erklärung von seinem ‚Ideal-Menschen' lebhaft an Plato und seine Lehre ‚von den angeborenen Ideen'. ‚Nach der Ansicht des genannten griechischen Weltweisen liegen nämlich übersinnliche Wahrheiten (Ideen) ursprünglich im Menschen, bereits vor Vereinigung mit dem Leibe hat die Seele diese Wahrheiten besessen, durch Verbindung mit dem (unvollkommenen) Leibe verhüllt, müssen sie durch richtige Erziehung freigemacht und von der Seele reproduziert werden.' Ist es also nach Jean Pauls wiederholt angeführten Worten seine Überzeugung, daß der Idealmensch dem Kinde angeboren, außerdem sein Ideal, ja seine innerste Persönlichkeit selbst ist, so muß im Hinblick auf den hohen Wert der Individualität es

Hauptaufgabe des Erziehers sein, Sorge zu tragen, daß dieser Idealmensch ungehindert zur Entwicklung gelangen kann; ja das nächste Ziel aller erziehlichen Veranstaltungen muß darauf gerichtet sein, ‚den Idealmenschen, der in jedem Kinde umhüllt liegt, frei zu machen durch einen Freigewordenen.‘ Dasselbe meint Jean Paul, wenn er an einem anderen Orte sagt: ‚In einem Anthropolithen (versteinerten Menschen) kommt der Idealmensch auf der Erde an; ihm nun von so vielen Gliedern die Steinrinde wegzubrechen, daß sich die übrigen selber befreien können, dies ist oder sei Erziehung.‘ Schonende Beachtung des Ideals, ‚ohne welches der Mensch auf vier Tierklauen niedersänke,‘ erscheint um so mehr geboten, ‚als jetzo die meisten Kulturmenschen ein Feuerwerk sind, das unter einem Regen abbrennt, unverbunden mit zerrissenen Gestalten glänzend halbe Namenzüge malend.‘ Mit Recht wendet sich deshalb auch die Levana gegen jene Erzieher, welche diese Individualität nicht zu schonen wissen, sondern ‚stark‘ darauf hinarbeiten, ‚daß das Kind nichts werde, als ihr Stief- und Kebs-Ich.‘ Doch wäre es irrig, anzunehmen, der Levana schwebe der rein abwehrende Modus der Erziehung als Ideal vor und ihr Verfasser rede der negativen Erziehung das Wort, wie sie Rousseau in seinem ‚Emil‘ predigt. Gestützt auf längere Beobachtungen, die er als praktischer Erzieher machte, wußte Jean Paul allzu wohl, daß es eben nur das erste Kind wäre, das ‚als wunderbarer, ausländischer Engel‘ erscheinen würde; die nicht zu ignorierende Wirklichkeit lehrte ihn, zu welch unendlicher Mannigfaltigkeit, auch nach der schlimmen Seite hin, die in dem Kinde wohnenden Keime sich entwickeln können, und so war es ein Tribut, den er der auf jeden Erzieher eindringenden Tatsächlichkeit brachte, wenn er sagt: ‚Ein jeder liegt, so leicht blühend er sich nach oben anschaue, noch belastet mit einer Wurzel in der finsteren Erde.‘ Deshalb hat der Erzieher, von der Individualität, die er wachsen läßt, eine andere zu trennen, die er beugen oder lenken muß. Die Antwort auf die Frage, welche Individualität der Erzieher wachsen lassen und welche andere er beugen oder lenken muß, gibt Jean Paul nun allerdings in eigentümlicher Weise, wenn er hinzusetzt: ‚Jene ist die des Kopfes, diese ist die des Herzens.‘ Einer intellektuellen Veranlagung, die zum Beispiel einer künstlerischen Individualität anhaften könnte, darf der Erzieher ‚nicht den Schlaftrunk schon am Morgen des Lebens geben —‘. ‚Aber ganz anders ist die sittliche zu behandeln; denn ist jene Melodie, so ist diese Harmonie. Einen Euler darfst du nicht durch einen Petrarca entkräften oder diesen durch jenen, denn keine intellektuelle Kraft kann zu groß werden und kein Maler ein zu großer Maler; aber jede sittliche Eigentümlichkeit bedarf ihrer Grenzberichtigung durch Ausbildung des entgegengesetzten Kraftpols, und Friedrich der Einzige soll die Flöte nehmen und Napoleon den Ossian. Hier darf die Erziehung z. B. an dem Heldencharakter Friedenspredigten halten, sowie den Siegwarts-Charakter mit ein paar elektrischen Donnerwettern laden . . .‘ Übrigens bleibe es Gesetz, da jede Kraft heilig ist, keine an sich zu schwächen, sondern nur ihr gegenüber die andere zu erwecken, durch welche

sie sich harmonisch dem Ganzen anfügt.' — Heute würde ein Pädagoge diese Frage natürlich anders beantworten; denn die Psychologie lehrt uns so viele Berührungspunkte zwischen dem intellektuellen und ethischen Elemente der Menschennatur, daß der Grundsatz einer durchaus harmonischen Ausbildung beider bei aller Erziehung leitend sein muß.

Nach der Betrachtung der allgemeinen Ansichten Jean Pauls über Geist und Grundsatz der Erziehung, Natur des Kindes und Individualität des Idealmenschen, in denen offenbar der Schwerpunkt der Levana liegt, wollen wir weiter untersuchen, welche Grundsätze in dem weiteren Verlauf der Darstellung sich über das Einzelne der Erziehung vorfinden. Mit besonderer Wärme wird die Wichtigkeit der Erziehung in den drei ersten Lebensjahren, dieser ‚Dämmerstunde der aufkeimenden Menschheit', betont. ‚Wie die Eier der Sing- und Raubvögel und wie das neugeborene Küchlein der Taube und des Taubengeiers, so verlangen alle anfangs nur Wärme . . . und was ist Wärme für das Menschenküchlein? — Freudigkeit.' ‚Sie läßt die jungen Kräfte wie Morgenstrahlen aufgehen, sie ist der Himmel, unter dem alles gedeiht, Gift ausgenommen.' Die Wichtigkeit der ersten Eindrücke betont Jean Paul mit besonderem Nachdrucke. Er sagt: ‚Alles Erste bleibt ewig im Kinde, die erste Farbe, die erste Musik, die erste Blume malen den Vordergrund des Lebens aus; noch aber kennen wir dabei kein Gesetz als dieses: ‚Beschirmt das Kind vor allen heftigen und starken, sogar vor süßen Empfindungen.' Nicht sie machen den Menschen und das Kind ‚heiter und selig', sondern die Tätigkeit. ‚Die gewöhnlichen Spiele der Kinder sind nun nichts als die Äußerungen ernster Tätigkeit, aber in leichtesten Flügelkleidern,' zugleich aber auch ‚die erste Poesie des Menschen'. Als Spielsachen sind jedoch nicht herausgeputzte Puppen und andere zierliche Gegenstände am Platze, denn ‚an reicher Wirklichkeit verwelkt und verarmt die Phantasie'. Jede Spielpuppe und Spielwelt sei ‚nur ein Flachsrocken, an welchem die Seele ein buntes Gewand abspinnt'. Als bestes Spielmittel wird in der Levana der Sand empfohlen; ihn vermag das Kind auf das Mannigfaltigste zu verwenden. ‚Philosophen! Streuet Sand weniger in als vor die Augen in den Vogelbauer eurer Kinder.' Diejenige Eigenschaft, welche den Charakter des Kindes ganz besonders liebenswert macht, die unbefangene, rückhaltlose Hingabe an unsere Führung, mit einem Wort, den ‚Kinderglauben, ohne den es gar keine Erziehung gäbe', betrachtet Jean Paul als Haupthebel der Erziehung. Eine notwendige Konsequenz aus den humanen Grundsätzen unseres Dichters ist es, daß er sich über Belohnung und Bestrafung in der mildesten Weise äußert. ‚Habt keine Freude,' sagt er, ‚am Gebieten und Verbieten, sondern am kindlichen Freihandeln;' ist aber einmal ein Gebot oder Verbot als unumgänglich notwendig erachtet worden, dann sei es ‚unabänderlich' und ‚einsilbig'. Je jünger das Kind, desto mehr ist Einsilbigkeit notwendig. ‚Erst später sage man mit sanfter Stimme Gründe, bloß um durch die schönen

Zeichen der Liebe den Gehorsam sanfter herbeizuführen usw.‘ Mit Achtung und Liebe betrachte das Kind seine Eltern, mit Pünktlichkeit gewöhne es sich daran, ihr Wort zu erfüllen, aber sein Wille werde nicht durch zu vieles Gebieten und Verbieten geknickt, die ganze frei emporstrebende Persönlichkeit nicht zu einer willigen Maschine in der Hand des Erziehers erniedrigt; nie erfolge ein Gebot oder Verbot, wenn nicht ein höherer Beweggrund dazu antreibt. Also auch in diesem Punkte findet der Grundgedanke der ‚freien Entwicklung des Individuums‘, überhaupt ‚das Prinzip der Liberalität in Erziehungssachen‘ seine Betonung und Verteidigung, auch hier ‚kräftigen und Kraft lassen‘ das ‚erste und letzte Erziehungswort‘. Überzeugt von der angeborenen Güte der Kindesnatur konnte unser Autor es nicht gestatten, daß mit rauher Hand ‚der blinkende Morgentauschimmer‘ von der ‚Menschenblume‘ abgestreift und durch eine verkehrte Behandlungsweise das ‚helldunkle Kindersein durch voreiliges Hineinleuchten mit der nackten Wirklichkeit verkürzt werde‘. So hat Jean Paul in seiner Levana das christliche ‚Lasset die Kindlein zu mir kommen‘ mit wahrhaft psychologischer Meisterschaft kommentiert.

Auch die speziell weibliche Erziehung findet in Jean Paul einen geistreichen Beurteiler und erfahrungsreichen Freund. Ja, man kann mit allem Recht behaupten, daß kein Schriftsteller über diesen Punkt schönere und richtigere Regeln aufgestellt hat, wie unser Autor. Von besonderer Wichtigkeit erscheint ihm diese weibliche Erziehung, ‚denn in weiblicher, in Mutterhand ruht die Erziehung der ersten Hälfte des ersten Lebens-Jahrzehnts . . .‘ ‚Vergesset darum, Mütter, die heiligste Aufgabe nicht, deren Lösung zugleich den schönsten Lohn bringt . . .‘ ‚Verächtlich ist eine Frau, die Langeweile haben kann, wenn sie Kinder hat.‘ Zwar ist nach Jean Paul das Weib, wie auch Rousseau annimmt, von der Natur zur Gattin und Mutter bestimmt; doch wäre es nach der Levana verkehrt, wollte man das Mädchen nur für ihre Bestimmung als Mutter erziehen; ‚die mütterliche Bestimmung kann nicht die menschliche überwiegen oder ersetzen, sondern sie muß das Mittel, nicht der Zweck derselben sein. Sowie über dem Künstler, über dem Dichter, über dem Helden, so steht über der Mutter der Mensch.‘ Und wenn die Natur in scheinbarem Gegensatz zu dieser Ansicht die ‚Weiblichkeit‘ einseitig zur ‚Mütterlichkeit‘ hinzuarbeiten scheint, so muß der Erzieher nach dem Prinzip der Heilighaltung jeder Kraft, diesen Zweck, wenn nicht bestreiten, so doch ergänzen, indem er ‚die unterdrückende Kraft durch die wagehaltenden Kräfte mildert, reinigt und einstimmt‘. Sehr entschieden wendet sich die Levana gegen die frühe Entwicklung der Gefühle bei der Mädchenerziehung; die Mutter ‚schone und erwarte jedes zarte nnd warme Gefühl, das die Jahre von selber bringen und bilden‘ und ‚schwelge nicht etwa an der Empfindsamkeit ihrer Tochter‘. ‚Versündigt euch nicht,‘ ruft unser Dichter den Müttern zu, ‚daß ihr den Töchtern das Heilige des Herzens auch nur von weitem als Männer-Köder, als Jagdzeug zum Gattenfange geist- und gottlästernd zeigt und anempfehlt . . .‘ Der Sittlichkeit beste Stütze ist das gute Beispiel. Da aber Mädchen mit

gleichjährigen Mädchen verbunden in einem ‚Tauschhandel weniger ihrer Vorzüge als Schwächen‘ stehen, sollen sie sich ‚mehr in Gesellschaft von Männern, ja selbst von Jünglingen bewegen‘. So kann es uns nicht wundern, wenn in der Levana über die Mädchen-Pensionsanstalten ein sehr hartes Urteil gefällt wird: ‚Das höchste, was ein Mädchen in einer Pension wiederfinden könnte, wäre eine Mutter, aber doch würde der Vater mangeln.‘ Achtung und Liebe gegen das eigene Geschlecht, Unterdrückung der Heftigkeit und Leidenschaftlichkeit, Lebens- und Arbeitsgymnastik sind die drei wichtigsten Gebote, die nach Jean Paul eine Mutter ihrer Tochter mit auf den Lebensweg geben kann. Bezüglich des letzten Punktes warnt die Levana besonders vor der sog. ‚Frauenzimmerarbeit‘, durch welche ‚der müßig gelassene Geist verroste und den Wogen der Phantasie übergeben sei‘. Die Elemente der Realfächer und Mathematik sollten unseren Mädchen nicht fremd bleiben; das Hauptaugenmerk aber ist zu richten auf die nötige Kenntnis und Geschicklichkeit zur Führung der vielseitigen Geschäfte des Hauswesens.

An diese kurze Darstellung der allgemeinsten Grundsätze von Jean Pauls Pädagogik, die in ihrer Allgemeinheit auch eine generelle Bedeutung in der praktischen Erziehung haben, sei die Betrachtung der spezielleren Momente der Erziehung, welche ihrerseits den verschiedenen Seiten der Persönlichkeit des Erziehungsobjektes entsprechen, angeschlossen. Es handelt sich also hier um die Darstellung der Grundsätze, welche für Jean Paul bei Anwendung der Erziehungstätigkeit auf die verschiedenen Teile der Menschennatur maßgebend sind. Schon oben wurde erwähnt, daß Jean Paul in der Individualität des Zöglings zwei Seiten streng in der erziehlichen Behandlung unterschieden wissen will, die intellektuelle und die moralische. Für erstere gilt ihm das Prinzip ungestörter Selbstentfaltung. Der geistige Bildungstrieb, der in jedem Menschen schlummert und durch die Mittel der Erziehung zu nachhaltiger Kraftentfaltung sich entwickeln soll, werde — so verlangt es Jean Paul — schon im frühesten Kindesalter auf die denkbar vielfachste Weise angeregt, dem jungen Menschen, der mit ungetrübtem Auge die lebens- und gestaltenreiche Welt betritt, soll vor allem ein freiwaltendes Interesse für die der Gesamtheit seiner Sinne zunächst liegenden Erscheinungen angebildet werden. Mit schrankenloser Tätigkeit wende er sich deshalb den bunten Gestalten der Außenwelt zu, ihren Bildern verschaffe er eine sichere Stätte im Raume seines Bewußtseins. Darum muß denn auch vor allem darauf gedrungen werden, daß dem Individuum die nötige Freiheit der Geistesentfaltung gewahrt bleibt, wodurch der sich entwickelnde Mensch in die Lage kommt, als unumschränkter Gebieter über die seinem Geiste eingepflanzten Vorstellungen zu schalten, sie miteinander zu vergleichen, zu verknüpfen, und er auf diese Weise zum Ausbau einer reichen Gedankenwelt die Befähigung erlangt. Die Erringung dieser geistigen Kraft und Arbeitsfähigkeit glaubt nun Jean Paul am wirksamsten durch Übungen des Witzes erreichen zu können. Und in der Tat ist der Witz

diejenige Geisteskraft, deren Äußerung darin besteht, die verschiedensten Gegenstände und Erscheinungen unter Bezugnahme auf die Gleichartigkeit gewisser Merkmale miteinander zu vergleichen und zu verknüpfen. Schon dem Kinde fallen bei Betrachtung der Außenwelt an den Gliedern derselben, die ihm entgegentreten, Übereinstimmung und Verschiedenheit ihrer Merkmale auf, wenn auch anfangs nur in gröbster Form. Je mehr es nun durch Ausbildung der genannten Geisteskraft befähigt ist, die feineren und tiefer liegenden Beziehungen der Anschauungsobjekte erkennen zu lernen, desto mehr werden die hervorgerrufenen Denkgebilde den Charakter wirklicher Geistesarbeit an sich tragen, ja gerade auf diese Weise gelangt das Kind zur Bildung der ersten Begriffe, deren Entstehung ausschließlich durch Vergleichung mehrerer Anschauungen und durch Vereinigung derselben unter die Einheit eines höheren Vorstellungsgebildes bedingt wird. Freilich wird der jugendliche Geist in seinen Versuchen, mit den gewonnenen Bildern der Erscheinungen zu arbeiten, durchaus nicht den Weg strenger Denkprozesse einhalten. Die Sonderbarkeit und Ungeregeltheit der entstandenen Denkgebilde wird uns vielmehr berechtigen, der im jugendlichen Alter besonders unumschränkt waltenden Einbildungskraft einen hervorragenden Anteil an ihrer Bildung zuzuschreiben. Allein Jean Paul hielt die oben angedeuteten Tätigkeiten des Witzes und der Einbildungskraft für so wichtig zur Grundlage der intellektuellen Bildung, daß er ihnen einen sehr weiten Spielraum gewährte. Er suchte, durch eigene Beispiele anregend, seinen Schülern witzige Beispiele zu entlocken und schrieb dieselben sorgfältig auf, da er sie als ein wichtiges Moment in der geistigen Bildungsgeschichte des Individuums ansah. An die Bildung zum Witze anschließend, behandelte Jean Paul die Bildung zur Reflexion, Abstraktion und zum Selbstbewußtsein. Sie ist ihm zu erreichen durch Lenkung der Aufmerksamkeit auf die Innenwelt, was ein gleichwertiger Gegensatz zur Sinnestätigkeit nach außen sein und die Harmonie der Erziehung aufrecht erhalten soll. Was die Bildung der Erinnerung und des Gedächtnisses anbelangt, so weist unser Autor auf die Wichtigkeit derselben nachdrücklich hin. Ihm ist die Lebendigkeit, die jene Geisteskräfte erreichen sollen, bedingt durch den Reiz des Gegensatzes. Das Interesse ist ihm tonangebend für die Festigkeit des Aufgenommenen — ‚daher hat kein Mensch für alles ein Gedächtnis, weil keiner für alles ein Interesse hat.‘ — Zur Ausbildung der intellektuellen Seite des Menschenwesens, welche ja die Kräfte der Erkenntnis, der Einbildungskraft und der Erinnerung in sich faßt, weist nun Jean Paul auch auf die Beschäftigung mit den verschiedenen Wissenschaften hin. Da es ihm aber nicht darum zu tun ist, eine Unterrichtslehre zu geben, sondern seine Levana auf das Gebiet der Erziehung ausschließlich beschränkt bleiben soll, so dürfen wir keine genaueren Darlegungen in dieser Beziehung erwarten. Ebenso ist es begreiflich, daß der Dichter bei dem damaligen Stande der Methodik die formalbildende Kraft der Realien gänzlich verkannte. Die Naturgeschichte ist ihm beispielsweise ‚das Zauberbrot‘, welches der Lehrer den Kindern vor der Lehr-

stunde gibt, um ihre Aufmerksamkeit für seinen folgenden Unterricht zu gewinnen. Sie ist ihm also nur wirksam durch die Neuheit und das Fesselnde ihrer Tatsachen, nicht aber durch das Bildende, welches die in ihr gegebenen Beziehungen der Naturwesen und Naturkräfte darbieten. Von der Geographie kennt er nur einen praktischen Nutzen. Von besonderer Schönheit sind jedoch die Ausführungen, welche die Levana über Bildung zur Sprache enthält. Ihrem Verfasser war die große Wirkung, welche namentlich das gesprochene Wort auf den Geist des Menschen ausübt, vollständig klar, außerdem ist ihm die Sprache in ihrem Gesamtorganismus ein formales Bildungsmittel von unvergleichlicher Wichtigkeit. ‚Sprachenlernen ist etwas Höheres als Sprechenlernen, und alles Lob, das man den alten Sprachen als Bildungsmittel erteilt, fällt doppelt der Muttersprache anheim, welche noch richtiger die Sprachmutter hieße . . .‘ ‚Die Muttersprache ist die unschuldigste Philosophie und Besonnenheitsübung für Kinder.‘ ‚Sprecht recht viel und bestimmt und haltet sie selber im gemeinen Leben zur Bestimmtheit an . . .‘ ‚Sogar kleine Kinder strengt zuweilen durch Widerspruchsrätsel der Rede an.‘ Die Sprachlehre ist ihm ‚als Logik der Zunge‘ die erste Philosophie der Reflexion, und der Umgang mit ihr ‚unter den früheren Übungen der Denkkraft die gesündeste‘. Mit Recht gilt ihm die Sprache als Mittel, dem Geist einen Schatz von Vorstellungen zuzuführen; denn ‚durch Benennung wird das Äußere wie eine Insel erobert‘. Dem Aufnehmen des sprachlichen Materials mit seinem Untergrunde von klaren Vorstellungen soll jedoch stets produzierende Tätigkeit von Seiten des Zöglings parallel gehen. Ihm dünkt das geklärte und geordnete Darstellen der eigenen Gedanken durch die Sprache und namentlich durch die Schrift als Bildungsmittel so wichtig, daß er sagt: ‚Ein Blatt schreiben regt den Bildungstrieb mächtiger an als ein Buch lesen.‘ — Als zu verwirklichendes Ideal der sittlichen Bildung des Knaben nennt unser Autor ‚sittliche Stärke und sittliche Schönheit‘, und die Art und Weise, wie er diese Ansicht darlegt, geschieht in einer Fülle der zutreffendsten Aussprüche. Die sittliche Stärke wird nach ihm am besten durch das Beispiel erzielt; deshalb gebe man dem aufstrebenden Kind eine das Herz durchwurzelnde Idee, etwa die der Ehre. Auch der ‚Erweckung der Vaterlandsliebe‘ und dem ‚Aufwecken des Ehrtriebs‘ wird in der Levana in ausführlicher Begründung das Wort geredet. Soll der Knabe zu einem brauchbaren Manne erstarken, so ‚erfülle man ihn mit der verklärten Heldenwelt, mit lieblich ausgemalten Großmenschen der verschiedensten Art und mit einem poetischen Ideale‘. Auch möge der Knabe so viel als möglich in die stoische Schule hineinhören. ‚Lasset ihn sehen, daß das Kernfeuer der Brust gerade in denen Männern glühe, welche ein durch das ganze Leben reichendes Wollen, nicht aber, wie der Leidenschaftliche, einzelne Wollungen und Wallungen haben.‘ Und da Jean Paul als genauer Menschenkenner nur allzu wohl weiß, wie gewaltig die Hindernisse oft sind, die sich der im Erstarken begriffenen Männlichkeit entgegenstellen, verlangt er mit dem ganzen Feuer seiner Begeisterung Belebung der

Idealität; nicht stark genug kann er seinen Gegensatz zu denen betonen, die in unbegreiflicher Unkenntnis von der wahren Bestimmung des Menschen, das Idealisieren der Jugend verdammen und bei all ihrem Tun und Lassen das reine Nützlichkeitsprinzip in den Vordergrund treten lassen. Zu diesen Bildungsmitteln der sittlichen Stärkung trete dann noch die Wahrhaftigkeit, eine Zierde der Jugend und auch in späteren Jahren noch die Blüte der sittlichen Mannesstärke. Das Ideal der sittlichen Schönheit findet er im Reiche der Liebe, der Milde und der Wohltätigkeit. Seiner Grundanschauung von der menschlichen Natur entsprechend, findet sich die Liebe, die ‚eigentliche positive Sittenlehre', schon bei der Geburt in Kinderherzen, und deshalb ist es nicht nötig, ‚die Blütenknospe der Liebe einzuimpfen,' sondern nur ‚das Moos und Gestrüpp des Ich wegzunehmen, welches der Liebe die Sonne verdeckt'. ‚Bringet dem Kinde,' so ruft er aus, ‚das fremde Leben und das fremde Ich lebendig und genug vor das seinige, so wird es lieben.' Auch das tierische Leben halte es heilig; darum ‚gebet ihm das Herz eines Hindu statt des Herzens eines cartesischen Philosophen'. Endlich lasse der Erzieher durch eigenes Tun das Kind die Liebe kennen lernen. — ‚Lehrt lieben, sag' ich, das heißt liebt.' — Mit diesen Worten schließt Jean Paul seine von feiner psychologischer Beobachtungsgabe und einem warmfühlenden Herzen zeugenden Ausführungen über diesen in der Erziehung so wichtigen Punkt. Auch in Bezug auf die Ausbildung des Schönheitssinnes entwickelt die Levana eine Fülle gerade heute höchst beachtenswerter Ansichten. Eines der wirksamsten Mittel zur Bildung dieses Sinnes ist allerdings die Betrachtung der Natur in ihren ewigen, unvergänglichen Reizen. Weil jedoch diese neben dem Vollkommenen auch das Unvollkommene, neben dem Vollendeten vieles Unfertige und Verkümmerte bietet, so fordert unser Dichter die Betrachtung der verschiedensten Kunstwerke, und zwar in der Weise, daß das Kind früher in das Kunstreich der durch äußere Sinne bedingten Schönheiten, der Malerei, Musik, Baukunst einzuführen sei, als ‚in das Reich der durch den inneren Sinn bedingten, das der Dichtkunst'. ‚Fangt an mit Raphael und mit Gluck, allein nicht mit Sophokles.' Erst dann, wenn die ‚Mann- und Weibbarkeit . . . sich entzündet haben' und ‚alle Kräfte Einheit und Zukunft suchen', trete der Dichter auf und ‚sei der Orpheus', ‚der tote Körper so gut belebt, als wilde Tiere bezähmt.' Unter den poetischen Meisterwerken, deren Studium auf den jugendlichen Geist veredelnd einwirken soll, soll jedoch nach Jean Paul in der Weise eine Auswahl getroffen werden, daß vornehmlich die Erzeugnisse der Nationalliteratur berücksichtigt werden. Was die eigene Nation schuf, das steht dem Einzelnen, dessen Denken, Fühlen und Wollen ja so vielfach im Bannkreise der nationalen Bildungsverhältnisse liegen, jedenfalls näher als Fremdes. Aus diesem Grunde muß es aber auch einen viel nachhaltigeren Einfluß auf die ästhetische und Charakterbildung der heranwachsenden Jugend bewirken; denn wenn Bekannte, deren Stimme wir kennen, deren innerliches Fühlen und Denken uns so nahe liegt und vielfach selbst bewegt, zu uns

reden, so verstehen wir ihre Worte und sie werden uns viel fester im Geiste haften. Diesen großen Gedanken von der Gemüts- und Herzensbildung durch nationale Kunst faßte Jean Paul in seiner ganzen Tragweite auf und gibt ihm vielfach Ausdruck. In mehreren Kapiteln verbreitet sich sodann die Levana ausführlich über die religiöse Bildung des Zöglings, ihre Notwendigkeit und den Zeitpunkt ihres Beginnens. Dem jeder kalten Verständigkeit tief abholden Naturell unseres Dichters, der die großen Angelegenheiten des Menschengeschlechts und die Unzahl ihrer verworrenen Fragen viel mehr in beschaulicher Innerlichkeit des Gefühls erwog, als mit der Schärfe des Verstandes prüfte, war es jedenfalls sehr entsprechend, daß er den Anteil des Gemütes und der Gefühle an der Religiosität des Menschen besonders stark betont und auch in der Erziehung besonders hervorgehoben wissen wollte. Scharf wendet er sich gegen den Glauben, als hänge die religiöse Bildung des Zöglings von der Anzahl der Religionsstunden und von der Menge des dargebotenen Stoffes ab. Solche Ansichten kann sein klarer Geist für das Zeitalter der Humanität nicht mehr als praktisch verwendbar ansehen. Für unser Jahrhundert, in dem ‚die geborstenen Kirchenglocken nur noch dumpf den Volksmarkt zur Kirchenstille rufen‘, verlangt er eine mehr auf das sittlich-religiöse Leben des Menschen abzielende Tätigkeit des Erziehers. Unpassend erscheint es ihm weiter, ‚das Kind durch Beweise in die Welt der Religion einführen zu wollen.‘ ‚Jede Sprosse der endlichen Erkenntnis,‘ so führt er weiter aus, ‚wird durch Allmählichkeit erstiegen; aber das Unendliche kann nur auf einmal angeschaut werden, nur auf Flügeln, nicht auf Stufen kommt man dahin.‘ Steht in dieser Auffassung die Levana im Gegensatz zu den Ansichten Rousseaus und der Philanthropisten, die bekanntlich bei der religiösen Unterweisung Vernunftgründe als ausschlaggebend betrachteten, so glaubt Jean Paul auch hinsichtlich des Zeitpunktes, zu welchem der Unterricht in der Religion beginnen soll, nicht den genannten Pädagogen beistimmen zu können. Denn will Rousseau die Entwicklung der religiösen Weltanschauung bei seinem Zögling erst mit dem Alter der Vernunft beginnen, so kann Jean Paul mit ihr nicht frühe genug anfangen. Die Religion ist ihm ein Lebenselement, dessen Notwendigkeit für alle Altersstufen gleichmäßig ist. Ihrer bedarf auch das Herz des Kindes, und die schönste Aufgabe des Erziehers bleibt es, ihm die tröstlichen und das denkende Sein des Menschen in sich beruhigenden Wahrheiten derselben einzuflößen.

Nicht weniger eindringlich als Rousseau fordert Jean Paul Abhärtung von früh auf, und wiederum nicht bloß um ihres physischen, sondern auch um des moralischen Wertes willen, ja er fordert besondere Übungen im Ertragen physischen Schmerzes und besondere (selbst künstliche) Gelegenheiten zur Entwicklung des Mutes. Der Körper ist ihm der ‚Panzer und Küraß der Seele‘ und ‚körperliche Abhärtung ist, da der Körper der Ankerplatz des Mutes ist, schon geistig nötig.‘ ‚Ihr Zweck und Erfolg ist nicht sowohl Gesundheits-anstalt und Verlängerung des Lebens, als Aus- und Zurüstung desselben

wider das Ungemach und für Heiterkeit und Tätigkeit.' ‚Jeder Vater baue um sein Haus ein kleines gymnastisches Schnepfental!' ist seine Forderung. Eine kräftige Willenserziehung ist für Jean Paul durchaus das Wichtigste, und dazu weiß er in immer neuen packenden Wendungen zu mahnen — wie er denn selbst, der anscheinend in weichem Fühlen Aufgehende, eine energische Willenserziehung bei sich durchaus nicht vermissen ließ.

Durch diesen Zug schon wäre die Berührung von Jean Pauls Gedankenwelt mit dem gegeben, was uns heute beschäftigt. Aber weit entfernt, daß das der einzige Zug und das Zusammentreffen ein zufälliges wäre! Auch die große Forderung, vor allem die Entfaltung der persönlichen Kräfte zu fördern, oder die Individualität zu erkennen und zu würdigen (was nicht ausschließt, daß man sie auch zu korrigieren suche), und ferner das ganze große, aus allem hervorleuchtende Wohlwollen und tiefe Interesse für die Jugend — in alledem erkennt man freundliche Wünsche und edle Strebungen der Gegenwart wieder. Doch es ließe sich auch aus dem einzelnen vieles herausheben, was an unsere Desiderien oder an unsere Zustände erinnert, übrigens nicht zum wenigsten auch an die Gebrechen unserer Zeit. Die zugleich witzige und bittere Kritik der gewöhnlichen Familienerziehung wäre auch heute treffend (oder vernichtend). Die tiefen Nachteile des Großstadtlebens für die Herzensbildung werden mehr als einmal scharf und schlagend hervorgehoben. Auch die verstimmende Behandlung edler Lektüre durch schulmeisterndes Ungeschick ist schon für Jean Paul ein Gegenstand des Unmutes. Und was er über die üblichen leeren Aufsatzthemata und anderes Didaktische sagt, hätte ungefähr noch jetzt oder jetzt wieder Geltung. Eine besondere Forderung, nämlich neben oder gegenüber der Schulung des ‚Gedächtnisses' die der planvollen Pflege der ‚Erinnerung' (d. h. treues Reproduzieren von Erlebtem, Beobachtetem), scheint in unseren Tagen unter den psychologisch interessierten Pädagogen wieder aufzuleben.

Manches freilich, was damals eine Forderung war, ist inzwischen längst verwirklicht worden. Aber die Probleme der Erziehung sind unendlich, sie bleiben ewig oder gestalten sich immer wieder irgendwie aufs neue. Ein Buch wie die Levana durchzulesen wird denen, die den nötigen Ernst daran wenden, zu allen Zeiten wertvoll sein und genußreich. Ist doch das Ganze — wie der Leser aus dieser Arbeit zur Genüge ersehen hat — auch durchzogen von einer Fülle trefflich geprägter Sentenzen oder was ihnen nahe kommt. Ein Buch, an dem einer unserer fruchtbarsten und schreibgewandtesten Dichter nach eigenem Geständnisse 10000 Stunden arbeitete, muß der Rätsel viele bieten und dem Geiste Stoff zu langdauernder Arbeit geben. Tausend Sprachsätze bot einst der große Comenius in einem berühmten Buche der lernbegierigen jungen Mitwelt dar, um sich an ihnen in den Wortschatz der damals alles beherrschenden lateinischen Sprache hineinzuleben. ‚Tausend Gedanken des Kollaborators' bot in der Zeit seines Ruhmes der Schriftsteller

Berthold Auerbach der Öffentlichkeit, um ihr den überschießenden Reichtum seines Geistes fühlbar zu machen. Tausend Gedanken über Kindheit, Jugend und Erziehung aus Jean Pauls Levana herauszuheben, wäre leicht, und schön, sie als eine Schnur edler Perlen aufzureihen: nicht zur Befriedigung eines alltäglichen Bedürfnisses und nicht zum Erweis der Fruchtbarkeit des Autors, sondern damit sie sich in die Gemüter senkten und dort Wirkung täten. Aber vielleicht ist es doch schöner, ihnen selbst im Zusammenhang zu begegnen. Denn gelesen wird das Buch ja auch ferner werden. Es ist ein unsterbliches Buch, so viel einzelnes an ihm auch vergänglich sein mag.



Leuchtende Gedanken

(aus Jean Pauls Levana).

An die Mütter.

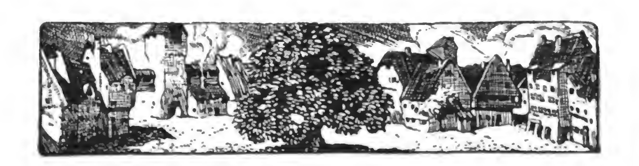
Das Heil der Erziehung können nur die Mütter bringen.

Was ihr opfert für die Welt, wird wenig von ihr gekannt — die Männer regieren und ernten — und die tausend Nachtwachen und Opfer, um welche eine Mutter dem Staate einen Helden oder einen Dichter erkauft, sind vergessen, nicht einmal gezahlt, denn die Mutter zahlt nicht, und so schicken ein Jahrhundert nach dem andern die Frauen unbekannt und unbelohnt die Pfeiler, die Sonne, die Sturmvögel, die Nachtigallen der Zeit. — Aber zweimal werdet ihr nicht vergessen! Glaubt ihr an eine unsichtbare Welt, worin die Freudenträne eines dankbaren Herzens mehr wiegt und glänzt, als die hiesigen Kronen, die mit versteinerten Qualzähren besetzt werden, so wißt ihr eure Zukunft. Habt ihr recht erzogen, so kennt ihr euer Kind. Nie, nie hat eines je seiner recht und rein erziehenden Mutter vergessen. Auf den blauen Bergen der dunklen Kinderzeit, nach welcher wir uns ewig umwenden und hinsehen, stehen die Mütter auch, die uns von da herab das Leben gewiesen; und nur mit der seligsten Zeit zugleich könnte das wärmste Herz vergessen werden. Ihr wollt recht stark geliebt sein, Weiber, und recht lange und bis in den Tod: nun, so seid Mütter eurer Kinder. Ihr aber, die ihr nicht erzieht, Mütter, wie müßt ihr euch eures Undankes für ein unverdientes Glück schämen vor jeder kinderlosen Mutter und kinderlosen Gattin, und erröten, daß eine würdige nach dem Himmel seufzt, den ihr wie gefallene Engel verlassen.

Liebe ist die zweite Halbkugel des sittlichen Himmels, sie wende sich nach außen, wie die Würde nach innen.

Wie über dem höchsten Gebirge noch der Adler schwebt, so über der schwer ersteigbaren Pflicht die rechte Liebe.

Die Familienkreise sind die kleinen Inseln, welche, obwohl mitten im salzigen Weltmeere liegend, dennoch reines, süßes Wasser geben und damit die Schiffer besorgen für die Weltfahrt.



Der närrische Maler.

Von

Heinrich Hansjakob.

Es ist ein kalter, rauher Wintertag des Jahres 1801. Fahl leuchtet die Sonne über die Höhen des Schwarzwaldes zwischen Donaueschingen und Triberg. Die Tannen rauschen, geschüttelt vom eisigen Winde, als ein junges Weib mit einem Kind im Arm den einsamen Weg im Schnee daher schreitet. Eben hatte die Sonne sich geneigt, als sie zum untern Tor der Stadt Villingen hinauseilte — in scheuer Hast.

Sie dachte nicht an den Winter, nicht an die Nacht, nicht an die Bürde, die sie trug. Ruhelos eilt sie weiter, gleichgültig, welch' Los ihr werde draußen in der kalten Nacht. Der Weg ist noch weit bis hinab ins Kinzigtal; ob sie früh oder spät kommt, für ihre Schande ist's immer noch Zeit.

So stürmt sie fort in den kalten Abend, in die kalte Nacht hinein. Sie fühlt es nicht, wie das Kind erstarrt in ihren Armen und ihre eigenen Kräfte immer mehr ermatten. Auf der eisigsten Höhe jener Gegend, auf der Sommerau, sinkt sie endlich am Wege nieder. Mutter und Kind sind bald — eingeschlafen.

Da führt der Himmel den Knecht eines benachbarten Gehöftes auf dem Heimweg von Peterzell her zu den vom Tod Umfangenen. Er reißt sie auf und schleppt beide mühsam durch Sturm und Schnee zum nächsten Hof.

Hier kehren sie ins warme Leben zurück, und das Mitleid läßt ihnen alle Pflege angedeihen. Aber von der Mutter war über woher? und warum? kein Wort herauszubringen. Lautlos saß sie vor ihrem Kinde, und nur so viel erfuhr die Bäuerin, daß sie hinunter wolle ins Tal, heim, und so viel fühlten alle im rettenden Hause, daß unendlich viel Weh und Leid auf der jungen Mutter ruhe.

Am Nachmittag des zweiten Tages zog sie weiter; sie dankte nicht für das Wiedererwecken in dies Leben, sie legte ein Silberstück auf den Tisch, nahm ihr Kind und schritt vollends der Wasserscheide zwischen Donau und Rhein zu und dann hinab ins Tal.

Schon ging der Mond auf über der alten Ruine der Dynasten von Husen, drunten an der Kinzig, als sie das einsame Städtchen gleichen Namens erreicht hatte. Aber hier verließ die späte Pilgerin die offene Landstraße; denn sie nahte der Heimat und wollte niemandem begegnen, der sie gekannt in besseren Tagen. Sie schritt über die Brücke bei Husen und aufs rechte Ufer des Flusses, wo schmale Pfade ungesehen hinabführen bis zur Kinzigbrücke bei Haslach.

Auf dieser Brücke, unter welcher die eisige Flut durchrauschte, blieb sie stehen. Hier begann bei der unglücklichen Mutter ein furchtbarer Kampf zwischen Liebe und Furcht, zwischen Schande und Verbrechen. Noch wenige Schritte und sie stand vor dem Vaterhaus, in das sie eintreten sollte als Entehrte, aus dem der ernste Vater sie vielleicht sofort wieder hinausjagt samt ihrem Kinde. Wäre es nicht besser, das Kind, oder sich und das Kind in den Fluten zu begraben und alles irdische Elend von den Wellen verschlingen zu lassen!?

In furchtbarem Seelenkampf hatte sie sich an die Brüstung gelehnt. Das Kind im Arme, starrte sie in die mondbeglänzte Flut. Das Rauschen des Wassers und der innere Kampf hatten ihr Ohr den Schritten eines Mannes verschlossen, der vom Dorfe Schnellingen her am Fluß heraufgekommen war auf spätem Heimweg nach dem Städtchen.

Es war der alte ‚dicke Metzger‘ von Hasle, welcher vom ‚Gai‘ zurückkehrte und in der Blume zu Schnellingen noch den letzten Schoppen getrunken hatte. Von weitem sah er im Mondschein eine Gestalt an die Brücke sich lehnen, und je näher er kam, um so geheimnisvoller erschien ihm dieselbe.

Bis auf Brückenbreite kam er an sie heran. Jetzt sah er auch das Kind, erkannte des Schmieds schöne Margarethe und ahnte sofort, was hier geschehen sollte. Er faßte sie rasch und vorsichtig am Arm und sprach: ‚Gretle, wie kommst du hierher und was hast Du vor?‘

Umsonst will sie sich losreißen vom starken Mann, der bereits auch das Kind in seine Gewalt gebracht; ihr Angesicht verhüllend, stöhnt sie jetzt dumpf auf.

War sonst ein harter, spöttischer Mann, der dicke Metzger, aber das Leid des Mädchens ging ihm scharf ans Herz. Wird aber ein sonst harter Mensch einmal weich, so wird er's auch recht. Drum nahm der Dicke das Mädchen zunächst mit sich heim, versöhnte am folgenden Morgen den alten Schmied mit dem Unglück seiner Tochter und führte diese dann mit ihrem Kinde ins Vaterhaus. So kam der zukünftige ‚närrische Maler‘ in die Welt und ins Großvaters Schmiede.

In den ersten Tagen nach ihrer Heimkunft wanderte der Vater mit dem Gretle dem Pfarrhaus zu.

Der Schmied bat zunächst um ‚die heilige Tauf',' das Gretle schluchzte beschämt, aber der Pfarrer erschloß ihm nach einigen ernsten Worten durch Teilnahme und Trost das Herz. Es bekannte, wie daheim schon dem Vater, auch ihm alles: daß es durch das Versprechen der Heirat von seinem Dienstherrn verführt, später aber getäuscht, belogen und aus dem Haus gejagt worden sei.

Empört über die Handlungsweise des fürstenbergischen Beamten, meldete der Pfarrer den ganzen Vorgang an die fürstliche Regierung, trat energisch für das arme Gretle ein und setzte es durch, daß wenigstens ihr und ihrem Kinde eine Summe Geldes ausgezahlt wurde, die vor der äußersten Not sie schützen sollte nach dem Tode ihres Vaters.

Der alte Schmied starb bald darauf und hinterließ wenig, wie die meisten Haslacher; sein Sohn, der junge Schmied, der gleiche, bei dem ich vierzig Jahre später manche Stunde verbrachte und dem ich oft sein Eisen hämmern half, übernahm Schmiede und Haus. Seine drei ledigen Schwestern, unter denen das Gretle die jüngste, hatten zwar das Wohnungsrecht im Hause, aber nur in einer Stube, und die war zu klein für vier Menschen; drum fanden sie sich mit dem Bruder ab und bezogen ein kleines Häuschen auf dem Graben, am Stadtbach.

In diesem Häuschen lebte eine Generation früher das Gretle mit ihren Schwestern und ihrem Sohne ‚Karle'. Die Zeit heilt alle Wunden, und so konnte, trotz der Einsamkeit, das Gretle mit den Jahren sein Leid leichter tragen und über dem Grab seiner irdischen Hoffnungen die Seelenruhe wieder finden.

Nur bisweilen brach die alte Wunde auf. Wenn der Karle, ein schöner, schwarzlockiger Knabe geworden, mit seinen Kameraden in Streit geriet und sie ihm spöttisch zuriefen: ‚Du bisch jo nur's Gretles Karle un hesch* kei' Vater!' — und der Arme heim eilte und seiner Mutter weinend klagte, da brach ihr fast das Herz in herbem Leid. Sie tröstete ihn mit den Worten: ‚Dein Vater ist im Himmel droben und hat dich so lieb, als diejenigen, die dich verspotten.'

Die Menschen sind in gar vielen Dingen niederträchtig. Reichtum in Verbindung mit Schande und Gemeinheit nehmen sie gerne in Kauf, aber der Armut wird nichts verziehen. Ihr wird bei jeder Gelegenheit Schande und Ehrlosigkeit vorgeworfen. So werden beispielsweise oft arme, unehelich geborene Kinder, namentlich auf dem Lande, in der härtesten Weise behandelt und beurteilt, und doch sind sie an beiden Makeln mindestens ebenso unschuldig als ihre Spötter und Verächter.

---

* hast.

Ja es gab und gibt heute noch Priester, die glauben, Gott und seinem Sittengesetz eine Ehre anzutun, wenn sie es nach Jahren noch von der Kanzel verkündigen, der oder jene, die sich verheiraten wollen, seien unehelich geboren.

Man glaubt dadurch auf zukünftige Mütter unehelicher Kinder abschreckend zu wirken, vergißt aber, daß, während man ein an sich lächerliches Verhütungsmittel anwendet, ein absolut unschuldiger Mensch aufs tiefste gekränkt und verletzt wird.

Ähnlich wie zu meiner Zeit die ‚Ledigen‘, so wurde vierzig Jahre früher auch des Gretles Karle behandelt, und das war's, was die alten Wunden der unglücklichen Mutter von Zeit zu Zeit wieder aufriß. Manche Schläge bekam der Karle besonders dafür, daß er seinem Kunstgenius überall und bei jeder Gelegenheit Ausdruck gab. Hatte er ein Stückchen Kreide gefunden oder, wie wir Buben es alle gern taten, aus einem Sandstein vor dem Hause eines Maurers oder bei einem Neubau ein Stück ‚Röthel‘ herausgeschlagen, so fing er eben an zu zeichnen. Da malte er auf eine Haustüre ein Schwein, dort auf einen Laden eine Kuh oder eine Krähe oder Eule — und überall hielt man seinen unschuldigen Kunsttrieb für Bosheit und Anspielung. Es regnete Verwünschungen und Hiebe auf den armen Knaben. Nur der alte Oberlehrer Blum machte es ihm gnädig bei den jeweiligen Klagen und erkannte den zukünftigen Maler.

In dem Geschlechte der Sandhasen war ja Kunst und Wissenschaft daheim, warum sollte nicht auch in diesem Halbblut-Sandhasen ein Künstler stecken? Hatte ja doch seine Mutter bereits einen Bruder, der sich in der Kunst einen Namen gemacht und als Hofmaler in der hessischen Residenz Darmstadt wohnte.

Von Zeit zu Zeit kam der in seine Heimat an der Kinzig, überzeugte sich vom Talent seines armen, verfolgten Neffen und nahm ihn, als er ‚aus der Schule war‘, zu sich nach Darmstadt.

Nicht ungern verließ der Karle die Heimat, wo er wenig gute Freunde gehabt und viel Leid erfahren hatte in seinem jungen Leben, nicht ahnend, daß er noch mehr erfahren würde in seinem Alter.

Nur ein Bürger hatte sich, außer dem Lehrer, des Gretles Karle angenommen. Der ‚Lichterläufer‘, so genannt, weil er Läufer hieß und ‚Lichter zog‘, war, zu meiner Zeit noch, der beste Lehrer im Flötenspiel. Er gab dem Karle und seinem Schulkameraden, dem Christian, unentgeltlich ‚Stunden auf der Flöte‘.

Der Karle wurde Virtuos, und dies Spiel hat ihm später seine Lebensnacht manchmal erhellt und vertröstet.

Das Flötenspiel war damals noch im Städtchen sehr verbreitet. An Werktagabenden und Sonntagmorgen konnte man in jeder Gasse und in

jedem Gäßchen im stillen Kämmerlein einen Flötendilettanten seine Übungen produzieren hören.

Wie es unserm Karle in Darmstadt ging, wo er unter den Augen seines Onkels zum Maler sich ausbildete, konnte ich nicht in Erfahrung bringen. Das weiß ich aber, daß er nach einigen Jahren in die Heimat zum Besuch seiner Mutter kam und ihr als erste Probe seiner Kunst ihr eigenes Porträt malte. Dann wollte er, ein bildschöner Mensch geworden, nach Wien, wo alle Sandhasen hin tendierten und wo später ein Sohn des genannten Hofmalers Rechtslehrer an der Universität war. Er kam bis München. Hier hatte eben unter Ludwig I. die Kunst neues Leben zu nehmen begonnen. Hier blieb des Gretles Karle und vergaß die Reise nach Wien.

Drei glückliche Jahre vergingen dem jungen Künstler in dem neuen Isarathen. Aus Italien aber waren die Titanen alle gekommen, die in München der Kunst eine Heimstätte zu gründen begannen. Dorthin sehnte sich, wie jede Künstlerseele, auch der Maler Sandhas.

Eines Tages war er aus dem Kreise seiner Freunde verschwunden. Niemand wußte wohin; alles ahnte aber, er sei über die Alpen gewandert. Und so war es. Von Venedig ward seiner Mutter die erste Kunde, und am Strande Neapels traf ihn ein Münchner Künstler, der nach ihm die Isarstadt verlassen. Sandhas hatte, ein Fußgänger wie wenige, ganz Italien durchwandert, von den Apenninen bis zum Vesuv alle Berge durchstreift und in allen bedeutenden Städten seine Studien gemacht.

Jahr und Tag waren wieder vergangen, da faßte ihn am Golf von Neapel das Heimweh nach den tannendunkeln Wäldern an der Kinzig. Die Natur allein hatte ja in der Knabenzeit neben seiner Mutter ihm ungetrübte Freude gemacht, sie allein blieb ihm später treu, als alles ihn verlassen.

Darum zog er rastlos wandernd heimwärts. Es war im September des Jahres 1830. Die Herbstsonne stand über dem Häuschen am Graben und küßte die Blumen am Fenster Gretles, das einsam in seinem Stübchen saß. Ihre Schwestern hatte der Tod abgeholt. Da schritt der Karle als vollendet schöner, gebräunter Mann mit dunklem Vollbart den schmalen Weg vom oberen Stadttor herunter, der Hütte der Mutter zu. Ihr Auge hatte ihn trotz der Veränderung sofort erkannt, und voller Herzensfreude eilte sie ihm entgegen, hinab unter die Haustür.

Im ganzen Städtchen, nicht bloß bei seiner Mutter, erregte der schöne, aus Italien heimgekehrte Karle Erstaunen. Er brachte auch meinem Großvater, dem Beckepeter, Grüße von seinem Bruder, dem Nudletoni, der in der ewigen Stadt tat, was er in des Vaters Backstube gelernt; er machte Nudeln, ein gutes Geschäft selbst im Lande der Maccaroni. Der Karle hatte ihn in Rom besucht und manche Unterstützung bei ihm genossen.

Den ganzen Tag über war in der nächsten Zeit Gretles Stübchen von jungen und alten Haslachern besucht, denen der Karle seine Studien zeigte, welche er in Italien aufs Papier gebracht hatte und zu denen er entsprechenden Text zu geben wußte.

Die besseren Bürger und Bürgerinnen wollten jetzt alle von dem Karle gemalt sein, und Arbeit gab's in Hülle und Fülle. Er führte alle diese Porträts in Aquarell und zwar ganz vorzüglich aus. So malte er in jenen Tagen allein aus meiner Familie: meine mütterlichen Großeltern, meine Eltern als junges Ehepaar und den Bruder des väterlichen Großvaters, den Pfarrer, der damals seine alten Tage im Ruhestand im elterlichen Hause verlebte. Sämtliche Bilder sind heute in meinem Besitz und erinnern mich gar oft nicht bloß an die Originale, sondern auch an den unglücklichen Künstler, der die Porträts schuf.

Bald ging durchs ganze Tal der Ruf des Porträtmalers von Hasle, und überallhin wurde er gebeten, und es wird heute noch von Offenburg bis Wolfach gar manch' altes Familienbild existieren mit dem Monogramm ‚Karl Sandhas'.

Aber auch die Naturstudien in Feld und Wald vergaß der junge Künstler nicht. Bald saß er am roten Kreuz oben unter einer Tanne und zeichnete das Land zu seinen Füßen, bald stand er auf der Kinzigbrücke und entwarf ein Bildchen aus dem Uferleben, bald weilte er im Klostergarten der Kapuziner, um einen oder den andern der Klosterbrüder bei der Arbeit zu skizzieren.

Das Kloster war längst aufgehoben, nur wenige Mönche wohnten da zum Aussterben, und einen Teil des großen Gartens bebauten bereits, wie heute noch, Bürgersleute. Drum traf eines Morgens zur Sommerszeit der Maler im Garten ein Mägdlein, das aus dem Klosterbach Wasser schöpfte, um ihre Blumen zu begießen. Er hatte sie früher nie gesehen. Sie war die Tochter eines fürstenbergischen ‚Jägers', wie in jener poetischen Zeit, wo sie noch mehr mit dem Wald als mit der Feder zu tun hatten, die Förster genannt wurden.

Ein fürstlicher Rentmeister und ein Jäger saßen damals noch zu Haslach, wo ringsum der Fürst von Fürstenberg Wald und Feld in Fülle besitzt.

Dem alten Jäger war der junge Maler schon oft begegnet, wenn dieser im Wald, des Künstlers Lieblingsspaziergang, herumgestreift war. Aber des Jägers Töchterlein zeigte ihm erstmals im Kapuzinergarten der greise Bruder Othmar, den auch ich noch gekannt. ‚Des Jägers Mine' hatte keine Ahnung davon, daß der Maler, der stumm und still an der Klostermauer saß mit seinem Skizzenheft, sie abkonterfeite, und noch weniger, daß derselbe, je länger er sie ansah, um so unruhiger wurde in seinem Herzen.

Sein Ruf als Künstler hatte dem Karle endlich auch die Gunst des Stadtrates gewonnen. Obwohl sonst kein Prophet und noch weniger ein Künstler etwas gilt in seiner Vaterstadt, so bestellten die Väter des Städtchens doch bei's ‚Gretles Karle' zwei Bilder.

Zunächst ein Porträt des ehemaligen Pfarrers Lipp. Dieser, ein geborener Haslacher und Pfarrherr in seiner Vaterstadt, muß ein bedeutender Mann gewesen sein; denn er war päpstlicher Prälat und Protonotar.

Es kann zwar auch ein unbedeutender Mann derartige Titel bekommen, wie auch einen Orden. Allein wenn ein Pfarrer von Hasle auf jene Stufe der Prälatur erhoben wurde, so muß er was gewesen sein.

Lipp, der in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts lebte, hinterließ seiner Vaterstadt eine Stiftung und seinen Mitbürgern einen silbernen Becher, aus dem sie bei öffentlichen Mahlen sich ‚den Frieden zutrinken sollten'. Zu meiner Knabenzeit geschah dies noch regelmäßig an des Großherzogs Geburtstag.

Jetzt hat die schöne Sitte aufgehört, wohl weil der Prälat Lipp es vergaß, auch den nötigen Wein zum leeren Becher zu stiften.

Sein Bild hing seit seinem Tode im Ratszimmer, war aber defekt und fast unkenntlich geworden.

Der Karle fertigte für dreißig Gulden eine sehr gute Kopie, die heute noch die ‚Ratsstube' ziert, dem Pfarrer und ihm zur Ehre.

Nachdem das Porträt so gut ausgefallen war, folgte ein größerer Auftrag von seiten des Stadtrats: eine Himmelfahrt Mariä auf den Muttergottesaltar in der Pfarrkirche.

Die alten Haslacher waren ein frommes Geschlecht und deshalb große Verehrer der Muttergottes. Ich sah in meiner Knabenzeit noch die ersten Bürger an ‚Marientagen' mit dem Schild der Rosenkranzbruderschaft zur Kirche wallen. Darum sollte des Gretles Karle auch die Muttergottes mit seinem Pinsel verherrlichen.

Alle großen Meister des Mittelalters haben die Madonnenbilder ihrem Lande und ihrem Volke entnommen, gar oft waren es Frauengestalten, die ihrem Herzen nahe stunden. Ähnlich verfuhr auch der junge Maler an der Kinzig. Er konnte sich kein edleres und züchtigeres Frauenbild denken, als des ‚Jägers Mine', die, seitdem er sie im Klostergarten gesehen und gezeichnet, wie eine Heilige vor ihm stand, und mit der er vor Bewunderung noch nie zu reden gewagt hatte.

So malte er denn auf sein Bild ‚Mariä Himmelfahrt' die Mine als Hauptfigur; unter ihr die Weltkugel und eine Schar von begleitenden Engeln. Von der Erde schaute in einer Ecke des Bildes der ‚Karle' selber als Apostel der Himmelfahrt zu. So ward das Bild zum ersten Mal im Rathaussaale

an einem ‚Ratstag‘ ausgestellt, damit die Senatoren die ersten Prüfermienen darauf werfen sollten.

Kaum hatte aber der alte Ratschreiber Soderer, dem das Bild vor Eröffnung der Sitzung gebracht worden war, und der die erste Violine im Rate spielte, über seine große Brille hinweg das Gemälde fixiert, als er unter den Aposteln des Gretles Karle erblickte. Die Madonna war ihm nicht aufgefallen, weil er die jungen Mädchen nicht kannte. Aber das eine war ihm schon genug, daß der Sandhas, ein unehelicher, junger Mensch sich unter die Apostel stellte. Wenn er ihn, den alten, würdigen Generalstabschef des Stadtrats kopiert hätte, wäre es noch etwas anderes gewesen, so aber verdarb ihm der Malerkopf das ganze Bild.

Während er grimmigen Blickes über dem Gemälde saß und entrüstet in sich hineinmurmelte, kam der älteste Stadtrat, der Becke-Fidele, in das Zimmer. Der schlug, noch ehe der Ratschreiber Zeit hatte, ihm den verdächtigen Apostel zu zeigen, die Hände über dem Kopf zusammen und rief: ‚Dia Muattergottes isch jo ’s Jägers Mine!‘ Er kannte als Bäcker, bei dem sie täglich aus- und eingingen, alle Mädchen im Städtle und so auch die Madonna auf des Sandhasen Bild.

Indessen kamen die übrigen Ratsherren samt dem Bürgermeister angerückt, und mit jedem Mann mehrte sich die Entrüstung, die auch leicht begreiflich war. Am Nachmittag ging wie ein Lauffeuer durchs ganze Städtchen die Freveltat des Malers. Ihn selber hatte der Rat am Morgen noch holen lassen und ihm sein Bild voll Entrüstung heimgeschlagen. Empört über den Mißverstand, den die allgemeine Malerlizenz bei den Vätern der Heimat gefunden, reizte er dieselben mit den Worten: ‚Wenn Ihr meine Himmelfahrt Mariens so beurteilt, dann will ich Euch eine Geburt Christi malen und die Motive zu Ochs und Esel aus dem Stadtrat nehmen.‘

Mit diesen Worten trat er aus dem Ratszimmer und ließ die Ratsherren in doppelter Entrüstung hinter sich. Der Becke-Fidele beantragte, das Bild zu verbrennen und des Gretles Karle beim Obervogt wegen Beleidigung zu verklagen. Dagegen erhob sich, ein zweiter Gamaliel an Weisheit, der alte Buchbinder Hinterskirch. Dieser, den ich als Knabe noch hochaufgerichtet, langsam und gravitätisch in die Ratssitzungen wandeln sah, war aus Württemberg nach Haslach eingewandert und besaß alle Klugheit eines echten Schwaben. ‚Wenn wir,‘ so meinte er zu seinen empörten Kollegen, ‚den Antrag des Becke-Fidele zum Beschluß erheben, wird Schaden und Spott unser Los sein. Verbrennen wir das Bild, so verklagt uns der Sandhas, und wir haben den Schaden; verklagen wir aber ihn wegen des boshaften Witzes, so wird dieser allgemein bekannt, und wir haben den Spott zum Schaden.‘

Diese Weisheit sahen alle ein, selbst der Becke-Fidele, und infolge des weiteren Antrags des Buchbinders ward das Bild vom Ratsdiener vor die Türe des Hauses gestellt, in welchem der Maler mit seiner Mutter wohnte.

Es war Sommerszeit und warmes, trockenes Wetter, darum ließ der empörte Künstler das Bild einige Tage stehen, wo der Scherge des Rats es abgelegt. So hatte alles im Städtchen Gelegenheit, des Jägers Mine als Muttergottes und den Karle als Apostel zu betrachten und seine Glossen darüber zu machen. Alles schimpfte natürlich auf den frechen Maler, nur die erwachsenen Mädchen beneideten im stillen die schöne Mine um ihre hohe Rolle.

Diese hatte viel zu leiden. Wo sie sich blicken ließ, hieß es: ‚Da kommt die gemalte Muttergottes.‘ Aber die Kunde, daß der Maler, den sie im Klostergarten so oft gesehen, sie derart verherrlicht habe, erregte in ihrem Herzen auch sofort die Ahnung, warum dies geschehen sein möchte.

Es kam, wie es zu kommen pflegt, die alte Geschichte vom menschlichen Herzen, die ewig neu wird in ihrer Lust und ihrem Weh.

Unter dem großen Lindenbaum vor dem Gartentor am Kapuzinerkloster fanden sich beide und schwuren sich in althergebrachter Art Liebe und Treue. Und der alte Bruder Othmar, der Kapuziner, störte die Liebenden nicht, so oft sie auch unter der Linde stunden und sich ihr Leid klagten. Die Zweige des Lindenbaumes flüsterten mit ihnen, und das Bächlein nebenan nahm leise rauschend ihr Geflüster mit sich fort.

Sie hatten sich viel Leid zu klagen, denn der alte Jäger wollte nichts davon wissen, daß seine Tochter einen Maler heirate, der dazu noch ein Tagdieb sei und in den Wäldern umherstreife. Von allen Leuten mußte die Mine sich verspotten lassen nicht bloß wegen des Madonnabildes, sondern auch wegen des ‚Molers‘, von dem sie jetzt zu sagen begannen: ‚Es ist eben ein halbverrückter Kerl, wie alle Sandhasen.‘

Vergeblich wies die Tochter darauf hin, daß der ‚Karle‘ kein Lump sei, viel Geld verdiene und niemand ihm etwas Schlechtes nachsagen könne. Als eines Tages der junge Künstler dem Alten begegnete im Urwald, ‚am heiligen Brunnen,‘ da drohte ihm dieser mit seinem Gewehr, wenn er die Mine nicht lasse, die nie und nimmermehr einen Maler und Tagdieb heiraten dürfe. Ohne eine Gegenrede eilte der arme Künstler den Wald hinab. Wo er roh behandelt wurde, antwortete er gar nicht oder höhnisch. Um Hohn war es ihm aber jetzt nicht zu tun, da er dem Vater seiner Geliebten gegenüber stund.

Am Abend unter der Klosterlinde erfuhr die Mine, was im Wald sich zugetragen. Sie selbst erzählte, wie sie bald des Lebens nicht mehr sicher sei daheim. So oft der Vater von seinem Abendschoppen im Kreuz

heimkehre, sei er aufs neue wütend, weil er jedesmal sich müsse ‚aufziehen‘ lassen in der Gesellschaft wegen des verrückten Molers, dessen Narrheit das Madonnabild klar dargelegt hätte. Er wolle sie jetzt nach Amerika spedieren, wenn der Lump noch lange im ‚Städtle‘ sei und die Bekanntschaft nicht aufhöre.

Tags darauf war der Maler fort.

Er war über die Berge gegangen, um von der Mine die Fahrt übers ‚große Wasser‘ abzuwehren. Freiburg sollte sein Aufenthalt werden; und er hatte versprochen, von da jeden zweiten Samstag, abends um die achte Stunde, am Lindenbaum beim Kloster zu sein.

Er wohnte in Freiburg im ehemaligen Allerheiligenkloster* beim Hofgerichtsrat Neumann, dessen Sohn, der Oberamtsrichter a. D. Neumann, heute ein Achtziger, noch vom Maler Sandhas zu erzählen weiß.

Neumann kam als Knabe oft in das Atelier des Künstlers und erinnert sich eines großen Bildes, an dem dieser damals malte, und das den Faust und seinen Mephisto darstellte.

Auch besitzt dieser Herr noch eine Bleistiftzeichnung von Sandhas, das Haslacher Kloster und den Lindenbaum darstellend.

Sein Ruf als Porträtmaler verschaffte dem Karle in der alten Zähringer-Stadt Arbeit und Geld genug. Der damals bekannte Pathologe Professor Baumgärtner, von der präzisen Ausführung seiner Bilder überrascht, machte ihn zum Mitarbeiter an seinem Werke ‚Physiognomik der Krankheiten‘. Sandhas zeichnete im Spital die Gesichtszüge der einzelnen Kranken, und der Professor wies am Gesichtsausdruck die verschiedenen Übel, die so sich ausprägten, nach.

Für jeden Kopf bekam der Maler zwei Kronentaler.

An den bestimmten Tagen zog der Karle zu Fuß eilenden Schrittes übers Gebirg zum Lindenbaum am Kloster. Es sind neun Stunden von Freiburg nach Haslach, die er jeweils in kaum fünf Stunden zurücklegte. Einmal wußte er bald alle, auch die einsamsten Pfade, die den Weg kürzen konnten, und dann war er ein Fußgänger, der als Schnelläufer sich hätte sehen lassen können. Sandhas stand stark in den vierziger Jahren, als er in meine Erkenntnis trat, und damals noch schauten wir Buben staunend ihm nach, wenn er vom Städtchen dem Walde zuschritt und bergan eilte. Ich habe noch nie einen Mann so schnell und leicht dahinschreiten sehen, seinen großen Naturstock elegant in der Luft schwenkend.

Eines Tages, so erzählen alte Leute heute noch, begegnete dem Karle auf seinem Weg von Freiburg zum Lindenbaum der alte Kreuzwirt Merkle von Hasle. Dieser war mit seinem flotten Einspänner im Markgräflerland

---

* Der heutigen Kaserne, dem erzbischöflichen Konvikt gegenüber.

Max Liebermann pinx.

Biergarten in Brannenburg.



gewesen, um Wein zu kaufen, und eben auf der Heimfahrt durchs Elztal hinauf. Er lud den Maler ein zum Mitfahren, der aber lachte und meinte, er käme noch vor ihm heim.

Und richtig, als der alte Kreuzwirt, der unterwegs nur einmal seinem Pferd kurze Rast gegönnt hatte, heimkam, saß der Sandhas im Kreuz bei einem Schoppen.

Am Lindenbaum traf er jeweils die Mine, redete, was das Herz und die Verhältnisse eingaben, suchte im Dunkel der Nacht die Mutter auf zu einem ‚Grüß Gott', und noch bevor des Schloßbauern Hahn an der alten Haidburg auf der Höhe des Elztales zum erstenmal krähte, huschte der Sandhas am Schloßhof vorbei, und ehe der Wächter auf dem Münsterturm in Freiburg den Tag einläutete, schritt er wieder zum Christophstor hinein.

Stets trug er mehr Leid als Freude über die Berge, wenn er zurückwanderte in der Stille der Nacht. Die Mine hatte ihm immer zu erzählen von ihren Plagen im Elternhaus. Kaum war der ‚lumpige Moler', wie der alte Jäger zu sagen pflegte, aus dem Städtchen fort, so kam ein Freier, der dem Alten gefiel. Drüben in Hausach auf der fürstenbergischen Hammerschmiede war er angestellt als Buchführer, hatte sein täglich Brot, freie Wohnung, Holz und Licht, mit der Aussicht, einmal Verwalter zu werden auf einem der vielen fürstlichen ‚Hämmer' im Schwarzwald.

Das war des alten Jägers Mann, aber nicht der seiner Tochter. Sie weigerte sich, dem Wunsch des Vaters gemäß mit dem Werkschreiber von Husen ‚eine Bekanntschaft anzufangen'. Und als ihn der Vater eines Sonntags ins ‚Jägerhüsle' am Graben brachte, um ihn der Mine vorzustellen, da floh sie — hinauf in den Urwald, der in kurzem auch ihrem Karle als Aufenthalt dienen sollte.

Da sie am Abend und in der Nacht nicht heimgekehrt war, wich der Zorn des alten Jägers der Angst, das Mädchen könne sich etwas angetan haben. In der Nacht noch bot er seine Waldhüter auf, um die Mine zu suchen.

Bei Tagesanbruch trafen sie die Arme am heiligen Brunnen, mitten im Urwald, schlafend unter einer alten Buche.

Der Vater gab ihr gute Worte, und weinend folgte ihm die Tochter zurück ins Elternhaus, wo schon nach wenig Tagen der Werkschreiber von Husen wieder das Gespräch des Jägers bildete, während im Städtle ihre Flucht über alle Zungen ging und man ihr alles Schlimme gönnte, weil sie sich als Muttergottes habe malen lassen.

Bald ließ der Vater sich vernehmen: Wenn sie wieder fortgehe, wenn der Werkschreiber komme, solle sie nur fortbleiben. Es reue ihn, daß er sie gesucht und gefunden im Urwald.

Kein Wunder, wenn das Herz des geplagten und verspotteten Mädchens endlich brach. Dieses Herz hatte schon so viel ertragen müssen vom unerbittlichen Vater und vom spottenden Volke. Fieberhitze warf die Mine aufs Krankenlager in einsamer Kammer.

Der Karle hatte indes in Freiburg viele Kronentaler ermalt und erzeichnet und sie sparsam zusammengetan. Seine Erholung suchte er meist in der Natur, in den herrlichen Waldbergen um Freiburg herum, wobei seine Flöte ihn immer begleitete. Einsam im Walde zu sitzen, die Flöte zu spielen und in sie sein Leid hineinzublasen, war später in noch trüberen Tagen seine Freude.

Die Woche, an deren letztem Tage sie sich unter der Linde wieder finden sollten, ging abermals zu Ende. Der Maler brach früher auf als sonst. Trotzdem er seine sämtlichen Kronentaler — und es waren nicht wenige — mitnahm, um sie der Mine zu geben, daß sie dem Vater den Schatz zeige und ihm beweise, daß der Sandhas kein Lump sei — trotzdem wollte heute keine Freude in ihm aufkommen. Ein banges Gefühl beschlich ihn, während er das Elztal hinaufeilte.

Auf der ‚Eck', beim alten Rößler, trank er gegen Abend einen Schoppen. Einsam steht dies Wirtshaus auf dem Scheitel der Bergstraße, und die Fuhrleute und Fußgänger machen hier jeweils Rast nach überstandenem Aufstieg, sei es aus dem Elztal oder aus dem Kinzigtal.

Hier tönte dem Karle beim Weiterschreiten vom Tal herauf die Haslacher große Glocke dumpf und leise ans Ohr. Es ward ihm noch banger. Das Läuten kam ihm so unheimlich vor. Und doch geht über diese Ecke einmal in jedem Jahr ein poetisches Läuten, wie selten in der Welt. Auf dieser höchsten Höhe zwischen Elz- und Kinzigtal versammeln sich alljährlich am Pfingstmontag die Hirtenbuben der ganzen Umgegend zum ‚Glockenfest'.

Je banger es dem jungen Maler, der heute von der Höhe zu Tal stieg, ums Herz ward beim fernen Glockenton, um so mehr beschleunigte er seine Schritte. Unten im Tal angekommen, lenkte er seine Schritte abseits von der Straße und schlug den Pfad ein am ‚Bächlewald' hin. Hier begegnete ihm der Mattenmüller von Hofstetten, der in der Nähe am Waldrand seine Mühle stehen hatte, von der ihn etwa fünfzehn Jahre später zur Winterszeit der Mühlbach forttrieb und als Leiche nach Haslach brachte. Ich sah als Knabe den Mattenmüller im Klosterbach liegen, unweit der Stelle, wo der Lindenbaum des Malers und der Mine stund.

Der Müller kannte den Karle wohl. War er ja schon oft oberhalb der Mühle am Wald gesessen und hatte gezeichnet oder die Mühle passiert auf seinem Wege von und nach Freiburg. Sonst wortkarg, trieb es den Sandhas diesmal, den Mattenmüller zu stellen und über sein Woher zu

befragen. Dieser war im Städtle gewesen und hatte ‚Beuteltuch‘ geholt für seine Mahlgänge. ‚Hat es nicht vorhin Scheidzeichen geläutet?‘ fragte der Maler. ‚Ja freilich,‘ meinte der Müller. ‚Ich bin gerade im Rappen bei einem Schoppen gesessen, da läutete es. Gleich darauf kam des Rappenwirts Bub heim und erzählte, man läute fürs Jägers Mine, sie sei am Nervenfieber gestorben.‘

Wenn ein Blitz in eine Eiche schlägt, kann er sie nicht so tief ins Lebensmark hinein erschüttern, wie die Nachricht den großen, starken Mann traf, der vor dem Mattenmüller stund am Bächlewald.

Es war nicht Bosheit, sondern die bisweilen diabolisch klingende Naivität des ungebildeten Menschen, wenn der Müller mit seinem roten, gutmütigen Gesicht noch hinzufügte: ‚Ihr habt sie wohl gekannt, Sandhas, denn gar oft hab' ich seiner Zeit davon erzählen hören, daß Ihr sie auf ein Bild gemalt habt.‘ — ‚Ja, ich habe sie gekannt,‘ meinte trocken der aufs tiefste Getroffene und verabschiedete den Unglücksboten. Dann setzte er sich unter die nächste Tanne und weinte, daß der ganze Wald sich hätte erbarmen mögen, weinte, bis es Nacht wurde. Jetzt schritt er langsam dem Städtchen zu, wie berauscht vom Schmerz, und nahte am obern Graben dem kleinen Häuschen des Jägers. Es war Licht in der Kammer des zweiten Stockwerks, wo die Mine gewohnt. Das Licht zitterte zwischen den Blumenstöcken durch, die vor ihrem Fenster standen, und dies war geöffnet, und auf die Straße drangen die Worte der Nachbarsfrauen, die den Rosenkranz beteten vor der Leiche: ‚Herr, gib ihr die ewige Ruhe und das ewige Licht leuchte ihr!‘

Und drunten stund der arme Karle und senkte sein Haupt, und die Gebets-Worte gingen auf ihn nieder wie Pfeile auf einen Gebundenen. Er hätte gern mitgebetet droben, wäre gern niedergekniet, um die Tote nochmals zu sehen. Aber er wollte ihre Ruhe nicht stören dadurch, daß er dem Vater sich gezeigt, der ihn wohl als den Mörder seines Kindes empfangen hätte.

Unmittelbar hinter ihm erhob sich der alte Kirchturm des Städtchens, von dem herab schon so manch' Scheidzeichen ertönte. Er bildet mit einigen alten Häusern einen dunklen Winkel. In diesem blieb der Karle noch lange Zeit in stillem Weh stehen, nachdem er sich aus der unmittelbaren Nähe des Totenhauses entfernt hatte.

Aus dem kleinen Gäßchen, das vom Bergfidele herabführte zum Graben und zum Häuschen des Jägers, kamen im Dunkel der Nacht zwei Frauen, um auch noch zum Rosenkranz zu gehen für die tote Mine. Der Maler hörte es genau, als eine zur andern sagte: ‚Am Tod von dem Maidle ist niemand anderer schuld, als der verruckt Sandhas. Die Muttergottes hat sich gerächt, weil er sie auf das Altarbild gemalt.‘

Jetzt kannte der arme Karle die Volksstimme im Städtchen, und zu all' dem eigenen Leid, das der Tod ihm gemacht, kam noch der unsagbare Schmerz, als der Ursacher des Todes zu gelten.

Es wurde dunkel in seinem Geiste. Er taumelte hinaus an die Kinzigbrücke. Dort, wo seine Mutter einst gestanden in kalter Winternacht mit ihrem Kinde, dort stund jetzt der stattliche Mann, der aus jenem Kinde herangewachsen, und trug wohl so herbes Weh, als in jener dunklen Nacht seine Mutter getragen. Aber er fühlte die Last des Leides vielleicht nicht so, wie sie, weil der erste Schatten der geistigen Umnachtung heute Abend auf ihn gefallen war.

Er tat etwas, was man als armselige Erfindung von mir bezeichnen könnte, wenn es nicht einem Narren gleich sähe. Er nahm seine Kronentaler aus den Taschen und warf einen um den andern in den Fluß. Zu jedem Wurf drang aus seiner Seele der bittere Ruf: ‚Gestorben — fahre hin!‘

Und als er arm war, so arm, wie in jener Nacht, da die Mutter ihn über die Brücke trug, kehrte er heim zu dieser, um neuen Kummer dem Mutterherzen zu bringen.

Am andern Morgen kam des ‚Lange-Seppe-Agath'', eine Freundin Gretles. Sie hatte bei der Mine gewacht in der letzten Lebensnacht und diese sie beim Scheiden von dieser Welt noch gebeten, zum Gretle zu gehen mit ihrem letzten Gruß an den Karle. Bei dieser Nachricht lebte er einen Augenblick auf aus seinem dumpfen Hinbrüten; es war der einzige Lichtstrahl in seine dunkle Seele, daß die Mine noch seiner gedacht.

Am zweiten Tage trugen sie das so früh vom Tod geholte Mädchen hinab zur letzten Ruhe. Droben ‚am roten Kreuz‘ unter den Tannen des Urwalds stund, wie versteinert vom Leid, der arme Maler. Er sah den Leichenzug die weiße Straße hinabziehen, die vom untern Tor zum Gottesacker führt. Sie trugen seine ganze Lebensfreude, alle seine Hoffnungen mit hinab ins Grab. Als der Zug unter der Brücke am Klosterbach verschwunden war, verschwand auch der Karle im Wald.

Der Wald, stets ein Lieblingsrevier dem Knaben, wurde fortan dem Unglücklichen die Stätte, in der er sein Leid vergrub.

Mit dem Sohne litt am meisten die Mutter, das unglückliche Gretle. Wenn er Tage lang im Wald umherirrte, dachte sie jeweils ans Schlimmste, und war glücklich bei allem Unglück, wenn er bisweilen spät in der Nacht, ungesehen von den Menschen, für einige Stunden ins kleine Häuschen einkehrte. Eine letzte Hoffnung trug sie immer noch mit sich herum, die, den Sohn seinem Vater zuzuführen und so den ersteren fürs Leben wieder zu gewinnen.

Längst schon hatte der Karle von der Mutter selbst Aufschluß verlangt über seine dunkle Herkunft, die er nur aus den spöttischen Andeutungen anderer Menschen ahnte. Immer hatte die Scham der Mutter Zunge gebunden. Jetzt aber glaubte sie den Sohn zu retten, wenn sie ihn auf andere Gedanken bringe, und erzählte ihm, was wir längst wissen. Stumm hörte er der Mutter Bericht. Ihre Tränen fielen brennend auf sein Herz, und bereitwillig ging er auf ihre Bitte ein, dem Vater sich vorzustellen. Sie glaubte, dieser würde sich freuen und ihn, den jungen, schönen Mann, als seinen Sohn gern erkennen und aufnehmen.

Seine Studienbilder aus Italien, seine besten Skizzen aus Berg und Tal nahm der Karle in eine Mappe und dazu jenes Aquarellbild der Mutter, das er vor Jahren gemalt. So zog er das Tal hinauf, dem Schwabenland zu, wo der ehemalige Amtmann von Hüfingen als Pensionär in der Residenz Stuttgart behäbig lebte.

Karls Seele war verbittert und blieb es; auch als die Mutter ihm seines Lebens Ursprung erzählt, ward er nicht anders. Ihre Tränen hatten ihn gerührt, ihr Herzeleid sein tiefstes Mitgefühl erregt. Aber er wußte jetzt, was die Mutter geduldet. Haß und Verachtung gegen den — Vater waren bei ihm eingezogen. An diesem wollte er die Mutter rächen, weil er nach dem, was er gehört, von ihm nichts mehr erwartete. Er hatte mit dem Tode der Mine seine Sache auf nichts gestellt und in seiner dermaligen Stimmung nichts mehr zu verlieren. Während er über die Höhen des Schwarzwaldes hinüberzog ins Neckartal, machte er sich seinen Plan. Die herrlichen Tannenwälder im oberen Kinzigtal, die liebliche Fernsicht auf der Wasserscheide am Kniebis ließen ihn kalt. Er dachte nur an seine Rache.

Schon von der Mutter hatte er vernommen, daß der Amtmann ein großer Freund der malenden Kunst gewesen und viele alte Bilder besessen habe. Sie meinte, der Sohn habe sein Künstler-Talent vom Vater ererbt. Auf diese Liebhaberei des alten Herrn baute der Sandhas seinen Plan. Er kannte in Stuttgart einen Kollegen von München her. Dem galt sein erster Besuch. Alles schickt sich vortrefflich. Der Schwabe ist ein Bekannter des kunstfreundlichen Bureaukraten und meldet den Künstler ‚Karle', der aus Italien mit Studien zurückkehrt, bei ihm an, da er gewiß Interesse habe, die Bilder eines talentvollen Freundes aus dem Badischen zu sehen.

Der Alte empfing den Maler ‚Karle' aufs freundlichste; um so mehr fiel ihm der Ernst des schönen, jungen Mannes auf. ‚Sie bringen Studien mit von Neapel und Rom,' meinte der Amtmann. ‚Ja,' erwiderte trocken der Maler, ‚doch die beste Studie bring' ich Ihnen vom Kinzigtal.' Verwirrt durch dies sonderbare Wort, weicht jener dem festen Blick des ihm unheimlich werdenden Mannes aus.

‚Setzen wir uns,' meinte der ‚närrische Maler', ‚und ich zeige Ihnen meine Studien, eine nach der andern.' Der Alte kämpft seine innere Bangigkeit nieder, und der Karle reicht ihm, Blatt um Blatt, Bilder von Mailand bis Palermo. Jedes Blatt bekommt ein bewunderndes Wort der Kritik. ‚Sie haben in ihrem Fache Großes geleistet,' sagte gegen Ende der Beschauer.

‚Ich habe stets redlich gestrebt, das Höchste zu erreichen,' erwiderte der Maler, ‚doch stünd' es besser um meine Sache, wenn andere ihre Pflicht getan.'

Bei diesen Worten hielt er zitternd in der Hand das letzte Blatt — das Porträt der Mutter. ‚Kennen Sie vielleicht dies Weib? Zwar haben Schicksal und Zeit mit harter Hand Furchen in das einst schöne Gesicht gegraben, aber wer sie früher gekannt, erkennt sie doch wieder. Als sie im Zauber ihrer Jugend blühte, hat sie dem falschen Wort eines Heuchlers geglaubt. Sie fiel, und die Gefallene stieß der Schurke mitleidslos ins Elend.' Er hat sich aufgerichtet bei diesen Worten in seiner ganzen Größe — der närrische Maler, und endigt nun: ‚Der sie betrog, sind Sie gewesen, und vor Ihnen steht der schmachbeladene Sohn.'

Da schallt durchs Zimmer ein höhnisches Gelächter. Der alte Sünder hat sich gefaßt. ‚Komödiantenspuk!' ruft er — ‚doch gut gespielt, d'rum nehmt zum Dank dafür ein wenig Geld!'

Dieser Hohn des Vaters bringt den so mutvoll aufgetretenen Sohn ins Wanken. Sprachlos eilt er davon. In seiner Seele aber wurden die Schatten noch düsterer.

Nur seiner Mutter hat er erzählt, was vorgegangen in Stuttgart. Sie erzählt's am andern Tag dem Bruder, dem Schmied — und dann sank sie in stillen Irrsinn, aus dem sie nicht mehr erwachte. Sie kannte kaum noch für Augenblicke ihren Sohn.

So erlöste sie der Tod. Im Frühjahr 1833 haben sie das Gretle begraben.

Wiederum stand der Karle am roten Kreuz, als sie die Mutter hinabtrugen zur Mine. Er vermochte es nicht, dem Sarg zu folgen. Jetzt galt er dem Volke als ganz verrückt, und von dem Tage an nannten sie ihn allgemein bis ans Ende seines Lebens nur den ‚nerrschten Moler' oder den ‚nerrschten Sandhas'. Schon da die Mutter noch tot im Stübchen lag, ward ihm die Wohnung gekündigt. Niemand wollte den stolzen, höhnischen, närrischen Mann im Hause haben, der mit stummer Verachtung auf die Leute im Städtchen herabsah, oder, wenn er zum Reden gereizt ward, mit Hohn heimzahlte. In seinem Innern aber vermochte niemand zu lesen, um ihn anders zu beurteilen.

Drunten neben dem Kirchhof stand in jenen Tagen noch das ‚Gottlütthus‘, dorthin kamen alle, die sonst gesund waren, aber keine Herberge hatten. Da hätte man auch dem Karle eine Stube angewiesen, wenn er darum sich beworben. Ans Fortgehen, ans Schaffen in der Welt dachte er nicht mehr seit jener Nacht, da er vor dem Hause der toten Mine gestanden. Sein Geist begann von da an mehr und mehr zu brechen, und jede Lebensfreude und jeder Trieb zur Arbeit schien in ihm erstorben.

Es war der Frühling im Lande, in Berg und Tal und Wald seine Wunder zeigend — da der arme Maler oben am Walde stand, während sie unten die Mutter begruben. In der gleichen Stunde faßte er den Vorsatz, im Walde zu bleiben und hier sich, dem Obdachlosen, ein Heim zu schaffen, fern der Menschheit mit ihrem unsäglichen Elend und Jammer.

Wer heute das Kinzigtal hinauf geht oder fährt, sieht gleich oberhalb des Städtchens von der Höhe des Urwaldes herab etwas aus den dunklen Tannen herausglänzen. Und wenn er frägt, was das sei, so wird ihm jedes Kind sagen können: ‚Es ist des Sandhasen Hütte.‘ Mehr weiß das Kind nicht. Frägt er aber ältere Personen, so werden sie ihm sagen: ‚Dort obe het amol a nerrschter Moler g'wohnt, un jez genn* d' Haslacher nuff** wege der schene Ussicht.‘

Am Tage, da man die unglückliche Mutter begrub, hat der Sandhas diese Stelle gesucht und wohl nach tagelangem Suchen entdeckt. Er mochte über manchen Felsen geklettert, durch manch' Gebüsch sich gewunden haben, bis er ein Plätzchen fand, das ihn den Menschen verbarg und zugleich die ganze Natur vor ihm auftat. Und er hat's in zusagendster Art gefunden. Von hohem Felsgestein überragt, von dunklem Tannendickicht umgeben, schien es jede Sicherheit zu bieten, von Menschen hier nicht gestört zu werden. Ein wenig die Tannen gelichtet, und es erschien eine Fernsicht, wie sie hübscher nicht gedacht werden konnte, hinab ins Kinzigtal und in die Ortenau bis zum Rhein und zum Münster von Straßburg, rechts und links über die Vorberge des Schwarzwaldes, von der Burgruine Geroldseck bis herauf zum Nillkopf.

Mit unsäglicher Mühe machte der Karle sich einen kaum fußbreiten Pfad unter den Felsen hin, errichtete in einer natürlichen Wölbung des Gesteins eine Hütte, darin ein Lager von Moos, holte bei Nacht und Nebel die notwendigsten Gegenstände seiner Habe herauf und wurde Einsiedler.

Ich habe die zweite von ihm erbaute und bewohnte Hütte noch gesehen. Wenn wir Knaben im Urwald Holz holten oder Bucheln lasen im Spätherbst, kamen wir bisweilen auf die Höhe oberhalb der Einsiedelei. Ein eigenes Schauern überlief uns, wenn einer der älteren Knaben, des Weges

* gehen. ** hinauf.

kundig, den Vorschlag machte, ins ‚Sandhasen Hütte' hinabzusteigen. Schauerlich ward den meisten von uns der Gedanke, die geheimnisvolle Höhle zu betreten, und noch mehr die Angst, der nerrscht' Maler, den wir fürchteten, könnte drunten sein oder uns überraschen. Oben in die Felsen legte sich nun der Kühnsten einer und lauschte hinab, ob er nichts höre oder sehe vom Sandhas. Brachte der Spion beruhigende Nachricht, so schlichen wir am Felsen hin und betraten die Hütte still und respektvoll.

Ich erinnere mich nur noch an ein Moosbett und an einen Wandkasten, in welchem eine Axt, eine Säge, eine Flöte und einige Bücher durcheinander lagen. Als ob wir im Kyffhäuser oder im Venusberg gewesen, so geheimnisvoll schlichen wir wieder aus der Steinhöhle heraus, froh, drinnen gewesen, ohne vom Maler erwischt worden zu sein. Bisweilen begegnete er uns im Walde, wenn wir heimwärts zogen. Er kam vom ‚heiligen Brunnen' herauf und hatte Wasser getrunken. Mit Scheu sahen wir dem Mann nach, der schnell wie ein Reh den Wald hinaufeilte seiner Hütte zu.

Im Städtchen war der Karle seit dem Begräbnistag der Mutter verschwunden. Niemand wußte, wohin. Nur der ‚Herresepp', dessen Hütte tief unten am Urwald lag, oder ein nächtlicher Wanderer, der das Tal herabkam, wollte nachts Flötenspiel im Wald droben gehört haben. Später erzählte auf dem Wochenmarkt ein oder der andere Bauer aus dem Bärenbach und Adlersbach, der Sandhas sei bei ihnen auf dem Hofe gewesen und habe um Brot und Milch gebeten.

Die Not trieb ihn auf diese einsamen Berghöfe. Er bat um Nahrung, zeichnete dafür den Bauer, sein Weib oder seine Kinder auf ein Stück Papier, erhielt auch noch zum Abschied ein Stück Speck und die Einladung, so oft er wolle, wieder zu kommen.

In lichten Zeiten seines Geistes kam es vor, daß er nächtlicherweile den Wald herabkam, ungesehen durchs Städtchen zog und im unteren Kinzigtal, in Gengenbach oder Offenburg, Porträts malte. Da saß er dann heiter unter alten Bekannten beim Bier und rauchte seine Kölner-Pfeife oder spielte auf der Flöte. Kaum hatte er aber wieder einige Batzen zum Leben verdient, so verschwand er und eilte in seine Berghütte.

Das erste Frühjahr verging im Walde und der erste Sommer verstrich. Niemand wußte, wo der Maler sich aufhalte. Der Herbst zog fort in kaltem Sturm. Die Vöglein schwiegen im Walde. Drunten im Städtchen auf dem Turm hüteten die Raben das Nest der Störche, und der herrliche Buchwald ob der Hütte war entlaubt. Dem in der Hütte war das einerlei. Das Wild lebt im Walde, sei's stürmisch oder mild. Holz ist ringsum in Fülle, und lustig brennt das Feuer an die granitne Decke der Klause.

So lag der Karle eines Abends auf seinem Moospfühl und las beim Scheine des Feuerbrandes in seinem Lieblingsbuch, dem Homer, den er in deutscher Übersetzung besaß. Er las vom Dulder Odysseus, bis der Schlummer ihn erfaßt, ehe das Feuer in der Hütte erstickt war. Draußen peitschte der Sturm den Regen und blies, daß die Tannen ächzten, und er blies durch die Türspalte ans Feuer. Das Moos des Lagers fängt Funken, und bald brennt das Lager des Schläfers hell auf. Es weckt ihn der Rauch und die Hitze, er kann nur noch am Fels hinauf fliehen, während das Feuer alles Holzwerk an seiner Hütte verzehrt.

Es ist noch nicht neun Uhr des Abends. Unten im Städtchen wird das Feuer bemerkt. ‚Es brennt im Urwald,‘ tönts durch die Gassen, und bald ist eine Schar auf dem Weg zum Walde. ‚Des isch niemand anders gsi,‘ meinte der Glaserhans beim Aufstieg, ‚als der nerrscht Moler. Der het den Wald anzünden welle.‘ Und Beifall zollten ihm alsbald die anderen. Das Feuer war indes niedergebrannt; trotz des Sturmes ließ der Regen den Brand nicht aufkommen, die Funken flogen wirkungslos an den nassen Tannen hin. Als die Hütte in ihrem Holzwerk zerstört war, hörte der Brand auf, und plötzlich standen die Brandlöscher im tiefsten Waldesdunkel.

Sie kehrten heim, aber voll Ingrimm über den Maler, dessen Nest am folgenden Morgen gesucht werden mußte. Der Morgen kam. Ein Schneesturm ging übers Tal hin, und es war nicht lustig, im Walde zu suchen. Sie hatten zwar Schnaps und Speck bei sich, die Männer, die heute im Auftrag des hohen Rates, den Waldmeister, den Becke-Fidele, an der Spitze, auszogen, um den Brandstifter zu fangen — aber, als der Proviant unten beim ‚heiligen Brunnen‘, in der Mitte der Bergeshöhe, vertilgt war, sank auch der Mut der Wackeren, und der Becke-Fideke kommandierte rückwärts. Um so wilder aber drohten sie dem nerrschten Sandhas.

Am dritten Tag in aller Früh sah diesen der Herresepp hinter seinem Hause dem Walde zueilen. In Frost und Wetter war der arme Mensch, ahnend, was ihm bevorstand, im Wald herumgeirrt in jener Nacht und am folgenden Tag. Er hatte von den Felsen herab die Schar am ‚heiligen Brunnen‘ sich lagern sehen, und ihre Drohungen waren an sein Ohr gedrungen.

Erstarrt und durchnäßt, suchte er ein trockenes Nest und war in der zweiten Nacht auf den Heuschober des Häuschens gekrochen, das dem Walde zunächst am Bergabhang stand. Als dessen Besitzer, der Herresepp, am Morgen seine Ziegen füttern wollte, entfloh der Maler seinem Nachtquartier.

Jetzt eilte der sonst schwerfällige Herresepp hinab in die Mühlenstraße und bot den Landsturm auf gegen den Brandstifter. Ein neues Kontingent stellte sich auf: Der Kaiser-Weber, der Essig-Marti, der krumme

Stricker, der Küh-Marti, der Herresepp u. a. Es lag Schnee über Feld und Wald, und so war die Spur des Geflüchteten leicht zu finden. Sie gingen der Fährte seiner Tritte nach und kamen hinauf bis in die Nähe der verbrannten Hütte. Die Haslacher, mit Knütteln, alten Säbeln und Flinten bewaffnet, umstellten die Felsen.

Wie ein Edelhirsch, gehetzt von Rüden, ehe er von ihnen erreicht und zerrissen wird, sich bisweilen umwendet und einen oder den anderen der blutgierigen Meute aufspießt, so stürzte der Maler plötzlich hinter einem Felsen hervor auf seine Verfolger. Der Essig-Marti und der krumme Stricker, auf die er zuerst traf, flogen an den Felsen hinunter, und nur das dichte Gebüsch rettete sie vor dem Fall in die Tiefe. ‚Aber viele Hunde sind des edelsten Hirsches Tod‘ — und so wurde schließlich auch der starke, stattliche Mann überwältigt, mit Stricken gebunden und in das Tal hinabgeführt.

Sie hatten auf einen Unglücklichen, Unschuldigen, dem harte Schläge des Schicksals die Anlage zu völliger Geistesnacht längst geweckt — gefahndet und durch die rohe Behandlung den Funken zum hellen Feuer angeblasen. Als sie mit ihm ins Städtchen hinabkamen, hatten sie einen Wahnsinnigen. Und alles Volk meinte, jetzt habe man erst recht getan, einen so gefährlichen Menschen zu fangen. Sie steckten ihn in die Zwangsjacke und sperrten ihn ‚ins Narrehüsle‘ bis zum Morgen, wo der alte Fuhrmann Othmar den armen Karle auf seinen Wagen lud und in Begleitung des Hafte-Alise, des Nachtwächters, nach Illenau* transportierte, zwölf Wegstunden talab.

Hier erfuhr er eine menschlichere Behandlung. In liebevoller, mitleidiger Pflege genas er nach zwei Jahren von seinem Wahnsinn. Darum, ehe er schied, ward ihm das Auge naß, weil es ihm in diesem Hause wohl gewesen. Gern wäre er hier geblieben zeitlebens, doch die Gemeinde wollte es nicht, weil er um billigeres Geld im heimatlichen Spital erhalten werden konnte. Sein Wahnsinn war stiller Schwermut gewichen.

Es blieb ihm nichts übrig, als heimzukehren zu den Menschen, die ihn nie verstanden, stets nur verkannt und zuletzt malträtiert hatten. Der Spitalvater holte ihn ab. Auf dem Rathaus wurde ihm angekündigt, bei Strafe der Einsperrung sich nie mehr nächtlich im Walde aufzuhalten, und im Spital, wo er auf Gemeindekosten lebe, gut aufzuführen.

Mit souveräner Verachtung, die ihm eigen war bis ans Ende seines Lebens, hörte er diesen Willkomm des alten Ratschreibers Soderer an und verfügte sich ins Spital. Gebrochenen Herzens schloß er mit dem Verhängnis ab. Aber des Tages über gehörte seine Zeit dem Walde. Er baute seine alte Hütte wieder, spielte Flöte und las Homer.

* Bekannte Irrenanstalt.

Aber die Einsamkeit machte sein Leiden immer schlimmer; er wurde immer menschenscheuer und abstoßender.

Man sah ihn nicht oft. War das Wetter schlecht, so lag er im Spital in seiner elenden Stube auf dem Bett und brütete den ganzen Tag über. Mein Kamerad, des Schwarzbecken Rudolf, war bei ihm wohlgelitten; er durfte seine Höhle betreten und nahm mich bisweilen mit. Wir mußten ihm dann eins singen. Am liebsten hörte er das alte Kinderspiel-Lied:

Adam ist in Garte gange,
Wie viel Vögel hat er g'fange?
Eins, zwei, drei,
Du bist frei.

Er lachte aber dazu so hohl und unheimlich, daß es mir nie recht ums Singen war. Er schenkte uns dann kleine Zeichnungen oder mit Wasserfarben gemalte Bildchen.

Gar gerne stund er an der Kreuzstraße beim Rathaus oder auf der „Gottlütbruck“ am Klosterbach, stumm, still und bewegungslos. Stundenlang konnte er so verweilen, dann stürmte er plötzlich davon, dem Walde zu.

Sehr wehe tat es dem Unglücklichen auch, wenn alte Freunde aus der Künstlerwelt ihn besuchen wollten und man sie davon abhielt. So schreibt er: ‚Man hat mir gesagt, der Maler Dürr von Freiburg sei hier gewesen und habe im Kreuz logiert. Er habe mich besuchen wollen, man habe ihm aber gesagt, ich sei geistig zerrüttet und sehr gefährlich. Er soll sich darüber beschwert haben, daß man ihm das nicht gestatte. Wieder ein Beweis, was ich für gute Freunde hier habe.‘

Aus den genannten Blättern geht auch noch hervor, daß der Sandhas dem berühmten Kunstheros Peter Cornelius und dem Orientalisten an der Universität Freiburg, Dombecan Hug, nahegestanden hat.

In der Zeit, aus welcher diese Blätter stammen, zu Anfang der Fünfziger-Jahre, besuchte ihn Herr Allgeyer. Dieser schrieb mir im November 1886 von München aus über diesen Besuch folgendes:

„Ich war zu Besuch bei meinen Verwandten in Haslach. Sandhas befand sich bereits seit vielen Jahren im Spital. Ich hatte mir vorgenommen, gehe es, wie es wolle, ihn aufzusuchen, was natürlich als eine seltsame Marotte hingenommen wurde. Ich fand ihn am hellen Tag auf seinem Lager ausgestreckt, damals schon seine einzige Beschäftigung. Ich stellte mich als der Sohn meines Vaters vor, in dessen Haus er kein Fremder gewesen war. Es bedurfte erst etlicher Zeit, um seiner Verwirrung Herr zu werden und sich in den Gedanken zu finden, daß jemand in keiner andern, als freundlich teilnehmenden Absicht ihn zu besuchen komme.

Sandhas war in all seiner Verkommenheit immer noch eine ungewöhnliche Erscheinung. Aus seinem schönen, von langen, graumelierten Haaren umrahmten Kopf leuchteten ein paar geistvolle, dunkle Augen. Alle seine Bewegungen waren voller Elastizität und natürlicher Grazie; der Ton seiner Stimme war sonorer, sympathischer Brustton. Aber das Gelaß, in dem er hauste, und alles, was ihn umgab oder vielmehr nicht umgab, war wenig tröstlich. Nirgends die geringste Andeutung von einer, wenn auch nur vergangenen künstlerischen Tätigkeit oder sonst einem geistigen Bedürfnis; kein Buch, kein Blatt Papier. Mir ward weh und eng ums Herz, und ich forderte ihn daher auf, mich ins Freie zu begleiten und mich, wenn sie noch existiere, hinauf zu seiner ehemaligen Waldhütte zu führen.

Diese Aufforderung schien ihn gemütlich besonders wohltuend zu berühren, und ersichtlich gerne willfahrte er meiner Bitte. Es war ein voller, herrlicher Frühlingstag. Unter dem Eindruck der frischen Natur und einer wohl lang entbehrten freundlichen Zurede schaute der innerlich gebrochene Mann allmählich etwas auf und erging sich in mancherlei Erinnerungen. Da sie aber unter dem Druck der Gegenwart alle wenig erfreulicher Art für ihn sein mochten und ich lästiges Fragen glaubte unterlassen zu sollen, auch das Interviewen damals noch nicht so gebräuchlich und ausgebildet war, wie heutzutage, war die Gesprächsauslese nicht so groß, als man nachträglich nun wünschen möchte. Es war mir eben vor allem und mehr um den persönlichen Eindruck zu tun gewesen, und davon habe ich heute noch die deutliche Erinnerung als von einer grenzenlos vereinsamten, aber durchaus vornehmen Künstlernatur, die, ein Bild und Beispiel echter moderner Tragik, zum Schutz vor der lästigen, weil im Grund doch fast immer teilnahmslosen Zudringlichkeit der Welt, sich in völlige Stummheit hüllte, wie Sie aus Ihrer eigenen Kindererinnerung heraus von ihm wissen und richtig empfinden. Dies erfuhr ich selbst noch zum Schluß, als wir nach dem mehrstündigen Spaziergang zur körperlichen Erfrischung in eine Gartenwirtschaft traten, wo der arme, verlorene Mann den taktlosen Reden der anwesenden Gäste ein durch nichts zu beirrendes Schweigen entgegensetzte.

Möglich, daß im Charakter des Mannes ein Manco war, das ihn zum Untergang prädestinierte. Die Frage nach dem Grad der eigenen Verschuldung möchte ich weder aufwerfen und noch weniger zu beantworten versuchen. In erster Linie wird man sagen und annehmen dürfen, daß es, nächst den kleinlichen Verhältnissen, in die er gestellt war, die allgemeinen kläglichen Verhältnisse der Zeit waren, an denen er als Künstler zu Grund gegangen ist. Daß er dieses war und in einem eminenten Sinne war, steht für mich außer Frage; denn aus seinen Arbeiten, soweit ich sie kennen lernte und sie mir in der Erinnerung gegenwärtig sind, spricht eine Unmittelbarkeit

des Naturgefühls, die der Zeit, in der er lebte, wenig eigen war und ihn unter andern Voraussetzungen zum Besten befähigt haben müßte. Ich bin ein Gegner der herzlosen Phrase, daß das Genie sich immer selbst Bahn breche; sie ist so falsch, als ihre Umkehrung falsch wäre. Jede Pflanze bedarf geeigneten Bodens und Sonnenscheins, um gedeihen zu können, um wieviel mehr die Kunst (und mit ihr der Künstler), als feinste Kulturblüte. Wir wissen eben nur von denjenigen, die sich, wie man so sagt, Bahn gebrochen, d. h. bei denen Glück und Verdienst sich zur Förderung des einzelnen verbunden haben.

Ich weiß nichts vom Verbleib des künstlerischen Nachlasses von Sandhas; er würde wohl auch nicht hinreichen, der Welt den Nachweis zu liefern, daß in ihm mehr als ein Talent zugrund ging. Sein Unglück macht den Eingeweihten vielleicht geneigt, jenes höher anzuschlagen, als es tatsächlich vorhanden war, weil ein so seltsames Geschick inmitten des modernen Lebens die Vermutung ungewöhnlicher Veranlagung nahe legt. Das Recht, die Dinge persönlich so zu nehmen, kann aber niemanden verwehrt werden, wenn in einer solchen Anschauung sich auch nichts weiteres vollzöge, als eine gerechte Ausgleichung und Verklärung eines in solchem Maß immer unverschuldeten Martyriums im Gedächtnis der Nachwelt.' —

Es war in den Osterferien des Jahres 1857, als ich den Sandhas, soweit mir erinnerlich, zum letzten Mal sah. Er saß beim Bierkrämer, allein wie immer an einem Tische, von den andern Gästen entfernt. Er tat dies, weil er ihren beleidigenden Äußerungen entgehen wollte.

In Lumpen gehüllt, hatte er damals noch einen wunderbar schönen Mannskopf mit großen, geistsprühenden Augen. Er redete aber auch mit uns kein Wort. —

Im Totenbuch der Pfarrei Haslach hat mein alter Dekan Kurz eingetragen: ‚Am 12. April 1859 starb Karl Sandhas, Maler, 58 Jahre alt.' Das der Nekrolog auf ein Genie, welches das Unglück hatte, ‚vergeraten' zu sein.





Heinrich Hansjakob.

(Zu seinem 70. Geburtstag.)

Von

Karl Muth.

Der badische Pfarrherr und Volksschriftsteller Hansjakob mußte nicht, wie so mancher andere, erst siebzig Jahre alt werden, um seinen Ruhm zu erleben; er hat ihn aber auch nicht überlebt, und das will mehr besagen.

Zwei Umstände vor allem scheinen ihm auch literarisch ein längeres Leben zu verbürgen als es Volkserzählern seiner Art gewöhnlich beschieden zu sein pflegt: einmal der als Reaktion gegen artistische Überfeinerung sich mehr und mehr herausbildende Zug unserer Kunst und Dichtung nach dem ungebrochenen Menschentum einfacher Kulturzustände und schollenstarker Urwüchsigkeit; dann aber das in Hansjakobs Schriften gelegene historische, durch keinerlei poetische Zutaten und Kombinationen gefälschte volks- und sittenkundliche Element, das die besten seiner Bücher gleich einer lebensvollen und treuherzigen Chronik eines aussterbenden schwarzwälder Bauerntums für alle Zeiten in sich bergen und der Nachwelt hüten.

Wer die dichterische Produktion der letzten zwei Menschenalter bis auf unsere Tage in bezug auf die von ihr bevorzugten Stoffe betrachtet, der wird bald die Wahrnehmung machen, daß darin die Beziehungen des gesellschaftlichen Lebens eine Hauptrolle spielen. Der Mensch als ein Produkt seiner sozialen Umwelt mit ihren besonderen Ehrbegriffen, Standesvorurteilen, Einschnürungen, Verbildungen, kurz mit dem ganzen Zwang der die natürliche Bewegungsfreiheit des einzelnen einengenden Konventionen ist mit Vorliebe ihr Gegenstand. Alle unsere kleineren und mittelmäßigen Schriftsteller und Dichter haben im Banne dieser gesellschaftlichen Begriffe und Anschauungen gelebt und gedichtet. Nur ganz wenige unter den selbständigen Talenten bekundeten Sinn für Größe und Ursprünglichkeit menschlichen Empfindens und damit für echte Poesie durch dichterische Gestalten, die ihren Idealismus im Zusammenprall mit dieser Regel- und Zwangswelt auslebten oder tragisch untergingen. Alle echte und große Poesie ist ein Heimweh nach Ursprünglichkeit. Wie der einzelne Mensch mit verklärender Wehmut an der Poesie seiner Jugendtage, so hängen ganze Völker an den halbverwehten Erinnerungen ihrer sagenumwobenen Vergangenheit, und die tiefste Fundgrube

seelischer Inspiration ist allezeit eine reiche und sinnvolle Mythologie gewesen als der poetische Niederschlag reinster Menschlichkeit. Zu dieser Erkenntnis ringt sich unsere Zeit nach den Verirrungen der naturalistischen Theorien wieder empor, und wenn wir jetzt wieder mehr Sinn für echte Naturformen einerseits, geläuterte Stilprinzipien andererseits haben, so hat dies seinen Grund in jener Auffassung, die sich das Gesetz vom Objekt holt, nicht aber dieses nach vorgefaßten Grundsätzen und Regeln modelt und meistert. Dem heute so oft vernommenen Ruf nach Persönlichkeit liegt unbewußt die Sehnsucht zugrunde, aus Schablonenmenschen wieder zu Originalmenschen zu werden.

In dieser neueren Sehnsucht berührt sich unsere Zeit mit den schon älteren Bestrebungen Hansjakobscher Schriftstellerei. Die Spuren und Züge einer besonderen, ihm durch seine halbbäuerliche Abstammung nahestehenden Gruppe von Originalmenschen festzuhalten, ist ihm allmählich schriftstellerische Lebensaufgabe geworden. In ihrem Dienste hat er sich zum Erzähler entwickelt und sich dabei eine Art der Erzählung geschaffen, für die unsere Literatur ihm kaum nennenswerte Beispiele bereit hielt. Nicht Unterhaltung zu bieten ist sein Ehrgeiz, nicht dichterische Lorbeeren zu erringen sein Zweck. Wenn seine Schriften dennoch ebenso unterhaltend wie poetisch genannt werden müssen, so liegt das in dem Umstand begründet, daß die Vorgänge und Gestalten darin streng nach der Natur und dem wirklichen Leben gezeichnet sind und daß die Wirklichkeit oft poetischer ist als die Dichtung, sofern nur einer das Auge hat, die Poesie darin zu entdecken. Und in bezug auf diese Entdeckerfähigkeit muß Hansjakob ein Poet genannt werden. Das ist seine bleibende Bedeutung in der deutschen Literatur, vielen seiner Zeitgenossen, Lesern, Kritikern wie Schaffenden den Blick geöffnet und geschärft zu haben für eine große Reihe von Erscheinungen echtesten Volkslebens, die wir bislang nicht oder doch nur in verwässerten, ‚idealisierten‘, d. h. hier in gefälschten Formen gekannt hatten.

* * *

Am Fuß des nordwestlichen Schwarzwaldes, in dem badischen Städtchen Haslach, liegt Hansjakobs ‚verlorenes Jugendparadies‘.

Seit dem 30jährigen Kriege sind die Hansjakob in ‚Hasle‘ ansässig. Ihre Herkunft liegt im Dunkeln. Während eine elsässische Linie ihren Ursprung in das Wallis verlegt, eine Ansicht, der unser Hansjakob schon deshalb zuneigt, weil ihn der Gedanke freut, einen Walliser Kuhhirten zum Ahnen zu haben, und die in der Einwanderung zahlloser Schweizer in die vom 30jährigen Krieg entvölkerten Taler des Schwarzwaldes und des Breisgaues ihre wissenschaftliche Stütze findet, soll nach einer anderen Version ein sächsischer Weber zur Zeit der Reformation die Hansjakob nach Haslach verpflanzt haben. Von Urgroßvaterszeiten her betrieben sie das Bäckergewerbe, und die Backstube, später eine damit verbundene Wirtschaft, sind des jungen Hansjakob häusliche Tummelplätze. Hier ist es, so schreibt er in den Erinnerungen ‚Aus meiner

Jugendzeit', wo ‚eine Summe von Menschenkenntnis unbewußt damals in mich hineinkam, die mir jetzt längst zur klaren Erkenntnis aufgestiegen ist'. Unter dem gemeinen Volk, den niederen Bürgern und Handwerkern, den Bauern und ihrem Gesinde lernte er jenen auch von Bogumil Goltz gepriesenen ‚Überrest von natürlicher Lebens- und Denkweise' kennen, und hier erfuhr er, was der gleiche Goltz sagt, ‚daß kein Mensch was Ordentliches und Herzhaftes von dem natürlichen Menschentum und Menschenschicksal in Erfahrung bringen kann, wenn er es nicht im herzlichen und ebenbürtig erachteten Umgang mit den niederen, dienenden und handarbeitenden Klassen irgendwie an sich kommen läßt.' Die alten, deutschen Volksbücher, Sagen und Rittergeschichten waren des heranwachsenden Knaben erste, vielgeliebte Lektüre, Geschichten, ‚von denen eine einzige mehr Poesie und darum Gemüt fürs Kinderherz hatte, als zehn Kasten voll der modernen Lesebücher für Kinder'. Deshalb gesteht er auch, er habe in seines Vaters Backstube bei ‚Sepps' Vorlesungen mehr Ideale in seine Seele aufgenommen als später in allen Kollegien über Geschichte, Philosophie und Anthropologie. Seine Großmutter, die einen Spezerei- und Kramladen führte, wollte einen Kaufmann aus ihm machen. Zu diesem Zweck kam er, auch um eine ‚bessere' Schule zu besuchen, nach Freiburg zu einem Kaufmann, ohne jedoch die geringste Neigung für diesen Stand zu empfinden. Die ersten Ferien ließen ihn den Freischarenrummel erleben, und die Begeisterung für die Revolutionsmänner erfüllte derart sein Knabenherz, daß er sich die Jahre der Mündigkeit wünschte, um trotz seines konservativ gesinnten Vaters, mit Heckerhut und Heckerbart gegen die Volksfeinde marschieren zu können. Und diese Freiheitsliebe nahm der ‚Bäckerbub von Hasle' mit ins Leben, zunächst aber auf die Schulen von Rastatt und Freiburg, woselbst er die geistliche Studienbahn durchlief, die er ebenso wie seine Kindheitsjahre in seinen Erinnerungen ‚Aus meiner Studienzeit' reizvoll geschildert hat und die im Jahre 1864 mit der Priesterweihe ihren Abschluß fand. Er hatte zwei Fakultäten, die theologische und philosophische, absolviert, das philologische Staatsexamen bestanden und in Tübingen den Doktorgrad erworben und fand nun Anstellung als Lehramtspraktikant am Gymnasium in Donaueschingen. Als Ideal schwebte ihm damals der akademische Lehrberuf vor. 1865 avanzierte er zum Vorstand der höheren Bürgerschule in Waldshut. Eine kleine historische Arbeit über die religiöse politische Sekte der Salpeterer, die, wie er selber sagt (‚Schneeballen vom Bodensee' S. 2), ‚inhaltlich ebenso korrekt kirchlich als formell schlecht geschrieben' war, trug ihm das Mißfallen seiner Behörde ein und er wurde, ‚ich weiß nun nicht, ob wegen des schlechten Stils oder wegen des katholischen Inhalts,' zum letzten Lehrer an der gleichen Anstalt degradiert. Daraufhin legte er seine Lehrtätigkeit hierselbst überhaupt nieder und beschränkte sich auf sein Amt als Kaplaneiverweser des Kalvarienberg in Waldshut. Um diese Zeit (1869) setzte in Baden der ‚Kulturkampf' ein und einige scharfe Äußerungen, die Hansjakob als politischer Redner tat, hatten seine Streichung aus der Liste der akademisch gebildeten Lehrer zur Folge.

‚Auf dem besten Wege,‘ wie es in seinen Erinnerungen ‚Auf der Festung‘ (1870) heißt, ‚dereinst ein badischer Professor und Staatsdiener zu werden,‘ wurde er statt dessen zu dreiwöchiger Festungshaft verurteilt, aber nach deren Verbüßung von seinem Bischofe sofort zum Pfarrer von Hagnau am Bodensee ernannt. Von dort kam er 1884 als Stadtpfarrer nach Freiburg i. Br., wo er insbesondere als Prediger großen Zulauf hatte und heute noch lebt.

* * *

Mit dem Jahre 1888, in dem der Band ‚Wilde Kirschen‘, Erzählungen aus dem Schwarzwald, erschien, hat Hansjakob das für die literarische Bedeutung seines künftigen Schaffens ausschlaggebende Gebiet erstmalig betreten. Von den gelehrten, zum Teil auch heute noch beachteten Abhandlungen aus der Geschichte seiner engeren Heimat und seines Landes abgesehen, hatte er bereits in den Jahren 1874, 1877 und 1879 in mehreren Büchern über Frankreich, Italien und die Niederlande seine Reiseeindrücke in zum Teil origineller Weise verarbeitet und sich dabei eine stilistische Gewandtheit und Selbständigkeit erworben, die seinen nächsten Büchern, den ‚Erinnerungen aus seiner Jugend- und Studienzeit‘ formell zugute kam. Nun aber hatte ihm die Berührung mit dem mütterlichen Boden der Heimat die rechte Kraft gegeben.

In keinem Stand gibt es so viele Charaktere und urwüchsige Persönlichkeiten als in dem Stande des Bauern, diesem ‚Prügeljungen der anderen Stände‘. Während im ‚Süßwasser‘ der heutigen Kultur die Originalmenschen am Aussterben sind, schwimmen sie ‚in jenem großen Meere der Menschheit, das wir Volk nennen‘, noch herum. Aber dem Gebildeten ist es schwer, sie zu entdecken, und die Hauptschwierigkeit liegt im Charakter des Bauern selbst. Mißtrauisch schließt er sich gegen jeden ab, der ihn bewußt oder unbewußt Überlegenheit der Formen oder der Bildung fühlen läßt. Nur das Bewußtsein einer gewissen Interessengemeinschaft läßt ihn zeitweilig aus der Abgeschlossenheit heraustreten, obwohl man auch dann noch, wie der hessische Bauernschriftsteller Glaubrecht sagt, ein Scheffel Salz mit dem Bauern gegessen haben muß, ehe man ihn kennt. Für Hansjakob waren diese Voraussetzungen gegeben. Er hatte das Vertrauen der Kinzigtäler Bauernschaft, weil er ihr nicht nur entstammte, sondern sich als noch immer zugehörig empfand, und er hatte es in erhöhtem Maße in seiner Eigenschaft als Geistlicher. Eine Besonderheit dieses Volksschlags kommt ihm überdies, die Aufgabe wesentlich erleichternd, entgegen. ‚Ich bin von Hasle,‘ sagt er einmal, ‚wo die Leute reden wie sie denken,‘ und anderwärts rühmt er den Haslachern zwar ein ehrliches, deutsches, zufriedenes und vorab lustiges Herz nach, kann ihnen aber das ‚böse Maul‘ nicht absprechen. Diese schlagfertige Redseligkeit und offenherzige Ehrlichkeit der Kinzigtäler Bauern, verbunden mit einem zu Sarkasmus und Spott neigenden Charakterisierungstrieb, wieviel mehr begünstigt dies das Erfassen bäuerischen Eigenwesens, als dies z. B. bei der Verschlossenheit des schwerblütigen, langsamen und wortkargen Niederdeutschen der Fall ist.

Wohl mag in diesen Umständen, wie eine vortreffliche Kennerin des niederdeutschen Bauerntums, Lulu von Strauß und Torney hervorhebt,* der Grund liegen, daß in Süddeutschland die Dorfgeschichte zuerst entstanden und ‚daß sie dort auch heute noch in höchster Blüte steht' — eine wirklich zureichende Kenntnis des echten Bauernwesens hat auch da noch gefehlt und wird noch so lange fehlen, bis man sich einmal geübt hat, diese eigen geartete Welt mit den Augen eines Kenners und Eingeweihten wie Hansjakob zu betrachten.

Wie aber sammelt der seine Stoffe und wie bringt er sie zutage? Am Faden der Erinnerung zunächst taucht er in das Labyrinth von Familien- und Einzelschicksalen, geht mit Liebe, an alte Herzen und Türen klopfend, den Spuren seltsamer Originale nach, schürft im tauben Gestein des Alltags nach den Erzadern starken Menschentums und bringt nebst gediegenem Edelmetall auch ‚Schaustufen' zutage, ganze Ausschnitte aus dem Volksleben, aus denen die Kristalle und eingesprengten Erze höchst seltsamer Originale bruchstückweise sichtbar werden. Solche Schaustufen und Bruchstücke bilden die Mehrzahl unter seinen sogenannten Erzählungen. Nur selten hat er das gefundene Erz oder einen Kristall bearbeitet oder geschliffen.

Um so größer ist die Fülle der naturwüchsigen Charaktere, die er uns vor Augen führt. Es sind vor allem die bäuerlichen ‚Genies', die er mit Vorliebe zeichnet. In den ‚Wilden Kirschen' die ‚Sandhasen' und unter diesen besonders den Karle, den ‚närrischen Maler', eine Gestalt von wahrhaft tragischer Prägung. Wie sich hier der Fluch der unehelichen Geburt mit dem Fluch genialer Künstlerveranlagung verbindet, und wie eine Gemeinschaft, die das sittliche Gesetz nur durch lieblose Brandmarkung zu schützen vermeint, den doppelt Getroffenen durch Verfolgung, Zurücksetzung, Schmähung nicht nur seiner eigenen Person, sondern auch der seiner unglücklichen Mutter zum äußersten treibt, bis er in Raserei und endlich in geistigem Siechtum endigt, das ist ein Stoff, dem auch die einfachste berichtende Erzählweise nur wenig an dichterischer Größe und Wucht nehmen kann.**

Hansjakob ist der Meinung, daß es unter dem weiblichen Geschlecht nicht so viele Originalmenschen gibt wie unter dem männlichen, und er begründet das damit, daß das Weib von Natur aus mehr veranlagt sei, sich nicht so zu geben wie es sei; es spiele bei ihm zuviel Ziererei und Heuchelei mit. Wie dem auch sein möge, einige hat er dennoch gefunden, und wenn auch die Lenebas, die Bührer-Nanne, die Afra e tutti quanti ein gewisses Grenzmaß nicht überschreiten, so hat er uns wenigstens in des Mühlsteinvogts

* ‚Die Dorfgeschichte in der modernen Literatur' (Heft 7 der Beiträge zur Literaturgeschichte. Herausgegeben von Hermann Gräf, Leipzig 1906).

** Die Leser finden diese Erzählung in diesem Heft wiedergegeben, und zwar befreit von den störenden Zwischenreden und Abschweifungen, mit denen Hansjakob die Wirkung so manchesmal beeinträchtigt. Wir verdanken die Erlaubnis zur Wiedergabe dem freundlichen Entgegenkommen des Verlegers der ‚Wilden Kirschen', Herrn Franz Leichter in Ohlau.

Magdalena eine Gestalt geschenkt, die durch die Kühnheit ihres Widerstandes gegen den eisenharten väterlichen Willen und durch die Entschlossenheit, mit der sie dem ihr als Gatten aufgezwungenen alten Hermesbur das eheliche Recht weigert, ebenfalls eine gewisse Höhe tragischer Leidenschaft erklimmt.

Und dieser alte Hermesbur selber, welch eine Kraft- und Willensnatur vom alten Schlag! Wie es Hansjakobs Art so ist, gibt er bald da bald dort einen Zug seiner bekannten Originale zum besten, und immer wieder taucht dieser oder jener Name aus der großen Familie seiner Lieblinge in der Erinnerung einer der Personen auf, von der er gerade erzählt. Und so erfahren wir aus den Aufzeichnungen über Valentin, den Nagler, wie der Hermesbur einst gestorben ist. Um des Bauern Bett stehen seine Kinder und warten auf den herannahenden Tod. Da zieht über die in der Sommerhitze fruchtschwer sich neigenden Felder ein Wetter ins Tal. Der sterbende Hermesbur überschaut die Lage; kurz entschlossen schickt er seine Kinder zu den Knechten und Mägden aufs Feld. Er kann allein sterben. Nur den ‚Brummler‘, eine alte Flinte, müssen sie ihm unters Kammerfenster legen und eine Schnur an den Hahn binden. Kommt der Tod, so zieht er den ‚Brummler‘, und dann sollen die Kinder ein Vaterunser beten. ‚Es war eben die letzte Garbe gebunden und geladen, da fuhr Blitz und Schlag übers Tal hin. Eine plötzliche Stille folgte dem Zucken und Rollen vom Himmel her — da fällt ein Schuß vom Hof herab... Neben dem Erntewagen knien die Kinder und beten ein Vaterunser und Herr gib ihm die ewige Ruhe und das ewige Licht leuchte ihm! Dann führen sie ihre Garben den Berg hinauf ins Vaterhaus. Der Vater ist tot, da sie seine Stube betreten. Die Ernte ist daheim und der Vater auch.‘

Wie die Magdalena in ‚Vogt auf Mühlstein‘ ihr Recht auf Liebe verteidigt, mit erlaubtem Mittel zwar, aber ihr doch selber zum Verderben, so der Metzger-Seppli in der ‚Karfunkelstadt‘ (Schneeballen). Seinem Nebenbuhler, dem alten und reichen Vogt von Entersbach, setzt er am Tag vor der ebenfalls erzwungenen Hochzeit und im Einverständnis mit seiner Geliebten, den roten Hahn aufs Dach und verhindert damit das andere, vielleicht größere Unglück. Seine Untat aber kommt heraus, und er stirbt im Zuchthaus.

Neben solchen von dem Strahl einer gewissen Heldengröße umleuchteten Gestalten, zu denen sich aus den Schneeballen noch ‚Der letzte Reichsvogt‘ und sein Widerpart, der Volkstribun Breig, gesellen, stehen jene tragikomischen Figuren, unter denen ‚Der Wendel auf der Schanz‘ den Typus des echten Prozeßbauern abgibt. Es ist geradezu unheimlich, mit welcher schicksalsmäßigen Notwendigkeit solche auf ihr Recht sich versteifende Kohlhaasnaturen in immer größere Verwirrung, in Bitterkeit und Menschenhaß hineingetrieben werden und wahrlich wenig erheiternd, wie toll sich dann Komik und Ernst gatten und ablösen.

‚So lange ich Amtsrichter bin, gewinnen sie keinen Prozeß,‘ hatte dem Wendel ein Mann der ‚Justiz‘ erklärt, und diese frevelhafte Drohung ist buchstäblich wahr geworden, mochte der Wendel nun ursprünglich recht haben oder

nicht, denn wo so die Rechtsleidenschaft im Spiel ist, da gibt es immer einen Punkt, an dem sich der Mensch in den eigenen Schlingen fängt. Während aber der Wendel durch all die Schikanen der Rechtspflege schließlich ein gebrochener Mann wird, der als Taglöhner endet, ist der Spänen-Benedikt aus der ‚Karfunkelstadt‘ ein anderer Kerl. Auch er war, da er auf der Kirchweih einen Diener der Gerechtigkeit etwas unsanft angefaßt hatte, mit dem Gericht in Konflikt gekommen und eingesperrt worden. Das gab seinem Ehrgefühl ein großes Loch, und dieses Loch mußte in gehöriger Weise zugestopft werden. Obwohl ein armer Teufel, der sein Leben mit Spänemachen fristet, will er doch den Bauern zeigen, daß ihm die Inhaftierung nichts von seiner Selbstachtung genommen hat. Mit seinen ersparten Kronentalern mietet er eine vierspännige Chaise und fährt so vom Kreisstädtchen her zum großen Staunen der Bauern in sein Tal und zu seiner Spänhütte.

Und wie den allzeit zu übermütigen Streichen aufgelegten Spaßvogel, so lernen wir in buntem Zuge all der farbenechten und figurenreichen Bilder den alten Skeptiker und Satyr, den dunklen, an ungesühnter Schuld langsam zusammensinkenden Verbrecher, den Bauernpropheten, den würdevollen Bettelmann, den ‚hochgeistigen‘ Bauerngelehrten und last not least die christlichen Kreuzträger beiderlei Geschlechts zum Teil aus köstlichen Einzelzügen, zum Teil in breit ausgeführten Umrißzeichnungen kennen.

Manche dieser Gestalten ragt fast unheimlich und seltsam wie ein Stück Geschichte in die helle Gegenwart hinein, keine aber so fesselnd und Staunen erregend zugleich wie jener Kinzigtäler Bergmann und Erzgräber Benedikt auf dem Bühl (Erzbauern 1898), der mit einer geradezu genialen Zähigkeit und fast märchenhaft klingenden Arbeitsleistung Stollen auf Stollen in die Erde treibt und als sachkundiger Bergmann mit Hilfe seiner Söhne die Silber-, Kupfer- und Bleibergwerke des Kinzigtales wieder neu ‚aufzuwältigen‘ suchte, ja mit Erfolg wieder aufgewältigt hat, nachdem englische und französische Gesellschaften sie längst dem ‚Versaufen‘ preisgegeben hatten.

Gegenwart und Vergangenheit müssen in gleicher Weise unserm Erzähler Stoff liefern. Aber die Gegenwart hat ihm erst das rechte Verständnis auch entschwundener Zeiten und Menschen erschlossen. Und so kommt es, daß er auch da, wo nur noch die schriftliche Tradition zu leiten vermag, noch eine Anzahl von schwarzwälder Bauernfiguren wieder lebendig macht, die geradezu als Prachtexemplare ihrer Gattung bezeichnet werden müssen. Da ist vor allem das hochinteressante Kulturbild ‚Der letzte Reichsvogt‘, das eine wahrhaft große Zeit kernfesten, naturwüchsigen Volkstums ans Licht rückt, die Zeit jener Kinzigtaler Bauernrepubliken, die ihre Vögte als Reichsvögte und Herren über Leben und Tod selber wählten und über ihre Freiheiten gegen die Begehrlichkeit der Fürsten und Städte mit Eifersucht wachten. Es ist die Zeit jener seltenen großen Originalfiguren, die, wie Riehl einmal so schön sagt, ‚von jeher die wahren Flügelmänner der Ehrenfestigkeit und Gediegenheit gewesen sind in den breiten Frontreihen der bürgerlichen Gesellschaft‘. Und wie

der ‚letzte Reichsvogt‘ in den ‚Schneeballen‘, so sind es ‚Der Vogtsbur‘ und die ‚Buren am Wildsee‘ in den ‚Erzbauern‘, die uns ein Bild der Zeit am Ende des 18. und Anfang des 19. Jahrhunderts vor Augen stellen. Als zwei größere Versuche dieser Art sind dann noch die im 14. Jahrhundert spielende Erzählung ‚Der steinerne Mann von Hasle (1898) und die Erzählung aus dem 30jährigen Krieg ‚Der Leutnant von Hasle‘ (1896) zu nennen, in denen der Erzähler den festen Boden der Überlieferung mehr und mehr zu verlassen gezwungen ist und eigentlich zum erstenmal mit zum Teil ganz frei erfundenen Gestalten arbeitet, also dichtet.

* * *

Was ich soeben zu geben versucht habe, ist ein wenn auch nicht erschöpfender stoffgeschichtlicher Überblick über die erzählenden Hauptwerke Hansjakobs. Bei einer literarischen Würdigung dieses Autors wird die Frage nach dem Stoffgeschichtlichen immer im Vordergrund stehen. Einem dichtenden Autor verfänglich, führt dieser Gesichtspunkt hier vielmehr zur Anerkennung eines großen und bleibenden Verdienstes. Es ist noch nicht lange her, daß der deutsche Bauer ein Modeartikel in der schönen Literatur geworden ist. Riehl meint einmal, man könne daraus zweierlei folgern. So, könnte man sagen, klopften jetzt die Bauern einstweilen in Dorfgeschichten und Romanen an, weil die Zeit nahe gekommen sei, wo das Vollgewicht ihres politischen Einflusses in der Wirklichkeit sich geltend machen werde. Andererseits aber möge man auch folgern, daß die Kluft, welche den Gebildeten von den Bauern trennt, doch ungeheuer groß sein müsse, da die Eigentümlichkeiten des Bauernlebens seltsamerweise so neu erschienen, daß man sie jetzt gar als die pikanteste Würze der bereits so stark überwürzten Romanliteratur ausbeute. Es ist gar kein Zweifel, daß das lebhaft erwachte Interesse allein auf die letztere Ursache zurückzuführen ist. Aber die ihm zugrunde liegende Tatsache der Entfremdung zwischen dem Bauernstand und den lesenden Ständen bringt es auch mit sich, daß eine ausgedehnte Dorferzählungsliteratur in Schwang kommen konnte, die im Grunde nur Zerrbilder des echten Bauernwesens gibt. Durch sie wurde vor allem eine grundfalsche Auffassung des bäuerlichen Gemütslebens eingebürgert, denn Sentimentalität und Gefühlsromantik sind ein schier unveräußerlicher Bestandteil dieser Dorfgeschichten. Wohl lebten da und dort echte Bauernschriftsteller, und ein einziger wie Gotthelf kann für viele zählen; aber keinem ist es gelungen, die falschen Vorstellungen zu überwinden, und nach wie vor sündigten unsere Dorfpoeten, indem sie ‚ihr eigenes Gefühlsleben auf den Bauer übertrugen und dadurch eine seiner hervorragendsten Eigentümlichkeiten verwischten, welche darin besteht, daß bei ihm die allgemeine Sitte an Stelle des individuellen Gefühls tritt‘. (Riehl.)

Für diese und verwandte Tatsachen nun hat Hansjakob sozusagen in seinen erzählten Erinnerungen die documents humains geliefert, menschliche Dokumente von so überzeugender Kraft, daß durch sie mehr als durch phantasie-

voll gestaltetes Bauernleben ein tiefgreifender Wandel in unseren Begriffen von echter Bauernart und Bauernweise angebahnt worden ist.

Und dieser Erfolg ist vielleicht gerade deshalb mit solcher Stärke eingetreten, weil Hansjakob kein Erzähler im literarisch-künstlerischen Sinne ist. Daß ihm hierzu wesentliche Eigenschaften abgehen, das beweisen gerade die beiden großen Erzählungen aus dem 14. und 16. Jahrhundert, die denn auch über kulturhistorische Bilder von rein gegenständlicher Bedeutung nicht viel hinauskommen. Hansjakob anerkennt das selber schon in der Vorrede zu den ‚Wilden Kirschen‘: ‚Auerbachs und Roseggers Volksgestalten, so wunderbar poetisch sie auch sind, haben nur zuviel von der Phantasie der beiden Dichter. Unsereiner ist ein armseliger Stümper diesen genialen Poeten gegenüber; ich könnte nicht so schreiben, ich will es aber auch nicht.‘ Und in bezug auf die Erzählung ‚Der Leutnant von Hasle‘: ‚Ich nenne sie absichtlich eine Erzählung und nicht etwa einen geschichtlichen Roman. Ein solcher ist eine Kunstleistung, und die steht mir ferne.‘

Gotthelf vernestelt die seelischen Zustände, inneren Wandlungen und Willensverläufe seiner Gestalten oft durch tiefgreifende Analysen mit dem äußeren Geschehen aufs feinste; Auerbach erschließt in seiner Meistererzählung ‚Die Geschichte des Diethelm von Buchenberg‘ durch eine Kunst dichterischer Psychologie auch die letzten Falten des Charakters und versteht es, die innere wie äußere Handlung mit künstlerischer Konsequenz stufenweise in die Höhe zu führen; Rosegger, mehr als eine dieser beiden eine subjektive Dichternatur, lebt in allen seinen Menschen ein Stück seiner eigenen, wandlungsfähigen Natur aus. Zu alledem sind bei Hansjakob auch nicht einmal Anläufe vorhanden. In den ‚Wilden Kirschen‘ ist ihm nur die Erzählung ‚Der närrische Maler‘ zu einer gewissen Rundung gediehen, und in den ‚Schneeballen‘ (1892—94) hat er in dem ‚Vogt auf Mühlstein‘ in seiner Art eine Meisterleistung geschaffen.

Aber nicht auf dem Gebiet der einheitlich komponierten und künstlerisch durchgebildeten Erzählung, heiße sie Roman oder Novelle, haben wir Hansjakobs Bedeutung zu suchen. Wie ‚ein Mann aus dem Volke‘, so erzählt er seine Geschichten. ‚Der nimmt, wenn ihm im Anschluß an das, was er erzählt, eine andere Person vor den Sinn kommt, auch diese vor und erzählt zwischen hinein auch von ihr. So erzählt der Bauer, so erzählte mein Großvater und mein Vater, und so erzähle auch ich‘ (Bauernblut, 1901). Der Charakter epischer Sachlichkeit ist seiner Erzählungsart hie und da in hohem Grade eigen, und hiervon geht oft eine unbewußt künstlerische Wirkung aus. In der geschickten und wirkungsvollen Anwendung des Dialogs könnte sogar mancher moderne und als gewiegt geltende Erzähler ab und zu von ihm lernen. Er gebraucht ihn sparsam und meist — auch ein volkstümlicher Zug unbewußter Kunst — nur an solchen Höhepunkten, wo der indirekte Bericht nicht mehr der inneren Spannung der Kräfte gewachsen scheint. Ein Hauptkennzeichen des echten, des geborenen Erzählers ist das vorsichtige und rechtzeitige Einsetzen des

Dialogs. Wieviel wird hier gesündigt! Die Romane oder Novellen, die sich fast nur auf den Krücken des Dialogs (und meist welchen Dialogs!) fortbewegen, zählen heute nach Hunderten. Ich kann mir das Aufkommen dieses unepischen Verfahrens nicht anders erklären als durch die dilettantische Meinung, der Kunstvorschrift, zu gestalten und nicht zu reden, geschehe durch dieses Mittel des direkten Redenlassens am leichtesten und wirksamsten Genüge. Es wird sich verlohnen, hierüber einmal gesondert zu handeln.

Fast alle Volkserzähler sind mehr oder minder lehrhaft, um wieviel mehr, wenn sie auch noch berufsmäßig Seelsorge üben. Hansjakob macht keine Ausnahme. Aber indem er seine Anschauungen und Erfahrungen mit der herzerwärmenden Kraft leidenschaftlicher Überzeugung verficht, verliert auch das Lehrhafte bei ihm den unangenehmen Beigeschmack philiströsen Dozierens. Daß er seine Erzählungen nicht nur aus Freude am Erzählen schreibe, sondern daß er damit auch etwas wolle, hat er selbst ausgesprochen. Aber trotz dieser eingestandenen Tendenzen ist er doch nichts weniger als ein Tendenzschriftsteller in dem Sinne, daß er den Tatsachen Gewalt antäte. Er bestimmt das Resultat nicht, indem er die einzelnen Faktoren modelt, sondern knüpft, wie es auch laute, nur seine Nutzanwendung daran. Dies aber entspricht durchaus dem Charakter der Volkserzählung und Volkspoesie, was auch schon Goethe erkannt hat. ‚Wenn der höher Gebildete von dem ganzen Kunstwerke die Einwirkung auf sein inneres Ganze erfahren und so in einem höheren Sinne erbaut sein will, so verlangen Menschen auf einer niederen Stufe der Kultur die Nutzanwendung von jedem einzelnen, um es auch sogleich zum Hausgebrauch benutzen zu können.‘ Und was Goethe dann weiterfahrend zum Lobe Hebels sagt, das möchte ich auch auf Hansjakob für fast alle seine ‚Erzählungen‘ anwenden: ‚Der Verfasser hat nach unserem Gefühl das fabula docet meist sehr glücklich und mit viel Geschmack angebracht, so daß, indem der Charakter einer Volkspoesie ausgesprochen wird, der ästhetisch Genießende sich nicht verletzt fühlt.‘

* * *

Ein Wort über die psychologische Grundstimmung in Hansjakobs Schriftstellerei wird das bisher Gesagte ergänzen und abrunden.

Hansjakob nennt sich selbst mit Vorliebe einen Bauernschriftsteller, und er liebt das Bauerntum, das gemeine, naturfrische Volk, und die Scholle, worauf es haust, mit der gleichen Inbrunst, mit der er alle städtische Hyperkultur, alle Lebensverfeinerung sowie die gesamte moderne geistige und leibliche Uniformswirtschaft haßt. Und warum? Etwa weil er selbst wie seinem Ursprung so auch jetzt noch seinem Empfinden und Bedürfnis nach ein Bauer ist und deshalb instinktiv in ererbtem Konservatismus an seiner Art festhält? Nichts weniger als dies! Hansjakob ist vielmehr unbewußt ein Kulturmensch in seinen persönlichen Ansprüchen sowohl wie in seinem Empfinden, aber wie so viele Tausende leidet er unter der Kulturlast des Jahr-

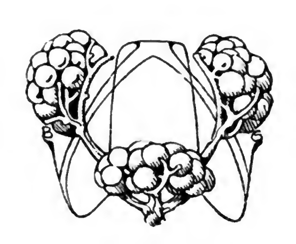
hunderts, und da er einst in einer poesievollen Jugend das große Glück eines von Kulturplagen unbeschwerten Lebens selber genossen und damals wie auch später bei anderen beobachtet und mitempfunden hat, deshalb flüchtet er aus der Kultur zurück in die einfachen, gesünderen Zustände der mit der Scholle verwachsenen natürlichen Menschen und wird bewußt und geistig ein Bauer und Kulturverächter, der er physisch zu sein weder die Gesundheit noch die Kraft der Nerven hätte. Diesen Gesichtspunkt, diese Stimmung muß man festhalten, wenn man an viele von Hansjakobs Schriften mit rechtem Verständnis und feinerem Genuß herantreten will, und wo diese Stimmung fehlt, da wird ein großer Teil von seinen Werken gerade nach ihrer interessantesten Seite hin nicht gewürdigt werden können.

Eine auszeichnende Eigenschaft seines Charakters ist seine innere Unabhängigkeit bei aller tiefen Gläubigkeit und kirchlichen Treue, wie sie in einer Reihe von religiösen Werken ihren ebenso eigenartigen wie theologisch korrekten Ausdruck findet. Gerade in einer servilen, unmännlichen und vom Strebergeist beherrschten Zeit wie der unseren ist der Freimut des Freiburger Stadtpfarrers doppelt hoch einzuschätzen, denn er hat ihm neben der Hochachtung der Besten auch viel Feindschaft und Verdächtigung eingetragen. Noch in einem seiner jüngsten Bücher (‚Letzte Fahrten‘ 1902) klagt er deshalb, daß er, ‚obwohl aus tiefstem Herzensgrund der katholischen Kirche zugetan, als halber Ketzer verschrien‘ sei. Das hält ihn aber nicht ab, im gleichen Buch unverblümt und rückhaltlos seine Meinung über die kirchliche Frage der Gegenwart auszusprechen und hier wie anderwärts oft recht undiplomatisch auch für verdächtig gewordene Freunde ein ihn ehrendes Freundeswort einzulegen.

Als Kulturpolitiker gehört er zweifellos nicht zu den ‚harten‘ Denkern. Dem historisch Gewordenen steht er oft mit unbillig scharfer Temperamentskritik gegenüber, und für den Gedanken des modernen Staatsgebildes hat er nur geringes Verständnis. Er ist ein ebenso leidenschaftlicher Feind alles Industriewesens und Handels wie einseitiger Lobredner der Landwirtschaft. Daß er dem neuzeitlichen Beamtenunwesen, dem Journalismus, Militarismus und der Frauenemanzipation sehr kritisch und mit unbehaglichen Gefühlen gegenübersteht, wird man ebenso leicht nachfühlen können, als es fühllos ist, wenn er einen Teil der sozialen Übelstände daraus erklärt, daß ‚zu wenig oder gar nicht mehr geprügelt, gehängt und geköpft wird‘. Solche bäurische Atavismen sind nicht selten bei ihm, verwickeln ihn aber gar häufig in Widersprüche, an denen seine Schriftstellereitelkeit indes keinen Anstoß nimmt, denn offenbar denkt er mit Immermann, daß Inkonsequenzen erst das Dasein ausmachen. Sein Pessimismus hat etwas Bitteres, Gereiztes, das weder durch Humor noch durch sittliches Pathos erhöht oder gemildert erscheint. Seinen Büchern fehlt als echten Büchern für das Volk das Sonnige, Abgeklärte, Väterlich-Ruhige. In den reichlichen, allzu reichlichen Reise- und Tagebuchplaudereien beeinträchtigt ein gewisses selbstgefälliges Zurschautragen der eigenen Persönlichkeit mit all ihren kritischen Stacheln und Spitzen den Genuß an den

originellen Einfällen, Wendungen und Gesichtspunkten, mit denen jedes reichlich gespickt ist. Mag den Zeitgenossen indes auch vieles davon als wenig belangreiches Tagebuchgeschwätz vorkommen, eine spätere Zeit wird noch einmal gern wie in alten Zeitchroniken darin blättern.

Genug des Für und Wider! Soviel ist gewiß, der Mann gewinnt weder durch Zergliederung und Einzelbetrachtung, noch verliert er. Aber als Ganzes ist er eine prächtige, vollbürtige Erscheinung. Daß er ernstliche Gegner und Feinde habe, dies zu glauben fällt mir schwer; dafür ist er viel zu gerad und ehrlich, auch dem Feind gegenüber. Die Hansjakobgemeinde aber ist eine sehr begreifliche Erscheinung. Starke, eigenwillige, sich gegen allen Widerspruch und Kritik herzhaft behauptende Persönlichkeiten wirken allzeit wie ein Magnet. Im katholischen Deutschland der Gegenwart steht er leider als ein einziger da; in Österreich hat er in dem freimütigen Dr. Scheicher einen Geistesverwandten, und in der Schweiz ist es der ‚urchige' Georg Baumberger, der gleich Hansjakob volksmäßige Sinnesart und freimütiges Denken in sich vereinigt. Ist Hansjakob aber auch kein Dichter und Künstler, wie ihn der katholische Volksteil Deutschlands als Fleisch von seinem Fleische ersehnt und braucht, so mag er doch als ein Muster jener in schwacher Zeit doppelt schätzbaren Schriftstellernaturen gelten, die sich kühn auf sich selbst zu stellen wagen, unbeirrt durch der Zeiten Gunst und Widerspruch einzig bemüht, ihre Persönlichkeit, dem ihr innewohnenden Gesetz entsprechend, so reich und unabhängig auszugestalten, daß altehrwürdige Tradition und persönliche Erfahrung, sachdenkliche Ruhe und sicheres Selbstvertrauen, die Kraft des Widerrufs und der Mut der Unentwegtheit sich darin harmonisch zusammenfinden. Ein Original wie er kann keine Schule machen. Aber wenn von seinem reichen Wirken uns auch nichts verbliebe als das Vermächtnis dieses Geistes, wir hätten allen Grund, dem Siebzigjährigen, wie es hiermit geschieht, unsern Dank und unsere Verehrung auszusprechen.





Max Liebermann.

Dieser Maler, der im verflossenen Monat sein sechzigstes Lebensjahr vollendete, gilt als der Vertreter einer Kunstrichtung in Deutschland, die nur vom Objekt ausgehen und von diesem ihr Gesetz empfangen will. Es ist der naturwissenschaftliche Geist exakter Beobachtung, der sich hier in der Malerei eine Ausdrucksform zu schaffen trachtet. Alle inhaltlichen Ansprüche werden auf die Seite gestellt, wie auch, nach Liebermann, der ‚ganze übrige Mensch in der Ecke zu stehen‘ habe, wenn man male. Nur das Wesen der Dinge, ihr bloßes Dasein, soll künstlerisch erfaßt und mit völlig unpersönlicher Meisterlichkeit dargestellt werden. Was Goethe als das Höchste des erkennen wollenden Menschen der Natur gegenüber preist, das stille, ruhige, theoretisch nichts vorwegnehmende, niemals apriorisch statuierende Verhalten, das wird von jener von Frankreich ausgegangenen Richtung als Impressionspassivität der Kunst gegenüber betätigt. Was aber für die naturwissenschaftliche Erkenntnis eine elementare Wahrheit ist, das muß auf die Kunst übertragen, zu einem alles verkehrenden Irrtum werden. Kunst ist der Ausdruck höchst gesteigerten persönlichen Lebens im Menschen. Als schöpferische Kraft fühlt dieser sich nicht den Natureindrücken passiv ausgeliefert, sondern beherrschend übergeordnet. Ihm ist die ganze Natur- und Sinnenwelt nur ein Mittel zum bildlichen Ausdruck seines Innenlebens, das auf diesen Wegen Leben und Gestalt gewinnen will. Nicht sowohl einen Gegenstand der Natur möglichst getreu, wenn auch in seinem innersten Daseinsgesetz, in seiner Raumeigenschaft, in der Ursprünglichkeit seiner vegetativen Existenz zu erfassen und nachzubilden, ist des echten Künstlers tiefstes Sehnen, als vielmehr einem Gedachten, Gefühlten und zugleich in der Phantasie Erschauten den ihm adäquaten konkret-sinnlichen Ausdruck zu geben, und zwar, weil es sich eben in keiner anderen Weise ebenso wirkungstief ausdrücken läßt. Alle Form ist Sprachmittel, und wie es nicht gleichgültig ist, *was* ich spreche, wenn ich auch noch so schön und grammatikalisch richtig spreche, ebensowenig kann vollwertige Kunst eines Inhalts, eines nach Ausdruck ringenden Seelischen entraten.

Aber diese Fähigkeit, sich künstlerisch auszusprechen, setzt die Fähigkeit einer Beherrschung der künstlerischen Ausdrucksmittel voraus. Der Kampf um diese Beherrschung ist der Inhalt der neuesten Kunstgeschichte, und wir erleben heute, wie es scheint, seine letzten Phasen. Max Liebermann hat sich

mit höchster Ausdauer und Konsequenz, die die ganze Zähigkeit seiner Rasse erforderte, in den Dienst dieser Aufgabe gestellt. Er tat dies, indem er aus der Not eine Tugend machte. Selbst aufrichtige Bewunderer seines Könnens, wie Karl Scheffler* und Rudolf Klein,** die ihm kürzlich beide höchst aufschlußreiche Monographien widmeten, gestehen, daß der Begriff des Genialen auf diesen Maler keine Anwendung finden könne, wenn auch das Wort Talent nicht genug besage. Sein Verdienst wird es bleiben, die Beschränktheit seines Vermögens rechtzeitig erkannt, seine Aufgabe begrenzt und durch zähes Bemühen seine kleine Welt nach allen Seiten durchschritten und dabei gelernt zu haben, sie vollständig auszudrücken. Es im Kleinen zu einer Vollkommenheit bringen, ist auch etwas Großes, und die sittliche Kraft, die in dieser Selbstbeschränkung liegt, muß sich Achtung erzwingen. Wenn aber dieses Große im Kleinen als ein Großes an sich gefeiert wird, und wenn dabei dem größeren Wollen, aber nicht ganz adäquaten Können nur mit Spott und Mitleidsmiene geantwortet wird, so ist als Rückantwort der Hohn auf diese Nur-Mal-Kultur unausbleiblich. Die Wahl unbedeutender ‚neutraler' Stoffe ist für eine Auffassung der Malkunst, wie sie Liebermann und die ganze Schule vertreten, charakteristisch. ‚Die impressionistische Anschauungsform . . . vermag andere als neutrale oder doch künstlich neutralisierte Stoffe nicht zu verwerten, weil sie nicht das Eigenleben der Dinge, die architektonische Sonderbedeutung der Gegenstände darzustellen beabsichtigt, sondern vor allem Atmosphäre. Nicht nur die Atmosphäre, die optisches Leben erzeugt, sondern auch die geistige, worin alle Objekte relativ erscheinen und die als Symbol einer Notwendigkeitsidee zu gelten hat.' (Scheffler.) Daß aber eine solche Anschauungsform Gültigkeit hat gewinnen können, das ist die Folge einer einseitig materialistisch-naturwissenschaftlichen Betrachtungsweise oder, wie Scheffler gesteht, ‚Produkt eines Zeitschicksals'. Der ‚moderne' Maler meidet die großen Sujets, die an sich bedeutenden Stoffe nicht etwa nur, weil ‚er fürchtet, durch sie, die er nicht groß bezwingen kann, zur Theatralik verleitet zu werden,' sondern weil ‚es Empfindungen in ihm weckt, woran der Intellektuelle nicht recht glaubt, oder weil er fühlt, daß es einer anderen Kraft bedürfe, um es mit derselben Meisterschaft zu erhöhen, wie er das Unbedeutende erhöht'. Und damit hängt es zusammen, daß uns dieser Maler auch nichts mehr von irgendwie größerer Bedeutung zu sagen, daß er nur malerische Qualitätswerte zu geben weiß.

Mit dieser Einschränkung auf rein malerische Werte aber wird man Liebermann vollauf gelten lassen müssen. Er hat durch seine Malerei das Kapital vorhandener Ausdrucksformen vermehrt, er hat in ihr ein vortreffliches, fast voll-

* Karl Scheffler: Max Liebermann. Mit einem Porträt nach einer photographischen Aufnahme und 40 Tafeln mit Abbildungen nach Gemälden, Zeichnungen und Radierungen. (München und Leipzig, R. Piper und Co.)

** Rud. Klein: Max Liebermann. Mit 5 Heliogravüren und 30 Vollbildern in Ton- und Strichätzung. In der Sammlung: Die Kunst. Herausgegeber von Richard Muther. (Berlin, Bard, Marquardt und Co.)

kommenes Instrument geschaffen, nur schade, daß er nicht darauf spielen kann, was die Geister und Herzen in seinen Bann zwingt. Menzel, mit dem er sich in einigen Punkten durch Stoffwahl und Darstellung berührt, war ihm doch hierin überlegen. Vor allem war Menzel eine große Fähigkeit eigen, das seelische Moment sowohl bei Einzelwesen als auch bei Massenauftritten in schärfster Weise zu fassen. Von Liebermann hingegen muß selbst Scheffler sehr bezeichnend bekennen: ‚Die individualisierte Einzelpsyche geniert ihn oft ein wenig; Menschenmengen dagegen, die für ihn nur ein Bewegungs- oder Raummotiv sind, gelingen ihm vortrefflich.‘ Bewegungs- und Raummotive sind ihm aber selbst die noch gehaltvollsten und großzügigsten seiner Bilder, für die er sich in seiner Frühzeit noch an Millet inspirierte: ‚Die Arbeiter im Rübenfeld‘, ‚Die Netzflickerinnen‘, ‚Die Frau mit den Ziegen‘, ‚In den Dünen‘. Und das ist auch der Grund, warum wir selbst vor diesen Bildern nicht warm werden, was Rudolf Klein sogar von dem letzten, den ‚Netzflickerinnen‘, im Vergleich mit Millet gelten lassen muß: ‚Die Erde singt nicht: ein Milletsches Werk ist ein Choral!‘ Aber wir brauchen zu solchen Vergleichen nicht einmal in die Weite zu schweifen! Wäre Uhde in Deutschland nach seinen malerischen Qualitäten besser gekannt, als er ist, er würde genügen, um sich an ihm zu orientieren über das, was Liebermann trotz der Qualitätshöhe seiner Malerei fehlt. Ein einziges Bild von Uhde, ‚Die schwere Stunde‘ (Pinakothek München) sagt es. In ihm ist nicht nur höchste ‚malerische Form‘, nicht nur ein in den zwei Menschen, besonders dem seiner Niederkunft entgegengehenden jungen Weib glänzend behandeltes Bewegungsmotiv, nicht nur Raumgefühl in vollendeter Objektivität, sondern ein fast nicht auszuschöpfender seelischer Inhalt, welcher denjenigen, der dies Bild nur einmal wirklich empfunden hat, immer wieder zu ihm zurückzieht. Wo ist ein einziges Bild Liebermanns, das diese Wirkungen ausübte? Was sind seine Altmänner- und Waisenhäuser, seine Biergärten, Seilerbahnen, Tennisplätze, Meeresstrandbilder im Grund anderes, als virtuos gemalte, mit allen Formqualitäten ausgestattete Veduten? Nein, auch die absolute Malerei kann eines Inhaltes nicht entbehren, um im höheren Sinn Kunst zu werden.

Fällt es der impressionistischen Malerei aber schon schwer, einen neutralen oder doch alltäglichen Stoff ins Seelische oder Geistige zu heben, so sehen wir sie zu völliger Unfähigkeit verurteilt, wo es gilt, einen nur aus der Idee herauszufassenden Vorgang zu gestalten. Dreimal hat Liebermann bei diesem Versuch eine schwere Niederlage erlitten. Zu München, in seiner Frühzeit, malte er ‚Christus im Tempel‘, das in bezug auf profanierenden Realismus noch das bekannte Menzelsche Bild überbietet. In seiner reifsten Zeit empfand er abermals den Reiz des größeren Stoffes, und er schuf die ‚Delila‘ und den ‚Segnenden Papst‘. Aber während er das Simsonmotiv nur in das Geschichtlich-Triviale herabzerrt, fehlt ihm bei dem Papstbild das innere Auge, um in dem Vorgang mehr zu sehen als eben ein — Bewegungsmotiv! Das Bild ist in dieser Hinsicht sehr lehrreich. Ein Maler

braucht gewiß nicht Katholik zu sein, um auch einem solchen Stoff in seinen psychischen Voraussetzungen gerecht werden zu können. Er bedarf nur der künstlerischen Fähigkeit eines tieferen Miterlebens. Bei Liebermann aber stand außer dem Auge der ‚ganze übrige Mensch in der Ecke'. Kein Wunder, daß auch ehrliche Bewunderer seines Könnens hier von einem Mißerfolg sprechen. ‚Die dem Papst zujauchzende Menge,' so sagt Rudolf Klein (merkwürdigerweise im Imperfektum), ‚wirkte in ihrer Realistik zu proletarisch, — was sie ihrer Herkunft nach sein mag, — doch erdrückte sie dadurch die Idee, welche der Mittelpunkt der außergewöhnlichen Versammlung ist; so wie die Gruppe sich in der Nähe gab, hätte sie eher das Gedränge vor einem Wahllokal sein können. Der religiöse Zug, den impressionistische Formbehandlung nicht zu beseelen vermag, fehlte... Der Vorgang könnte eben nur aus der Idee, ganz unabhängig von der Tatsächlichkeit rekonstruiert werden. Man roch auf dem Bilde Liebermanns zu viel schlechte Kleider, man wurde an einen Sozialistenkongreß erinnert. Und doch war auch ein Kirchliches in der Stimmung; aber derart, wie der moderne Skeptiker dem Treiben der Kirche zuschaut: der Glaube fehlte.'

Hiermit stehen wir einer Erscheinung wie Liebermann gegenüber gleichsam vor einer letzten Erkenntnis. ‚Kein Skeptiker' hat Lienhard in diesen Heften einmal in bezug auf Ibsen geschrieben, ‚kann Poet sein'. An der Unfruchtbarkeit dieser Seelenstimmung scheitert aber auch alles höher gerichtete Künstlerstreben.

Eine interessante Persönlichkeit bleibt Liebermann jedoch durch die Konsequenz, mit der er den Impressionismus zu einem Ausdrucksmittel seiner Weltanschauung zu machen suchte. Scheffler hat in seiner Monographie das Verdienst, diese Zusammenhänge ebenso geistvoll wie klar herausgestellt zu haben. Darüber hinaus ist seine Arbeit ein wertvoller Beitrag zum Verständnis der Ziele moderner Malkunst, und wer, wie wir, auch mit dem Fazit seiner Betrachtungen nicht einverstanden sein kann, wird das anregend geschriebene Werk doch mit Dank aus der Hand legen für den mannigfachen Gewinn, den es gebracht hat.

Karl Muth.

Noch eine Erinnerung an Annette von Droste-Hülshoff.

Es war am Fronleichnamstage. Ich hatte dem steinalten, ehrwürdigen Pfarrer die Prozession gehalten und saß nun des Zuges harrend am Fenster in dem Pastorat eines Paderborn nicht fernen Dorfes. Was beginnen? Noch eine geschlagene Stunde bis zur Abfahrt! Da lagen auf dem Tische einige Hefte einer Monatsschrift, vergilbte, stark abgegriffene Blätter. Nachlässig, fast gedankenlos las ich dieses und jenes und blieb schließlich mit meinen Gedanken bei dem Bilde der Droste-Hülshoff hängen, das nach der

für das Droste-Denkmal in Münster von Bildhauer Rüller modellierten Büste aufgenommen war.

Wie lebenswahr und frisch Annette aus dem Bilde blickte! Ganz mit dem schwärmerischen Auge einer Seherin, die ins Weite entschwebt und Geheimnisse erspäht, ganz mit dem Sinnen einer Träumerin, die alles um sich vergessend Einkehr in sich hält und Zwiesprache mit der eigenen Seele führt. Wenn man diese herrliche Seele doch einmal ganz verstehen könnte, ihre herbe, spröde Eigenart, ihre mächtige, fast wuchtige Phantasie, ihren klar, scharf fassenden Wirklichkeitssinn, ihre wunderbare Stimmungsgewalt, ihre sanfte, versöhnende Melancholie! Diese ganze überreiche Seele! Ich dachte gar nicht daran, daß mir noch heute ein Lichtblick in ihr Leben vergönnt sein sollte.

Da schlüpfte die etwa achtzigjährige Haushälterin des Herrn Pfarrers herein, offenbar in der Absicht, mit ihrem Geplauder mir die Zeit zu vertreiben. Trotz ihres Alters erschien sie noch recht geistesfrisch, und wohl niemand hätte ihr so ohne weiteres die achtzig Sommer vom Gesichte gelesen, die sie mit einer gewissen Art von Stolz bekannte.

Kaum hatte sie das Bild Annettens gewahrt, als sie mich mit der Frage überraschte: ‚Herr Pater, gefällt Ihnen das Bild?‘ ‚Gar sehr, Fräulein!‘ ‚Darf ich wissen, warum?‘ ‚Das Bekenntnis will ich Ihnen gerne ablegen. Weil beide mich interessieren: Bildhauer und Dichterin. Auch in der Kutte darf man noch wohl ein wenig nationalstolz sein, und das bin ich auf beide. Zudem hege ich eine ausgesprochene Vorliebe für Deutschlands größte Dichterin.‘ ‚Ah so! Der Künstler ist mir vollständig unbekannt, aber der Dichterin habe ich einmal nahe gestanden.‘ ‚Sie haben Annette von Droste-Hülshoff gekannt? Wie ist's möglich! Gewiß, Sie wollen einen Scherz machen!‘ ‚Durchaus nicht, Herr Pater! Es ist die volle Wahrheit. Wenn Sie mir zuhören, kann ich Ihnen von meiner Bekanntschaft mit dem gnädigen Fräulein erzählen.‘

Die ehrwürdige Greisin rückte ihren Sessel zurecht und begann, zuerst als müsse sie die Gedanken und Bilder aus dem Gedächtnisse aufgraben und ordnen, dann fließend, als berichte sie gestern Erlebtes, ihre Erinnerungen an die Droste aufzurollen.

‚Es ist schon lange her, und ganz viel habe ich altes Mensch aus jener Zeit nicht mehr behalten. Ja, hätten wir damals eine Ahnung gehabt, daß einmal das gnädige Fräulein so berühmt werden würde, dann sollte uns wohl nichts entgangen sein. Ich stand als Kind von etwa fünfzehn Jahren auf dem Gute Hatthausen hinter Brakel in Dienst, wo des Sommers Annette zu kurzem oder längerem Aufenthalte Einkehr zu nehmen pflegte.

Anfangs vermied ich es, mit dem gnädigen Fräulein allein zu sein; denn ich hatte die anderen Damen einmal sagen hören, Annette sei nicht ganz recht im Kopfe. Es steht mir auch noch deutlich in Erinnerung, wie ihre Mutter einmal zu unserem gnädigen Herrn sagte: „Fritz, ich wollte, Annette

würde vor mir hergetragen!“ „Wie meinst du das?“ fragte der Herr. „Ach Gott!“ antwortete die gnädige Frau, „ich bin bange, daß es mit Annette kein gutes Ende nimmt.“ Ich glaube, sie hatte Furcht, Annette würde noch ganz den Verstand verlieren.

Ähnliche Äußerungen und das oft eigentümliche Wesen des gnädigen Fräuleins bewirkten, daß ich eine gewisse Scheu vor ihr hatte. Allein das war nur im Anfange. Vielleicht hatte sie an den furchtsamen Blicken, mit denen ich sie betrachtete, den Grund meiner Zurückhaltung erraten, genug, sie gab sich alle erdenkliche Mühe, mir Zutrauen und Liebe einzuflößen. Sie überhäufte mich bisweilen mit Zärtlichkeiten und pries meine blauen Augen bis an die Sterne des Himmels, sie machte mir dieses und jenes kleine Geschenk und schien sichtlich froh, wenn es ihr gelungen war, mir eine Freude zu bereiten. Was eigentlich der Grund war, warum sie die Vorliebe für mich hegte und sich auch nicht scheute, sie offen zu zeigen, ich weiß es nicht. Vielleicht übertrug sie die Liebe, mit der sie alle Kinder beschenkte, auf mich, die ich wohl von all den auf dem Gute beschäftigten Mädchen die jüngste war; vielleicht wollte sie mich auch zu kleinen Diensten verpflichten.

Ich mußte oft kleine Gedichte, die sie selbst verfaßt hatte, auswendig lernen und ihr aufsagen. Das war aber manchmal so verrücktes Zeug, daß ich keine Strophe in den Kopf zu bringen vermochte. Wenn es mir aber mal gelang, vom Stuhl herab ein Gedicht ohne Fehler mit klarer Stimme und lebendigen Hand- und Armbewegungen vorzutragen, dann konnte sie manchmal überglücklich sein. Sie riß mich stürmisch an sich und küßte und umarmte mich, als hätte sie mich totdrücken wollen.

Es kamen aber auch Tage, wo das gnädige Fräulein mir unsäglich traurig erschien. Ein böser, hartnäckiger Husten plagte sie oft sehr, und ihre ganze Gestalt sah an solchen Tagen recht gedrückt und leidend aus. Wir Dienstboten hatten dann großes Mitleiden mit ihr; denn wir alle hatten Annette sehr lieb. Sie war gar nicht stolz, sondern überaus gütig und herablassend.

Böse Menschen haben ihr nachgesagt, sie hätte keine Religion gehabt; allein das ist eine arge Verleumdung. Wenn sie auf Haxthausen war und sich bei Kräften fühlte, wohnte sie jeden Morgen der hl. Messe bei, und ich habe sie oft, besonders morgens auf ihrem Zimmer im Gebete angetroffen. Am Ende hatte das ganze Gerede nur darin seinen Grund, daß sie mit Levin Schücking verkehrte, der bei uns Mädchen als ungläubig galt.

Annette hatte immer viele schöne, fromme Gedichte und Sprüche, während Herr Schücking nur lustige Gedichte verfaßte, so wie es die jungen Leute lieben. Das gnädige Fräulein hatte sich große Mühe mit dem Herrn gegeben und einen heilsamen Einfluß auf ihn ausgeübt, so daß er später wieder etwas Glauben zeigte.

Wenn hoher Besuch nach Haxthausen kam, hielt sich Annette gewöhnlich fern von der Gesellschaft. Ihre Abwesenheit schien auch den Herrschaften

gar nicht unangenehm zu sein, da sie beständig in der Furcht lebten, Annette würde sie und sich selbst durch ihre drolligen und zerstreuten Bemerkungen lächerlich machen. Es war ihr aber diese durchaus nicht übel gemeinte Zurücksetzung sehr willkommen. Frei und ledig aller Verpflichtung benutzte sie die Zeit, um einsam durch Feld und Flur umherzuschweifen, die Landleute aufzusuchen, mit den Kindern sich zu unterhalten und sich ganz in die Natur und ihr geheimes Leben zu versenken; Natur, die war bei ihr alles! Immer sprach sie von der Natur. Alles nahm für sie in der Natur Leben an. Bisweilen führte sie laute Zwiegespräche mit den Blumen und Bäumen, bisweilen hielt sie, wer weiß wie lange, ein Blatt in der Hand und schien es zu studieren, bisweilen hatte sie sich den Schoß voll Steine gesammelt, die sie einzeln betrachtete, aufschlug und untersuchte. Damals hatte sie eine besondere Vorliebe für seltsame Steine; mehr als einmal mußte ich eine ganze Schürze voll von ihrem Zimmer tragen.

Wenn das gnädige Fräulein manchmal zu lange ausblieb, wurde ich auch wohl mit der Aufgabe vom Herrn oder ihrer Mutter betraut, sie ausfindig zu machen und heimzuholen, oder in Erfahrung zu bringen, ob ihr auch irgend ein Unglück zugestoßen sei. Zuerst war das ein Kunststück, sie zu finden. Wer konnte all ihre Lieblingsplätzchen wissen! Später, als ich ihre Gewohnheiten besser kannte, fand ich sie ohne Mühe. Am Rande des Waldes, am Weiher, in der Wallhecke, hinter einem Dornstrauche, oder auch wohl in einem trockenen Graben, von dem aus sie das Feld, den Kamp durchblicken konnte, saß sie oft in Sinnen verloren — stundenlang. Man konnte dann ganz nahe an sie herangehen, ohne daß sie einen bemerkte. Was ich wollte, wußte sie wohl: „Luischen, ist es schon Zeit? Komm, so laß uns gehen, sonst gibt es einen Vorwurf!" Wie lustig konnte sie dann bisweilen sein! Nicht selten ging sie auch wie im Traume neben mir und sagte kein Wort.

Eine eigentümliche Vorliebe hatte sie für den Morgenspaziergang. Jemand, ich weiß nicht wer, hatte ihr verboten, so früh am Morgen im Felde umherzuschweifen; sie sollte schlafen und wegen ihrer Kränklichkeit erst spät aufstehen. Aber diese Verordnung ging ihr ganz gegen den Strich. Sobald die Dienstboten aufgestanden waren und die ersten Sonnenstrahlen in ihr Schlafgemach drangen, erhob sie sich und machte ihren Ausflug. Gewöhnlich war ihr aber auch das noch zu spät. In aller Herrgottsfrühe, wenn der Tag im Osten heraufstieg, wenn alles im Schlosse noch vom tiefen Schlafe umfangen war, schlich sie heimlich hinaus, lief Kamp und Feld und Wiesen ab, um erst wiederzukehren, wenn die Herrschaften zu erscheinen pflegten.

Dann galt es aufzupassen! Keine von den anderen Damen sollte etwas merken. Ich mußte gewöhnlich ihren Rückzug decken und ihr ungesehen ins Schlafzimmer helfen. Ein oder das andere Mal wurde sie aber doch beobachtet; ein liebevoller Verweis blieb dann nicht aus.

Das Schlimmste für mich war, daß Annette nur immer von mir wollte geweckt werden. Dann kam sie und bat: „Luischen, liebes, kleines

Max Liebermann pinx. *Jos. Kösel autotyp.*

Leo XIII. segnet in der Sixtina die fremden Pilger.

(Mit Genehmigung von Paul Cassirer, Berlin.)



Luischen, du mein Herzenskind, morgen früh drei Uhr! Nicht verschlafen! Der Morgen verspricht schön zu werden. Ich muß hinaus!" Du lieber Himmel! Was hätte ich dem gnädigen Fräulein zuliebe nicht getan, aber für ein Mädchen von fünfzehn Jahren war es doch kein geringes Opfer, so früh den Wecker zu spielen. So gut es gehen wollte, kam ich ihrem Wunsche nach, aber immer glückte es nicht. Ich bat sie auch einige Male, mir den Schlaf nicht zu nehmen, da ich gewöhnlich von der Tagesarbeit so müde sei. Dann wurde sie betrübt und wußte so kindlich und rührend zu bitten, daß ich nicht umhin konnte, ihr zu willfahren. Schließlich hatte der gnädige Herr die Sache erfahren, der ihr verbot, mich so früh aufstehen zu lassen. Anfangs half das, aber später wurde sie doch wieder rückfällig.

Ich weiß noch recht gut, wie sie mehrmals spät abends an mein Schlafstüblein kam, pochte, öffnete und leise mir zurief: „Luischen, vier Uhr wecken!" und sachte, wie sie gekommen, verschwand. Gewöhnlich war sie schon aufgestanden, wenn ich zum Wecken kam. Ich trug ihr dann eine Tasse Milch hinauf, die sie gerne vor ihrem Streifzuge schlürfte. Sie trank immer Schafmilch. Auf Harthausen wurden ihretwegen immer einige Milchschafe gehalten. Schnell warf sie sich dann in die Kleider, und fort ging's auf die Entdeckungsreise. Aber wenn sie wiederkam, du lieber Himmel, wie sah das gnädige Fräulein nicht selten aus! Die Schuhe beschmutzt, die Strümpfe naß, die Kleider bis an die Knie vom Tau oder Regen feucht, die Haare bisweilen halb aufgelöst. Einmal hatten ihr die Dornhecken die Kleider zerrissen, und Hände und Gesicht waren blutig. Sie legte den Finger an den Mund: „Liebes Luischen, nichts sagen!" Nein, ich sagte auch nichts, aber ärgerlich war ich doch schon mal, wenn sie allzu kühn vorging. Ich brachte ihr die Kleider in Ordnung, während sie ihre Erlebnisse und Entdeckungen erzählte oder ihre neuesten Verse vortrug.

Anfangs hatte sie mich nicht selten in große Angst gejagt. In allem hatte sie eine so ganz sonderbare Weise. Ein Vorfall schwebt mir noch deutlich vor. Vier Uhr sollte ich wecken. Leise, ganz leise schlich ich mich nach ihrem Schlafzimmer, damit ja Fräulein Marie, ihre Kammerzofe, nichts merke. Da hörte ich drinnen sprechen. Was war das? War jemand bei ihr? Ich unterschied ganz klar ihre Stimme. Sie sprach ziemlich laut, so als wäre sie mit irgend einem Menschen in ein Wortgefecht verwickelt. Zuerst wollte ich fliehen, aber hätte ich sie nicht angerufen, gewiß, ich hätte sie betrübt. Das wollte ich um keinen Preis, zumal ein so wunderbar schöner Morgen sich vorbereitete. Ich pochte beherzt; keine Stimme rief Antwort. Ich pochte wieder und wieder: alles vergebens. Endlich faßte ich mir ein Herz und öffnete kühn die Türe. Welch ein Anblick bot sich mir! Da saß sie aufrecht im Bette, die Haare aufgelöst, die Augen merkwürdig glänzend, die Wangen glutrot, mit den Armen heftig gestikulierend, als spräche sie mit mir unsichtbaren Personen. Es war, als hätte sie mich gar nicht bemerkt. Sie deklamierte das ganze Gedicht zu Ende. Dann sprang sie mit einem

Satze zum Bette heraus und umarmte mich stürmisch, sprang mit mir hin und her, daß mir der Atem ausging, küßte und liebkoste mich, als wäre ich noch ein Schoßkindchen gewesen. Sie hatte in der Nacht ein herrliches Gedicht verfaßt; das machte sie so überglücklich.

Später war ich an solche Erscheinungen gewöhnt und ließ mich nicht mehr aus der Fassung bringen. Sehr oft fand ich sie im Bette sitzend, die Hände vor's Knie gefaltet, sinnend und träumend. Ihre Erwiderung auf meinen Morgengruß waren gewöhnlich einige Verse, ein kleines Gedicht, das sie über Nacht gefunden hatte.'

Dieses und anderes erzählte die ehrwürdige Greisin. Sie hatte sich in das Feuer der Jugend hineingeredet und schwelgte in den Erinnerungen an glücklich durchlebte Stunden. Man sah es, sie hing noch jetzt mit Verehrung an dem gnädigen Fräulein, dessen Wandel und ganzes Wesen sie nun fast siebzig Jahre treu festgehalten hatte, so klar, wie sie behauptete, als wäre Annette erst vor acht Tagen nach dem Bodensee gefahren. Annette hat ein Denkmal erhalten in Münster und auf Meersburg, von geschickter Meisterhand gebildet, dieses dritte im Herzen der Greisin hat sie noch selbst sich errichtet: In dieser Stunde schien es mir von allen das schönste.

P. Konrad Schulte, O. Fr. M.



Leuchtende Gedanken

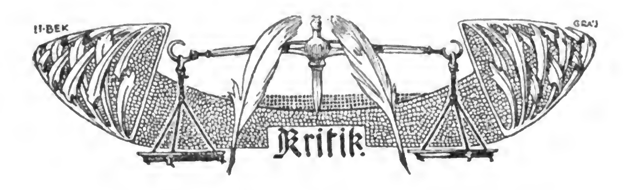
(aus Jean Pauls Levana).

Mädchenerziehung.

Die Erziehung der Töchter bleibt den Müttern die erste und wichtigste, weil sie unvermischt und so lange dauern kann, daß die Hand der Tochter aus der mütterlichen unmittelbar in die mit Eheringen gleitet. Den Knaben erzieht eine vieltönige Welt ... die Tochter bildet der Muttergeist. Eben darum bleibt er unabhängiger von den Stößen fremder Einwirkung als seine Schwester; denn der äußere Widerspruch nötigt ihn zur inneren Einheit der Ausgleichung, indes dem Mädchen leicht eine Weltseite zum Weltteil wird, ja zur Welt.

Je reiner das Goldgefäß, desto leichter wird es verbogen, der höhere weibliche Wert ist leichter einzubüßen als der männliche. Nach der altdeutschen Sitte auf dem Lande gehen auf dem Weg zur Kirche die Söhne hinter dem Vater, die Töchter aber vor der Mutter, wahrscheinlich, weil man die letzteren weniger aus den Augen lassen soll.

Über gewisse Abgründe dürfen weibliche Seelen, wie die Maultiere über den schweizerischen, nicht gelenkt werden, wenn sie nicht fallen sollen. Gewisse Abmahnungen wiegen Zureden und Lockspeisen gleich. Glänzen die Eltern mit reinem Beispiel, so brauchen sie nicht die Schamhaftigkeit, diese Flügel deckender Psyches-Flügel, mit neuen Überdecken zu verstärken. Durch Lehren wird dem Kinde anfangs der unschuldige Mangel an Scham, später das stille Dasein derselben geraubt.



Vom ‚Sang‘.

Wenn doch nur Weber seine ‚Dreizehnlinden‘ nie gedichtet hätte! Mit diesem Notschrei macht man seinem Ärger einem Unschuldigen gegenüber Luft, nachdem man sich durch elf ‚Sänge‘ durchgelesen hat, also fast ein Dutzend Dichtungen solcher nachromantischer Epigonen und teilweise direkter schuldiger Epigonen Webers. Weber ist kein Schuldiger, wenigstens nicht mehr als Scheffel, von dessen ‚Trompeter von Säckingen‘ Bartels meint: ‚Wer freilich die ganze Gattung dieser episch-lyrischen Dichtung „des Sanges“ verwerfen will, wird dafür ästhetische Gründe genug finden; jedoch auch er wird zugeben müssen, daß in dem Trompeter viel eigenes und unmittelbares Leben steckt, daß er unzweifelhaft das beste Werk seiner Gattung ist.‘ Weber ist nicht nur ein Prototyp geworden für eine Schar Nachahmer, sondern er hat den Typ des ‚Sanges‘ so typisch getroffen, daß die Dichtungen dieser Nachromantiker, auch wenn sie keine direkten Nachahmungen sind, unwillkürlich an ihn erinnern. Das Unglück ist, daß dieser Typ, an sich schon auf der Grenze des künstlerisch Möglichen und ästhetisch Genießbaren, nicht etwa zwei-, dreimal, nein gleich zu dutzenden Malen nachgebildet wird. Was dem Talent Webers gelang, wird bei dem Dilettantismus der Nachtreter zu einem episch-lyrischen Unding und die Lektüre zu einer Qual. Eine Gänsehaut überläuft einen noch in der Erinnerung daran, daß man eine solche poetische Erzählung von 470 Seiten mit 2820 vierzeiligen Strophen gelesen oder, aufrichtiger, durchflogen hat oder einen ‚Sang aus alter Zeit‘ über Seifried Schweppermann, der aus 55 Einzelsängen besteht, und dessen letzte Strophe also lautet:

> ‚Drum wirke jeder Gutes,
> Wann, wo und wie er kann,
> So fromm, so treu, so tapfer
> Wie Seifried Schweppermann!‘

Wie kann man nur seine Tage damit zubringen, solche Poeme zu fabrizieren!

Welches Publikum kommt wohl am ehesten für den Sang in Betracht? Sicher liest der Gymnasiast oder das diesem entsprechende Alter Scheffels Trompeter oder Webers Dreizehnlinden mit bestem Genuß. Bei diesem ist die entsprechende Gemütsverfassung vorhanden. Die tief und echt poetische, aber unbewußte Märchenstimmung ist vorüber, der Schauer vor der Größe und den Geheimnissen des wirklichen Lebens noch nicht empfunden worden. Eine selbstverständliche Tatsachenrealität zugleich mit unklarer, überschwenglicher Phantasterei bilden die geistige Welt. Die Größe der homerischen und germanischen Epen lassen sich die meisten nicht kümmern, ahnen nur wenige, begreift keiner. Warum man von Goethes ‚Hermann und Dorothea‘ so viel Aufhebens macht, ist diesem Alter unerfindlich. Ein gewisser idealer Lyrismus tut wohl. Da werden solche romantische Dichtungen gelesen, geliebt, verstanden. Die Form ist's vor allem, die gefällt, und die poetische, romantische, einfache und durchsichtige Welt.

Weber und Scheffel soll damit kein Eintrag geschehen, daß sie diesen Ton getroffen haben; aber an ihnen wäre genug gewesen, zumal das Feld dieser Romantik bald abgebaut ist und unfruchtbar wird, die Mittel kärglich und schnell verbraucht sind. Und doch

‚Wohin das Auge heute schaut,
Man Werke stolz in Versen baut'

berichtet selbstbewußt ein solcher Sänger. Der Weizen blüht weiter und bringt Ähren, fast lauter magere, kümmerlich in der Form, taub im Inhalt.

Der Deutsche hat kein Normalversmaß wie Homers oder Virgils Hexameter oder der französische Alexandriner. Er kann sich in allen Versfüßen herumtummeln. Goethe hat in ‚Hermann und Dorothea' den klassischen Hexameter verwendet, der vermöge der Anpassungsfähigkeit der deutschen Sprache gelingen mag und sich vorzüglich für die episch breite Erzählung eignet. Mit welch gutem Geschick Weber den vierfüßigen Trochäus gehandhabt hat, erkennt man erst, wenn man die verunglückten Nachahmungen liest. Unsere vorliegenden Sänge haben sich alle möglichen Versmaße und -Füße dienstbar gemacht, jambische und trochäische, vierversige und durchlaufende, gereimte und ungereimte, auch abgewechselt, das heißt, wenn der Pegasus in der einen Gangart nicht mehr weiter kam, ihn in einer anderen angetrieben. Manchen Versen sieht man das Gereimte, das Gekünstelte und Gezwungene an; sie lesen sich so schwerfällig, daß der Leser die Brücke von der Form zum Inhalt immer wieder neu schlagen muß. Das ist indes der seltenere Fall. Meist laufen die Verschen ‚wie geschmiert'; sie klappern so monoton daher wie weiland die Klepper an den Pferdebahnen, über Wichtiges und Unwichtiges, so daß der Gedanke aus dem gleichmäßigen Geklapper mit keinem bedeutungsvollen Wort herausspringt. Die besten Verse haben eine gewisse formale Schönheit, die indes gerade unsere Zeit nicht verlangt. Meist aber ist es schlimmer. Auslassungen überzähliger Wörter geben dem Vers etwas lächerlich Holperiges. Flickwörter und Flicksatzteile müssen als Lückenbüßer einspringen und machen den Vers charakterlos, banal. Andere reimen nach dem Grundsatz: Reim dich, oder ich friß dich! Sie machen unreine Reime, neue Worte und verschmähen Dialektanklänge nicht. Diese letzteren sollen wohl auch einen intimen Reiz abgeben, erreichen aber das Gegenteil des Kindischen, Abgeschmackten. Am schlimmsten ist es, wenn die Form den Inhalt bestimmt, d. h. wenn der Reim ein Wort verlangt, das irgend eine Handlung ausdrückt, die dann eben geschehen muß. Der Beweis hiefür liegt mehr im Gefühl; aber folgende Strophe ist charakteristisch. Eine Gräfin ist ohnmächtig geworden:

‚Allmählich kehrte Kraft um Kraft
Zurück in jedes Glied;
Sie hob die Arme, die erschlafft,
Und jedes Augenlid.'

Der Vers könnte von Wilhelm Busch sein wie noch viele andere, z. B. von einer anderen Ohnmächtigen:

‚Gunhilde wurde fortgetragen.
Sie blieb noch lange stumm;
Man hört sie nur in Seufzern klagen.
Dann blickte sie sich um . . .'

Oder: ‚Willst du die sünd'ge Feerei
Der Liebe mir ins Herze streu'n?'

Oder: ‚Strato folgt in stummem Schmerz,
Wund das gramzerriss'ne Herz.
Im Gesicht die Sorgenschrift,
Eingeritzt von Kummerstift.'

Oder: ‚Beide traben rasch voran,
Hintendrein ein Veteran.'

Und der Inhalt. Es ist eine eigene fremde Welt, in der diese Romantiker leben; es sind die alten Germanen mit ihren Göttern oder in ihrem Kampf mit den Römern oder der hohe Norden oder Stoffe aus der nationalen Sage oder Geschichte oder sonst ein phantastischer historischer Hintergrund; auch ein Rheinlandssang aus unseren Tagen ist darunter. Ritter, alte Mönche, zarte Fräulein, Nonnen, Troubadours, Hexen und andere je nach dem Stoff entsprechende Wesen, Tugendbolde und Bösewichte sind die Requisiten. Meist steht in der Mitte der Fabel ein holdes Paar. Die entschiedenste Beobachtung, die sich aus den mannigfaltigen Schilderungen aus diesen poetischen Welten aufdrängt, ist die, daß man die meisten Namen der Dichter unter den Titeln ihrer Werke ruhig vertauschen könnte, was die dichterische Persönlichkeit angeht. So wenig macht sich eine solche geltend. Durchweg die gleichen allgemeinen Gefühlchen und die gleiche uncharakteristische Art, sie auszudrücken, die gleiche Unwahrheit. Ein echtes, tiefempfundenes Gefühl gibt es nicht, dessen Ersatz ist die geschraubte Sprache. Schiller schreibt einmal: ‚Es ist nicht genug, Empfindungen mit erhöhten Farben zu schildern; man muß auch erhöht empfinden. Begeisterung allein ist nicht genug; man fordert die Begeisterung eines gebildeten Geistes. Alles, was der Dichter uns geben kann, ist seine Individualität. Diese muß es also wert sein, vor Welt und Nachwelt ausgestellt zu werden.' So wenig diese Dichtung objektiv ist, so wenig ist sie auch subjektiv, wenn man damit die Seele meint, die dem Werk ihr Leben eingehaucht hat, so daß dieses ihr ureigenes Zeugnis gibt. Objektiv ist diese Dichtung nicht; denn das allgemein Menschliche und Typische liegt nicht in der hausbackenen Selbstverständlichkeit und in der schwärmerischen Phantasterei. Subjektiv ist sie nicht; denn ein tönender Schwall von Worten setzt keine Persönlichkeit voraus und spricht auch das Seelische und menschlich Bedeutsame nicht aus. Nicht was gesagt wird, ist die Hauptsache, sondern was dahinter steckt. Das Leben ist das erste, das Haltbare und Notwendige, nicht die Kunst, die die Stelzen herrichtet, auf der ihre Geschöpfe über der Erde hinschreiten sollen; die Stelzen sind haltlos und unnötig.

Träume, Visionen, Vorahnungen, wunderbare Ereignisse müssen in dieser Poesie eine Hauptrolle spielen, das mystische Element liefern, weil das geheimnisvolle Walten des Herzens unverstanden bleibt. Unzählige Apostrophen müssen dem Werke rhetorischen Schwung und pathetischen Rückgrat geben, dem es an innerer Bewegung und echter Größe fehlt. Die Helden sind Alltagspersonen, die ein Feierkleid angezogen haben und sich deshalb auch einer gehobenen Sprache befleißigen. Besonders schön sind die Damen, die immer Purpurlippen haben und Lilienschnee auf Rosenwangen. Die Leute scheiden sich so ziemlich in Schafe und Böcke, Engel und Teufel in Menschengestalt. Gerade das kennzeichnet auch den kindlichen Standpunkt des ‚Sanges' und ist ein Grund, warum er im jugendlichen Alter verstanden wird. Wie tapfer sind die Helden! Sie schlagen viel mehr Feinde tot als der Schneider, der sieben auf einen Streich erschlug. Und wie triefen sie von Edelmut! Und wie fromm sind die Heldinnen, wie ein kokettes Fräulein, das in der Kirche betet, nachdem es erst sein Kleid malerisch drapiert hat! Und wie neckisch ist es, wenn der Storch irgendwo ums Haus fliegt, nachdem sie sich gekriegt haben! Und wie sentimental sind die Gespräche, viel sentimentaler als ein Liebesbriefsteller! Und wie poetisch veranlagt sind Liebender und Liebende! Wenn sie getrennt sind, machen sie Gedichte dutzendweis, die sich von modernen Herzensergüssen gar nicht unter-

scheiden. Wie sangesfroh sind die Troubadours, die reinsten Musikautomaten, und sie singen genau so, wie man sich das jetzt vorstellt, durchaus nicht etwa, wie man von den alten deutschen Minnesängern in alten Büchern liest! Lyrik ist fast in allen alten Sängen eingestreut, besonders gegenseitige Liebeslieder, so was wie Tagebuchverse von Verliebten. Man wird nur wieder an Weber erinnert. Weber hat eben den reinen Typ getroffen. Es ist gar zu verlockend, den epischen Fluß lyrisch zu unterbrechen; es sammeln sich im Verfolge der Schicksale Gefühle an, die Luft haben wollen, und diese lyrischen Partien sind die Ventile für die Herzbeschwerden. Mancher Dichter kann absolut kein Ende finden nach dem Nietzscheschen Satze: ‚Es gehört mehr Mut dazu, ein Ende zu machen als einen neuen Vers; das wissen alle Ärzte und Dichter.‘ Als Endurteil kann man nur den Wunsch aussprechen: Zehnmal lieber gar keine Dichtung als solch blutleeren Dilettantismus.

Zwei Namen verdienen aus dem allgemeinen Niveau herausgehoben zu werden; die der übrigen neun tun nichts zur Sache. Die beiden und ihre Dichtungen sind: Karl Macke, ‚Der Stromgeiger‘, und Antonie Jüngst, ‚Walburs Tod‘. Erstere Dichtung ist nicht ohne poetischen Gehalt und künstlerischen Ernst. Antonie Jüngst hat ein gutes Formgefühl und sprachliche Schönheit.

Konrad Weiß.



Leuchtende Gedanken

(aus Jean Pauls Levana).

Keuschheit und Anstand.

Das Böse bekämpfen zwingt, es zu beschauen, und der Krieg selber ist ein Stück Niederlage. Allzu früh gelehrte Schamhaftigkeit fängt die gefährliche Aufmerksamkeit früher an, als die Natur täte; das vorzeitige Umhängen der Feigenblätter leitet den Fall herbei, welchen es in Eden nur verdeckte.

Manche raten, das Kind soll sich schämen lernen, sich selber zu sehen; sich selber? — Himmel, mit welch giftigen Nebenbegriffen müßte die junge Gestalt sich schon beschauen, damit sie vor sich selber — etwas anderes ist's vor anderen — über das Unveränderliche und Unwillkürliche errötete, d. h. über den Schöpfer desselben.

Auch in späteren Jahren sind Knaben unter sich allein, oder Mädchen unter sich, fast unverschämt; nur die Geschlechter gegeneinander sind verschämt, ja dasselbe Geschlecht gegen das erwachsene ... Mischt die Geschlechter .. denn zwei Knaben werden zwölf Mädchen, oder zwei Mädchen werden zwölf Knaben recht gut gegen alle Winke, Reden und Unschicklichkeiten gerade durch die vorlaufende Morgenröte des erwachenden Triebes, durch die Schamröte, beschirmen und beschränken.

Wer verrät, er verwahre ein Geheimnis, hat schon dessen Hälfte ausgeliefert.

Ihr beugt (oder knickt) die junge Seele, wenn ihr sie ... vor jemand anders höflich sein laßt als vor dem bloßen Menschen und Alter ... Von Natur ist ein Kind gegen jeden Alexander ein Diogenes und gegen Diogenes ein sanfter Alexander; es bleibe dabei.



Professoren-Gewerkschaft oder Professoren-Trust?

Während der ‚Kampf um die Schule', unter der man gewöhnlich nur Mittel- und Volksschule versteht, sich unter steter Teilnahme der weitesten Volkskreise abspielt, pflegt der Kampf um die Hochschule nur bei einzelnen Sensationsfällen dem allgemeinen Interesse deutlich und hinlänglich anziehend zu erscheinen. Im übrigen vollzieht er sich in den verschwiegenen Fakultäts- und Ministerialzimmern, und höchstens bei den Beratungen der Kultusetats betätigt einmal dieser oder jener ‚vorwitzige' Volksvertreter die Auffassung, daß auch der Allgemeinheit an der Entwicklung des Universitätswesens ein gewichtiger ideeller und materieller Anteil zukommt und daß sie daher durch bestimmte Wünsche und Beschwerden ihren Einfluß geltend machen darf. Zumeist aber werden die Hochschulen als ausschließliches Interessengebiet zweier Faktoren betrachtet: der Professoren auf der einen, und der Regierungen auf der anderen Seite. Nur auf diese Weise konnte der wenig würdige Vorwurf auftauchen, in der Verständigung, welche neuerdings zwischen den Universitätsdezernenten der verschiedenen deutschen Kultusministerien auf gemeinschaftlichen Konferenzen stattfindet, habe man es mit einer Organisation der ‚Arbeitgeber' zu tun; und demgegenüber müßten sich auch die gelehrten ‚Arbeitnehmer' in einer Professorengewerkschaft zusammenschließen. Eine Anzahl von Professoren und Dozenten der deutschen und österreichischen Universitäten und sonstigen Hochschulen hat in diesem Sinne einen Aufruf erlassen und zu einer gemeinsamen Tagung eingeladen, auf der die Gründung einer dauernden Organisation erfolgen soll. Bisher verhält sich jedoch der gewichtigere Teil der Dozentenkreise zu diesem Plane ablehnend und namentlich hat kein einziger Berliner Professor den Aufruf unterzeichnet. Die gewichtigsten Bedenken, welche im Standesinteresse zu erheben sind, faßt Professor Delbrück im Juliheft der ‚Preußischen Jahrbücher' sehr glücklich folgendermaßen zusammen:

‚Was für Maurer und Zimmerleute, Schmiede und Schlosser richtig ist, ist es darum doch noch nicht für Professoren. Der Gewerkverein ist die richtige und natürliche Organisation für diejenigen Berufe, bei denen die Individualität keine Rolle spielt. Jeder normale Maurer ist so gut und leistet dasselbe, wie jeder andere normale Maurer. Ihre Interessen sind daher durchaus die gleichen, sie können sie, in bestimmte Normen zusammengefaßt, gemeinschaftlich vertreten. Auch bei höheren Berufen gibt es Berufsvereine, die segensreich wirken, z. B. die Ärzte. Die Künstler haben sich zusammengeschlossen, nicht sowohl, um gemeinschaftliche Berufsinteressen zu vertreten, als um praktische Veranstaltungen zu machen, wie Ausstellungen. Selbst die lyrischen Dichter haben sich zusammen-

geschlossen, zum Zweck der gegenseitigen Verpflichtung, nie mehr unter einem Honorar von 25 Pfennigen für die Zeile ein Gedicht zum Nachdruck freizugeben. Soll nun etwa ähnlich der Hochschullehrertag beschließen, daß niemand ein Extraordinariat unter 5000, ein Ordinariat unter 6000 Mark Gehalt annehmen darf? Wie ich fürchte, daß es immer noch lyrische Dichter gibt, die ihre Verse für weniger als 25 Pfennige Honorar nachdrucken lassen, so würde auch wohl kein Hochschullehrertag verhindern können, daß junge Gelehrte Professuren unter seinem Tarif annehmen. Oder soll der Hochschullehrertag Klagen über unzulängliche Besoldung generell an die hohe Regierung, die Parlamente und die öffentliche Meinung richten? Man würde ihm wohl bald antworten, daß es neben den schlecht dotierten auch gewisse Professuren gäbe, die hohe Einkommen abwürfen. Oder soll der Hochschullehrertag die Neuernennungen jedes Jahres vor sein Forum ziehen und feststellen, ob auch immer die Würdigsten gewählt sind und keine unerlaubten Einflüsse mitgespielt haben? Man würde ihm antworten, daß eine derartige Versammlung schlechterdings nicht in der Lage sei, über Personalfragen ein kompetentes Urteil abzugeben, denn was versteht der Mediziner von der Jurisprudenz oder der Theologe von der Physik, der Maschinen-Ingenieur von der Philologie? Das Universitätsleben beruht auf der Einrichtung und Ausstattung der wissenschaftlichen Institute, der Kliniken, Laboratorien, Seminare, Bibliotheken, und auf der richtigen Auswahl der Persönlichkeiten, der Ernennung der Professoren. Es ist klar, daß weder für das eine noch das andere ein allgemeiner Hochschullehrertag eine brauchbare Organisation ist; seine Beschlüsse in solchen Fragen, von diesen oder jenen allgemeinen Eindrücken, diesem oder jenem Führer diktiert, würden jeder sachlichen Autorität entbehren.'

Delbrück gibt eine Reihe von Mißständen im Habilitations- und Berufungswesen unumwunden zu, aber von einem Hochschullehrertag der geplanten Art erwartet er keine Abhilfe. Das letzte, gewerkschaftlichem Vorgehen entsprechende Protestmittel: der Professoren**streik** würde ‚durch Zerrüttung unserer ganzen wissenschaftlichen Organisation mehr Schaden stiften als jede noch so verkehrte Maßregel der Gesetzgebung oder Verwaltung, die man bekämpfen möchte'.

‚Es ist eben ein Unterschied zwischen einem Gewerkverein von Maurern und einem Gewerkverein von Professoren. Die Beschwerden und Forderungen von Maurern sind Forderungen der Gesamtheit, in der der eine genau so viel ist und wiegt wie der andere. Deshalb können sie öffentlich diskutiert und nach festen Normen und Tarifsätzen entschieden werden. Bei Professorenfragen aber sind die allgemeinen Standesfragen in dem Maße mit Personalfragen individuellster Art verknüpft, daß sie sich zu einer öffentlichen Diskussion und Feststellung schlechterdings nicht eignen — und am allerwenigsten vor einem Tribunal aller Standesgenossen, einem allgemeinen Hochschullehrertag. Die richtige Organisation vielmehr, in der das allgemeinere, wirtschaftliche und Standesinteresse der Regierung gegenüber gewahrt und mit ihr zum Ausgleich gebracht wird, ist die bestehende: die einzelnen Hochschulen und ihre Unterabteilungen, die Fakultäten. Wenn es wirklich wahr sein sollte, daß diese Organisationen mit ihren traditionellen Rechten nicht genügen, die Wissenschaft und die Lehrfreiheit zu vertreten, so kann nicht geholfen werden durch neue Organi-

sationen, sondern nur durch Persönlichkeiten. Sind unter den Professoren keine Männer mehr, vor deren Ansehen und Stimme ebensowohl hohe Regierungen, wie Parteien und öffentliche Meinung Respekt haben und zurückweichen, so helfen auch Organisationen nichts ... Sind solche Männer da, so sorge niemand um Wissenschaft und Lehrfreiheit; sind sie nicht da, bringt das deutsche Volk den Nachwuchs nicht mehr hervor, fehlen die Großen, so hilft uns keine Organisation der Kleinen.'

Delbrück, der unter den Unterzeichnern des Aufrufs gerade ,die führenden Männer der deutschen Wissenschaft' fast alle vermißt, weist dann in dessen Wortlaut noch einen groben historischen Schnitzer sehr wesentlicher Art nach: Gerade in der Zeit, wo die deutschen Universitäten ganz sich selbst und ihrem Cliquenwesen überlassen blieben, waren ihre Verhältnisse die unerfreulichsten und erst die wachsende staatliche Beeinflussung, das Zusammenwirken von Regierung und Universitätskorporation hat unsere Hochschulen zu ihrer vollen Blüte entwickelt.

Als einen weiteren Fehler des Aufrufs bezeichnet Delbrück, daß die ,schädliche Einwirkung des Parlamentarismus' völlig mit Schweigen übergangen wird und der Fehler nur bei der Regierung gefunden wird. Hier scheiden sich die Wege; denn hier verfällt auch Delbrück jener Einengung des professoralen Standesbegriffes, wonach unsere Hochschullehrer nur Gelehrte und zugleich Staatsbeamte sind, vergißt aber, daß sie mindestens ebensosehr als Lehrer und Erzieher angesprochen werden müssen und daß durch diese Berufsaufgabe eine unbeschränkte Lehrfreiheit naturgemäß ausgeschlossen und ein Anforderungs- und Beschwerderecht auch der Volksvertretung unbedingt begründet wird. Ob von diesem Recht in jedem Falle angemessener Gebrauch gemacht wird, kommt hier nicht in Frage; nur auf den prinzipiellen Rechtsanspruch kommt es an.

Die Professoren-Gewerkschaftsbewegung, die in letzter Linie von denselben Kreisen und Motiven geleitet ist, wie die verunglückte Voraussetzungslosigkeitskampagne, bedeutet den neuen Versuch eines Teiles der Hochschullehrer, sich bei Ordnung der Universitätsverhältnisse von jedem Mitbestimmungsrecht der Regierung und Volksvertretung freizumachen und die Regelung dieser Dinge mit der ganzen absolutistischen Selbstherrlichkeit eines Trust allein in die Hand zu nehmen. Selbst wenn die Mehrzahl der Hochschullehrer sich zu diesem Unternehmen zusammenfände, wäre es aussichtslos und müßte zu Reaktionserscheinungen führen, welche die Freiheit der Wissenschaft erst ernstlich bedrohen würden. Glücklicherweise ist nach Delbrücks sachkundiger Versicherung die ,sehr große Mehrzahl der Universitätslehrer' nicht gewillt, sich der geplanten Gewerkschaft anzuschließen. Daß aber ein solcher Plan überhaupt entworfen und propagiert werden konnte, wird wohl auch so genügen, um auf den Kampf um die Hochschule das allgemeine Interesse in stärkerem Maße hinzulenken, als bisher.

r.

Die Frau und das Kunstgewerbe.

Während die Darbietungen der freien Künste ein in der überwiegenden Mehrzahl weibliches Publikum zu finden pflegen, ist eigentümlicherweise das neu aufblühende Kunstgewerbe bisher fast ausschließlich eine Angelegenheit der Männer geblieben. Diese Tatsache findet Joseph August Lux in einem an praktischen Gesichtspunkten reichen Aufsatz der ‚Grenzboten‘ (Nr. 26 vom 27. Juni) mit Recht verwunderlich; denn gerade die Fragen des modernen Kunstgewerbes betreffen in besonderem Maße Lebensangelegenheiten der Frauen:

‚Es gibt in der Tat wenig Erzeugnisse des Kunstgewerbes, denen die Frau nicht prüfend, wählend und kaufend gegenübertreten muß. Denn alle Angelegenheiten der künstlerischen Gestaltung im Kunstgewerbe bewegen sich im Umkreis von Haus und Heim und bestimmen das äußere Bild unserer Lebenskultur. Die Männer rühmen sich des traurigen Vorrechts, von den Dingen, die das Haus und Heim angehen, nichts zu verstehen, und überliefern diese wichtige Domäne des Lebens, von der unzählige Industrien und Arbeitsexistenzen abhängen, dem Geschmack der Frau, die durch ihre Entscheidung je nach dem Grad ihrer Geschmacksbildung Segen oder Unheil stiftet.‘

Dieser Mangel an Interesse hat um so bedauerlichere Folgen, da es sich bei dem Emporstreben des modernen Kunstgewerbes keineswegs nur um eine Geschmacksentwicklung handelt, sondern zugleich um einen wirtschaftlichen und sittlichen Gesundungsprozeß:

‚Was das moderne Kunstgewerbe anstrebt, sind innere und äußere Gediegenheit, die Verdrängung der Schundarbeit auf allen Gebieten, die Hebung der Arbeitsfreude und der Arbeitstüchtigkeit, die Herrschaft der Qualität, die allein berufen ist, im Wettbewerb der Völker auf dem Weltmarkt den Sieg davonzutragen. Der wirtschaftliche und soziale Gedanke des modernen Kunstgewerbes greift weit aus, indem er mit der Veredlung der Arbeit zugleich die Veredlung der Gesinnung, der Ansprüche und des ganzen Lebensbildes bezweckt. An dieser Steigerung des Schönheitsbegriffs, der von den Forderungen der Zweckmäßigkeit, Sachlichkeit, der soliden Arbeit, des guten Materials untrennbar ist, sind nicht nur die Hersteller, sondern auch die Verkäufer oder Händler und vor allem auch die Käufer, das Publikum ethisch und wirtschaftlich beteiligt, weil schlechte Qualität oder Schundware keinem Menschen, der etwas auf sich hält, dauernd Freude machen kann.‘

‚Wenn auch niemand in der Welt ernstlich daran zweifeln kann, daß der Gedanke einer solchen Veredlung siegen wird, so ist dennoch die Sachlage heute noch bedenklich genug, wenn man den geistigen Rückstand des Publikums dieser Bewegung gegenüber vermißt. Die Frauen sind uns in dieser Sache bis auf den heutigen Tag alles schuldig geblieben, was wir künstlerisch und im Geiste einer edeln, gediegenen Arbeit, im Kampf um die Qualität von ihnen erwarten durften. Ich kann nicht glauben, daß eine geistige Unfruchtbarkeit vorliegt; ich will vielmehr annehmen, daß es nur einer energischen Aufforderung bedarf, die Frau zur Bundesgenossin in dieser edeln Sache zu machen.‘

Zu diesem in seiner Allgemeinheit doch allzu herben Urteil gelangt Lux durch eine Musterung jener Legion von Frauenzeitungen und Haushaltblättchen,

die ihre Abnehmerinnen zu Hunderttausenden zählen, und dabei doch in allen Fragen des Geschmacks eine geradezu babylonische Verständnislosigkeit und Verkennung aller gesunden Entwicklungsgrundlagen zeigen. Das einzige herrschende Prinzip ist bei diesen Blättern das der Modeneuheit. Mit dieser Rechtfertigung wird der schlimmste Schund, soferne er nur anders ausschaut als das bisher übliche, als vorbildlich aufgedrängt.

‚Welcher Segen wäre es für die Industrie, für die Arbeiter, für die Geschäftswelt und nicht zuletzt für das kaufende Publikum, wenn an die Stelle dieser atemlosen Hetze nach Neuheiten die Pflege der Qualität treten würde. Die Qualität kann natürlich nicht ganz billig sein. Kein denkender Mensch wird aber leugnen, daß die immer wiederholte Neuanschaffung schlechter Erzeugnisse wesentlich teurer ist als die erhöhte Auslage für die dauerhafte Qualität, ganz abgesehen davon, daß wir durch die Gediegenheit in unserer inneren Verfassung nur gewinnen können. Für wen schmücken sich die Frauen, wenn nicht mit dem bewußten oder unbewußten Seitenblick auf die Männer? Aber die minderwertigen und aufgedonnerten Fetzen, aus denen sich das heutige Modebild zusammensetzt, können bestenfalls das Entzücken hohler Laffen erwecken.‘

‚Es ist doch eine recht bezeichnende Tatsache, daß es den Frauen nicht gelungen ist, eine sachliche und zweckmäßige Form des Kleides in Verbindung mit gewissen ästhetischen Gesetzen zu entwickeln und zur Herrschaft zu bringen. Die Sache würde an und für sich keine welterschütternde Bedeutung haben, wenn dieselbe Grundbestimmung nicht zugleich auch in den anderen Erzeugungen festgehalten würde. Es ist nicht leicht möglich, Küchengerätschaften, Metallgeräte, Bestecke, Gefäße usw. aufzutreiben, die anstatt durch störende, überflüssige Verzierungen durch wohlüberlegte, sachliche Gestaltung im Verein mit der solidesten Ausführung auffallen. Wie sieht es in den Wohnungen aus, mit den Öfen, den Tapeten, den Bildern und Bilderrahmen und endlich mit dem Hausrat, den Kunstwerken, Galanteriewaren und den oft barbarischen Erzeugnissen der Luxusindustrie? Wo sind die Grundsätze einer durchaus sachlichen Gestaltung und einer soliden Ausführung in gutem, dauerhaftem Material, mit der vollsten Klarheit und Eindringlichkeit bis in die kleinsten Details erkannt und wirksam? Glaubt man denn, daß die Kunst im Hause von den Kunstgegenständen abhängt, von all dem überflüssigen Plunder, den die Industrie als Kunstgegenstände auf den Markt wirft; von den lächerlichen Zieraten und Schnörkeln, mit denen die Wände und Gebrauchsgegenstände überwuchert sind, um in der Regel die unsolide Mache und das minderwertige Material zu verkleiden? In der einfachsten Bauernhütte, wo nur rohgezimmerte, scheuerbare Tische und Bänke an den milchweißen Wänden entlang und einige bunte Blumen im irdnen Topf am Fenster stehen, waltet mehr Kunstsegen als in den von allerlei Kunstgegenständen und kunstverziertem Plunder überfüllten Wohnungen.‘

Der Sinn für Echtheit und Gediegenheit zwingt zunächst zur Einfachheit und Wahrhaftigkeit. Hier setzt das moderne Kunstgewerbe ein und sucht mit der Veredlung des Geschmacks zugleich auch die produktive Arbeit selbst auf eine ethischere Grundlage zu heben, sie von aller Täuschung und Verfälschung zu befreien. Ob diesem Bestreben der gebührende Erfolg zuteil wird, darüber entscheiden am allermeisten die Frauen als Käuferinnen. Wenn sie

sich gewöhnen, nicht mehr nur auf äußerlich bestechende Aufmachung und Billigkeit, sondern auf Qualität und Solidität der Arbeit, auf sachliche und zweckentsprechende Formgebung zu schauen, dann arbeiten sie in wirksamerer Weise mit an der Hebung der Kunst als durch so mancherlei dilettantische Näschereien in hoher Kunst, Musik, Literatur und tun zugleich ein segensreiches soziales Werk; denn kein Produktionszweig ist so sehr mit unmenschlichen Lohndrückereien verknüpft, als gerade die Herstellung jener nur zum raschen Verbrauch hergerichteten Modeartikel. Gewiß liegt, das betont Lux zum Schluß etwas kurz, ein gut Teil der Schuld auch bei den Männern, welche gerade für die soziale Bedeutung einer gesunden Geschmacksentwicklung noch viel zu geringes Verständnis zeigen, Aber die eigentliche Entscheidung liegt bei den Frauen. Wenn solche Appelle, wie der von Lux, in immer weitere Kreise dringen und mit der Zeit ihre Wirkung tun, dann werden sich auch auf diesem Gebiete die Frauen bewähren als die besten ‚Hüterinnen der Ideale‘.

S.



Michel Angelo.

Ich war ein Menschensucher meiner Tag!
Und da auf Erden ich nicht Gleiche fand,
Schlug ich Gesellen mir aus Fels und Stein
Und goß mein übermächtig Leben ein.
Und schuf mir dort ein eig'nes Heimatland,
Wo meiner Seele große Sehnsucht lag.

So gab ich selber mir, was Gott nicht gab.
Prometheus gleich erweckt ich mir ein Bild
All meiner Kraft, so unermeßlich groß,
Wie keine Mutter trug im ird'schen Schoß.
Ich nahm dem Himmel seine Feuer ab
Und trug sie mir ins irdische Gefild.

So durft' ich tun. Doch als zum Ende kam
Mein menschlich Sein, da kniet' ich doch vor Gott
Mit heißen Augen, tränenüberwogt:
Du meiner Seele Ursprung, ew'ger Vogt!
Was man auch selber sich vom Schicksal nahm,
Wenn du's nicht gibst, ist's nur ein leerer Spott.

M. Herbert.





Religion.

Katholische Moral und moderne Weltanschauung. Außer den Fragen, die sich um die Entstehung des Christentums und der Evangelien und das damit im Zusammenhang stehende Leben Jesu-Problem drehen, gibt es für die heutige Theologie und überhaupt im religiösen Ringen der Gegenwart kein wichtigeres und umstritteneres Gebiet als die Klarstellung und Verteidigung des rechten Verhältnisses der christlichen — oder sagen wir konkret, der katholischen Moral zu dem neuzeitlichen Geistesleben und Empfinden und zu den Forderungen der modernen Kultur. Immer weitere Kreise unserer Gebildeten lassen sich durch die blendenden Einwürfe irre machen, welche mit fanatisch zu nennender Unentwegtheit die katholische Ethik für sowohl in ihrem Moralprinzip und ihren Motiven als auch in ihren Einzelaufstellungen minderwertig verschreien. Es handelt sich in der Hauptsache um die Fragen: Diesseits- und Jenseitsmoral, autonome oder heteronome Moral, absolute Sittlichkeit und Lohnmotiv, Religion und Sittlichkeit, Freiheit und Gnade, Selbstbestimmung und äußere Einwirkung, ‚Sakramentismus‘ und Persönlichkeit, Wesen der christlichen Vollkommenheit (evangelische Räte: oberes und unteres ‚Stockwerk‘ der Sittlichkeit?), Weltflucht und Kulturstreben u. dgl. Daß engherzige und subalterne Auffassung und Übung einzelner, meinetwegen auch vieler, Katholiken in den betreffenden Verhältnissen zu bedauerlichen Verkennungen Anlaß gegeben haben und noch geben, ist ebenso unbestreitbar, aber auch irrelevant, wie ehrliche Gegner zugestehen werden, daß hier eigentlich nur das recht erfaßte Wesen und die Prinzipien der katholischen Moral den Boden der Diskussion abgeben dürften. Erfreulicherweise haben von diesem allein berechtigten Standpunkte aus unsere für die Bedürfnisse der Gegenwart offenen Moraltheologen schon manche bezügliche Vorurteile über den Haufen geworfen, wenn ich auch nicht zu behaupten wage, daß sie sie ausgeräumt hätten; ich verweise z. B. namentlich auf die einschlägigen Schriften Mausbachs, die gar nichts Fachsimpelndes an sich haben und auch für Laien leicht lesbar sind. Aber unser Zeitalter der essayistischen Monographien will anscheinend alle Aufklärung möglichst knapp und unmittelbar, ohne viele eigene geistige Anstrengung und in den direkten Resultaten geboten haben. Das ist wohl der Grund, weshalb jene Werke, die immerhin eine gewisse Konzentration und Geistesarbeit verlangen, nicht genügend in die Kreise bringen, für die sie vorzugsweise bestimmt sind. Ich bin daher glücklich, auf ein Schriftchen hinweisen zu können, welches in möglichster Gedrängtheit alle hier zu berührenden Fragen ins Licht setzt und für die nächste Orientierung hin-

reichend beantwortet, das gleichzeitig wissenschaftliche Gediegenheit mit angenehmster, müheloser Form vereinigt. Präfekt B. Strehler, der verdienstvolle Herausgeber der nicht genug zu empfehlenden ‚Friedensblätter', hatte in den zwei letzten Jahrgängen seiner Zeitschrift die Stellung des modernen Menschen zur alten katholischen Moral mit Rücksicht auf die Bedürfnisse des gebildeten Laien in Briefform behandelt. Jetzt hat er diese Abhandlungen unter dem Titel ‚Gänge durch die katholische Moral'* als Sonderabdruck herausgegeben, dem ich weiteste Verbreitung wünsche. Weitschweifige Beweisführung darf man natürlich nicht erwarten, sie ist auch für den beabsichtigten Zweck nicht erforderlich; es handelt sich ja in der Hauptsache um Klarstellung der Begriffe und ihrer Tragweite, und die ist völlig überzeugend erzielt. Man wird keinen wesentlichen Punkt vermissen, sich aber an dem warmen, begeisterten und irenischen Hauche des Ganzen freuen, an dem alles durchdringenden Zuge tiefer und verinnerlichter Religionsauffassung, die von ‚Theologengezänk' weit entfernt ist. Wer diese edlen Darlegungen liest, wird sicher zu weiterer Beschäftigung mit der bedeutsamen Materie angeregt; und darum ist Strehlers anspruchslose Arbeit ein Verdienst. J. M-r.

Philosophie.

‚Zurück zu Kant!' und ‚Über Kant hinaus!' — so tönt es uns aus zwei unlängst erschienenen Schriften entgegen. Die eine ist von Kuno Fischer in Heidelberg ‚Kants Leben und die Grundlage seiner Lehre',** die andere von Oswald Külpe in Würzburg ‚Immanuel Kant' (‚Darstellung und Würdigung').*** Fast ein halbes Jahrhundert liegt freilich zwischen der Abfassung der beiden Büchlein; denn dasjenige Fischers ist nur ein unveränderter Neudruck der im Jahre 1860 erschienenen ersten Auflage. Aber gerade darum ist es von besonderem Interesse, sie unmittelbar nacheinander zu lesen. Fischers Schrift führt in den Beginn der erneuten Beschäftigung mit Kant. Die spekulativen Systeme eines Fichte, Schelling, Hegel waren allgemeiner Mißachtung verfallen, kühner wie je erhob in den 50er Jahren des 19. Jahrhunderts der Materialismus sein Haupt. Da suchten ernstere Denker wieder festen Boden für ihr Philosophieren. Man wurde sich bewußt, nicht Systeme gilt es zu bauen, nicht Behauptung gegen Behauptung zu stellen, sondern die menschliche Erkenntnis selbst ist zu prüfen, ihre Sicherheit, ihre Tragweite. Aber das war ja gerade auch die Aufgabe, die Kant sich gesteckt hatte. Und so erhob sich denn der Ruf: Zurück zu Kant! Kuno Fischer gehört zu denen, die am wirkungsvollsten diese Losung vertreten haben. Und die uns vorliegende Schrift ist durchweht von jugendfrischer Begeisterung für den neu entdeckten Kant. Pietätvoll trägt er aus den zeitgenössischen Berichten die Details von Kants Leben zusammen und entwirft ein anschauliches Bild von der Persönlichkeit dieses tiefen Denkers und schlichten Menschen. Dann entwickelt er die Grundlagen seines Systems, insbesondere seine Lehre von Raum und Zeit. Da zeigt sich so recht Kuno Fischers dialektische Kunst. In immer neuen Wendungen sucht er die der naiven Auffassung so paradoxen Lehren Kants plausibel zu machen; über Schwierigkeiten gleitet er gewandt hinweg; kritische Bedenken kommen nicht zu Wort; er überredet mehr, als er überzeugt. Ganz anders Külpe! Man merkt seinem Buche an, daß das halbe Jahrhundert eindringlicher Beschäftigung mit Kant, das seit dem ersten Erscheinen der Schrift Fischers verflossen, nicht ohne Ertrag geblieben ist. Es hat uns gelehrt, Kant besser zu verstehen, es hat uns auch auf-

* 89 S. gr. 8°. — Breslau 1907 bei G. P. Aderholz. — 50 Pfg.

** Heidelberg, Winter, 1906. 129 S.

*** Leipzig, Teubner, 1907. (‚Aus Natur und Geisteswelt'. 146. Bändchen. (152 S.

geklärt über die sich innerlich widerstreitenden Gedankenrichtungen in seinem System, über die Schwäche mancher Beweisführungen, über die Voraussetzungen, die auch ihn, den kritischen Geist, noch als selbstverständliche umfangen und sich so seiner Kritik entziehen. Külpes Buch ist, obwohl es an Umfang das Fischers kaum übertrifft, doch viel reicher an Inhalt. Kants Leben ist zwar viel kürzer behandelt, aber dabei ist doch der ganze geschichtliche Hintergrund seines Wirkens eingehender berücksichtigt. Die Charakterisierung ist knapper, aber deshalb nicht unwirksamer. Sie zeigt auch, daß die genauere Kenntnis der Persönlichkeit, über die wir jetzt verfügen, keinerlei Schatten geworfen hat auf das ‚hehre Bild einfacher Größe'. Viel vollständiger als bei Fischer ist aber das philosophische Werk Kants selbst behandelt. Bespricht Fischer nur die Grundlage, so gibt Külpe eine Darstellung des ganzen Systems, und er verbindet damit eine eingehende kritische Würdigung. Die Darstellung selbst ist sehr knapp, reicher Inhalt wird in kürzester Form dargeboten. Zu einer ersten Einführung in Kants Philosophie ist darum das Büchlein vielleicht weniger geeignet. Aber dem, der es neben dem Studium der Kantschen Schriften selbst benutzen will, wird es den Überblick über den Aufbau des ganzen Systems erleichtern und ihn die wesentlichen Gedanken rascher erkennen lassen. Vor allem wird es ihn aber auch anleiten, zu Kant kritisch Stellung zu nehmen. In den der Beurteilung gewidmeten Partien scheint mir geradezu der Hauptwert des Buches zu liegen. Sie sind es auch, die sichtlich dem Autor am meisten am Herzen lagen. Es ist von hohem Interesse, zu verfolgen, wie sich hier ein gründlicher philosophischer Denker, der sich durch seinen ‚Grundriß der Psychologie' und durch seine vortreffliche ‚Einleitung in die Philosophie' einen geachteten Namen erworben hat, mit Kant auseinandersetzt. Külpes Kritik ist sehr einschneidend. Sie läßt von Kants Erkenntnistheorie, dem historisch wirksamsten Teil seiner Philosophie, wenig genug bestehen, insbesondere wird die Berechtigung der Metaphysik als philosophischer Disziplin mit Energie verteidigt, freilich nicht einer ‚apriorischen' Metaphysik, die lediglich durch Begriffszergliederung, durch erfahrungsscheue Spekulation Erkenntnisse gewinnen will, sondern einer ‚induktiven' Metaphysik, die es unternimmt, ‚die Ergebnisse der Erfahrungswissenschaften weiter zu führen und abzuschließen'. Külpes Kritik ist aber nicht nur um ihres Inhalts und ihres Ergebnisses willen bedeutsam, sie ist auch vorbildlich durch ihre strenge Sachlichkeit und ihre vornehme Ruhe. Sie zeigt, daß man rückhaltlose sachliche Bekämpfung verbinden kann mit aufrichtiger Pietät und Hochschätzung für den Gegner, und zwar nicht nur für seine sittliche Persönlichkeit, sondern auch für die von ihm geleistete Geistesarbeit. ‚Der dankt seinem Lehrer schlecht, der immer nur Schüler bleibt' — dies Wort gilt wie im geistigen Leben überhaupt, so in ganz besonderem Maße in der Philosophie. Wenig nütze ist da das bloße Übernehmen von Ergebnissen, von fertigen Lehren und seien sie auch unverbesserlich richtig. Davon war auch Kant völlig durchdrungen; immer wieder pflegte er auf dem Katheder zu betonen, daß man bei ihm nicht ‚Philosophie' lernen solle, sondern ‚philosophieren'. Das kann man aber auch an Kants Werk lernen — heute noch: Külpes Buch bestätigt dies — nicht trotz seiner scharfen Kritik an Kant, sondern gerade durch diese.

Prof. Dr. A. Messer.

Naturwissenschaft.

Photographische Tierstudien. Daß die großartigen Fortschritte, welche die Technik während der letzten Jahrzehnte gemacht hat, zum guten Teil eine praktische Nutznießung aus neuen Erkenntnissen der theoretischen Wissenschaft

sind, ist allgemein bekannt. In minderem Grade pflegt es dagegen in die Augen zu fallen, wie die Technik auch ihrerseits wieder rückwirkend sich dem Wachstum der Wissenschaft dienstbar erweist und so gleichsam den Dank abstattet für empfangene Belehrung. Eines der Gebiete, auf welchem dieses schöne Gegenseitigkeitsverhältnis am deutlichsten vor Augen tritt, ist die Photographie, und zwar sei hier insbesondere auf die Gegendienste hingewiesen, welche sie der Wissenschaft in deren verschiedensten Erkenntniszweigen leistet. Auf physikalischem und biologischem Gebiet verstärkt sie die Sehkraft des menschlichen Auges um ein beträchtliches und gewährt z. B., mit teleskopischen und mikroskopischen Forschungsmitteln vereint, neue Einblicke in die ferne Welt der Gestirne, wie in die feinsten und kleinsten Formen der Zellenstruktur. Nicht minder bedeutsam als ihre Dienstleistung in der Naturforschung ist ihre Mithilfe auf wichtigen Gebieten der Geisteswissenschaften, wo sie z. B. die richtige Lesung und korrekte Publikation alter Texte, wie das Verständnis und Studium vieler Kunstwerke ganz wesentlich fördert und erleichtert. Der Begründer der byzantinischen Philologie in Deutschland, Prof. Karl Krumbacher, hat unlängst über diese letzteren Anwendungszweige eine eigene, sehr lehrreiche Abhandlung: ‚Die Photographie im Dienste der Geisteswissenschaft‘ (Leipzig 1906, bei Teubner) geschrieben und darin die Schaffung eigener Lehrstühle und Laboratorien für angewandte Photographie gefordert, da dieselbe bereits den Rang eines systematischen wissenschaftlichen Arbeitsmittels gewonnen hat. —

Zu den Wissensfeldern, auf denen die letzten Jahrzehnte infolge mannigfacher sachlicher und methodischer Schwierigkeiten verhältnismäßig nur geringfügige Fortschritte gebracht haben, gehört die Biologie der höheren Tiere; nun will es scheinen, als solle auch hier die Anwendung der Photographie ganz wesentliche Anstöße und Förderungen bringen. Besonders fehlt es uns bisher an zuverlässigen und ausreichenden Feststellungen über die Lebensweise der ‚wilden‘, d. i. freilebenden höheren Tiere, während wir über die Haustiere begreiflichermaßen etwas besser unterrichtet sind. Die zoologischen Gärten bieten zwar mancherorts ein reiches und neuerdings auch durch Herstellung möglichst natürlicher Lebensbedingungen verbessertes Beobachtungsmaterial, aber die Forschung in freier Natur können sie niemals ersetzen. Was wir darüber wissen, beruht zu allermeist, soweit es die heimische höhere Tierwelt betrifft, auf den Mitteilungen der Jäger, betreffs der exotischen höheren Tierwelt auf den beiläufigen Erzählungen der Forschungsreisenden. Wer aber immer das diesbezügliche Material sammelt und vergleicht (wie es der Unterzeichnete zwecks tierpsychologischer Schlußfolgerungen versucht), empfindet drückend seine außerordentliche Lückenhaftigkeit und widerspruchsvolle Unzuverlässigkeit. Und dabei ist es betreffs einzelner besonders wichtiger und interessanter Tiergattungen allerhöchste Zeit, die notwendigen Ermittlungen vorzunehmen; denn die betreffenden Arten sind dem Aussterben verfallen oder aber es werden durch die vordringende Kultur ihre ursprünglichen Lebensbedingungen rasch und rettungslos zerstört. Aus diesem Grunde eignet auch so fragmentarischen Beobachtungen, wie sie der jüngst durch den Professortitel ausgezeichnete Forschungsreisende und Jäger Karl Georg Schillings hinsichtlich der ostafrikanischen Tierwelt erbracht hat, eine ganz außergewöhnliche materielle und vorbildliche Bedeutung; namentlich weil er der erste ist, der mittels photographischer Tieraufnahmen unbedingt verlässige ‚Natururkunden‘ auch über die Lebensweisen der Tiere festlegt, und nicht nur tote Bälge für die Museen liefert (deren naturgetreue Aufstellung

und Ausstopfung er übrigens vielfach erst ermöglicht). Es wurde bereits in einem früheren Hochlandheft (Augustheft 1905) an Hand seines Werkes ‚Mit Blitzlicht und Büchse' ausführlich geschildert, wie überaus anregend und reizvoll Schillings durch Bild und Wort seinen Lesern diese Welt des Lebens wirklich lebendig vor Augen stellt. In gleichem Maße sind diese Vorzüge seinem neuen, umfangreichen Buche ‚Der Zauber des Elelecho'* nachzurühmen, dessen Lektüre jedem Tier- und Naturfreund eine wahre Herzensfreude bereiten muß. ‚Elelecho', das ist ein starkduftender Strauchbaum, welcher weiten Höhenzügen des Masailandes dermaßen ihr landschaftliches Gepräge gibt, wie unseren heimischen Bergen die Tanne oder Buche. Und ‚Zauber des Elelecho', so nennt Schillings den bereits durch die letzten Jahre (Eisenbahnbau) zerstörten Reiz der völligen Unberührtheit jener Gebiete, in denen er noch vielhundertköpfige Elefantenherden und Giraffenrudel, Massen der seltensten Antilopenarten und eine paradiesisch anmutende wirre Fülle der verschiedenartigsten Tiergattungen antraf. Mitten in ihrer natürlichen landschaftlichen Umgebung gewann er, vielfach mit Hilfe des Teleapparats (Fernphotographie) eine reiche Sammlung von Lebensbildern, die ohne jede Retouche wiedergegeben, den denkbar treuesten Eindruck vermitteln. Wie vielfältig sich dieses Material zu biologischen Erkenntnissen ausmünzen läßt, dafür können hier nur einige Hinweise gegeben werden. Z. B. erbringt die Wiedergabe der Tiere inmitten ihrer heimischen Landschaft trotz mangelnder Farben ganz erstaunliche Belege der ‚Mimicry', d. h. der schützenden optischen Verschmelzung des Tieres mit seiner natürlichen Umgebung. Selbst für so absonderliche und riesige Tierformen, wie die Giraffen und Nashörner, werden solche Beweise erbracht; denn der ersteren langgestreckte dürre Hälse unterscheiden sich bei Bewegungslosigkeit kaum von den Ästen dortiger Baumarten und ein auf deckungsloser Steppe langsam trottendes Nashorn sieht einem Termitenhügel zum Verwechseln gleich. Sehr lehrreich sind auch die dokumentarischen Feststellungen über das Zusammenleben verschiedener Tierarten, deren ‚Symbiose'; über die Rolle der Leittiere z. B. bei einer Gnuherde, deren allmähliches Influchtsetzen in mehreren Stadien aufgenommen ist, über die Flugformationen verschiedener Vogelgattungen, über die Bewegungsformen vieler Einzeltiere und gar manches andere. Der Text bringt zu den Bildern noch gar manche lehrreiche Aufklärung hinzu und doch darf man, bei allem Dank für das Erbrachte, bedauern, daß Schillings seinen einzigartigen Beobachtungsstoff nicht noch reicher ausgenutzt hat. Besonders viel Gelegenheit hätte ihm dazu sein zwischen zoologischem Garten und freier Natur mitten innestehendes längeres Standlager weit draußen in der afrikanischen Nyika geboten, das von gefangenen, aber frei sich bewegenden jungen Tieren, wie Pavianen, Straußen, Marabus und sogar einem jungen Nashorn so bunt belebt wurde. Freilich fehlt es nicht an Beobachtungen über die allmähliche Zähmung und Eingewöhnung dieser Einzeltiere, wie auch allgemeinere Feststellungen über die wachsende Scheu ganzer Tiergattungen in bisher menschenleeren Gegenden nicht mangeln. Aber diesbezüglich befleißigt sich Schillings einer doch wohl übergroßen Zurückhaltung, an der seine üblen Erfahrungen bei Beurteilung des Berliner ‚klugen Hans' (vgl. S. 411, Anm.) nicht ohne Schuld sein mögen. Ein noch ergiebigeres Anwachsen wenigstens des diesbezüglichen Bildermaterials (möglichst serienweise Aufnahmen auffälliger Verhaltungsweisen und Verhaltungsänderungen)

* Leipzig 1906, R. Voigtländers Verlag. Geh. M. 12.50, geb. M. 14.—.

darf man vielleicht von der Zukunft erhoffen. Dergleichen kleine Mängel mindern aber nicht im geringsten das geradezu bahnbrechende Verdienst, welches sich Schillings durch seine photographischen Tierstudien erworben hat, ein Verdienst zudem, dessen nicht nur der wissenschaftliche Forscher, sondern jeder, der Augen zum Sehen hat, froh werden kann.

Dr. Max Ettlinger.

Literatur.

‚Des Arztes Vermächtnis.' Vor zwei Jahren veröffentlichte Pierre Masclaux (Der Zeitgeist, Beiblatt zum Berliner Tageblatt, Nr. 28 vom 10. Juli 1905) ‚ein unbekanntes Gedicht der Annette von Droste-Hülshoff', überschrieben ‚des Arztes Tod'. Ein alter Arzt liegt im Sterben. Der ältere Sohn, anscheinend ebenfalls Arzt, reicht ihm Naphta als letztes Belebungsmittel. Der Sterbende läßt auch den jüngeren Sohn kommen, und richtet an beide teils ermahnende, teils verworrene, verzweifelnde Worte. In tiefster Erregung betet der Jüngere um das Leben des Vaters und stürzt angesichts des Toten zusammen. Mit den Worten: ‚Wer seinen Vater hat, der bete still! Ach, einen Vater kann man einmal nur verlieren,' schließt das Gedicht.

In der Einleitung erinnert Masclaux an den Tod des Freiherrn Clemens August von Droste-Hülshoff am 25. Juli 1826. ‚Während er mit dem Tode rang, standen seine beiden Söhne Werner und Ferdinand an seinem Krankenlager. Einen Augenblick schienen die Schmerzen des Kranken etwas nachzulassen. Er richtete ein letztes Lebewohl an seine Kinder, und ermahnte sie, immer auf dem Wege des Guten zu wandeln . . . Die Erinnerung an den teuren Verstorbenen entlockte ihr (Annette) im Jahre 1832 das düstere Gedicht. Das dem Gedicht zugrunde liegende Ereignis ist leicht erkennbar . . . Gerade in dieser Ähnlichkeit zwischen der Todesszene Bertholds (des alten Arztes) und der des Freiherrn von Droste ist der Grund zu suchen, weshalb das Gedicht bisher nicht veröffentlicht worden ist.'

Es ist mir nicht bekannt, woher M. seine Darstellung der Todesszene des Freiherrn von Droste hat, der nach Kreiten (Charakterbild 2. Aufl. S. 144; ganz ähnlich Hüffer, Annette, 2. Ausgabe, S. 89) ‚ganz unerwartet nach kurzem Krankenlager fromm und sanft, wie er gelebt hatte, seinen Geist aufgab'. Genaue Angaben liegen meines Wissens nicht vor. Ich weiß nicht einmal, ob der kurz vorher verheiratete und nicht in Hülshoff wohnende Stammhalter Werner beim Tod des Vaters anwesend war, und bis auf weiteres vermag ich keine Ähnlichkeit zu finden, als daß die beiden Sterbenden zwei Söhne haben. Ausgeschlossen scheint mir, — ein Mitglied der Familie, bei dem ich anfragte, teilt durchaus diese Auffassung, — daß die Erinnerung an den teuren Vater den ausschließlichen oder doch überwiegenden Anlaß zu dem Gedichte gegeben habe. In den Schlußversen mag das pietätvolle Gedenken mitspielen. Clemens August hinterließ bekanntlich außer den zwei Söhnen eine Witwe und zwei Töchter, darunter die Dichterin. Wie soll letztere dazu gekommen sein, sechs Jahre nach seinem ‚sanften' Tode ihn unter furchtbaren Seelenqualen sterben zu lassen, aus dem Freiherrn einen Arzt zu machen und bei der Todesszene Mutter, Schwester und sich selbst auszuschalten? Läge diesem Nachtbild wirklich ‚die Erinnerung an den teuren Verstorbenen' zugrunde, so würde die (von Masclaux angenommene) Verhinderung des Druckes durch die Familie sehr begreiflich sein; sie hätte damit nichts verhindert, als das Bekanntwerden einer geschmacklosen Impietät.

Auch abgesehen davon, daß man nicht leicht Annette einer solchen für fähig halten wird, legt das Gedicht selbst eine andere Erklärung nahe, auf welche schon

die Überschrift hinweist: ‚Des Arztes Tod' steht in Zusammenhang mit dem erschütternden Epos ‚Des Arztes Vermächtnis'.

Dafür spricht zunächst die Entstehungszeit. Masclaux setzt des Arztes Tod 1832. Des Arztes Vermächtnis war sicher vollendet 1834 — abgesehen von anderen Anhaltspunkten, erwähnt Auszüge daraus ein soviel ich weiß noch ungedruckter Brief Annettens an ihre Schwester, 29. November 1834. Kreiten (Ges. Werke, herausgegeben von Elisabeth Freiin von Droste-Hülshoff, II², 207) verlegt die Entstehung in die Jahre 1832—1834, den Anfang also genau in dasselbe Jahr, in dem Masclaux des Arztes Tod entstehen läßt; Gründe für den Anfang im Jahr 1832 gibt Kreiten allerdings nicht an.

Dazu kommt die Ähnlichkeit der Situation. Hier wie dort ein unter bitteren Selbstvorwürfen sterbender alter Arzt. Im Vermächtnis liest der Sohn die Erzählung des Vaters; in des Arztes Tod ist er, am Sterbebett, Zeuge der wilden Ausbrüche, welche dem Vater die Todesangst erpreßt, ohne daß wir den Grund erfahren, der den Sterbenden der Verzweiflung nahe bringt. Die mit dem Tod abbrechende Scene schreit förmlich nach einer Ergänzung und Erklärung. Was liegt näher als die Annahme, daß, ganz wie im Vermächtnis, der Sohn nach dem Tode des Vaters ein Schriftstück und in ihm die Erklärung findet, die der Sterbende ihm mündlich nicht gegeben hat?

Aber auch im einzelnen begegnen unverkennbar Anklänge in beiden Gedichten. Naphta reicht im Vermächtnis der Arzt dem Räuber (Vers 295), in des Arztes Tod der Sohn dem Vater, hier wie dort, um das fliehende Leben festzuhalten. Die frühere Lesart (Kreiten S. 252) von Vers 295 (‚Dem Kranken hab' ich Naphta dann gereicht') stimmt genauer als die spätere zu der Wendung in des Arztes Tod (‚Du reichst mir Naphta'). Weiter vergleiche man: ‚Mein Kind ... du hast vergessen, was dein Vater war. Wer fünfzig Jahr' den Pulsschlag hat belauscht ...' (Des Arztes Tod). ‚Wohl vierzig Jahre hin, mir ist's wie heut ... Ein Flämmchen war ich, lustig angebrannt, Mein Sohn, nicht Schlacke, wie du mich gekannt' (Vermächtnis V. 37). Und aus den Varianten bei Kreiten S. 251 erfahren wir, daß die ursprüngliche Lesart im Vermächtnis ‚Wohl fünfzig Jahre sind's' gelautet hat. ‚Mein Sohn! Du weißt es nicht, wie furchtbar in dem schwirrenden Gehirn' (Des Arztes Tod). ‚(Mein Sohn ...) Ach Gott! Du weißt nicht, wie voll Brand mein Hirn' (Vermächtnis 811, 821). Andere Wortparallelen, die möglicherweise auf Zufall beruhen, sind übergangen.

Daß zwischen beiden Gedichten ein Zusammenhang besteht, scheint mir erwiesen, wenn man auch die Hypothese, des Arztes Tod sei eine Vorarbeit für des Arztes Vermächtnis gewesen, bestreiten mag. Ist sie richtig, so kann man sich freuen, daß sie Fragment blieb und nur einige Motive und Wendungen in das als Dichtung unvergleichlich höher stehende Vermächtnis übergingen. Bekanntlich lag Adele Schopenhauer eine andere Fassung des Vermächtnisses vor, als die später gedruckte, und bei Kreiten-Gietmann (Ges. Werke II² 219) liest man: ‚Die von Pierre Masclaux entdeckte „Theodora", eine prosaische Fassung desselben Gegenstandes (nicht die von A. Schopenhauer erwähnte poetische), war nicht zu erhalten. Auch der schon Januar 1904 als „nächstens erscheinend" angekündigte Abdruck steht noch immer aus.' Auf Anfrage schreibt mir Hr. P. Gietmann, diese Angabe beruhe ‚auf mündlicher und schriftlicher Mitteilung des Hrn. Masclaux', dessen Wohnort mir unbekannt ist. Der Druck der ‚prosaischen Fassung' ist meines Wissens bis jetzt noch nicht erfolgt.

Dr. H. Cardauns.

Ein Ingenieur als Romandichter. Man jammert von Zeit zu Zeit immer wieder nach dem humoristischen Roman, den wir in Deutschland in ganzer Gesundheit noch nicht besessen haben. Man ersehnt ihn als eine Befreiung aus den Literaturschmerzen und allgemeinen Zeitkrankheiten. Er müßte ein gut Teil zur künstlerischen Gesundung beitragen. Aus gestählter materieller Kraft müßte er geboren werden, in robusterer geistiger Gesundheit als der heutigen könnte er nur gedeihen. Ein stark realistischer Grundzug wäre notwendig, der das Kleinliche und Ärmliche nicht scheut, sondern lächelnd heranholt, der es aber als einen Teil der vollkommenen Idee liebt und verklärt. Erdenklumpen, aber Sterne am Himmel, Menschengezänk, aber Seelenharmonie. Wir werden den humoristischen Roman noch nicht so bald haben. Aber wir können von einem Roman berichten, der ein gut Teil echten, goldenen Humors birgt. Und wie es wohl sein muß, sein Verfasser war ein Mann der stählenden Arbeit. Wir meinen den ‚Schneider von Ulm', Geschichte eines zweihundert Jahre zu früh Geborenen, von Max Eyth.*

Dieser Roman, dessen Veröffentlichung sein Dichter nicht mehr erleben durfte, ist eine der köstlichsten Gaben der Romanliteratur seit manchem Jahr. Max Eyth gehörte nicht zur Zunft; seine Wege führten vielmehr weit ab vom Büchermarkt. Der Industrie und technischen Kultivierung war seine ganze Kraft gewidmet, hinterm Schraubstock stand er, den Dampfpflug leitete er. In verschiedene Erdteile führte ihn seine Pionierarbeit und seine schwäbische Wanderlust. Daß er nicht nur mit energischem Kopf und mit geschickter Hand bei seiner Kulturarbeit war, sondern auch mit Geist und Herz, beweisen seine früher erschienenen und besprochenen Werke. Auch an seinem ‚Schneider von Ulm' hat der arbeitsfrohe Kulturträger den gleichen Anteil wie der sinnige Poet. Darum fehlt dem Roman der Stich ins ‚Moderne', er hat aber Teil an der allgemein gültigen Kunst. Eyth hat das unglückliche Erfinderlos, das er darstellt, nicht in moderner psychologischer Analyse zerstückelt, sondern in Humor und Ernst mit all den launischen Zufällen des Tages und der Zeit ablaufen lassen. Es handelt sich trotz des Untertitels nicht um eine mühselig schürfende Problemdichtung, sondern um eine herzlich naive Geschichte. Mit der instinktiven Sicherheit des Poeten hat der Dichter die Gestalt des Schneiders von Ulm angefaßt, von dem jeder Schwabe sein Sprüchlein weiß, und hat ihr in liebevollem Humor das Lächerliche genommen.

Die starke Wurzel von Eyths Kraft liegt in seiner Arbeitsfreudigkeit. Der Roman ergänzt und krönt sein berufliches Lebenswerk, wie sein goldener Humor stets seine tägliche Arbeit ins Poesievolle erhoben hatte. Ein episches Lied der Arbeit hat er in diesem Erfinderbuch gesungen, indem er die unglückliche Schneiderfigur zu einem Helden der Arbeit und des technischen Gedankens machte. Der Held dieses Romanes ist kein Romanheld, sondern ein kerntüchtiger Mensch mit seiner Marotte des Erfinders, der in Ekstasen der Phantasie sich reckt und weitet und in den ärmlichsten Verhältnissen sich bucken muß, von selbstloser Liebe betreut wird und in harmlosem Egoismus und ungestillter Schwärmerei sich die Flügel verbrennt. Im Theologenkonvikt verübt er seine Streiche, dort schon ganz im Banne seiner Idee, die ihm auch seine Studienlaufbahn kostet; als Schneiderlehrling muß er auf dem flachen Tisch sitzen, die Zunftbräuche absolvieren, bringt es zum Herrenschneider in Wiener Mode, um dann aber ganz in seinem Flugproblem aufzugehen. Die Wogen der Volksgunst und Liebe treiben ihn auf die Spitze und schleudern ihn in die Tiefe. Der tapfere Schneider und Schwabe ist

* Zwei Bände. Geh. Mk. 8.—, geb. M. 10.—. Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt.

aber nicht unterzukriegen. Im russischen Feldzug kämpft er noch auf französischer und nachher auf deutscher Seite. Seinen an einer Kugel siechen Leib schleppt er nach Ulm zurück, wo seine Seele den Flug antritt, den sein Leib nicht vermochte, excelsior. ‚Der Mann hat sich zweimal für große Ideen geopfert. Ist das nicht Glücks genug für ein Leben?' — Das ist ein Schicksal in dürren Worten. Eyth umfaßt es, das Gewöhnliche wie Außergewöhnliche, das Rührende wie Schreckliche mit seinem warmen Humor und mit einer schwäbischen Schalkhaftigkeit. Diese lassen auch die vielen Zutaten aus der guten alten Zeit zum Gerippe der Handlung nicht überflüssig empfinden. Durch letztere wird die Geschichte vielmehr zu einem echten Volksbuch. Das Volk liebt es, neben dem Geschehnis auch vom Brauch zu hören. Ein Volksbuch soll der Roman werden.

Bei diesem Anlaß sei auf die von der bekannten und verdienten ‚Deutschen Dichtergedächtnisstiftung' in Hamburg-Großborstel herausgegebene Sammlung ‚Deutsche Humoristen' verwiesen, die in sehr solid ausgestatteten Bändchen (zu 1 Mk.) Kostproben deutschen Humors von verschiedenen Autoren vereinigt. Im dritten Band steht neben Hans Hoffmann ‚Eistrug', Otto Ernst ‚Gemeinschaft der Brüder vom geruhigen Leben', Helene Böhlau ‚Die Ratsmädel gehen einem Spuck zu Leibe', auch ‚Der blinde Passagier' von Max Eyth, eine Erzählung voll Naivität und Laune. Auch dieses Unternehmen sei Volksbibliotheken aufs beste empfohlen.

K. Weiß.

Theater.

Christliche Bühnenkunst zu pflegen, hat sich zu München im Juni dieses Jahres im Zeichen Calderons eine Gesellschaft von Bühnenfreunden gebildet. Die Errichtung einer mittelgroßen Vereinsbühne in dem neuerbauten katholischen Kasino gab den Anlaß. Sie war auch die Stätte eines ersten Versuchs mit Calderons ‚Wundertätigem Magus', der von Theatereleven und in untergeordneten Rollen von einzelnen Dilettanten in ganz leidlicher Weise und, was die Szenerie anlangt, mit gutem Geschmack zur Darstellung gebracht wurde. Da die ‚Berufsbühnen' die ‚religiöse, d. h. im Dienste des Glaubens stehende Bühnenkunst auf allgemein christlicher Grundlage' zu sehr vernachlässigten, soll hier eine gewisse Ergänzung angestrebt und zugleich die Sache an sich gefördert werden durch Veranstaltung von Aufführungen religiöser oder doch von christlichem Gehalte erfüllter Bühnenstücke, durch Heranbildung von Kräften hierzu, sowie durch Vorträge über Bühnenkunst, über ihre Stellung zur Religion und über christliche Dramatiker, schließlich durch Herausgabe eines Vereinsorgans. Die Kosten sollen durch die Mitgliederbeiträge und den event. Gewinn aus den Veranstaltungen gedeckt werden.

Wem die Geschichte dieser bereits nach Dutzenden zählenden Experimente bekannt ist, noch mehr, wem bei solchen schon historisch gewordenen Versuchen einmal mitzuwirken beschieden war, der ist über den Ausgang auch dieses Experiments heute schon nicht mehr im unklaren. Dennoch wäre es verfehlt, deshalb die Hände in den Schoß zu legen. Ein Gedanke, den so viele begeisterte Wünsche, so warm genährte Hoffnungen und so ehrliche Bemühungen nicht zur Ruhe kommen lassen, kann nicht ohne weiteres als verloren angesehen werden. Er findet fortgesetzt aus der weit verbreiteten Unzufriedenheit über unser modernes Artisten- oder Geschäftstheater seine Nahrung und muß einmal in irgend einer Form seine Lösung finden, sei es durch eine allgemeine Umstimmung der Zeit, sei es durch einen der Privatinitiative entspringenden kühnen Wurf. Bis heute hat die Erfahrung gelehrt, daß auf diese letzte Weise noch niemals etwas zustande

gekommen ist, wenn nicht mindestens eine von zwei unerläßlichen Voraussetzungen gegeben war. Die wirkungs- und lebenskräftigste ist eine dichterische Persönlichkeit von hinreichender originaler Schöpferkraft, um einen Teil der Repertoirnöte zu bestreiten und dem ganzen Institut den Stempel aufzudrücken. Da aber die Lope, Calderon, Shakespeare, Molière und Wagner Glückszufälle sind, ist als Erfolg das Mindeste ein nach bestimmten Gesichtspunkten aufgestellter Spielplan. Das wäre die erste Bedingung, ich möchte sagen, die Urzelle für den ganzen späteren Organismus. Kommt dann Geld und guter Wille hinzu, so hat man für die Hauptsache gewonnenes Spiel. Schwieriger, aber immerhin von Aussichten begleitet, ist der umgekehrte Weg. Geld, viel Geld, und dann die Suche nach Kräften und die Verblüffung des Publikums durch Leistungen. Aus Versuchen, Erfahrungen wird sich dann das Weitere ergeben. Erst das Instrument schaffen und dann den Künstler suchen, daß er darauf spiele. Die Calderon-Gesellschaft hat den Mut, ihre Aufgabe in Angriff zu nehmen, ohne daß auch nur eine dieser Bedingungen erfüllt ist. Muß sie deshalb scheitern? Nachdem ihr Zweck nicht ausschließlich auf praktische Bühnenbetätigung gestellt ist, glaube ich nicht. Zwar hat sie, indem sie mit einer solchen begann, in dieser Richtung bei mehr begeisterten als erfahrenen Leuten Hoffnungen geweckt, die nach Erfüllung rufen, und die Gefahr ist groß, daß ihr eigener Ehrgeiz mehr nach dieser Richtung gehe als nach der ihren Mitteln zunächst angemessenen, nämlich der literarischen Aufklärung und Mobilmachung derjenigen Kreise, auf deren Unterstützung sie sich zunächst vor allem angewiesen sieht. Man mag sagen, was man will, der katholische Volksteil Deutschlands hat in seiner überwiegenden Mehrheit noch kein inneres, lebendiges, tiefer greifendes und warmes Verhältnis weder zur schönen Literatur noch zum Theater. Das von ihm gestellte Kontingent von Theaterbesuchern ist gewiß äußerst gering. Man wird die moralische und künstlerische Minderwertigkeit des modernen Theaters dafür nicht allein als Erklärung heranziehen können, denn neben gewissen modernen Stücken bieten die Hof- und städtischen Theater doch immerhin auch Aufführungen, deren Besuch man unbedenklich wagen und empfehlen kann. Vor 10 und 12 Jahren noch durften — ich spreche hier aus schmerzlicher Erfahrung — selbst größere Zentrumsblätter, die in Städten mit angesehenen Bühnen erschienen, es nicht wagen, ständige Berichte über die Aufführungen zu bringen, ohne dem Vorwurf der Verweltlichung ihrer Leser ausgesetzt zu sein. Über diese beschränkte Auffassung sind wir nun zwar glücklich hinweggekommen — obwohl in bezug auf die Qualität dieser Berichterstattung noch viel zu wünschen übrig bleibt — aber die Folgen einer langjährigen prinzipiellen Entfremdung christlicher Kreise vom Theater sind weit entfernt, ganz behoben zu sein. Hier einzusetzen, so will mir scheinen, wäre eine der nächsten und dringlichsten Aufgaben der neuen Gesellschaft. Nicht in dem Sinn, daß das christliche Volk nun in Scharen in die Theater getrieben werde, sondern daß es zunächst wieder einmal die soziale, literarische, künstlerische Bedeutung des Theaters erkennen und die mit seinem Betrieb oft leider verbundenen Auswüchse unterscheiden lerne von dem, was der Bühne und ihren Dichtern allezeit als ideales Ziel vorgeschwebt hat. Nur wenn ein solches inneres und teilnehmendes Verhältnis christlicher Kreise zur dramatischen Kunst wiederum durch Generationen lebendig wird, darf man auch die Hoffnung hegen, daß auch aus ihnen einmal Talente hervorgehen, die dem jetzigen Mangel an bühnewirksamen Stücken aus dem christlichen Stoffkreis abhelfen werden. Calderon, den man vollständig doch nur mit

gewissen Konzessionen an den Charakter seiner Zeit und Nationalität genießen kann, wird man nicht einseitig als Vorbild hinstellen dürfen. Ich wenigstens glaube nicht, daß unser deutsches Volk, auch nicht die christlichen Kreise, soweit bei ihnen literarhistorische Interessen in Wegfall kommen, sich von den meisten der Calderonischen Stücke auch nur angesprochen, geschweige denn begeistert fühlen werden. Es stehen sich hier trotz des religiösen Bindeglieds zwei in Sitte und Seelenstimmung zu verschiedene Welten gegenüber. Das konnte man auch bei der Aufführung des ‚Wundertätigen Magus‘ empfinden, und aus dieser Beobachtung wird man um so mehr zu lernen haben, als die Gesellschaft sich mit solchen Vorstellungen nicht nur an ihre Mitglieder, sondern an die breiten Volkskreise wenden will.

In welcher Weise die erwähnten Aufgaben am besten erfüllt werden können, das wird die Praxis zeigen müssen. Vorträge, Vereinsschriften, Preisaufgaben und Diskussionsabende sind wirksame Mittel, auf die man für den Anfang hauptsächlich angewiesen sein wird. Wenn daneben im Dienst der literarhistorischen Wissenschaft die Calderonforschung einhergeht, so kann gewiß auch daraus ersprießliches erwachsen. Um so mehr, wenn wir lernen wollten, an dem ganz anders gearteten spanischen Drama unsere eigene Art durch das, was diese von jenem trennt, besser zu begreifen und so unser Wirken auch im Geiste des nationalen Lebens und Dichtens zu befestigen. Bei solchen Aussichten verdient die Calderongesellschaft unser volles Interesse und unsere herzlichen Wünsche.

-th.

Shakespeare in England. Anläßlich des Ostergastspieles Beerbohm Trees in Berlin ist in ganz Deutschland wieder einmal die als ganz natürlich angesehene Tatsache konstatiert worden, daß man in England Shakespeare nicht zu spielen verstehe, daß man daselbst seine Werke auf das empörendste zusammenrichte und überhaupt diesem Dichter gegenüber sich als rechte Barbaren erwiese. Es zeigte das die ganze Unkenntnis der deutschen Kritik, die von englischen Theaterdingen so gut wie nichts weiß und einfach mit alten, vorgefaßten, förmlich zu Sagen erstarrten Meinungen weiter operiert. Das ist ja auch nicht zu verwundern, denn die hier im Lande lebenden Korrespondenten der großen deutschen Blätter wissen ja fast nur von elendem Theaterzeug zu melden, wenn sie es überhaupt für wert halten, mit solchen Dingen mal sich abzugeben; und diese Meldungen stammen, das ist nun noch das üble — meist aus zweiter Hand, denn diese Herren Korrespondenten gehen selten, oft überhaupt nie ins Theater. Freibillete für deutsche Korrespondenten gibt es hier nicht; die Preise sind hoch; also braut man eine Besprechung aus einer Reihe von englischen Zeitungen zusammen, die man mit dem in den meisten Auslandskorrespondenten leider ja als zweite Natur steckenden ironischen Ton und einer mehr oder weniger großen Portion noch seiner Zeit mit herübergebrachter und natürlich aus Mangel an Gelegenheit nie abgelegter Vorurteile würzt. Und solche Berichte sollen dann dem deutschen Leser einen richtigen Begriff der hiesigen Bühne geben! — Nun also denke man: Trees Vorstellungen in Berlin gefielen dem großen Publikum, wie es scheint, ebensogut wie hier, und mißfielen dem größten Teil der Berliner Kritik ebensosehr aus bestimmten Gründen, als sie hier mißfallen und abgeurteilt werden. Davon aber wußte man in Berlin nichts. Man nahm Trees Vorstellungen als ‚die‘ englischen und fiel über sie her. Und woraus leitete man selbst dazu eigentlich ein Recht ab? Sind etwa die Berliner Vorstellungen um so vieles besser? Weiß man dort überhaupt, was mit Shakespeare anzufangen? Wohl

wahr, Reinhardt beginnt seinen Weg zu fühlen; aber sonst? Schrien die Berliner nicht jüngst Mord und Zeter über eine Neueinstudierung in ihrem königlichen Hoftheater unter Barnay? Und gehen wir weiter in Deutschland, und machen in unserer Nähe, in München, Halt. Was gibt es da? Ich sah dort vor einiger Zeit eine beschämende Darstellung des ‚Kaufmann von Venedig', die jeder Schönheit, jeder Poesie bar nur die rohe Geschichte des Stückes gab, so daß einen Trauer und Ingrimm zugleich beschleichen mußte ob der Armut und des scheinbar völlig toten Geistes, der da herrscht. Was vermochte da die bedeutsame und wohlabgetönte Einzelleistung Heines als Shylock zu helfen! Und München rühmte sich einst, in Sachen Shakespeare an Deutschlands Spitze zu schreiten, damals, als die ‚Mustervorstellungen' stattfanden und überall Leben und Interesse weckten! Was kann man aber erwarten, wenn man gerade den Mann kalt stellt, der für die Shakespearedarstellung in München eine so wichtige Anregung wie die Shakespearebühne gegeben hat und dessen Spezialgebiet gerade Shakespeare ist! Man lasse überhaupt von Shakespeare die Hand, das wird nun wohl das Beste sein, oder aber man gehe hin und lerne. — Doch nun zu hier. Also die Vorwürfe, die man gegen Tree erhoben: freies Umspringen mit dem Text und Verwandeln der Werke in melodramatische Ausstattungsstücke mit Paraderollen und dann leeres, predigendes Deklamieren statt einer charakterisierenden Sprache, diese Vorwürfe treffen zum Teil zu, dürfen aber nicht einfach auf englische Shakespeareaufführungen im allgemeinen übertragen werden. Vielleicht werde ich viel Kopfschütteln, auch manch mitleidig Lächeln hervorrufen, wenn ich jetzt sage: meiner Überzeugung nach kann man hier in England wenigstens momentan bessere, d. h. stilgerechtere und lebensvollere Shakespeareaufführungen sehen als bei uns in Deutschland. Freilich darf man dazu nicht in die kommerziellen Theater gehen, die für das weite Publikum spielen müssen, das noch allüberall das Theater und die Kunst, vor allem aber das erstere, das ja am meisten von allen Künsten von ihm abhängt, herabgezogen hat, man muß vielmehr allerlei spezielle Matineevorstellungen und Darbietungen verschiedener Veranstaltungen, so der Elisabethan Stage Society besuchen. Aber z. B. auch in den Vorstellungen der großen Shakespearewandertruppe des einstigen Oxforder Studenten Mr. F. R. Benson, die kürzlich ihr Shakespearefest in Stratford on Avon beendet hat, an ihnen wird man viel Gutes finden und manchen jener Tadel unterlassen müssen. In Benson lebt eine Kraft, die in unermüdlicher Arbeit das ganze englische der dramatischen Kunst nur zum Teil wieder gewonnene Land zu dieser autochthonen Kunstübung wieder zuzuführen sucht; so schafft er eminent kulturelle Arbeit, denn im geistigen Haushalt einer Nation kann das Brachliegen einer so bedeutsamen und eklatanten Begabung nur zu inneren — sagen wir halt — ‚Unstimmigkeiten' führen, die sich in einem einseitigen Kommerzialismus hier ja auch übel genug zeigen. Benson und seine Truppe vertreten den englischen Shakespeare der Provinz, und er schneidet im Vergleich zur deutschen Provinz nicht übel ab; denn Liebe zur Sache, Glaube an die Wichtigkeit ihres Tuns, Enthusiasmus beherrscht diese Schar. So geht man an die Werke, die sich daher nicht anderen Rücksichten gemäß biegen und beugen müssen, so an das Spiel. Letzteres freilich enthält, weil die Truppe eben nur eine provinziale, mit verhältnismäßig kleinem Budget arbeitende Wandertruppe ist — in der Organisation der Bühne ist Deutschland ja England unendlich überlegen, und das spricht natürlich auch künstlerisch in vielem mit — manch schwachen Punkt. Namentlich ertönt öfters jenes nicht mit

Geist und Herz erfüllte, sondern hohle Pathos, das nur auf Vers und Wort sich wiegt. Aber daß man Wort und Vers betont, daß er formal genommen, die Grundlage abgibt, das will mir nur berechtigt erscheinen. Und wenn nun bedeutende schauspielerische Kräfte, die eben auch menschlich reich sein müssen an Geist, an Herz und Phantasie, — denn mit innerlich armen Seelen, und seien sie schauspielerisch noch so geschickt, kann wohl Scribe oder Sardou nie aber ein Shakespeare wirklich zu Worte kommen — wenn sie hinter den Worten stehen, wenn sie diese mit all dem füllen, was in ihnen lebendig wirkt, dann kommt hier jene Darstellung zustande, die mir als der aus den Werken Shakespeares sich von selbst ergebende Stil erscheint, der keiner Zeitmode, sei sie ‚realistisch', sei sie ‚idealistisch' gestimmt, sich anpaßt. Und ein Fontane sah einst vor fünfzig Jahren schon, daß dieser Stil noch auf alter, auf Shakespeare zurückgehender Tradition beruht, und in seinen Berichten aus England schätzte er ihn hoch ein; und diese Tradition lebt noch und wird leben, so lange überhaupt noch etwas von Shakespeares Geist lebendig im englischen Volke ist.

Shakespeares Stil ist nicht der des griechischen Dramas, das als eine Art religiöse Handlung über dem Leben schwebt; auch nicht der des französischen klassischen Dramas, das das griechische zur abstrakten Formel erstarrt zeigt, Shakespeares Stil muß immer von neuem aus dem Herzen der leidenden Menschheit, aus dem Leben selber geboren werden, nicht aus Theorien, aber alles Zufällige des Lebens, alles Ungesetzliche sozusagen ist daraus entfernt; selbst das Häßliche wird so schön, weil es unter dem Gesichtspunkte der großen Einheit gesehen wird. Wer drum Vers und Tonfall der Worte nur der Charakteristik wegen fallen läßt, ist in Shakespeares Kunstwerk nicht eingedrungen.

Für die Befriedigung des Menschlichen hat Shakespeare ja die Prosateile seiner Werke geschrieben, da kaum ein Sterblicher unserer Tage mehrere Stunden allein auf den Höhen zu wandeln vermag. Die verschiedenartige Behandlung, nicht die Verschleifung dieser zwei Bestandteile der Shakespeareschen Dramen, die wie im Sommernachtstraum Traum und Wachen, Ideen und Realitäten verkörpern in einer Art äußeren Symbolismus, sie gibt den guten Shakespearevorstellungen hier ihr eigenartiges und tiefergreifendes Gepräge. Zu einer der Stratforder Vorstellungen war Mr. Lewis Waller als Othello, Miß Millard als Desdemona und Miß Wynne Matthison als Emilia aus London gekommen, und sie vermochten das Werk zerstörender Leidenschaft auf eine Höhe der Schönheit zu heben, daß nicht Schrecken und Entsetzen den Zuhörer niederschlugen, sondern daß das große Mitleiden geweckt wurde, das Herzen weitet und für alles Menschliche empfänglich macht. Das Theater schwand, aber nicht um einer vorgetäuschten Wirklichkeit mit Grausen Platz zu machen, sondern um eines Dichters Stimme ertönen zu lassen, der von großem Menschengeschick unseren Seelen sprach. — Die gleiche Tradition, die an der Form des Kunstwerks als dessen entsprechendstem Ausdruck festhält und sie innerlich immer wieder von neuem durchwärmt und erfüllt, konnte man bei dem kürzlichen Londoner Gastspiel der berühmten amerikanischen Shakespearetruppe Sothern-Marlowe am Werke erkennen. Man gab Romeo und Julia; etwas vom Renaissancegeist schwebte über der Vorstellung. Und denkt man an die Darbietungen der Elisabethan-Stage-Society, die dann und wann Vorstellungen auf einer Bühne gibt, die der Shakespeareschen nachgebildet ist, die dem Text getreu folgen, und so die Werke in all ihren richtigen Proportionen und gewollten Effekten wirken lassen, so

wird man nicht umhin können, einzuräumen, daß Shakespeare noch auf der englischen Bühne lebendig ist. Ja, es ist sogar wahrscheinlich, daß solche Bestrebungen in Zukunft hier einen weiteren Boden finden werden, da Geschmack und Verständnis sich auszubreiten beginnen, vor allem aber durch die geduldige und unermüdliche Arbeit von Männern wie Mr. Benson Kreise dem guten Theater gewonnen werden, die bisher ihm noch fern standen, weil die alltägliche Bühne mit ihren äußerlichen Reizmitteln ihrem Sinnen und ihrer Art zu fühlen und zu denken keine Nahrung zu geben vermochte, sie vielmehr nur abstieß. Dieses Publikum schart sich bei uns um die sogen. literarischen Bühnen; hier heißt es solche erst noch schaffen. Aber Ansätze dazu sind schon vorhanden, und man hofft auf eine dramatische Wiedergeburt, an der, wie gezeigt, Shakespeare und sein Werk seinen guten Teil mit wirken, und die andrerseits auch ihnen wieder zugute kommen wird. Die Phrase aber vom Shakespeare, der in seinem eigenen Lande tot sei oder nur verballhornt werde, die sollte man in Deutschland doch nun endlich einmal zum alten Eisen werfen. Es könnte nur gut tun.

Frank E. Washburn Freund.

Kunst.

Ruskin und sein Werk. In der bekannten schönen Ausstattung des Verlages von Diederichs in Jena hat uns Charlotte Broicher unter dem obengenannten Titel ein dreibändiges Werk geschenkt. Eine Achtung heischende, liebenswerte Arbeit! Das Urteil bestärkt sich immer mehr, je tiefer man in die feingeistig verarbeiteten Werte derselben eindringt. Das Werk ist wohl geeignet, all' denen, die auf ernsthaftere Beschäftigung mit der weit ausgreifenden Persönlichkeit Ruskins sinnen, ein zuverlässiger Führer zu werden. Eine möglichst vielumfassende Biographie, die auch kleine und kleinliche Vorfälle eines bedeutenden Menschenlebens für charakteristisch und für unentbehrlich hält, ist von der Verfasserin nicht angestrebt. Die äußere Lebensgeschichte des Künstlers, Dichters, Denkers und Sozialreformers wird nur insoweit berücksichtigt und erzählt, als sie für die geistigen Wandlungen von Ruskins Persönlichkeit wesentlich ist. Das innere Wachsen, Werden und Sichumgestalten des gewaltigen Geistesmenschen war es, was in seiner Gesamtheit anschaulich zu machen Charlotte Broicher gewollt — fein und kraftvoll zugleich — auch erreicht hat. Die Geisteseigenart einer tiefen, an inneren Widersprüchen reichen Persönlichkeit wird nur der klar und rechtschaffen herauszuarbeiten vermögen, dem die Liebe zu einem solchen fruchtbaren und schöpferischen Wesen die Feder führte. Diese Liebe bewirkt zugleich jenes fein abwägende prüfende Zurücktreten, aus dem eine maßvolle und einsichtige Kritik sich ergibt, die ebensoweit entfernt ist von unbegrenzter phrasenhafter Verhimmelung wie von antipathischer, ans Gehässige streifender Aburteilung. Wer diese Liebe nicht hat, dem ermangelt auch jede zartsinnige Empfänglichkeit für die besondere Eigenart alles Nicht-Ichs.

In dieser geistvollen Deutung von Ruskins Welt- und Lebensanschauung empfinden wir immer lebhafter und zwingender, wie eng seine idealen Bestrebungen sich mit den dringendsten Wünschen und Regungen des Gegenwartlebens berühren, wie anregend und Ziel erhellend der Ausdruck dieses idealen Wollens uns unmittelbar anmutet. Es sei aus dem Gesamtwerke Ruskins nur an das Kapitel der Jugendbildung und Erziehung erinnert. Wie lebhaft — bei aller notwendigen Verschiedenheit — berühren sich z. B. seine Reformideen mit den Zielen derjenigen Männer, die den in Weimar begründeten ‚Allgemeinen Tag für deutsche Erziehung' zu alljähr-

licher Wiederkehr ins Leben riefen! Hierfür unter vielen nur zwei Zeugnisse. Ruskin berührt den tiefgreifenden Unterschied zwischen dem nur äußerlich angelernten Wissen und einer edlen, zur zweiten Natur gewordenen Geistes- und Herzensbildung: ‚Die eigentliche Ursache unserer Mißerfolge in der Erziehung liegt darin, daß kein aufrichtiges Verlangen nach der Sache selbst — nach Kultur der Persönlichkeit vorhanden ist. Denn Bildung besteht nicht darin, dem Menschen etwas beizubringen, was er vorher nicht wußte, sondern ihn zu etwas zu machen, was er vorher nicht war.‘ Anderwärts berührt er das Elend der Vielgeprüften mit der ihm eigenen starken Betonung: ‚Wieviele Todesfälle werden gegenwärtig jährlich verursacht durch die Anspannung und Angst im Wettkampf der Examina! Der Schaden, der den höchsten Geisteskräften durch Überreizung des Gehirns daraus erwächst, das Unheil, die elende Verwirrung, sind oft beklagenswerter als der Tod . . .‘ Wir sehen hier in Ruskin dem deutschen Erziehungstage einen Bundesgenossen zur Seite treten, dem auch — gleich Herder — der Dreiklang des: Licht, Liebe, Leben! für das innere und äußere Wohl unserer Jugend unentbehrlich schien.

Die vollendeten Übersetzungen, die aus den Werken Ruskins zur Veranschaulichung seines Wesens und seiner Ideen herangezogen sind, lassen uns erkennen, daß zwischen unserm Herder und der Eigenart Ruskins eine merkwürdige Wesensverwandtschaft besteht, die sich bis in das Leuchtende, Sprühende ihrer warmherzig eindringlichen Sprachbegabung erstreckt. Auch Herder war eine in begeisternder Anregung unerschöpflich sich betätigende Natur, deren ernsthaftes Wollen schmerzhaft an den Grenzen ihres Vermögens sich aufrieb. Getreue Arbeiter einer so regsam und vielseitig wirkenden Geistesbeschaffenheit sind wohl berufen, von ihrer Bildungshöhe herab Ideale zu verkünden und mit ihren prophetischen Gaben anschaulich zu machen, nicht aber in ihrem Sinne unmittelbar die Erfolge verwirklicht zu schauen. Beide Männer hat diese tragische Notwendigkeit zu Zeiten unfriedlich mit sich gestimmt, und an dem Werte ihrer Mission zweifeln lassen. Die wahre menschliche Tragik liegt in der klaren Erkenntnis, wie weit die Wirklichkeit immer hinter dem Ideal zurückbleiben muß, auch da, wo die Wirklichkeit im Kunstwerke ihren erhabensten Ausdruck in schöner Tat gefunden hat. Herder sah das Wesentlichste seines schöpferischen Wollens in Goethe zu vollendeter Tat umgewandelt; Ruskins Wirkungen haben sich der Schaffenskraft vieler geistbegabter Menschen künstlerisch und sozial praktisch mitgeteilt. Es bleibt das Los dessen, dem das Letzte in schöpferischer Kraft versagt ist, erst in seinen Nachfolgern seine wahre Größe lebendig der Nachwelt einzuprägen. Was vorbildlich in diesen Menschen weiter lebt, als Ansporn jeder jugendlichen Begeisterung, ist ihr rastloser, freudiger Wille, ihre großherzige, selbstlos in der Idee aufgehende Gesinnung. Das allein veraltet an ihnen nie! Wer sich Ruskin gewonnen hat, der hat auch an vergeistigter Selbst- und Nächstenliebe, an wahrer Lebenseinsicht, an stetigem Wachstum der edelsten Lebenskräfte gewonnen. Dem ist zuteil geworden, was einem nach unbedingter Wahrhaftigkeit sich sehnenden Menschen als das Höchste und, bei allen verwirrenden Mühen und menschlichen Irrtümern, als das Erstrebenswerteste schien — Ehrfurcht und Mitgefühl; damit erst ein feingeistiges Leben in unerschöpflicher Ideenfülle. Soweit wir in Feinfühligkeit hineinwachsen, insoweit sind wir wahrhaft gebildete Menschen — aber auch nur insoweit! In dieser strengen Forderung läßt Ruskin nicht mit sich handeln. So schlicht diese immer wieder er-

hobene Forderung dem Oberflächlichen vorkommen mag — er wußte, daß sie der Zentralpunkt ist, von dem aus allein das Geistige menschenmögliches Eigentum werden kann. Sie war ihm die unerläßliche Bedingung für eine harmonische Ausbildung aller Seelenkräfte. Mit Goethe begriff die Forderung des Tages auch für ihn nichts Geringeres in sich als den ganzen Menschen. Den Zwiespalt zwischen Seele und Körper galt es Ruskin miteinander zu versöhnen. Wohl soll das Geistige der beherrschende Teil sein, aber der Körper soll diese Herrschaft nicht als Last, sondern als Wohltat empfinden. Durch die Kostbarkeit seines Materials soll er der Seele — ihrem Inhalt — zum glücklichsten Ausdruck verhelfen. Es soll nicht Feindschaft zwischen ihnen mehr bestehen fürderhin. Dem ist die Welt schön, der sich seines Lebens im Grunde rein erfreuen kann. ‚Denn,‘ sagt er an einer bedeutungsvollen Stelle, ‚wir bedürfen nicht weniger, sondern stärkerer Sensationen ... Ob ein Mensch vornehmer ist als der andere, ob ein Tier vornehmer ist als das andere, entscheidet sein mehr oder minder feines Gefühl ... Ja, wir sind nur insoweit Menschen, als wir feinfühlig sind, und unsere Ehre liegt so hoch wie unsere Leidenschaften ... Die Menschen sind gemein, genau in dem Verhältnisse, wie sie der Sympathie unfähig sind: — des schnellen Verstehens alles dessen, was man mit dem gewöhnlichen, aber zutreffenden Ausdruck, als Takt oder Feinfühligkeit für Leib und Seele bezeichnet ...‘ Die Steigerung der Lebensbegeisterung, ‚to live by Admiration, Love and Hope,‘ dies war der Leitsatz alles Ruskinschen Tuns und Denkens. Ganz ähnlich empfand Herder den lastenden Widerstand der stumpfen Welt und drückt dies nagende Gefühl in dem Satze aus: ‚Wenn wir nur einmal den kalten Winter endigen könnten, der jetzt die Herzen der Menschen, ich weiß nicht, mit welchem Frost der Empfindung belegt ...!‘

Für dieses Leben sollen unsere Kräfte des Leibes und der Seele gebildet werden, unsere Augen die Naturschönheiten in redlicher Arbeit sehen und empfinden lernen, damit sich unsere Eigenart kräftig entfalte und die Menschenseele im Tiefsten die Daseinsgesetze so innerlich wie äußerlich spüre; sie nach Anlage und Wesensart dankerfüllt nachbilde. So wird freudige Lebensliebe ins Herz ziehen und, was sich andern Menschen von unserm Wesen mitteilt, wird hoffnungsfrohen Glückes voll sein. So viel du andern Freude stiehlst, daran tust du Sünde! Dieser positive Gedanke eines edlen Optimismus beherrschte gläubig auch Ruskin und Herder. Zu seinem Teil mithelfen, ‚die schöne Welt‘ aufzubauen, war Beiden Lebensaufgabe. ‚Steigere dieses Verlangen (nach Staunen und Ehrfurcht vor den Wundern von Natur und Geist) in den Menschen und du steigerst täglich ihr Glück, ihren Frieden, ihre Würde. Nimm es ihnen, und du machst sie so elend wie nichtswürdig ... Bewunderung ist die Fähigkeit, Ehre zu erweisen. Es ist das beste Wort, was wir für die verschiedenen Gefühle des Staunens, der Ehrfurcht und der Demut haben. Es bildet die Stimmung aller hohen, klarsichtigen Persönlichkeiten, im Gegensatz zu der Überhebung kurzsichtiger, untergeordneter Naturen ... Und die Pflege aller Literatur, Kunst und Wissenschaft ist vergeblich, wenn sie dich nicht instand setzt, froh zu werden. Solche Fröhlichkeit ist nicht etwa eine natürliche Mitgabe, noch ein Lohn für treue Pflichterfüllung, vielmehr ist es das Ziel aller Erziehung, dich und deine Kinder der Ehre und Freude fähig zu machen.‘ So Ruskin. Unerschöpflich reichhaltig und mannigfaltig sind die Pläne und Anregungen, die er in einer Erziehung dieses Sinnes zu verwirklichen begehrte. Vieles davon

hat auch in der Praxis unseres Volkes schon werktätige Nachfolge gefunden. Anderes wird der nächsten Zukunft wohl als dringende Aufgabe der Lösung wert scheinen. Wie schöpferisch Ruskins Forderungen und Arbeitsanregungen auf dem Gebiete von Kunst und Kunstgewerbe sich bewährt haben, kann nicht im einzelnen weiter ausgeführt werden. Gerade in dieser Beziehung ist Charlotte Broichers Werk ausgezeichnet unterrichtend.

Ruskin war eine wahrheitsdurstige Natur — es wurde schon gesagt. So war er immer bereit, Irrtümer einzugestehen und sich durch höhere Einsicht innerlich zu wandeln. ‚Die Widersprüche in seinen zahllosen Werken,' sagt Charlotte Broicher, ‚beruhen auf den Widersprüchen in seiner Persönlichkeit und werden nur aus ihr verständlich. Aber die Wandlungen seiner Persönlichkeit wurzeln in einer höheren Einsicht seines Wesens. Er begann seine Laufbahn als Künstler und beschloß sie als Prophet. Was man gegen seine Kunsttheorien einwendet, sind meist Aussprüche seines Prophetentums, und was man seinen sozialen Ideen als unausführbar entgegenhält, sind die Träume eines Künstlers, in dem das Wort von der Menschenliebe Fleisch geworden war und der sie mit der glühenden Hingabe eines San Francisco verwirklichen wollte.' Die geistige Anschauungswelt unserer Klassiker berührt sich aufs innigste mit den Idealen Ruskins, Emersons, Carlyles. Es erhellt, daß eine gewisse Höhe der Geisteskultur ähnliche Ideale nnd Kulturhoffnungen zeitigt. Im Grunde ihrer Seele scheinen die künstlerisch Begabten und moralisch Machtvollen mehr geistige Verwandtschaft untereinander aufzuweisen, als die dumpfen auseinanderfahrenden Hasser und Neider. Die Ziele der Positiven, stolz das Leben Bejahenden, erkennen wir immerdar als eines heilkündenden Ursprunges.

H. v. Blomberg.

Neues vom Büchermarkt.

Die Regel des hl. Benediktus erklärt in ihrem geschichtlichen Zusammenhang und mit besonderer Rücksicht auf das geistliche Leben. Freiburg, Herder 1907. (XV, 554.)

Die Bedeutung des hl. Benedikt und seiner Ordensstiftung für das Mönchtum der germanisch-romanischen Welt und die ganze mittelalterliche Kultur kann nicht hoch genug eingeschätzt werden. Wenn seine Regel auch keine Neuschöpfung ist und nicht etwa bisher ganz Unbekanntes anstrebt, vielmehr auf den Mönchsregeln des Basilius und Cassian weiterbaut und sie umbildet, wie Benediktus selbst es an mehreren Stelle andeutet, so ist sie doch ‚ein Meisterwerk gesetzgeberischer Anordnung'; von ihrer Trefflichkeit zeugt der Einfluß und die Bedeutung, die sie schon Jahrhunderte hindurch bis auf den heutigen Tag genießt; denn dieser Einfluß beruht doch zum größeren Teil auf ihrem inneren Wert, ihrer klugen Maßhaltung und Anpassungsfähigkeit, der hohen praktischen Verwendbarkeit, wenn freilich auch Gregor der Große und die bedeutenden Päpste des 8. Jahrhunderts, vor allem Gregor II., Gregor III., Zacharias, sowie der hl. Bonifatius den Siegeslauf der Benediktinerregel im Abendland gefördert und beschleunigt haben. Daher hat sich stets vom wissenschaftlichen und vom asketischen Standpunkt aus das Interesse derselben zugewandt. Zeuge dessen sind eine lange Reihe von Kommentaren aus allen Jahrhunderten. Vorliegendes Buch ist die verdienstvolle Übersetzung eines 1901 in Paris erschienenen französischen Werkes von A. L. Huillier, das eine geschickte Verbindung eines auf solider Kenntnis der historischen Zusammenhänge beruhenden und für asketische Zwecke verwendbaren Kommentars darstellt. Es wird eine gute deutsche Übersetzung der zusammengehörigen Kapitel der regula Sancti Benedicti geboten, der dann ausführliche, das richtige historische Verständnis vermittelnde und reiche Anregung zu Betrachtungen bietende Abhandlungen

folgen. Auf Einzelheiten einzugehen und in Kleinigkeiten eine andere Auffassung geltend zu machen, ist hier nicht der Ort. Das Werk kann allen, die sich für das Ordensleben und speziell für den in der Jetztzeit gerade auf deutschem Sprachgebiet in erfreulichem Aufschwung befindlichen ehrwürdigen Benediktinerorden interessieren, aufs wärmste empfohlen werden. F. X. S.

Das Fortleben der horazischen Lyrik seit der Renaissance. Von Eduard Stemplinger. Mit neun Abbildungen im Text. Leipzig 1906, Teubner. (XVIII, 476 S. 8°.) Geh. 8 M. — **Horaz in der Lederhos'n.** Von E. Stemplinger. München 1905, Lindauersche Buchhandlung (Schöpping). (55 S. 8°.) Geb. 1,20 M.

Ein eigenartiger Genuß für literarische Feinschmecker ist es, die Nachwirkungen eines dichterischen Genies durch einen langen Zeitraum zu verfolgen. Bei wenigen aber ist diese Nachwirkung eine so universelle gewesen, wie beim Schwan von Venusia, der seit den Tagen der Renaissance wieder für viele Dichtergenerationen in Frankreich, Deutschland, England vorbildlich geworden ist und auch heute noch in unserer Poesie lebt, weil jeder Dichter in unbewußter Nachahmung aus dem poetischen Schatze der Vorzeit schöpft. Alles Lob verdient darum der Verfasser unseres Buches, daß er mit ausgebreiteter Belesenheit die lyrischen Dichtungen des Horaz im Spiegel der Weltliteratur untersucht und zu jeder Ode und Epode, außer den eigentlichen Übersetzungen, zahlreiche Belege von Umbildungen, Travestien, Parodien, Herübernahme einzelner poetischer Gedanken gesammelt hat. Interessant ist vor allem die Modernisierung politischer Oden des Horaz, wie sie die französische Dichtung des 16. und 17. Jahrhunderts liebte. Wenig anziehend dagegen und nur für den Musikhistoriker von Bedeutung sind die dem antiken Metrum sich anpassenden Vertonungen, die der deutsche Humanismus des 16. Jahrhunderts hervorgerufen hat. — Die innige Vertrautheit mit seinem Lieblinge Horaz hat in Stemplinger auch den Nachdichter geweckt, der in oberbayerischer Mundart 24 Stücke nachgebildet oder vielmehr in ein ganz neues Milieu umgegossen hat, so daß man die horazische Vorlage kaum noch an den Überschriften erkennt. Diese Parodien, in denen natürlich das humoristische Element überwiegt, lesen sich nicht übel, zumal die unleugbaren Derbheiten der horazischen Muse am ehesten noch in der Dialektumdichtung erträglich werden.

Prof. Dr. E. Drerup.

Genius Loci. Von Vernon Lee. Ins Deutsche übertragen von Irene Forbes-Mosse (geb. Gräfin von Flemming). XV und 137 S. Verlegt bei Eugen Diederichs, Jena und Leipzig 1905.

Ein echtes Frauenbuch! mit jener sensitiven und feinfühligen Intuition geschrieben, wie sie nur der weiblichen Psyche eigen ist. Es bietet eine Reihe stimmungsgesättigter Essays, zu denen die englische, offenbar von Ruskinschem Geiste getragene Verfasserin durch geschichtlich, künstlerisch oder landschaftlich bedeutende Örtlichkeiten in Italien, Deutschland und Frankreich angeregt wurde: nicht überall tief, aber immer elegant und musikalisch wie ein Rokokomilieu. Die Hauptstärke Vernon Lees' besteht unstreitig darin, die Seele einer bestimmten Stätte klingen zu lassen, so daß sie Gegenstände unseres intimsten Gefühles werden — im Sinne Goethes:

‚Saget, Steine, mir an; o sprecht ihr hohen Paläste;
Straßen, redet ein Wort! Genius, regst du dich nicht?'

Kunsthistorische, archäologische, geschichtliche Notizen braucht man in dem Büchlein nicht zu suchen, obwohl sich deren genug in ihm finden; aber ich möchte für ihre Richtigkeit nicht garantieren, wenn ich z. B. an die kostbare Verwechslung des braven kölnischen hl. Gereon mit dem griechisch-mythologischen bezw. dantesken Ungetüm Geryon denke, die ich an anderer Stelle (‚Köln. Volksztg.') bereits gebührend gewürdigt habe. Aber wer diese Skizzen aufschlägt, sucht in ihnen auch nicht intellektuelle Belehrung, sondern ästhetische und gemütliche Anregung; und die wird er zweifellos finden. Ja, für mein Empfinden liegt in der Leeschen Art sogar etwas viel Ästhetentum, so daß es beinahe zum Artistentum wird; gesund ist ja das meiste, aber die Grenze der morbidezza wird doch bedenklich nahe erreicht. J. M-r.

Mars la Tour-Vionville. Von Carl Bleibtreu. Illustriert von Chr. Speyer. Stuttgart, C. Krabbes Verlag. 8°. (127 Seiten.) In farbigem Umschlag geh. 1 Mk., elegant gebunden 2 Mk.

Wiederum bietet uns Bleibtreus erprobte Feder in der Form einer historischen Erzählung ein Bild aus den Metzer

Augustschlachten von 1870, und zwar behandelt er dieses Mal den blutigen Tag von Mars la Tour und Vionville. Auf Grund fleißiger Quellenstudien führt der Autor in geradezu plastischer Weise den Leser in das Gewühl dieser mörderischen Kämpfe des 16. August. Wie heldenmütig fochten und bluteten die Brandenburger bei Vionville! Der Todesritt der Kavallerie-brigade Bredow wird unvergessen bleiben; der Sturm der 38. Brigade auf die Bruviller Höhen, welcher schon so manchmal Gegenstand der Polemik gewesen, stellte die höchsten Anforderungen an ihre Westfalen und Rheinländer. Sie alle machten dem preußischen Namen unvergängliche Ehre, und zahlreiche Heldentaten ragen aus dem Kampfgewühl hervor. Bleibtreus Darstellung ist so recht aus dem Leben heraus geschrieben. Der Leser wird mit Spannung den Faden der Erzählung verfolgen und in dankbarer Erinnerung der Braven gedenken, welche an jenem Tage für Deutschlands Größe und Zukunft kämpften.

v. d. W.

St. Privat. Von Carl Bleibtreu. Illustriert von Chr. Speyer. Stuttgart, C. Krabbes Verlag. 8°. (123 Seiten.) In farbigem Umschlag 1 Mk., elegant gebunden 2 Mk.

Ein heißer Ringkampf war dieser 18. August 1870, welchen Bleibtreu hier zur Darstellung bringt. Tapfer focht der Feind, und manchmal standen die Dinge für die deutschen Waffen recht bedenklich. Auch hier stützt sich Bleibtreus Schilderung auf umfassendes Quellenstudium, und in anerkennenswerter Weise ist er bemüht, ein der Wahrheit entsprechendes Bild zu schaffen. Sehr eingehend schildert er besonders den Heldenkampf der preußischen Garde, deren Reihen furchtbar dezimiert wurden. Aber schließlich brachte die umgehende Bewegung der Sachsen die Entscheidung und zwang den Gegner zum Rückzug. Wenn Bleibtreu Seite 116 betont, daß das sächsische Armeekorps weit weniger Verluste erlitt als die Garde, so möchte ich zu bedenken geben, daß dies dem Kronprinzen Albert zu danken ist, welcher seine Sachsen in umsichtiger und entscheidungsvoller Weise zu führen wußte. Auch hier bewährt sich wieder Bleibtreus Meisterschaft in der von einem warmen, patriotischen Geist durchwehten historischen Erzählung. Er hat damit den Kämpfern jenes heißen Tages zugleich ein wohlverdientes Denkmal gesetzt.

v. d. W.

Ein Kriegsknechts-Abenteuer. Der Nachrichter. Kulturhistorische Novellen. Von Levin Schücking. 3. Aufl. Münster i. W., E. Obertüschens Buchhandlung, A. Schultze 1905. 447 S.

Ältere Literatur aller Art zu repristinieren ist jetzt Mode; aber es ist doch nicht immer angebracht, wie die Neuauflage dieser Novellen beweist. Wir sind, seitdem Schücking sie schrieb, doch in Bezug auf psychologische Vertiefung anspruchsvoller geworden. Freilich, die ‚Seelenanalyse‘ und ‚Darstellung komplizierter Seelenzustände‘ sind nicht die einzige Aufgabe der Kunst; aber die bloße ‚Technik der Erzählung‘ als Erzählung tut es auch nicht allein. Und so bezweifle ich denn, daß die Neubelebung der Schückingschen Novellistik viel Anklang finden wird. Die hier gebotenen Sachen gehören nicht einmal zu den besten des Autors, der in seinen größeren Romanen z. B. eine viel größere Kunst der Charakterzeichnung beweist. Auch die ‚kulturhistorische‘ Milieuschilderung ist, zumal im ‚Nachrichter‘, nur mittelmäßig. Kurz, diese Abenteuer-Erzählungen werden nur da befriedigen, wo man lediglich unterhalten sein will. Einen Gewinn für die ernsthafte Literatur vermag ich nicht in der Neuherausgabe zu erblicken.

J. M-r.

Der Volksverächter. Roman von Hans Eschelbach. Berlin, Köln, Leipzig 1906. Verlag von Albert Ahn.

‚Gleich einem jungen Löwen‘, schreitet nach dem biblischen Bericht Juda Makkabi, d. i. der Hämmerer, den Seinen voran und nach seinem Schwertertod ‚beweint ihn das ganze Volk Israel mit großer Klage‘. Den in Heldenfreude strahlenden Volksbefreier hat Eschelbach zu einem trübsinnigen ‚Volksverächter‘ gemacht; die eignen Landsleute verkennen ihn und volles Verständnis findet er nur bei der schönen Griechin Elektra, die doch nimmer die Seine werden kann. Mit einer sentimentalen Liebesgeschichte hat der Dichter auch die Gestalt des Syrerkönigs Antiochus (den er früher schon in den Mittelpunkt eines Dramas stellte) umwoben. Seinen Judenhaß leitet er ab aus dem Schmerz um die verlorene Jugendgeliebte Hamathesana, die einst von den Hebräern zugrunde gerichtet ward. Dem ganzen weitläufig ausgesponnenen Roman fehlt Frische und Kraft der Anschauung; dafür vermögen weder lyrisch gestimmte Einzelstellen noch gar die reichlich eingestreuten weisen Gespräche zu entschädigen.

**

Springtanz. Roman aus dem nordischen Bauernleben von Emil Frithjof Kullberg. — 452 S. — Hamburg, Verlag von Alfred Janssen.

Kullberg — es ist nicht zu ersehen, ob wir es mit einer Übersetzung zu tun haben, oder ob das Buch direkt deutsch geschrieben wurde — macht mir ganz den Eindruck, als ob er das Zeug habe, so etwas wie ein norwegischer Jeremias Gotthelf zu werden. Es ist die gleiche Gesundheit und mitfühlende, aber realistisch dargestellte Erfassung der echten Wurzelkeime eines unverwüstlichen Bauerntums. Nur ist der Nordländer weniger lehrhaft und viel schwungvoller in der Darstellung, wie selbstverständlich überhaupt moderne Technik sowohl als moderne Lebensverhältnisse ihre Wirkungen äußern. An gewissen Derbheiten ist kein Mangel; sie stoßen aber nicht so hart auf wie bei Gotthelf; manche Stellen (wie z. B. das Idyll in Axel Torsbys Hütte auf Stormandshöi) sind sogar von zartestem Reiz. Ich denke, auf die weiteren Leistungen Kullbergs dürfen wir aufmerksam bleiben.

J. M–r.

Nixnutzig Volk. Eine Bande paßloser Leute. Von Peter Rosegger. Leipzig, Verlag von L. Staackmann.

Von Charakter ein echter Rosegger. Aus dem Kleinkram des Lebens hat er etliche klare und getrübte Perlen hervorgestöbert, aus dem vielerlei Menschengewächs sich Absonderliches und Krummes herausgesucht, liebe Arbeitsschnitzel aufbewahrt. Fast jedes der in dem Buche gesammelten dreißig Geschichtchen verrät, wenn nicht den Künstler, so doch den Menschen Rosegger. Manches zeigt ihn, den Leuteprediger, mit der lehrhaften Absicht, mit dem eigenwilligen Sinn, mit manchem kleinen Ausfall und in allem mit dem gutmeinenden Herzen. Auch der Rosegger, der sich gern mit den Erscheinungen der Kirche streitet und doch nicht recht von ihr loskommen kann, ist mir stets interessant gewesen. Die einzelnen Stücke sind nach Inhalt und Kunstform von stark ungleichem Wert, aber hervorragend schöne Teile machen das Buch wertvoll.

K. W.

Unsere Kunstbeilagen.

Man kann sich kaum einen größeren Gegensatz denken als den romantisch-idealistischen Geist, der in Edward Burne-Jones Werken Gestalt angenommen hat, und die intellektualistisch-naturalistische Weltanschauung, die in Liebermanns Bildern ihren Niederschlag findet. Eine einfache Gegenüberstellung erzählt von ganz gewaltigen Entwicklungen und Kämpfen in dem einen 19. Jahrhundert. Beide Namen bezeichnen Endpunkte, über die es auf dem gleichen Wege kein Hinaus mehr gibt. Die drei Blätter von Liebermann, die diesem Heft beigegeben sind und in dem Artikel von Karl Muth ihre Würdigung finden, entstammen einer völlig anderen Sphäre als die Titelbeilage ‚Der barmherzige Ritter'. Man ziehe zum Vergleich die in psychologischer Beziehung teilweise noch charakteristischer abstechenden späteren Gemälde von Burne-Jones bei, die im Februarheft des gleichen Jahres von ‚Hochland' reproduziert wurden, und den Artikel von Dr. Johann Ranftl.

Offene Briefe.

Herrn Dr. F. F. in M. In den ‚Enthüllungen' über einen sogenannten christlichen Kulturbund ist allerdings davon die Rede, daß ‚Hochland' als Organ dieses Bundes in Aussicht genommen sei. Demgegenüber erklären wir zur rein tatsächlichen Feststellung, daß die Redaktion und der Herausgeber einer solchen Absicht gänzlich fernstehen und jederzeit ferngestanden sind, daß also hier allein ein Wunsch einzelner innerhalb jener vorbereitenden Petentengruppe als Vater des Gedankens betrachtet werden muß.

Verantwortlich: Chefredakteur Karl Muth, München-Solln.
Verlag und Druck der Jos. Köselschen Buchhandlung, Kempten, Bayern.
Alle Einsendungen an: Redaktion des Hochland, München, Bayerstraße 57/59.

Josef von Führich pinx. Heliogr. Kunst



Jacob und Rachel



Vierter Jahrgang. [illegible] 12. Heft.

Nachfolge Christi.

Von

[illegible] Stach

[illegible]

[illegible] ... 23. Mai [illegible] hatte [illegible] aus dem in Rom [illegible] Peters Kirche [illegible] Lottino, der [illegible] Kardinal von Santa [illegible] mehr wußte als [illegible] als der Papst, wenn es [illegible]





Vierter Jahrgang. September 1907. 12. Heft.

Nachfolge Christi.

Von

Ilse von Stach.

I.

Die römische Sonne, gewöhnt, breit und glänzend auf dem Petersplatze wie auf unbefahrenem Wasserspiegel zu ruhen, irrte mit flackernden Strahlen über eine vielköpfige Menge hin, von federbesetzten, weltlichen Baretts zu schwarzen geistlichen, zu weiblichen Schleiern, zu unbedeckten Lockenköpfen, und suchte vergeblich das Pflaster des Platzes zu erreichen. Hätte ihr aber jenseits des Tiberflusses die Höhe der Häuser einen Blick in die Straßen erlaubt, so würde sie Fläche genug gefunden haben, sich ungebrochen zu lagern; denn sie waren leer von wogenden Menschen, und es gab keinen Römer, der nicht in dieser Stunde die Augen auf den kleinen Schornstein der sixtinischen Kapelle geheftet hätte, den aufsteigenden Rauch zu erwarten.

Schon in der Frühe des Tages — es war der 23. Mai 1555 — hatte sich eine seltsame und wenig glaubwürdige Nachricht aus dem Vatikan in Rom verbreitet und das Volk vor St. Peters Kirche zusammengetrieben. Lottino, der Sekretär des Camerlengo, Kardinal von Santa Fiore, der immer mehr wußte als sein Kardinal, auch mehr als der Papst, wenn es wieder

einen solchen gab, und der auch gern die profane Menge einen geringen Anteil an seiner Wissenschaft nehmen ließ, hatte die große Neuigkeit an die Außenwelt gebracht, daß nicht Medici, nicht Morone oder Carpi, auch nicht Santa Fiore, wie die kaiserliche Partei begründeterweise wünschte, die neue Heiligkeit auf Erden abgeben würde, sondern daß man im Begriff sei, den Kardinal Johann Peter Caraffa zum Papst zu wählen.

Im Gedränge der Wartenden standen zwei Jünglinge in lebhafter Unterhaltung. Beide trugen geistliches Gewand, beide ließen am scharfen Schnitt des Gesichtes den Ursprung aus gleichem Geschlecht — und aus edlem — erkennen. Wichtiger als für viele andere — mochten sie nun spanisch oder französisch, geistlich oder weltlich gesinnt sein, — konnte für diese Jünglinge die neue Papstwahl werden, wenn Lottino, der Überkluge, sich in seiner Prophezeiung nicht verrechnet hatte. Auch sie teilten den allgemeinen Zweifel daran, und Alfonso, der Politiker dieser beiden jüngsten Sprossen des Hauses Caraffa, verwies seinem Vetter Camillo, der die Ereignisse im Vatikan mit den Augen des Schwärmers zu betrachten pflegte, seine kindlichen Anschauungen über die Gründe zu der Wahl eines Papstes.

‚Das heilige Kollegium könnte immerhin erwägen,‘ sagte Alfonso, ‚daß unser Großohm sich dem politischen Leben ferngehalten hat, und daß, im Falle seines Erfolges, keine Partei auf seine besonderen Gnadenbeweise hoffen dürfte. So entginge noch dazu ein jeder der lästigen Aussicht, die Tiara auf dem Haupte seines Todfeindes sehen zu müssen.‘

‚Du vergißt, Alfonso,‘ wandte Camillo ein, ‚daß der Kardinal ein Leben voll unanfechtbarer Gesinnung, voll Tugend und Reinheit, und unermüdlichen Werken der Frömmigkeit gelebt hat. Gibt es einen anderen, der ihn an Weisheit und Vollkommenheit übertrifft und deshalb einen größeren Anspruch darauf hätte, Gottes Stellvertreter zu sein?‘

‚In der Tat gibt es deren einige,‘ sagte Alfonso überlegen. ‚Morone und Poole würden wohl nicht weniger als er vor deinen überschwenglichen Forderungen an einen obersten Hirten bestehen; aber das sind nicht die Eigenschaften, die in unseren Zeiten einen Kardinal zum Papst machen.‘

‚Welche Eigenschaften haben uns Marcellus zum Vater gegeben?‘ entgegnete Camillo mit leuchtenden Augen, ‚Marcellus, mit der holden Seele! Und ist er nicht von demselben Kollegium gewählt worden, das heute einen Ersatz für den freilich Unersetzlichen finden soll?‘

Alfonso runzelte die Stirn. ‚Ich glaube nicht, daß Marcellus durch die Ungunst des Schicksals, wenn du willst durch Zufall, gestorben ist.‘

‚Gift?‘ flüsterte Camillo entsetzt.

‚Nein, nein,‘ wehrte Alfonso heftig mit der Hand ab; ‚höre mich, Camillo! Marcellus war gewiß vor Gottes Angesicht der Nachfolger Christi,

wie es sonst nur die gebenedeiten Heiligen sind, — aber daß er es auch auf Erden sein mußte, als Haupt der sichtbaren Kirche —'

‚So hätte er der bewundernden Welt das Beispiel vollkommenster Harmonie gegeben!' rief Camillo begeistert.

‚Ich habe ihn gekannt, Camillo!' fuhr Alfonso in bestimmtem Tone fort, ‚Marcellus ist am gebrochenen Herzen gestorben.'

‚Du bist so jung,' antwortete Camillo traurig, ‚und hast schon die Hoffnung eingebüßt, daß der Erdkreis sich dem Geiste und der Wahrheit, der Sanftmut und der Liebe beugen könnte.'

‚Allerdings,' entgegnete Alfonso, ‚und wenn ich selbst im Kardinalskollegium säße und meine Stimme Gewicht darin hätte, so wählte ich keinen, der sich scheute, mit seinen priesterlichen Händen in die Spinnennetze der europäischen Politik einzugreifen. Wenn sie unseren Großohm zum Papste machen, so wird ihn auch die Welt töten, wie sie Marcellus getötet hat, oder aber er wird sich mit ihr beflecken.'

‚Niemals wird er das tun!' rief Camillo.

Indessen drehte sich das grinsende Gesicht eines gemästeten Tuchhändlers zu den Sprechenden und sagte: ‚Sie sollten den Kardinal Montepulciana wählen; dann hätten wir armen Römer doch endlich zugleich eine sorgliche Landesmutter. Dazu könnte, im Hinblick auf die stattliche Reihe ihrer Söhne, die erbliche Papstwürde eingesetzt werden, und die Geschäfte redlicher Leute kämen durch die vielen herrenlosen Zeiten nicht länger in Gefahr.'

Während Alfonso den Tuchhändler mit einem kleinen Lächeln ablohnte, senkte Camillo verachtungsvoll die Augenlider und kehrte zu seinem Gebet zurück, das er nur des Gespräches mit Alfonso willen unterbrochen hatte und jetzt mit erneuter Inbrunst fortsetzte:

‚Du Born meiner Wonne! Du überschwenglich süße Erfüllung aller Sehnsucht, du Ursprung und Ziel meiner brünstigen Liebe, — Herrscher der Geister und König der Herzen, schenke uns den Vater, nach dem unsere Seele verlangt, den Tröster, den Hirten, der auch die Wölfe mit seinem milden Stabe lenkt, den Makellosen, gegen dessen Herrschaft nur der Neider, nur der Verworfene und von dir selbst Verlassene zu protestieren vermag! Ach, wenn es dein Wille ist, so muß Tugend und Weisheit stark werden auf Erden, und ungekränkt unter den Menschen wohnen! Selig, selig unser Geschlecht, bestellst du ihm die Gerechtigkeit selbst zum Führer und Lenker!

Meine Lieblichkeit! Vergieb meinem drängenden Vorwitz, denn ich fühle mit Beschämung, daß ich dich bitte, alle Trübsal und Versuchung von den Bekennern deines Namens hinwegzunehmen, und sie im offenen Glanz deiner Liebe wandeln zu lassen. Aber ich schwöre dir, du Stern meines Lebens, wenn wir heute einem deiner unbegreiflichen Wege entgegengehen,

wenn du beschlossen hast, uns einen Lasterhaften zum Oberen zu setzen, wenn du die bittere Tugend der Treue gegen einen Unwürdigen von uns verlangst, so soll doch mein Auge nicht dunkel werden, und dein himmlisches Licht soll nicht in der Verwirrung irdischer Gesetze verlöschen! Du wirst wählen, der du von Ewigkeit her unser Vater bist, und deinem Erwählten wollen wir anhangen; bis wir aber sein Angesicht geschaut haben, laß die Wolke unseres Gebetes zu deinem Thron aufsteigen, und die Heiligen und die Engel mögen den süßen Klang ihres Gebetes in das unsere mischen, — schenke uns, schenke uns, König des Himmels, den weisen und gütigen, eifrigen und hochgemuten, köstlich vollendeten Vater, den unser Herz begehrt!'

Alfonso, der am weltverlorenen Ausdruck in Camillos Zügen bemerkte, wie dessen Seele sich über die zeitlichen Erwägungen in der Stunde einer Papstwahl erhoben hatte, wandte sich von ihm ab und befriedigte seine Lust am Combinieren und Prophezeien, indem er einen jungen Maler zu sich heranwinkte, der für seinen Vater, den Grafen von Montorio, eine Leda mit dem Schwan gemalt hatte.

‚Es wird euch gottlosen Malersleuten übel ergehen,' begann er lachend, ‚wenn der Kardinal Caraffa als Papst aus der Wahl hervorgehen sollte; ihm sind Venus und Leda und alle die reizenden heidnischen Damen, die aus ihrer Schönheit kein Hehl machen, ein Greuel. Nicht einmal Adam und Evas paradiesische Unbefangenheit nimmt er ohne Verdacht gegen die durch die Erbsünde bei uns Nachgeborenen empfindlich gewordenen Sinne hin, und ich verwette ein Dritteil seiner Gunst, daß ihm die Andacht in der päpstlichen Kapelle durch den Anblick des jüngsten Gerichts vergällt wird, weil bei der Auferstehung sich zwar die Leiber der Toten in den Gräbern zusammenfinden, die Totenhemden dagegen schamlos im Staube verharren, so daß die Sünder unbekleidet vor ihrem höchsten Richter erscheinen müssen.'

‚Wehe uns Jüngsten,' entgegnete lächelnd der Künstler; ‚da wird es Zeit, daß wir das vernachlässigte Studium des Faltenwurfs wieder aufnehmen, wenn die Kenntnis der Muskeln und Gelenke nicht länger einen Mann ernährt. Dürften wir hoffen, daß unseren Bitten einiges Gewicht vor den Ohren des Höchsten beigemessen würde, so möchten wir lieber unsere unsichtbaren Wahlzettel für den Kardinal Medici in Gottes Urne werfen.'

‚Medici würde den Künstlern,' antwortete Alfonso, ‚und Kaiser und Königen ein Papst werden, mit dem es sich leben ließe. Caraffa dürfte euch allen härtere Nüsse zu beißen geben; denn, unter uns gesagt, mit den Idealen der unbestechlichen Strenge sitzt es sich nicht weich auf dem Stuhle Petri; es stellen sich Magenbeschwerden ein, und die Galle wird verbittert. Das wirkt auch nach außen.'

Brausender Jubel unterbrach Alfonso in seiner Rede und Camillo in seinem Gebet; denn ein dunkler Rauch stieg schwerfällig aus dem Schorn=

stein in die blaue Höhe und gab damit dem harrenden Volke das Zeichen, daß es wiederum einen obersten Hirten empfangen hatte.

Die Erregung war ungeheuer, ungeheuer die Spannung, den Namen des Gewählten zu kennen. Camillo empfand den Schlag seines Herzens stürmischer als das Getöse der Menschen, und selbst Alfonso ließ seinen Prinzipien einer vornehmen Zurückhaltung ein Geringes nach, und verriet durch ungewohnte Lebhaftigkeit seine erschöpfte Geduld.

Länger als gewöhnlich zögerte der Gewählte mit dem Trost seines Anblicks und seines Segens. Schon ebbten die stürmischen Schwingungen in den Seelen der Knienden durch des Wartens Dauer zurück, bis eine hohe Gestalt auf der Loggia über dem Hauptportal der Kirche erschien. Als er die Hände zum Segen aufhob, — das Feuer der Jugend und unauslöschlichen Begeisterung auf den verwitterten Zügen, das weiße Haupthaar und der lange Bart im Spiel des Abendwindes leicht bewegt, — verstummte der Jubel im Übermaß der Ehrfurcht, und in den Herzen der Menge entzündete sich ein grenzenloser Glaube an diesen Erwählten Gottes, der dem Propheten Isaias gleiche, unvergängliche Worte des Lebens sprechen würde. Wie hatte man Zweifel an seiner Wahl hegen können, und ihrem ersten Gerücht mit ungläubigem Achselzucken begegnen?

Sollte nicht dieser schon als Knabe des Herrschens Gewohnheit geübt haben, oder hatte die Stunde der Wahl so unnahbare Hoheit über den fast Achtzigjährigen ausgegossen?

Kardinal Caraffa, der neu gewählte Papst Paul IV. mochte in diesem Augenblick, da die Verehrung der Christenheit wie Weihrauch zu ihm emporstieg, in seinem feurigen Geiste alle irdischen Kronen vor seinem im Himmel und auf Erden gewaltigen Szepter im Staube liegen sehen.

II.

Schon gehörte -- in diesen Tagen — jene Zeit der Geschichte an, in der eine Anzahl streng gesinnter Männer den üppigen Hof Leos X. mied und, die Schwelgerei in heidnischer Weisheit, das Raffinement in Stil und Form mißachtend, sich in Trastevere an der Stelle zusammenfand, wo der Apostel Petrus die reine Heilandslehre den ersten Gläubigen verkündet hatte, und im leidenschaftlichen Gegensatz zu den ästhetischen Zusammenkünften der geistreichsten Spötter der Welt ein Oratorium der göttlichen Liebe gründete. Auch sie waren Männer von ausgezeichneter Bildung, aber die Trauer um die Verweltlichung der Kirche, die heiße Liebe zur Tugend war mit Wissen und Erkenntnis in ihrem Gemüt gewachsen und beherrschte ihr fleckenloses Leben.

Eine glühende Begierde, die tiefsten Geheimnisse der Religion zu ergründen, füllte ihre Herzen, und Gedanken über die unergründlichen Fragen

nach der Wechselbeziehung von menschlichem Verdienst und göttlicher Gnade strömten in hinreißender Beredsamkeit über ihre Lippen, indem die mystischen und von Natur in ihrem Wesen milden Geister unter ihnen wie Gaspar Contarini, Poole und Gaetano da Thieni, das ewige Erbarmen als die süße Hoffnung des Menschengeschlechtes priesen, während die Eifrigen und durch die Versuchungen des eigenen Blutes Kampfgewohnten, in Sonderheit Johann Peter Caraffa, dem eitlen Menschenherzen Zucht und Beherrschung abforderten, und Knechtung der irdischen Begehrlichkeit zu Gottes Liebe, die erst einer also abgestorbenen Seele ihren lebendigen Odem einhauchen könne.

Es hätte nicht die Zeit der großen Abtrünnigkeit sein müssen, daß die Ausdeutung der Rechtfertigungslehre, daran sich allerorten die Ketzer erhitzten, nicht auch hier die Gemüter aufgereizt, und mit heftigerer Leidenschaft erfüllt hätte, als jede andere, noch so heikle theologische Streitfrage. Indessen vereinigten sich die Geister, so scharf sie einander widersprochen haben mochten, in dem tiefen Abscheu, den sie vor jedem Abfall von der Kirche hegten, und waren es sich innig und gläubig bewußt, daß Gott die große Mutter aus aller Erniedrigung durch unwürdige Söhne wieder aufrichtet und verherrlicht, indem er ihr begnadete Kinder erweckt, und daß, ob auch zu Zeiten wucherndes Laster die lieblichen Blüten christlicher Wahrheiten eben zumeist bei ihren verordneten Hütern und Bewahrern fast verschlungen haben mag, doch niemals ein Heiliger auf Erden gewandelt ist, der sich um deswillen von ihr geschieden oder losgesagt hätte.

Während die meisten Glieder des Oratoriums der göttlichen Liebe es sich am stillen Wachstum der Gnade vor Gott genug sein ließen, wurden einige unter ihnen von der Begierde rastlosen Betätigens ihrer sittlichen Erkenntnisse getrieben, sich zu einem besonderen Orden zusammenzuschließen: Gaetano da Thieni, der Sanftmütige, immer durch Gottes- und Menschenliebe Beseligte, verband sich mit Caraffa, dessen zorniger Eifer gegen Unzucht und Torheit wie Blitze durch die römischen Kirchen fuhr, in denen er Buße und Bekehrung predigte. Sie legten feierlich die drei Mönchsgelübde ab, steigerten aber ihre Liebe zur Armut, als zur ersten Sprosse evangelischer Vollkommenheit, in einem Maße, daß sie gelobten, auch nicht einmal um Gaben zu betteln, sondern von dargebrachten Geschenken zu leben. Gaetano also entsagte seiner einträglichen Pfründe, Caraffa dem Bistum Chieti und dem Erzbistum Brindisi, die er beide besessen hatte. Während sie des Tages zum Predigen in die Kirchen und auf die Plätze der Stadt gingen oder zu Pflege und Trost in die sonnenlosen Wohnungen der Fieberkranken, widmeten sie den frühen Morgen und den späten Abend der Versenkung in die Evangelien, dem Studium der Episteln und der Väter, wozu sie ein

kleines Haus auf dem Monte Pincio bewohnten, nahe der Vigna Capisucchi, wo noch Einsamkeit und Landfrieden der Meditation günstig war.

Seitdem näherte sich eine neue Generation der Höhe des Lebens, und die wechselvollen Schicksale Italiens hatten die Wege jener Freunde der göttlichen Liebe zerstreut. Nur einige von ihnen waren auf den Ruf Pauls III. wieder nach Rom zurückgekehrt, als dieser mit fürstlicher Sicherheit in der Wahl der Besten Contarini, Poole und Caraffa zu Beginn seines Pontifikates zu Kardinälen ernannt hatte.

* * *

Ihr trauernden Kinder, die ihr eure Mutter gebeugt von der Last der Schmach und ihrer Edelsteine beraubt seht, legt eure Trauer ab, die Zeit ist gekommen, Psalmen zu singen, und die Herzen zu Freude und Triumph aufzuheben; sie wird ihre Kleinodien wiederum empfangen, und sie werden an ihrem herrlichen Leibe strahlen bis an die Enden der Erde; da wird der rote Rubin heiliger Liebe an ihrem Busen aufflammen, die edlen Perlen stachellosen Glaubens werden ihre Stirne umkränzen; alle die köstlichen Juwelen der Treue, der Keuschheit, der Armut, der Süßigkeit des Herzens wird man in Staub und Unrat auffinden, und der teuren Mutter zurückbringen.

Als Johann Peter Caraffa sein päpstliches Amt antrat, ließ er die Welt wissen: ‚Wir versprechen und schwören, daß die Reform der allgemeinen Kirche und des römischen Hofes ins Werk gesetzt werde.‘

Was für eine Stunde, in der er diesen Schwur getan haben mochte, — allein mit dem Traum seines Lebens, der Nachts wie ein Stern, Tages wie eine Taube, und immer unerreichbar vor ihm geschwebt hatte, — allein mit der einzigen Sehnsucht seines Daseins, den Weltkreis aus dem Abgrund der Sünde in die sanfte Sphäre der Heiligkeit zu reißen, und plötzlich ausgerüstet mit aller irdischen Macht, der Schlange in Wahrheit den Kopf zu zertreten, und Feuer an Gottes Liebe und Gottes Zorn entzündet, auf allen Altären anzufachen. Nein, nicht die Kardinäle, denen er jede Gunst versagt, deren Üppigkeit und Eigensucht er offen verachtet hatte, konnten ihn zum Verwahrer der göttlichen Gnade und zum Vollstrecker seines heiligen Gerichtes berufen haben, — Gott hatte auf seine glühende Sehnsucht geantwortet, er selbst hatte die Geister im Eifer ihrer irdischen Ziele verwirrt und aus ihrem Unfrieden seinen Erwählten herausgeführt. Der Hoffnung seines Herzens mangelte nurmehr der unbeugsame Entschluß, der Schwur vor Gott und Menschen: ich will es vollbringen!

Indessen ist es eine bittere Frucht am Baume der Weisheit, daß menschliche Sehnsucht sich vergeblich in immer neuen Flammen verzehrt, und menschlicher Wille umsonst in heißen Nächten das Höchste erwählt und sich

mit heiligen Eiden vom Gemeinen scheidet; die aufgehellte Stunde verrinnt, die Schleier fallen, Lichte blitzen auf und weisen Wege und Ziele, und die Flamme des Herzens irrt ab von ihrer ewigen Quelle und weiß es nicht.

Das römische Volk und die Gesandtschaft der fremden Höfe bemerkte es mit Verwunderung, daß Caraffa, der Apostel evangelischer Tugenden, bei seiner Papstkrönung eine ungewöhnliche Pracht entfaltete; Herzöge und Grafen schienen dabei nur deshalb zu seinem Dienste vornehm genug, weil Könige und Kaiser nicht zur Stelle waren. Auch zögerte der Papst nicht, — mit mächtigem Blitzen unter den buschigen Augenbrauen — seine Erklärung für dieses Schauspiel zu geben: was Sylvester II. mit seinem kühnen Geiste geahnt, was Gregor VII. und Innozenz III. die Welt gelehrt hatten, die Herrschaft Roms über die Königreiche Europas, das wollte er lebendig und unverletzlich vor Augen sehen.

Wie ein kleiner Kreis, den wir auf die Grenzlinie eines unendlich großen Kreises legen, ein Stück Weges mit diesem zusammenläuft und es verdeckt, so vermochte in den ersten Monaten seiner Regierung kein menschliches Auge zu unterscheiden, ob der Papst sein Weltreich im Geiste begreifen würde, darin er im Geiste kämpfen und siegen wollte, oder ob die kleine Grenze seiner italienischen Erde gerade die größere seines ewigen Fürstentums streifte. Noch stand Zeichen gegen Zeichen; man sah Mönche aus Monte Cassino mit reformatorischen Befehlen des Papstes versehen, sich in alle Welt zerstreuen, um mit der Besserung bei den geistlichen Ständen anzufangen, Steuern wurden erlassen, gekaufte Ämter wurden abgefordert und nach Verdienst vergeben, — und die Freunde der göttlichen Liebe frohlockten über den Sieg des reinen Ideals; aber schon verwickelte sich der Papst in tausend Streitigkeiten mit seinen spanischen Nachbarn, nicht um Glauben und Dogma, sondern um Zoll und Markt, und die nervige Hand schien bedrohlich nach einem Schwerte zu greifen, den Willen, der sie leitete, deutlich zu machen; — schon — wenn der Papst seinen Haß gegen Kaiser Karl V. fessellos aus seinem empörten Inneren hervorließ — trübte sich die Quelle dieses leidenschaftlichen Gefühls; — während er als Papst und katholischer Christ damit begann, ihn einen Beschützer der Ketzer zu schelten, einen Förderer des Abfalls zur Waffe gegen den päpstlichen Stuhl, fuhr er als italienischer Fürst fort, über die Zerstörer des harmonischen Instrumentes Italien zu klagen, dessen vier Saiten Venedig, Mailand, Kirche und Neapel so lieblich geklungen hatten, und deren Zerreißung das aragonische Königshaus verschuldete; — schon vermischten sich — wie die Ursachen seines Zornes einander verdunkelten — in seinem Geiste unheilvoll auch die Mittel zur Macht, indem er nicht nur durch die Legion römischer Soldaten, durch angeworbene Söldner und Hülfstruppen, sondern auch durch Bindung der

Gewissen sich den Widersachern seiner irdischen Gewalt, die doch zugleich Söhne seiner Kirche waren, furchtbar machte.

Inzwischen hatte der Kardinal Santa Fiore Lottino an den kaiserlichen Hof nach Brüssel geschickt, um sich und die Kardinäle der spanischen Partei wegen der Wahl Pauls IV., die sie nicht hatten hindern können, zu entschuldigen; denn das Haus Caraffa war von alters her dem Kaiser sowie den ihm getreuen Häusern der Colonna, der Este, der Gonzaga verfeindet, so daß sich von der Politik des neuen Papstes wenig Gutes erwarten ließ, wenn anders er sich nicht ganz in seine reformatorischen Ideen verlieren würde.

Lottino war mit Gruß und Obedienz an den Vater der Christenheit und mit geheimen Instruktionen an den Camerlengo aus Brüssel zurückgekehrt, Instruktionen, die sich, wie man sagt, nicht nur gegen päpstliche Übergriffe richteten, sondern für mögliche Fälle auch gegen Freiheit, Land und Leben des Kirchenfürsten. Während nun der Marchese di Sarno, ein mit höfischen Formen wenig vertrauter Mann, sich vergeblich bemühte, dem Papste die friedlichen Gedanken des Kaisers klar zu legen, hatte Paul IV. die Brüsseler Nachrichten zu Gesicht bekommen, wies den Marchese ungeduldig zurück und stimmte seine reizbare Seele auf den hellen Ton des Krieges.

Da wurde, als der Papst nach Tische in seinem Wohnzimmer bei schwerem, auf den Hängen des Vesuv gewachsenem Weine saß, die empörende Neuigkeit überbracht, daß im Hafen von Civitavecchia französische Schiffe von den Spaniern aufgegriffen waren und auf Befehl des Kardinals Santa Fiore und im Einverständnis mit Carpi in Neapel dem Vizekönig Don Bernardino Mendoza zur Verfügung des Kaisers ausgeliefert werden sollten.

Dem Papste schwoll die Ader auf der Stirn. Die Hände auf den Tisch gestützt, hob er sich aus seinem Sessel in die Höhe und sah mit bittren, mißtrauischen Blicken auf die anwesenden Kardinäle; es waren Medici, Puteo, Burgos und Pauls Neffe Carlo Caraffa, der noch wenige Monate früher ein wüstes Soldatenleben geführt, aber durch den Schein der Bekehrung und durch die Offenbarung aufrichtigen und beherrschenden Hasses gegen die Spanier, dem alten Papst vor kurzem die Gunst des Kardinalshutes abgewonnen hatte. Auf Caraffa ruhte nun sein Auge und verlor den feindseligen Ausdruck des Argwohns, — von ihm glaubte er sich in Rat und Hülfe gegen die Unbotmäßigkeit der Kaiserlichen nicht betrogen.

Endlich unterbrach der Papst die Peinlichkeit der Stille, die anfing, schlimmer als die böse Nachricht auf die Gemüter zu drücken: ‚Es ist die Hefe der Welt, Same von Juden und Morenen, der das Reich Christi zersetzt, wie der Wurm den Weinstock; Barbaren, Vermaledeite Gottes sind diese Spanier! Unser gesegnetes und von Gott geliebtes Italien treten sie unter ihre Füße und lassen es zerreißen, wie die falsche Mutter ihren Wechsel-

balg. Sie höhnen unter einander: „Auf dem Stuhle Petri sitzt ein Mann, den das Alter zahm gemacht hat, dessen Handgelenke kein Schwert halten können, weil sie starr sind von Gicht und Krämpfen;" aber Gott hat uns verheißen, daß wir auf Schlangen wandeln, und Löwen und Drachen überwinden werden; er wird mir die Last meiner achtzig Jahre leicht machen, und meine Seele glühend wie die eines Jünglings; ich sehe Italien von den Barbaren und Ketzern befreit, ich, der ich dem Tode nahe bin, und wohl sagen dürfte: „Herr, lasse mich in Frieden fahren," — ich will es vollbringen, und die Großen der Welt zum Gehorsam zurückführen.'

Es traf sich, daß sowohl die Feinde als die Freunde des Papstes im Kardinalskollegium Gründe hatten, einen Krieg gegen die Spanier nicht zu widerraten; seine Feinde, weil ein unglücklicher Ausgang und der Ruin des Papstes davon zu erwarten war, seine Freunde, weil sie sich in der hohen Seele Pauls IV. durch den Kaiser verachtet fühlten. Auch war es mit einiger Gefahr verbunden, dem Papste zu mißfallen; man mußte immer gewärtig sein, als Schismatiker in die Engelsburg abgeführt zu werden.

So konnte es geschehen, daß der päpstliche Fiskal in einer förmlichen Rechtsklage gegen den Kaiser sowie gegen Philipp II. den Antrag stellte, diese Fürsten zu exkommunizieren und ihre Untertanen vom Treuschwur zu entbinden, ein ungeheures Wagnis, das in dem zügellosen Soldatenblut Carlo Caraffas seinen Ursprung hatte, der wohl wußte, daß König Philipp solche Kundgebung nur mit Krieg beantworten konnte, und daß er selbst am päpstlichen Hofe nur zu Kriegszeiten ein brauchbarer Ratgeber sein würde.

Herzog Alba erhielt also aus Madrid Befehl, sich aus dem Neapolitanischen an die Grenze des Kirchenstaates zu begeben, während dem Papste, dessen Kassen noch von den farnesischen Kämpfen zu Julius' III. Zeiten her leer waren, die französischen Gesandten 50 000 Scudi vorstreckten, damit Seine Heiligkeit vorläufig durch Militär geschützt werden könnte.

Inzwischen fuhr — am 14. September — Annibale Rucellai im Auftrage des Papstes und Carlo Caraffas nach Frankreich ab, Heinrich II. zu einem Bündnis mit Paul zu bewegen.

Man kannte in Rom die einflußreichen Persönlichkeiten des Pariser Hofes, und Rucellai kam wohl unterrichtet dahin. Die Guisen, die auf Kriegsruhm und -beute hofften, waren bald für eine Liga gewonnen; — die Montmorency — alte Gegner der Guisen — erwarteten sich bei deren Entfernung aus Paris eine unumschränktere Herrschaft über die Entschlüsse des Königs, und gaben deshalb ihre Stimme für den Bund; Frau von Valentinois endlich, die interessante Verwicklungen witterte, und die einer Sensation dringender als neuer Diamanten bedurfte, mahnte den allerchristlichsten König an seine Pflichten gegen die bedrängte Kirche.

Wiewohl, — da der Graf von Montorio sich bei Herzog Alba für den vom Papste gefangen gehaltenen Camerlengo verwendet hatte — die entführten Galeeren nach Civitavecchia zurückgebracht und nunmehr der Befehle des Papstes gewärtig waren, hörte doch Caraffa nicht auf zu rüsten, und auch die Kaiserlichen blieben nicht müßig.

Anfang Oktober kehrte Rucellai mit den besten Nachrichten aus Paris zurück, am 14. wurde die Liga unterzeichnet, derzufolge der König von Frankreich jetzt Beschützer der heiligen Kirche und des Papstes war, in Italien, wo immer Seine Heiligkeit ihn gebrauchen würde, kämpfen mußte, und für den Anfang 8000 Infanteristen, 5000 Lanzen, 1200 Reiter, dazu Munition und Lebensmittel über Meer zu schicken gehalten war; dagegen durfte er erwarten, daß bei glücklichem Ausgang der Expedition, also nach Vertreibung der Spanier, der Papst einen jüngeren Sohn des Königs mit Neapel belehnen würde, — indessen nicht ohne die empfindliche Forderung großer Entschädigungssummen an den Kardinal Caraffa und an den Grafen von Montorio, sowie eines Zinses von 40 000 Dukaten an den heiligen Stuhl. Sizilien wurde einstweilen dem zu einem Bündnis geneigten Herzog von Ferrara versprochen, wenn man es erobern würde.

Der Senat von Venedig blieb gegen solche verlockende Anträge unempfindlich; er hatte dem Kaiser Neutralität versprochen, und lehnte es sogar ab, sich mit Geld zu beteiligen.

Das außerordentliche Glück, tatsächlich mit Frankreich verbündet zu sein, sowie der unerschütterliche Glaube, Gott und die gerechte Sache für sich zu haben, benahmen dem Papst die letzten Bedenken, einen Krieg, der Italien und das westliche Europa in Flammen setzen würde, aus der Verborgenheit seines Gemütes auf die offenen Felder Latiums zu rufen. Als daher Herzog Alba, der seine Spanier nur widerwillig gegen den Vater der Christenheit führte, den er lieber mit ihnen gegen das Heer der Hölle verteidigt hätte, in einem devoten Schreiben um Satisfaktion für einige neapolitanische Untertanen bat, denen der Papst ihre Güter genommen oder sie ihrer Freiheit beraubt hatte, antwortete er in einem zornigen Briefe, alle Rebellen der Kirche werde Gott in seine Hand geben, — ein Brief, der Alba in die unerwünschte Notwendigkeit versetzen mußte, Schwert gegen Schwert zu gebrauchen.

Während der Papst noch den Boten an den Herzog abfertigte und seiner Empörung gegen jene neapolitanischen Edelleute mit den Worten Macchiavellis Luft machte, daß kein italienischer Baron armselig genug sei, sich nicht trotziger Gewaltsamkeiten gegen den Kirchenstaat zu erdreisten, öffnete sich die Tür, und Camillo Caraffa warf sich mit flehender Gebärde vor dem greisen Kirchenfürsten in die Knie; schon wollte dieser den Unge-

rufenen hart zurückweisen, als ein Ausdruck grenzenloser Hingebung in den Zügen des Jünglings ihn vermochte, seine Bitte anzuhören, wenn auch, während Camillo sprach, immer tiefere Finsternis das mächtige Haupt des Papstes überbreitete.

‚Eure Heiligkeit möge mir die Kühnheit vergeben, aber die Liebe zu dem unvergleichlich hohen Vorbild, das Ihr allen, die auf Gottes Wegen wandeln wollen, gegeben habt, treibt mich zu Euren Füßen. Heiliger Vater! Der Ihr den Fußspuren unseres göttlichen Heilandes nachgefolgt seid, der Ihr tausende bekehrt habt durch die Flamme Eures Wortes, durch das Licht Eurer Liebe, durch den Anblick Eurer Tugend, die alles menschliche Streben weit hinter sich läßt, — teurer Vater! wollet nicht Krieg und Belagerung mit Blut und Brand über die Christenheit verhängen; ohne Schwertstreich, im Zeichen des Kreuzes werdet Ihr alle Übermütigen zu Tränen tiefer Reue rühren; Eurer Sanftmut, heiliger Vater, Eurer göttlichen Geduld werden sich die Trotzigen beugen —‘

‚Knabe!‘ donnerte der Papst, und Camillo sprang entsetzt über die fürchterliche Stimme, die ihm entgegengrollte, auf die Füße. Auf seine stammelnden Fragen nach dem süßen Ideal, das er von ganzem Herzen suchte, hatte keine Antwort in der Seele des Papstes geklungen; er hob die Hand zum Himmel und schleuderte dem Jüngling die Worte des Propheten in das erbleichende Antlitz: ‚Verflucht sei, wer das Werk des Herrn lässig tut, — wer sein Schwert aufhält, daß es nicht Blut vergieße!‘

Während Camillo unter dem zornigen Blick des Papstes in den Hintergrund des Zimmers zurückwich, erschien er sich selbst in seiner friedseligen Demut verächtlicher als der feigste Soldat und zugleich hilfloser als ein Kind, das der unbegreifliche Zorn der Mutter durchaus verwirrt.

III.

Über der Zurückhaltung, mit der Herzog Alba den Feindseligkeiten des Papstes begegnete, indem er sich darauf beschränkte, über die bestehenden Rechte seines Königs in Italien zu wachen, und dazu keine Gelegenheit ungenützt ließ, eine friedliche Lösung der Konflikte herbeizuführen, war der Spätsommer des anderen Jahres herangekommen. Kardinal Caraffa hatte inzwischen die Geduld der Feinde zu einer Reise nach Frankreich mißbraucht, um König Heinrich von seinem Waffenstillstand mit Philipp II. abzubringen, und ihn von neuem und mit großer Dringlichkeit an seine Versprechungen gegen die heilige Kirche zu mahnen. Als darauf in der Tat die ersten tausend Gascogner aus Korsika im Hafen von Nettuno landeten, und weitere tausend sich in Toulon dahin einschifften, begann am ersten September Herzog Alba seinen Siegeszug in die römische Campagna.

Etwa zwei Monate später brach er eines frühen Nachmittages aus Grottaferrata auf und ritt auf eine Anhöhe, die ewige Stadt im Dufte des herbstlichen Himmels liegen zu sehen. Indessen wob der Hauch des Meeres mit den frischen Dünsten der Erde zarte Schleier, die im bewegten Spiel ihrer blassen Farben Rom verhüllten. Marc Antonio Colonna, der mit Ascanio della Corgna dem Herzog gefolgt war, sagte bitter: ‚Exzellenz, es ist der Rauch, gegen den Ihr uns zu Felde führt!'

Herzog Alba saß unbeweglich im Sattel, heftete die Augen auf die Stelle, an der ein dichterer Dunst erkennen ließ, daß er Zinnen und Kuppeln überspann, und schien Colonnas Anrede in der Intensität seiner Gedanken überhört zu haben. Dieser senkte unmutig den Kopf, warf nur hin und wieder einen fragenden Blick auf den Herzog, ob es gelegene Zeit sei, die eigenen Hoffnungen und die des Heeres vor ihn zu bringen. In Ascanios wohlwollenden Mienen mochte er die Gewißheit lesen, bei ihm einige Unterstützung zu finden, und wagte einen erneuten Versuch, das Ohr des Herzogs zu erreichen.

‚Exzellenz,' fing er zu sprechen an, ‚wenige Wochen haben Euch zum Herrn der Campagna gemacht; Ihr seid über Frosinone, Falvaterra, Rissi und Bauco hinweggeschritten mit Alexanders Schnelligkeit und Cäsars Kriegsglück; Anagni, die Kornkammer der Päpstlichen, ist in Eurer Hand; alle Straßen vermögt Ihr zu sperren, lange bevor der Herzog von Guise mit neuen Truppen aus Frankreich landen kann, — Exzellenz! gebt Euren Soldaten ein ihrer Tapferkeit würdiges Ziel, — haltet ihre Schwerter nicht auf, die bereit sind, Euch zum Herrn von Rom zu machen!'

Der Herzog wandte seinen Kopf heftig zu dem kühnen Sprecher um und sagte scharf: ‚Führe ich euch in der Tat gegen einen Rauch zu Felde? Ist es ein müßiges Hirngespinst, das wir uns gewöhnt haben, göttliches Gesetz zu nennen? Wer seid Ihr denn, daß Ihr glaubt, mit der Schärfe Eures Schwertes dem Statthalter Christi einen Bruchteil seiner Gewalt entreißen zu können? Meinst du vielleicht, wenn ich mich zum Herrn von Rom mache, daß ich auch nur eine einzige arme Seele von der Pein ihrer Sünde lossprechen könnte? Es gibt keine Herrlichkeit über der des Papstes, — er ist der Vater, — wohl uns, wenn wir seine Kinder sind!'

‚Also beklage ich,' entgegnete Colonna, ‚jedes tapfere Soldatenherz, das in diesem Kriege von Gespenstern zerbrochen ist; es wäre angemessener, wenn des Königs Majestät Neapel der Einfachheit halber räumen würde, desgleichen sein spanisches Königreich, sobald es Johann Peter Caraffa oder seinen gierigen Neffen darnach gelüsten sollte.'

Herzog Alba, dem es beliebte, diese Rede Colonnas nicht als Spott oder Unmut, sondern als eine ernsthafte Zumutung aufzunehmen, entgegnete ruhig: ‚Es wäre allerdings die vollkommene Erfüllung unserer Gedanken

über einen christlichen Weltkreis, wenn alle Könige sich gern ihrer Reiche entäußerten, um sie allein aus der Hand des göttlichen Stellvertreters zu empfangen.‘

Während der Herzog so in seinem Geiste einer schönen, harmonischen Weltordnung nachhing, mischte sich unliebsam in solche Träume die Erinnerung an das letzte Handschreiben seines Königs, der, wie es seine Gewohnheit war, auf eine umständliche Weise die Schuldigkeiten des allerchristlichsten Königs gegenüber dem Papste beschrieb, indem er doch zugleich durch die künstlichen Verzierungen des affektiertesten Stils seine eigentlichen Befehle an den Herzog verdunkelte, den er damit in die Qual der Ungewißheit versetzte, aus der allgemeinen Kenntnis seines Herrn heraus erraten zu müssen, was dessen wahre Entscheidung in den vorliegenden Fragen sein möchte, — eine Kunst, auf die sich Herzog Alba zwar wie kein zweiter im Königreich verstand, die indessen in einem sanft beherrschten und willig gehorchenden Erdkreis wenig Anwendung gefunden haben würde. So wäre es denn — sowohl wenn der Herzog der verschlagenen, niemals rückhaltlosen Art König Philipps, als auch der nur allzu deutlichen Herrschsucht Caraffas gedachte, — vermessen gewesen, das Verhältnis zwischen Fürsten und Papst als bereits dem ausgesprochenen Ideal nahe gerückt zu empfinden. Es verstimmte deshalb Herzog Alba nicht, daß Colonna noch einmal seine einfältigere Seelenstimmung laut werden ließ, indem er sagte: ‚Es muß — bei dem gelobten Namen unseres Herrn — keine Kleinigkeit für einen Menschen sein, die Stelle eines Gottes vertreten zu sollen.‘

‚Du begreifst, Marc Antonio,‘ mischte sich Ascanio mit behaglichem Lächeln in das Gespräch, ‚daß ein solcher Mensch von Zeit zu Zeit an seine Göttlichkeit erinnert werden muß. Wenn Seine Exzellenz auch nicht gegen einen satisfaktionsfähigen Gegner Krieg führen, so solltest du doch Temperament genug in Papst Paul gespürt haben, um ihn nicht geradezu als ein Gespenst zu brandmarken. Sofern er — ein Mensch und Italiener — das Schwert gebraucht, können wir — Soldaten und Spanier — es ihm aus der Hand schlagen, ungeachtet wir seiner Heiligkeit und Erhabenheit die tiefste Ehrfurcht bezeugen.‘

Nachdem Herzog Alba, der in der kommenden Nacht einen Ausfall der Feinde aus Veletri und Sermoneta fürchtete, Marc Antonio mit Instruktionen nach Grottaferrata zurückgeschickt hatte, ritt er in Ascanios Begleitung die Landstraße nach Albano entlang.

Die Campagna lag dunkel und unendlich wie die Meere des Nordens da, und nur ein schmaler, mattblauer Streifen zeigte das wirkliche Meer an, das schon im Westen begann, sich in flüssiges Kupfer zu verwandeln. Herzog Alba hatte aber seinen Blick von der Herrlichkeit der Welt abge-

wendet und allein auf die peinlichen Forderungen des Tages gerichtet, indem er sich mit einem abergläubischen Widerwillen gegen die Vorstellung auflehnte, mordend, brennend und erobernd durch den Kirchenstaat zu ziehen, während er doch seinem König Rechenschaft über die Erfolge dieses Krieges schuldig war, und sich die Päpstlichen gewiß nicht gescheut hätten, die blühenden Felder eines treuen Sohnes der Kirche mit Mord, Brand und Eroberung in ödes, verfluchtes Land zu verwandeln. Ascanio sog indessen beschaulichen Gemütes die abendlichen Düfte ein, wie sie ihm von Bergen und Bäumen entgegengezogen kamen, betrachtete erfreut die rosa Wölkchen, die nach Sonnenuntergang auf dem Monte Cavo zu lagern pflegen, und grüßte den guten Mond, als er still über San Francescos Kloster heraufzog, dessen schlanke Cypressen tiefschwarz in sein silbriges Licht hineinwuchsen. Die beiden Reiter lagerten in einem Olivengarten, nahe dem Albaner See, wo unter den mattglänzenden Ölbäumen ein einsamer Schimmel graste und die geisterhaften Umrisse der nächtlichen Landschaft seltsam genug belebte.

Ascanio della Corgna, gewöhnt den Schlaf zu finden, wo immer er ihn suchte, ließ bald am gleichmäßig geräuschvollen Atem erkennen, daß kein Papst und kein König seine Gedanken lebendig hielt; aber Herzog Alba wachte fröstelnd und unruhig die Morgendämmerung heran. Noch haftete an allen Wäldern die Dunkelheit der Nacht, als er schon sein Pferd bestiegen hatte und hinab in das Städtchen geritten war, um nach seiner Gewohnheit der Frühmesse beizuwohnen. Während die heilige Handlung vollzogen wurde, warf die unsichtbare Sonne den Saum ihres Kleides über die Berge, die Nacht riß sich von den Zweigen der Bäume los und entwich aus verschwiegenen Felsspalten und aus den Straßen der Stadt. Ein köstlicher Herbstmorgen hatte begonnen, bis der Herzog die Kirche verließ, und, einem unwiderstehlichen Drange folgend, die neue Appische Straße herauftritt, bis zu der Stelle, an der sie die Höhe ihrer sanften Steigung erreicht, und inmitten des weiten Landes Rom sichtbar wird. Unmöglich, wie es war, einen Krieg fortzusetzen, indem man Plätze einnahm und wieder aufgab, Soldaten verbrauchte, ohne mit den Überlebenden die Frucht des Sieges zu pflücken, Briefe mit dem geheiligten Gegner wechselte, ohne doch mit Devotion bei seiner Unbeugsamkeit das Geringste zu erreichen, war die Stunde gekommen, in der Herzog Alba seiner Furcht und Liebe für dieses Rom einen neuen Entschluß abringen mußte; denn die Sprache, auf die man im Vatikan hören würde, schien einzig der Donner der Geschütze zu sein, — so laut und so nah, daß die Stadtmauern unter seinem Anprall erzitterten. Wenn Herzog Alba die Möglichkeit bedachte, daß der Papst ihn durch seine maßlosen Ansprüche zu einer Beschießung Roms zwingen würde, begann er aller glühenden Verehrung des katholischen Ideals zum Trotz,

mit dem obersten Hirten ernstlich zu hadern. Noch freilich glaubte er in der Lage der Dinge sowie in seiner eigenen Brust keinen Zwang zu diesem — wie er es nannte — ungeheuerlichen Frevel zu finden, und er gab sich der Hoffnung auf Frieden, Versöhnung und Vergebung hin, wenn der Papst durch den Verlust Ostias seine kriegerische Ohnmacht deutlich begriffen haben würde. Auch mit der Belagerung von Ostia hatte er länger gezögert, als es in einem ernsthaften Kriege, in dem die Rücksicht auf Gefühle des Gegners nicht bei den Entscheidungen ins Gewicht fällt, möglich gewesen wäre. Um dieser Gefühle willen hatte er Pietro Strozzi Zeit genug gelassen, zur Verteidigung und Hilfe des Papstes mit zweitausend Infanteristen und fünfhundert Reitern in Rom einzurücken. Dies und das Schreiben Philipps II. erwägend, riß der Herzog gewaltsam seinen Blick von der ewigen Stadt los und ließ ihn über die Campagna hingleiten, die im Lichte der Morgensonne einem schmalen Teppich mit matt getönten Feldern aus einem persischen Muster gleichen mochte, während das Meer breit und prächtig, in leuchtenden Farben schillernd, heranrollte; an dem dunkelsten Felde in der Zeichnung, das von einem Pinienwalde herrührte, darin gerade der Marchese Sacchetti das Kastell gegen die Piraten bauen ließ, erkannte er die Nähe Ostias. Er kniff die Lippen fester zusammen, wandte sein Pferd und ritt, bereichert um den Willen, Roms Hafen zu erobern, nach Albano zurück.

Etwa eine Meile südlich von Ostia und am linken Tiberufer schlug Herzog Alba mit der spanischen Infanterie und der gesamten Kavallerie sein Lager auf. Zur Verbindung mit der auf der Insel quartierten Artillerie, zu deren Schutz ein Teil der italienischen Infanterie kommandiert war, ließ er eine transportierbare Brücke über den Tiber schlagen, aus vielen, mit eisernen Angeln verbundenen Barken gebildet, die zu beiden Ufern besonders angekettet wurden. Herzog Alba, der selbst auf solchen Galeeren den Herzog Johann Friedrich von Sachsen auf der Elbe gefangen genommen hatte, verstand sich auf Bau und Nutzen dieser Übergänge aufs beste.

Die päpstlichen Soldaten hatten sich unter Oratio dello Sbirro aus der Stadt hinter die nahezu uneinnehmbaren Mauern, Türme und Befestigungswälle des eine weitere Meile südlich und sechshundert Schritte landeinwärts gelegenen Kastells zurückgezogen, wo sie durch reichliche Munition und Verpflegung sicher gemacht, den Angriff der Spanier begierig erwarteten. Dazu kam von Rom Pietro Strozzi mit seinen Truppen, und lagerte sich an der Mündung des Finmicino, welcher sechs Meilen vom Tiber entfernt langsam ins Meer fließt.

Nachdem Herzog Alba das Kastell während sieben Tagen hatte beschießen lassen, gab er den Befehl zum ersten Ansturm, dessen Ehre Gonzaga Francesco della Tolfa überließ. Der Herzog selbst nahm in einem Hause

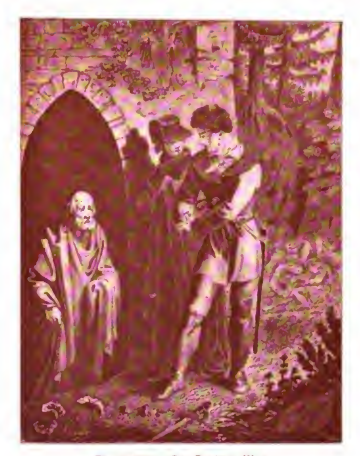
Jos. Kösel autotyp.

Joseph von Führich.





Aus Goethe, «Hermann und Dorothea».

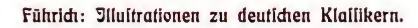




Aus Schiller, «Die Räuber» IV, 5.



Aus Schiller, «Don Carlos» IV, 7.



Führich: Illustrationen zu deutschen Klassikern.



als gerieten die Spanier in den offenen Schlund eines Verderben speienden Ungeheuers hinein, und wiewohl der Herzog, der nicht nutzlos seine besten Leute verlieren wollte, sofort zum Rückzug blasen ließ, kamen von dreihundert, die Acosta angeführt hatte, nur zweihundert ohne Führer zurück.

Auch Francesco della Tolfa hatte sich wiederum unter die Spanier gemischt, um Ruhm und Gefahr des Augenblicks zu teilen, hatte auch die Batterie bis zur Hälfte erstiegen, als ein Steinwurf ihm die rechte Hand zerschmetterte und er selbst halbtot zusammenbrach. Herzog Alba gab ihm die Ehre des Tages, an dem die Feinde zwar nicht besiegt, aber doch insofern überwunden waren, als die Besatzung, die ihre Munition sinnlos verschossen und außerdem die Energie der Angreifenden gefühlt hatte, um Verhandlungen bat. Nachdem Ascanio della Corgna die Schlüssel in Empfang genommen hatte, zogen sich die Päpstlichen in einen Seitenflügel des Castells zurück, während der Herzog und die Spanier bei Nacht durch das Haupttor einrückten.

So ergab sich Ostia und machte den Papst bedenklich, ob er als Sieger aus diesem Krieg hervorgehen würde, und geneigt, ihn zu beendigen, bevor die Spanier auch vor den Toren Roms Einlaß begehren möchten. Wiewohl die Friedensbedingungen, mit denen er den Kardinal Caraffa zum Herzog schickte, diesem fast ein Lächeln entlockten, da sie von solchen nicht um Haaresbreite abwichen, die der Papst hätte machen können, wenn etwa seine Truppen vor Neapel lagerten, wie die Spanier in diesem Augenblick drei Wegstunden von Rom, so schickte er doch einen Boten an König Philipp, ihm die Anträge des Papstes zu unterbreiten, und empfahl sie noch selbst seiner königlichen Entscheidung. Um diese ohne neue Verwicklungen machen zu können, schlossen die Parteien, die sich auf der Insel, als auf neutralem Gebiet getroffen hatten, einen Waffenstillstand, der vierzig Tage dauern sollte, und bei dem sich wiederum Herzog Alba nicht als Herr und Sieger behauptete, sondern wie ein frecher Eindringling jedes Brot für seine Soldaten mit zehn Unzen teuer bezahlen mußte, wobei es dann noch dazu geschehen konnte, daß sich das Mehl als mit Sand untermischt erwies.

Noch bevor der Bote aus Madrid mit Krieg oder Frieden zurückgekehrt war, machte der Herzog den Grafen von Popolo zum Vizekönig über die eroberte Campagna, verließ selbst die Nähe Roms und wandte sich in scharfen Ritten nach Neapel.

IV.

Anders nahmen die Ereignisse in der Welt der Wirklichkeiten ihren unheilvollen Fortgang, anders spiegelten sie sich in dem eindrucksvollen Gemüt Camillo Caraffas wieder. Seitdem sein junger Vetter Alfonso den

Zweck seines Lebens darin suchte, sich in der Gunst des Papstes zu sonnen und somit Kardinal von Neapel geworden war, zeigte er sich weniger denn je geneigt, Camillos wunderliche Fragen und Zweifel zu widerlegen oder zu billigen. Dagegen hatte sich ein reiferer Geist am Hofe Pauls IV. des Jünglings angenommen, und durch die immer gleiche, ernsthafte Ehrfurcht, die er dem alten Papst bewies, den widerstreitenden Gefühlen Camillos nicht selten Ruhe und Festigkeit zurückgegeben. Es war der Kardinal Vitellozzo Vitelli, dem die Nachgeborenen so manche kluge Aufzeichnung über die Geschichte der Päpste und Kardinäle verdanken; seine klaren und gütigen Augen vermochten im menschlichen Angesicht auch unter der Verzerrung der Leidenschaften das Ebenbild Gottes zu erkennen, und wenn immer sich Camillo in heftigen Anklagen erging, wie der Papst in Krieg und Politik die Nachfolge Christi preisgebe, pflegte er nachdrücklich zu erwidern: „Hat er je einen Unglücklichen ohne Trost noch Hilfe von sich gelassen? Oder welcher Hoffnungslose hätte vergeblich die Großmut seines Herzens angerufen?'

‚Sollten wir im Zweifel sein,' bewies er dem Jüngling eines Tages, als eben ein Handschreiben Herzog Albas vom Papste mit Verachtung erwidert wurde, ‚ob Gott die Gaben des Herzens nicht als genug erachten wird, auch wenn der unaufhaltsam strebende Geist nicht länger die Hindernisse, die er überwinden sollte, von den Schranken, die er achten sollte, unterscheidet.'

‚Gibt nicht der Papst vor,' wandte Camillo ein, ‚zu allen Gewalttaten, die er geschehen heißt, von Gott berufen zu sein?'

Aber Vitelli erwiderte unbeirrt: ‚Er ist ohne Falsch; die Leidenschaften freilich trüben die Sinne und machen auch das Gehör stumpf für die leise Stimme Gottes, die zu einem stillen Gemüt deutlicher vernehmbar spricht.'

Wirklich vermochten die kurzen Jahre der Regierung Pauls IV. sein Lebensbild auch in den Augen der Gutgesinnten so zu trüben, daß sie nur noch mit Trauer an die Vergangenheit denken konnten, in der sie diesen Mann geliebt hatten, und wo es ihnen Trost und Stärkung gewesen war, seinem edlen Muster nachzuleben.

Mochte nun der Papst immerhin mit leidenschaftlichem Eifer die Inquisitionskongregationen besuchen, — wie man ihn denn an jedem Donnerstag, auf seinen Krückstock gestützt, mit neuen Vollmachten und Erlässen in den Händen, unter die versammelten Inquisitoren treten sah, — mochte er — wiewohl zum Schmerz der Christenheit — in der heftigen Verfolgung eines einzigen widerspenstigen Ketzers ganze Königreiche sich von Rom abkehren lassen, so war es doch seiner maßlosen und blind auf ein nahes Ziel gerichteten Natur gemäß, so und nicht anders zu verfahren. Niemals machte er sich Fürsten und Königen insoweit gleich, daß er ihre Gesandten mit der

Rücksicht behandelte, die an jedem anderen Hofe vorsichtig geübt wurde. In den bedrängtesten Zeiten, als der hilflose Papst ganz auf den Schutz des französischen Königs angewiesen war, ließ er seinen Gesandten ein volles Jahr auf eine Audienz warten, zögerte, nachdem er sie gewährt hatte, am festgesetzten Tage durch fünf Stunden, den geduldig Harrenden zu empfangen, worauf dieser, als ihm endlich der Zutritt gestattet wurde, lange in schweigender Ehrfurcht die Gedanken des Papstes über kirchliche Reform und Klosterzucht anhören mußte, und fand sich schon fast wieder entlassen, als er noch bescheiden wagte, auch sein Anliegen vorzubringen, während der Papst einen so durchbohrenden Blick auf ihn warf, als wolle er auf dem Grunde der Seele dieses unglücklichen Gesandten lesen, ob sich da irgend etwas wie Rebellion und Widerspruch geregt hätte. Verfuhr er so mit den Gesandten befreundeter Höfe, — was sollten sich die der gegnerischen Fürsten von ihm erwarten? Dem englischen Gesandten, der dem Papste die Thronbesteigung der Königin Elisabeth anzeigte, und der gleichzeitig andeutete, daß diese noch zwischen dem alten und dem neuen Glauben für sich und ihr Land schwanke, antwortete er heftig, sie, als ein uneheliches Kind, habe sich in ihren Rechten auf den Thron Englands seiner väterlichen Entscheidung zu unterwerfen, dürfe aber auf ein gnädiges Urteil hoffen, wenn sie alles englische Kirchengut zurückerstatten und den Peterspfennig wieder einführen wolle, — Forderungen, auf die Julius III. verzichtet und damit England zur Rückkehr gebracht hatte, auf denen nun Paul IV. bestand und ein Königreich verlor.

Mochte es also der Papst in der unvergleichlichen Heftigkeit seiner Gefühle verschmähen, die Wege der Vernunft zu betreten, und Siege und Erfolge mehr als ein Wunder vom Himmel auf ihn niederströmend erwarten, so blieb es doch nur den tiefsten Menschenkennern unter seinen Zeitgenossen vorbehalten, auch an die Lauterheit dieser Gefühle zu glauben, während er den Krieg gegen die treuesten und begeistertsten Katholiken Europas führte, wobei er sich von Protestanten schützen und verteidigen ließ, und sich nicht scheute, Suleimann I. um Hilfe gegen den allerchristlichsten König anzugehen.

Es war an einem strahlenden Sommermorgen, als dreitausend Schweizer unter einem Obersten aus Unterwalden in Rom einzogen; der greise Papst stand auf der Loggia der Peterskirche und erwartete mit klopfendem Herzen das Erscheinen der Regimenter, — ungeduldig, seinen Segen über sie auszugießen, da füllte sich auch schon der Platz mit hünenhaften, blonden Burschen, die ihre sieben Fahnen, auf denen in goldenen Lettern zu lesen stand: ‚Defensores Ecclesiae‘, lustig im Sonnenschein blitzen ließen. Tränen aufrichtiger Rührung stürzten dem Papst aus den Augen, mit überströmender Innigkeit dankte er Gott, der ihm diese Legion von Engeln gesandt habe, und sein erregtes Gemüt war voreingenommen

genug, nicht zu bemerken, daß diese stämmigen Gesellen eine Legion von Ketzern darstellten, die, wenn sie in Friedenszeiten vor seinen Großinquisitor Michele Ghislieri gekommen wären, als Verbündete des Teufels ohne Gnade dem Gericht und Feuer hätten überantwortet werden müssen. Die Schweizer nahmen denn auch den päpstlichen Segen etwas spöttisch und jedenfalls ohne Begeisterung hin und überließen es dem Herzog von Alba und den übrigen Gegnern des Papstes, darnach zu schmachten.

Nachdem die Friedensverhandlungen vor Ostia gescheitert waren, gelang es Pietro Strozzi, einige Erfolge zugunsten des Papstes zu erringen; auch das Eintreffen des Herzogs von Guise mit den französischen Truppen lies die Caraffas noch einmal eine schwache Hoffnung schöpfen, ob es ihnen nicht doch gelingen möchte, die verhaßten Spanier aus Italien zu vertreiben. Indessen interessierte die Franzosen, obgleich sie Katholiken waren, doch die Sache des Papstes nur wenig; was sie antrieb, auch nachdem sie bemerkt hatten, daß von Soldaten und Verbündeten, die Carlo Caraffa in Paris versprochen hatte, in Rom kaum ein bescheidener Bruchteil leibhaftig vorhanden war, doch die vom Papste und seinem Neffen gewünschte Eroberung Neapels zu versuchen, war die unüberwindliche Begierde, welche Völker eines rauheren Himmels nach einem Lande zu haben pflegen, das Öl, Brot und Wein auf dem gleichen Boden trägt, und seinem glücklichen Besitzer darbietet. Aber Herzog Alba hatte mit kluger Vorsicht die Grenzstädte befestigt, die Truppen verteilt, die Küsten mit Bewachung versehen, und war noch dazu an allem, was ein Feldherr zu siegen nötig hat, seinem Gegner überlegen, — an Geld, an Soldaten und an Kriegsglück.

Nur einmal kam es während dieses mit soviel Vorsicht und Zurückhaltung geführten Krieges zu einem offenen Gefecht. Auf der Heerstraße nach Palliano stieß Marc Antonio Colonna mit einem Trupp Spanier und Baron von Feltz mit seinen deutschen Landsknechten auf die dreitausend Schweizer aus Unterwalden und sechs italienische Fahnen unter Giulio Orsini. Colonna stellte die Deutschen gegen die Schweizer, die Spanier gegen die Italiener. Als er sah, daß die spanische Infanterie Mühe hatte, befahl er den leichten Reitern, in die Flanke der Feinde einzufallen, die sich auch schon öffnete, worauf er mit Hilfe einer Fahne Landsknechte die Italiener vollends in die Flucht schlug, die ihnen, da sie ein bergendes Gebüsch im Rücken hatten, auch gelang. Länger als die Italiener hielten sich die Schweizer. Giulio Orsini — nachdem er seine Regimenter verloren hatte — sammelte jene immer von neuem, bis die tapfere Schar als Tote oder Verwundete den Straßengraben anfüllte.

Kaum vermochte der Papst die Trauerkunde über diesen unersetzlichen Verlust zu fassen, als sie von einer größeren überholt wurde: in den

Niederlanden hatten die Spanier in der großen Schlacht von St. Quentin über die Franzosen gesiegt; König Heinrich rief den Herzog von Guise in das bedrängte Vaterland zurück und fort von seinen erfolglosen Abenteuern im Dienste der Kirche, der Ländergier oder irgend eines Parteihasses, mit dem weder der französische König noch sein Feldherr etwas zu schaffen hatte.

Als der Papst sich so aller Verbündeten beraubt sah, hätte er, wie man glauben möchte, wohl daran zweifeln können, ob Gott ihn in Wahrheit zu diesem Kriege berufen habe; aber er beschied alle Kardinäle zu sich, zählte die von den Spaniern eroberten und geplünderten Orte auf, und schloß, indem er schwärmerisch sagte: ‚Aber was ist das alles gegen die Greuel, denen wir entgegen leben? Sie werden kommen und mein teures Rom ausrauben und verbrennen; sie werden mich zum Gefangenen machen, und Christus hat mir nicht die Krone des Siegers, wohl aber die des Märtyrers vorbehalten, die ich mit unerschrockener Seele erwarte.‘

Dieser Augenblick, der dem Kardinal Vitelli von neuem die lautere Seele des Papstes offenbarte, die Sieg oder Gefangenschaft mit gleicher, glühender Begeisterung hinnahm, hätte auch die minder Einsichtigen belehren können, wie hoch erhaben Papst Paul über jedem irdischen Beweggrund zu seinem Handeln war, dessen wahre Quelle, die heiße Sehnsucht, Gottes Willen zu tun, nie versiegte.

Damals lag der Herzog von Guise mit den französischen Truppen bei Tivoli im Quartier, Herzog Alba und die Kolonnen in der Ebene von Valmontone. Ein feuchter Tag nahte sich seinem Ende, als Hauptmann Moschero, den der Herzog ausgeschickt hatte, vor Rom zu rekognoszieren, mit der Nachricht ins Lager zurückkehrte, daß zwei Kanonen genügen würden, Porta maggiore aufzuschließen.

Keine Botschaft kam Herzog Alba unwillkommener als diese; konnte er als Feldherr und Diener seines Königs das Ende nicht länger verzögern, indem er in Rom einrückte und somit den Papst zum Frieden zwang, so würde es doch seiner Gemütsstimmung weit mehr entsprochen haben, wenn im entscheidenden Augenblick die Rekognoszierung gezeigt hätte, daß eine himmelhohe Mauer den Nachfolger Christi und seine ewige Stadt einschließe, menschlicher Kriegskunst zum Spott und Wahrzeichen. Mit feindseligem Blick sah er den Hauptmann Moschero an, diese fühllose Kreatur, die angesichts der römischen Tore die Schüsse abschätzen konnte, mit denen ein Heer Soldaten sich den Eingang erzwingen würde.

In der Nacht brach das Heer auf; die leichten Reiter bildeten die Avantgarde, es folgte die spanische, die deutsche Infanterie und die gesamte Artillerie; die Parole dieser Nacht lautete ‚Libertà‘. Ein gleichmäßiger, feiner Regen begünstigte die Verborgenheit des Zuges, der denn auch unbemerkt

vor den Mauern Roms ankam. Dort berief Herzog Alba alle Hauptleute vor sich, gemahnte sie, daß sie im Begriff seien, eine heilige Stadt zu betreten, die er nicht anders behandelt wissen wolle, als ob sie ihrem König befreundet oder verbündet wäre, worauf er einem jeden durch Wort und Handschlag das Versprechen abnahm, für die Disziplin seiner Leute die Verantwortung in ihrer ganzen Schwere zu tragen. Da drängte sich Ascanio della Corgna, der sich zuvor unter die Truppenteile gemischt hatte, in die Nähe des Herzogs und sagte mit gedämpfter Stimme: ‚Exzellenz, mit den Spaniern allein möchte es wohl gehen, denn sie haben Ehrfurcht vor der Kirche; aber die Deutschen sind unter uns, und was ist ihnen Rom und der Papst? Es ist eine schreckliche Nation; bald werden sie auch des Heilandes nicht mehr bedürfen, da sie sich schon erdreisten, ohne Vermittlung der Heiligen, geradezu mit ihren ungewaschenen Mäulern unseren Herrgott anzureden.‘

Währenddem ließen die Römer, die sowohl einen Überfall der Feinde als auch einen Aufstand der Unzufriedenen in den eigenen Mauern fürchteten, Leuchtkugeln über San Giovanni in die Höhe steigen, die den Schein erwecken sollten, als hätten sie die gegnerischen Absichten entdeckt und Vorkehrungen zur Abwehr getroffen. Der Herzog benützte diesen Vorwand, von der geplanten Einnahme Roms abzustehen, und verbarg darunter seine Besorgnis um den Papst, den er nicht der Willkür der Deutschen ausliefern wollte. Er befahl den Rückzug, den die Soldaten mit widerwilligem Gehorsam und finstern Mienen antraten, und nur des Herzogs Auge war heller und freier als zuvor; mit ungewohnter Vertraulichkeit legte er seine Hand auf Ascanios Arm und sagte: ‚Ich bin ein Spanier und fürchte weder Tod noch Teufel; aber Gott weiß, daß ich mich fürchte, vor das Angesicht des Papstes hinzutreten, gegen den ich mein Schwert geführt habe. Wie sollte ich seinen Anblick ertragen, wenn ich ihm Rom verwüstet hätte?‘

‚Es soll noch keiner von ihm gegangen sein,‘ bestätigte Ascanio, ‚den er nicht zu Bewunderung oder Haß hingerissen hätte.‘ Der Herzog nahm hierauf in Genzano Quartier, nachdem er sein Heer auf Palestrina und die Gegend von Palliano verteilt hatte.

Es traf sich, daß der Papst in diesen Tagen in seinem Gebetbuch einen Zettel mit geheimnisvollen Andeutungen über die Ausschweifungen der Caraffas fand, was er, der aus keines Menschen Munde eine Warnung geduldet hatte, wie einen Stachel im Fleische fühlte, so daß er unter seinen Kardinälen suchte und wühlte, welcher ihm als Arzt beizustehen vermöchte; denn unanfechtbar war sein Glaube an die lautere Gesinnung der Nepoten nicht mehr, seitdem der Papst an den Geschehnissen doch hatte bemerken müssen, wie oft Carlo Caraffa den Feind ohnmächtiger und den Freund gewaltiger vor ihm geschildert hatte, als es die Wirklichkeit bewährte.

Von peinlicher Unruhe gequält, rief er den Kardinal Vitelli zu sich und trug ihm auf, alles, was er über das Treiben der Caraffas erfahren würde, vor ihn zu bringen. Vitelli, der wie alle andern das durchsichtige Spiel der Nepoten kannte, dem Papst indessen den bitteren Eindruck ersparen wollte, daß er nur jeden beliebigen römischen Bürger zu befragen brauche, um die Wahrheit zu hören, versprach, daß er in aller Verschwiegenheit sich bei vertrauenswürdigen Leuten Aufschlüsse holen wollte, und lenkte das Gespräch auf König Philipp und den Herzog von Alba, indem er den Papst daran erinnerte, wie sehnlich seine Feinde nach Vergebung und Frieden dürsteten.

‚Ja, Friede!' entgegnete der Papst lebhaft und gab damit einem plötzlich aufgewachten Gefühl Raum, daß nur in Friedenszeiten die stille Stunde zu ihm kommen könnte, in der er sich selbst und die umgebende Welt im reinen Spiegel wägender Gedanken betrachten würde.

Jetzt freilich, als er die Notwendigkeit empfand, dem Gegner nach soviel Niederlagen die Hand zu bieten, war sein Herz voll von Groll gegen diesen, wie auch gegen die schlechten Ratgeber, die ihn in Krieg und Feindschaft gebracht hatten, und der Stachel im Fleisch peinigte ihn empfindlich.

‚Schweige mir von Philipp!' sagte er deshalb abbrechend zu Vitelli, und einen trostlosen Blick auf ihn richtend fuhr er mit zitternder Stimme fort: ‚Er ist es, der meine Seele versucht hat, — aber die Caraffas, denen Gott verzeihen möge, haben mich um den Schmuck der Heiligkeit gebracht!'

Kardinal Vitelli, erschrocken und ergriffen von den Worten des alten Papstes, wollte diesen der unbegrenzten Verehrung der Christenheit versichern, brach aber seine Rede unvollendet ab, als er bemerkte, daß der Papst vor großer Bewegung menschlichen Zuspruch überhörte.

In Cavi wurde der Friede geschlossen, — nicht als zwischen dem Herrn der Schlachten einerseits und dem schwer Getroffenen andererseits, sondern als zwischen zwei Gegnern, die ihre Kraft gemessen und gleich erfunden haben, wobei die Form durch das Verhältnis des obersten Hirten zu den Söhnen seiner Kirche bestimmt wurde. Als erste Friedensbedingung forderte der Papst, Herzog Alba solle im Namen des Königs nach Rom kommen, ihm den Fuß küssen und Devotion versprechen, — ein Verlangen, das der Herzog auch am ersten Tage des Krieges ohne Zögern erfüllt hätte.

Schon in seinem Vorzimmer empfing ihn der Papst, indem er beide Arme ausbreitete; aber Herzog Alba beugte sein Knie und verharrte länger und inbrünstiger in der Gebärde seines ehrfürchtigen Grußes, als es die Sitte von ihm verlangt haben würde. Der Kardinal Taddeo Gaddi will ein andächtiges Ave in dieser Zeit gebetet haben.

In tiefer Bewegung hob der Papst seinen Sohn und Sieger auf küßte ihn auf beide Wangen und überhäufte ihn mit Gunst und Gnade.

Am Abend dieses Tages trat Camillo Caraffa in das Studierzimmer des Kardinals Vitelli ein; so viel auch die mächtigen Folianten, die an allen Wänden prangten, von Päpsten, Fürsten und Völkern, von ungerechten Kriegen und listigen Verträgen erzählen mochten, so vermeinte der Jüngling doch immer in diesem Raume einen Hauch von Weltfrieden zu verspüren, nach dem seine Seele so innig dürstete.

‚Was für ein ungeheuerlicher Tag,' begann er, um die wechselnden Gedanken, die in ihm lebendig waren, durch Rede und Antwort zur Eintracht unter sich zu führen; ‚welcher ist es,' fuhr er eifrig fort, ‚der sich heute zu Christus bekehrt hat? Der Herzog von Alba oder der Papst? Und auf wessen Wegen sind sie während dieses blutigen und wahnsinnigen Krieges gewandelt?'

‚Was haderst du mit den Ereignissen,' entgegnete der Kardinal, ‚die einmal ihr wahres Antlitz enthüllt haben, da die irdischen Dinge sonst den geistigen Funken, der sie bewegt vor den Augen der Menschen, die den Anblick nicht ertragen könnten, zu verbergen pflegen; denn was vermag der Mensch schwerer zu begreifen und zu verzeihen als die erhabene Notwendigkeit, der Freund und Feind gleichmäßig gehorcht haben?'

Camillo traten die Tränen in die Augen.

‚O, wie kann ich länger auf Trost und Erleuchtung hoffen!' rief er schmerzlich aus.

‚Es ist in der Tat einigen menschlichen Herzen ein Trost und ein vollkommenes Genügen,' antwortete der Kardinal, ‚in den Blättern der Geschichte die geheimen Quellen aufzufinden, die dem Schoße der Erde rein und klar entspringen, und erst in ihrem Lauf durch die Oberfläche der Welt getrübt werden; und schon mancher, indem er angesichts dieses Wirrsals der Geschehnisse ihren Ursachen und Gerechtigkeiten nachgesonnen hat, vermeinte den Gesang der Sphären zu hören.

Dir aber, mein junger Freund, brennt über dem allen, was wir gehört und gesehen haben, nur um so heißer die alte biblische Frage auf den Lippen, darin alle Weisheit und Erkenntnis eingeschlossen ist: „Was soll ich tun, daß ich selig werde?"'

Damit stand der Kardinal auf, sah dem Jüngling gütig ins Gesicht und holte ein altes Heiligenbildnis von der Wand, darunter die Einfalt des Malers die Worte hineingeschrieben hatte: ‚Amori et dolori sacrum!'

‚Es hat noch keiner die Nachfolge Christi verfehlt, der das Gottesgeschenk seines Lebens diesen beiden geweiht hatte, — der Liebe und dem Schmerz,' sagte der Kardinal lächelnd, während Camillo Bild und Spruch seltsam ergriffen betrachtete.





Joseph von Führich.

B. Sein Lebens- und Künstlerlauf. 6.

Von

Heinrich v. Wörndle.

Als vor 63 Jahren Joseph v. Führich dem Drängen seiner Freunde nachgebend die erste größere Hälfte seines Lebenslaufes niederschrieb, bemerkte er hierzu, er tue dies, ‚weil er niemanden finde, dem er diese Arbeit zumuten könnte'. Gottlob, die Zeiten haben sich geändert und die Erkenntnis hat sich durchgerungen, daß dieser Mann zu den großen — um nicht zu sagen zu den größten — führenden Geistern auf dem Gebiete der darstellenden Kunst in seiner Zeit zu zählen ist. Allerdings, da er noch lebte, hat er die Lästerschule zur Genüge durchgemacht, wie dies einer seiner begeistertsten Nachfolger und Verehrer in den Worten gekennzeichnet hat: ‚Anfangs von einer gewissen Gesellschaft, die in Kunst macht wie Handlungsreisende in Kaffeesurrogat oder Kunstbutter, verspottet und verlästert, wurde er auch mit den Jahren nur von wenigen erkannt und verstanden und, der alten Sitte gemäß, eigentlich nach Verdienst erst gewürdigt, als er bereits im Grabe ruhte und vom Auslande her die wahre und hohe Kunst des gewaltigen Meisters gefeiert wurde, die sich doch schon bei seinem ersten großen Werke im schönsten Lichte zeigte.'[1]) — Inzwischen hat seine Vaterstadt ihm ein Denkmal errichtet, sein Elternhaus in ein kleines Museum umgestaltet und nunmehr gehen auch die katholischen Kreise Wiens daran, sein Andenken zu feiern durch die Errichtung eines Monumentalbrunnens: Ehre, dem Ehre gebührt!

Führich's Lebenslauf[2]) ist ein ständiges Schaffen im Dienste der christlichen Kunst und seine zahllosen Werke zeigen uns wahrhaft, ‚daß die Kunst, mit reinem Herzen geübt, ein Segen ist, wie Frühlingshauch und Waldesduft!'

Im nordböhmischen Städtlein Kratzau wurde am 9. Februar 1800 Joseph Führich als Sohn eines einfachen Landmalers geboren; das war der Boden, auf welchem das junge Gemüt die ersten Eindrücke in sich auf-

1) Ludwig R. v. Kurz (Grazer Volksblatt 1900 Nr. 30).

2) Wir folgen bei dessen Schilderung hauptsächlich des Künstlers ‚Selbstbiographie', den ‚Erinnerungen' seines Sohnes, Hofrat L. R. v. Führich, sowie den Familienüberlieferungen.

nahm, und welchen Grad von Empfänglichkeit dieses Herz besaß, zeigt die dankbare Anhänglichkeit, die der Künstler allzeit seiner heimatlichen Scholle bewahrt hat. Voll Liebe schildert er dieselbe: ‚Die Gegend meiner Heimat hat nicht die Großartigkeit der Alpenwelt, aber immer noch Reiz genug, um jedem Empfänglichen für schön zu gelten. Lange, mit allerhand Holz, besonders aber mit ernsten, duftigen Tannen- und Fichtenwäldern bedeckte Bergzüge — — — klare Bäche und ein großer, von den Bergen niedergehender Quellenreichtum; herrliche Wiesen, lieblich begrünte Hügel, wo Gruppen säuselnder Birken stehen; eine weite Aussicht von der Höhe, mit einer alten Buche oder zerstürmten Fichte gekrönt — — — liebliche Dörfchen mit großen Linden vor den Bauerngehöften und von den Dörfern aufwärts Äcker und Saatfelder bis zum Saum der Wälder — —; das war die Natur, die mich umgab, in jeder Tag- und Jahreszeit mir immer neu und lieb. Aber der Geist, der überall, wo die Kirche herrscht, seinen sanften Lebenshauch verbreitet, verleiht auch der Natur eine höhere Weihe, indem er den Wanderer an schönen und bedeutenden Punkten der Landschaft durch Kapellen, Kreuze, oder sonst ein einfaches Bild an seine höhere Heimat und an die Geheimnisse unserer Erlösung erinnert.‘ Als Achtundzwanzigjähriger gedenkt er noch der Ausflüge an der Seite seines Vaters: ‚Diese kleinen Ausflüge mit dir, guter Vater und Meister, waren die heiligen Geburtsstunden aller Poesie und Kunst in meinem Gemüte, da sprach der Geist der Natur aus jeder Pflanze, jedem Bach und Kornfelde, von mancher Waldspitze und dem blauen Gebirge und der goldenen Abendwolke her wehte mich gleichsam das Leben der Kunst rätselhaft und doch verständlich an. Damals ahnte ich noch nicht, wie schwer sie und das Leben sei, ich hatte Mut und dachte, alles müsse mir gelingen.‘[1]) Wie viele Anklänge an diese heimatlichen Gefilde finden sich, festgehalten durch den Stift in des Künstlers Werken, der in seinem Verständnis für Naturschönheit späterhin ebenso gern aus den schattigen Waldtälern des Wienerwaldes, wie aus der großartigeren Natur der Alpen vielfach Motive für seine Arbeiten schöpfte. ‚Religion, Kunst und Natur floßen in meinem Gemüte in unbestimmten, poetischen Schwingungen in ein Ganzes zusammen‘ — sagt er selbst in seiner Rückschau auf seine Jugendzeit; und dieser harmonische Dreiklang blieb ihm das Fundament für die ganze Zeit seines Lebens bis zu dessen Vollendung.

Seine Großeltern und Eltern — ‚schlichte, redliche und fromme Leute‘ — leiteten des Knaben Kindheit; der Vater, ‚ein für alles Künstlerische praktischer, umsichtiger, überhaupt für alles Schöne und Gute höchst empfänglicher Mann, der in allem, was er tat und dachte, nach Kräften das Rechte und Beste suchte‘, seine Erziehungsmethode ‚sehr streng im besseren Sinne des Wortes‘, sonst aber ‚wie ein Freund‘ zu seinem Sohne, die Mutter ‚eine stille, sanfte, immer tätige Frau‘. Der Vater trieb seine

1) J. v. F. ‚Briefe aus Italien‘ S. 109.



Kunst schlicht und recht, und der kleine Joseph, der neben den Schulgegenständen auch etwas Musik lernen durfte, trat bald in dessen Fußstapfen. Eine Bilderbibel und einige Kupferstiche boten des Knaben ‚Phantasie die erste Nahrung‘, die Gotteshäuser in Reichenberg und Heyndorf wurden ihm ‚unversiegbare Quellen des Staunens und der Bewunderung‘. Seine Schwärmerei für das Hirtenleben erlangte ihm für ein paar Sommer die väterliche Erlaubnis, die Kühe auf die Weide treiben zu dürfen, und von dieser ‚glücklichen Zeit‘ erzählt er selbst: ‚Da bevölkerte ich die Gegend mit meinen Phantasien, genommen aus meiner kindlichen und kindischen Lebensanschauung. Es zogen wunderbare Bilder an mir vorüber, aus mir heraus und in mich hinein. Die Einsamkeit sprach mit beredter Zunge zu mir. Damals verstand ich wenig davon, erst heute verstehe ich meine Jugend.‘

Späterhin mußte er dem Vater als Gehilfe zur Hand gehen und Hausgeräte bemalen, ja er wagte sich sogar an Altarbilder, ‚welche die Leute befriedigten‘; zu weiterer Ausbildung, die wohl Vater und Sohn am meisten wünschten, fehlten indes die nötigen Mittel. Da brachte eine Fahrt der Beiden nach Prag (1816) eine unerwartete Wendung. Sie hatten dabei auch den Direktor der Prager Kunstschule, Joseph Bergler, besucht, der auf Grund einer ihm vorgelegten Probezeichnung den autodidaktischen Kunsteleven aufmunterte, die nächste Kunstausstellung zu beschicken, und ihm auch sonst wohlwollend an die Hand ging. Führich folgte dieser Aufforderung und stellte im Winter darauf zwei historische Bilder aus; der Erfolg übertraf ‚seine kühnsten Erwartungen‘: Graf Thun kaufte beide Stücke an, und die Folge war, daß nun der Grundherr von Kratzau, Graf Christian Clam-Gallas, sich bereit erklärte, die Mittel zum Besuche der Prager Akademie zu geben. Der edle Kavalier hat dem Künstler zeitlebens seine volle Gunst bewahrt. Damit schlossen Führichs Jugendjahre ab.

Im Sommer 1818 übersiedelte die ganze Familie nach Prag und für Führich kam eine neue, nach außen ziemlich einförmige Lebensperiode, in welcher ‚Umgang, Lektüre und Kunst, nämlich Kunst-

anschauung' die bildenden Elemente waren; als Nebenerwerb zeichnete er für Kunsthändler Wallfahrtsbildchen und Vignetten.

Die nüchterne, akademische Kunst jener Zeit ließ ihn kalt, da brachte ein Besuch Dresdens den ersten Umschwung; er sah Werke von Cornelius und Overbeck, und ihre Eigenarten flossen ihm ‚zu einem Ganzen zusammen, aus dem ihm einigermaßen klar wurde, was die neuere deutsche Kunstrichtung, von der er schon gehört und gelesen, anstrebe'. Vollends erwachte sein Künstlerherz, als er am Dreikönigstage 1821 zum ersten Male Gelegenheit fand, sich in Albrecht Dürers Schöpfungen zu vertiefen. Er selbst schreibt ganz begeistert darüber:

‚Kein anderer Meister hätte damals auf mich die Wirkung ausgeübt als gerade Dürer; eine mangelhaftere, äußere Form hätte mich, wenn auch nicht gerade abgestoßen, doch wenigstens irre gemacht. Einen der alten Stilisten hätte ich nicht oder doch nur zum Teil verstanden. Bei Dürer erweiterte sich meine Erkenntnis der Mittel, mit welchen die bildende Kunst wirken kann, und diese Erkenntnis war eine lebendige, weil die Mittel, nicht abgezogen, bloß als solche, sondern in ihrer Anwendung und ihrem Zusammenhang mit dem Zwecke erschienen. Ich fühlte von hier an mein Verhältnis zur Kunst als ein festeres, bestimmteres und mir klarer bewußtes; so wie anderseits das Verhältnis der Kunst zum Leben mir um vieles deutlicher geworden war.'

Der ‚Drang nach einer bestimmten Richtung', — ‚die Sehnsucht nach etwas Bleibendem, Positivem', alles, was ihm ‚eine Anschauung mehr von dem tiefsinnigen und gewaltigen Geist des christlich-deutschen Altertums' darbot, ‚einigte sich in ihm zu einem Bilde des starken und frommen Mittelalters.'

‚Jene große, schöne, hingeschwundene Zeit in Lied und Bild zu feiern und in der Mitwelt dadurch eine Sehnsucht nach jener alten Herrlichkeit zu wecken, erschien mir jetzt als die Aufgabe der Kunst.'

Dadurch ist Führich zum Romantiker geworden, und seine Kompositionen zur böhmischen Geschichte, die er für die Prager Kunsthandlung Bohmann zum Teil selbst lithographierte, durften als der erste Aus-



druck seiner damaligen Geistesrichtung gelten. — Ein Besuch in Wien erfüllte ihn ‚mit einer Welt von durcheinandertreibenden Gedanken und Ideen‘, denen der nach Prag Zurückgekehrte zum Teile Gestaltung gab durch seine ersten Cyklen: ‚Das Vaterunser‘, ‚Der wilde Jäger‘ und die Blätter zu Tieck's ‚Genovefa‘. Obschon er verschiedene Kunstpläne hegte, so war er doch ‚gänzlich unbekümmert um das, was in der Zukunft werden sollte‘; er fügt hinzu: ‚Die Vorsehung aber dachte daran und bereitete durch Freundeshand den Weg, den ich selbst mir zu bahnen versäumte.‘

Die ‚Genovefa‘ entschied des jungen Künstlers weiteres Geschick: ein Kreis von Wiener Kunstfreunden gewann durch sie Interesse für Führich und machte ihm das Anerbieten, für einen mehrjährigen Aufenthalt in Rom die nötige Pension zu beschaffen. Zögernd, doch dankerfüllt nahm dies der Künstler an und am Abend des 17. Jänner 1827 betrat er nach ermüdender Fahrt über Ponte Molle das Weichbild der ewigen Roma. Über seinen nahezu dreijährigen Aufenthalt in Italien, in welcher Zeit Führichs Talent zur vollen Reife gedieh, geben seine schon erwähnten, von tiefer Innigkeit durchdrungenen Briefe an seine Angehörigen ein lesenswertes Bild, aus welchem uns das Streben einer von den Idealen wahrer, christlicher Kunst erfüllten Seele, eines von echt katholischem Glauben durchglühten Herzens in wohltuender Frische entgegenleuchtet.

Mit offenen Armen ward Führich im damaligen deutschen Künstlerkreise in Rom aufgenommen: Karl Waagen, Joseph Koch, Friedrich Overbeck, Julius Schnorr, Philipp Veit, Thorwaldsen u. a. Meister wurden ihm bald Freunde. Über die dort gewonnenen Eindrücke nur einige Sätze aus seinen Briefen: ‚Der Sinn für das eigentlich Historische wuchs mit jedem Tage in mir, je mehr der Sinn für das innere Wesen mir aufging, und hier, wo alles den Geist der Geschichte und zwar der Weltgeschichte atmete, aufgehen mußte. Schon das tote, stumme und schweigende Rom, wie es in seiner Naturumgebung und Lage und seinen Monumenten sich darstellt, ist keine Abhandlung über diese oder jene geschichtliche Epoche, sondern eine begeisterte Predigt von der Weltgeschichte aus dem höchsten Gesichtspunkte.‘

‚Rom, der Mittelpunkt der Kirche, steht, wie das Kirchengebäude auf dem Kirchhofe, auch auf dem großen Friedhofe der Zeiten, der Völker und ihrer Geschicke.‘

Der Anblick des Kolosseums erschütterte ihn so, wie ‚noch kein Anblick seines Lebens‘.

‚Meine einseitigen, romantischen Tendenzen traten immer mehr in den Hintergrund zurück und fiengen an, einer universelleren, auf die Grunddogmen aller Geschichte: Sünde und Versöhnung — gestützten Welt- und Geschichtsansicht Platz zu machen, und von diesem Gesichtspunkte aus das Wesen der Menschheit und ihre Geschicke betrachtend, trat mir die Bedeutung, oder besser die Sendung der Kunst im umfassendsten Sinne des Wortes in einem bisher nicht gekannten, höheren Lichte entgegen.‘

Da wurde ihm auch die erste größere Freskoarbeit übertragen: die Ausschmückung eines Saales der Villa Massimi mit Szenen aus Tassos ‚befreitem Jerusalem'. Nach einem Abstecher nach Neapel, auf den Vesuv und Capri nahm Führich im Sommer 1829 schweren Herzens Abschied von Rom, von seinen neugewonnenen Künstlerfreunden, sich selber Trost gebend in dem Gedanken: ‚Sei deinem Glauben treu, Katholik, und lebe ihm gemäß und du trägst Rom in eigener Brust, wo du auch immer seiest; überdem kehrst du ja in dein katholisches Vaterland zurück, bist Untertan eines katholischen Monarchen; also bleibt Rom in seiner höchsten Bedeutung dir nahe und verläßt dich nicht.'

Über Wien kam Führich in seine Heimat zurück, nachdem er einen ehrenden Ruf König Ludwigs von Bayern dankend abgelehnt hatte; er wollte treuer Österreicher bleiben. Bald finden wir ihn in Prag wieder vollauf mit Arbeiten beschäftigt. Das erste war ein meisterliches Sepiablatt, ‚Jakob und Rahel am Brunnen', für seinen Gönner Fürsten Metternich; dann ging er an die Überarbeitung und Radierung seiner ‚Genovefa' (15 Blätter) und schuf in elf Federzeichnungen den ‚Triumphzug Christi'.[1])

Diese Arbeiten brachten eine neue Wandlung in des Künstlers Leben. Fürst Metternich trug ihm 1834 eine Custosstelle an der Lamberg'schen akademischen Gemälde-Galerie in Wien an und Führich, der sich inzwischen (1832) durch Verehelichung mit Franziska Gaßner einen eigenen Herd gegründet, nahm dieses Anerbieten einer gesicherten Lebensstellung an. Obschon ihm insbesondere die Trennung von seinem betagten Vater unendlich schwer fiel, übersiedelte er in die Donaustadt, wo er am alten Salzgries sein neues Heim aufschlug, das nachmals in seinem einzig überlebenden Sohne Lukas in den poetischen ‚Erinnerungen aus einer Künstlerwohnung'[2]) einen gar trefflichen Schilderer gefunden hat.

In diesen ersten Jahren seines Wiener Aufenthaltes schuf Führich u. a. eine Anzahl von Staffeleibildern, wie den ‚Gang Mariens über das Gebirge', ‚Booz und Ruth', ‚Christus in der Vorhölle', ‚Die zur Krippe eilenden Hirten', ‚Christi Gang zum Ölberg', welche meist auch in Lithographien in einem Lieferungswerke ‚Christliches Kunststreben in der österreichischen Monarchie' (bei Bohmann, Prag) erschienen. In den Kreisen der Akademie, welche ihn anfänglich vielfach als ‚Eindringling' betrachteten, hatte er sich Ansehen und Geltung verschafft und so ward er 1838 beauftragt, mit Restaurator Engert nach Venedig zu gehen, um dort aus einem Depositum älterer Gemälde eine Auswahl für die akademische Galerie zu treffen, welche Kaiser Ferdinand derselben zum Geschenke bestimmte. Die

1) Dr. August Ambros behauptet in seinem Führer ‚Der Dom zu Prag 1858', daß Führich die Anregung hiezu aus einem Fresko des Niklas de Bruyn an der Sakristeiwand des Domes geschöpft habe.

2) Abgedruckt in ‚Lukas R. v. Führichs ausgewählten Schriften' (Stuttgart 1894).

schwierige und mühevolle Aufgabe wurde zufriedenstellend gelöst. Die ihn angetragene erledigte Direktorstelle der Prager Akademie lehnte Führich ab; dagegen erhielt er bald darauf die neu errichtete Stelle eines Professors der geschichtlichen Komposition an der Wiener Akademie und damit einen seinen Neigungen entsprechenden Wirkungskreis. Damals begann er die Zeichnungen zum Cyklus der Rosenkranzbilder ‚Rosa mystica' und arbeitete an verschiedenen Entwürfen ähnlichen Charakters; die Gemäldegalerie in Wien enthält aus jener Zeit das Gemälde ‚Die Erscheinung kämpfender Reiter in den Wolken vor der Zerstörung Jerusalems', das Refektorium des Wiener Kapuzinerklosters das Fresko ‚Das letzte Abendmahl', die Pfarrkirche von Stockerau das Altarbild ‚Der hl. Aloysius'.

In diesem freudenreichen, künstlerischen Schaffen blieben dem Meister irdische Schmerzen nicht erspart: von sieben Kindern, die der Himmel ihm geschenkt, starben ihm fünf, am schwersten aber traf ihn der Tod seines geliebten Vaters.

‚Trotz aller Trostgründe', — schreibt er selbst — ‚die Religion und Vernunft mir boten, war ich auf lange tief gebeugt und fast unfähig zur Arbeit, bis endlich der herbe Gram einer milderen Wehmut Platz machte, wozu der Gedanke an meine nun so verwaiste Mutter und Schwester beitrug, die ich und mein Weib nun zu uns zu holen beschlossen.'

An der Akademie hatte Führich bald eine Anzahl begeisterter Schüler um sich gesammelt, denen er regelmäßige Vorträge hielt und gemeinsame Kompositionsübungen gab, letztere nach freier Wahl, jedoch unter der Bedingung: ‚keine historische Verleumdung, keine Zote!' Eigentlich waren es drei Schülerkreise, die er im Laufe seiner Lehrtätigkeit um sich scharte. Dem ersten gehörten an die Maler Engerth, Dobiaschofsky, Binder und Schulz, dem zweiten die Maler Vogler, Szoldatics, Klein, Karl Geiger, wie die Bildhauer Pilz und Stolz, dem dritten die Akademieschüler Franz Plattner, Bonaventura Emler, die Brüder Joseph, Karl und Ignaz Schönbrunner, Joseph Lebert, Heinrich Reinhart, Friedrich Staudinger, die Brüder Edmund und August von Wörndle (letzterer nachmals sein Schwiegersohn), Karl Hoffmann, Andreas Mögele, Karl Kargl, Oswald Horst, Wenzel O. Noltsch, Karl Madjera, Joseph Frankel, Ludwig Mayer und Anton Roux. Bis auf einige wenige sind ihm all die Genannten bereits in die Ewigkeit nachgefolgt.

Die Harmonie in der Kunstanschauung des Meisters bewirkte, wie einer der genannten Schüler sagt,[1]) daß dieselben ‚gerade diesem Lehrer mit nahezu ausnahmslos treuer Anhänglichkeit stets zugetan waren und blieben'; und derselbe setzt hinzu: ‚Der größte Teil seiner Schüler verkehrte auch mit dem Meister, wie mit einem ebenso verehrten als geliebten, väterlichen Freunde und fühlte sich in seinem Familien- und Freundeskreise wie zu Hause.' —

1) W. O. Noltsch: ‚Bilder aus Wien. Erinnerungen eines Wiener Künstlers.' (Stuttgart 1901).

Jos. von Führich fec. *Jos. Kösel autotyp.*

Aus den Bildern zu Tiecks «Genovefa», 9. Blatt.



Prela ein Votivbild für die Kirche von Mödling anläßlich der Errettung Kaiser Franz Josephs aus Mörderhand usw.[1]) In dieser Zeit wurden seinem Schaffen die ersten äußerlichen Ehren zuerkannt: nachdem er bereits die goldene Medaille ‚De arte merito' erhalten, ward ihm nun die Verleihung der Ritterkreuze des päpstlichen St. Gregor-Ordens wie des österreichischen Franz Joseph-Ordens.

Inzwischen entriß ihm der Tod seine geliebte Mutter und manchen teuren Freund, z. B. Jarcke und Schroff. Andere traten dafür an ihre Stelle, sein schlichtes Heim ward zum Stelldichein aller namhafteren Gelehrten, Dichter und Künstler; die Professoren Arndts, Phillips, Maassen und Albert Jäger, Sebastian Brunner, Eichendorff und Redtwitz, Dr. Gruscha, Prälaten wie Ordensleute, seine Zunftgenossen wie Kupelwieser und Schwind fanden sich in dem gemütlichen Kreise, dem der einfache Hausvater, seine Chemnitzerpfeife rauchend, präsidierte.

Als 1851 die Akademie umgestaltet und dabei die Professur für Kompositionslehre zu Führich's Leidwesen aufgehoben wurde, übertrug man ihm eine der neuerrichteten Meisterschulen für Malerei; seine Vorträge setzte er auf Bitten der Schüler in seiner Wohnung fort. Die Hauptgedanken derselben wurden späterhin in den Heften ‚Von der Kunst und ‚Die Kunst und ihre Formen' weiteren Kreisen zugänglich gemacht.

Da trat nun eine Aufgabe an den Meister heran, welche seinem künstlerisch-schöpferischen Geiste höchsten Triumph brachte. Kultusminister Graf Leo Thun berief ihn, den Gesamtplan für einen Freskencyklus in der eben vollendeten Altlerchenfelderkirche zu Wien zu entwerfen, einen Großteil der Kompositionen sowie die Leitung des ganzen Werkes zu übernehmen, ein Auftrag, an dessen Ausführung Führich mit Feuereifer und voller Begeisterung ging; die Künstler Kupelwieser, Schulz, Binder, Engerth, Blaas, Dobiaschofsky, Schönmann und C. Mayer teilten sich mit ihm in der technischen Gestaltung. Führich selbst schuf hiezu sämtliche Zeichnungen für das Sanktuarium und zwar das die ganze Höhe der Apsis ausfüllende Hauptbild ‚Die Dreifaltigkeit mit den Heiligen', das allein schon 10 Cartons erforderte, zwei große Bilder über den Oratorien ‚Auferweckung des Lazarus' und den ‚Ungläubigen Thomas' — die Auferweckung vom leiblichen und geistigen Tode — vier kleinere Bilder ‚Petrus auf dem Meere'; ‚die Jünger in Emaus', ‚das Fegfeuer' und den ‚Schutzengel', endlich an den Rückwänden der Seitenschiffe die imposanten Cartons ‚Engelsturz' und das ‚jüngste Gericht' — Beginn und Abschluß der Zeit.

In nahezu zehnjähriger Arbeit vollendete da ein österreichischer Künstlerkreis in einträchtigem Zusammenwirken ein Monumentalwerk hervorragendster Art: die Seele des Ganzen war Führich, der hiefür auch bei Gegnern der ‚Nazarener' Anerkennung fand. ‚Das an eine nüchtern

1) Eine vollständige Aufzählung von Führich's Werken ist im engen Rahmen dieser Skizze nicht denkbar.

behandelte Empireform gewöhnte Publikum' — schrieb Alfred Rossig — ‚hatte nun zum erstenmal Gelegenheit, den Reiz der romanischen Bauformen, die Poesie ihrer Ornamentik, die Wärme der Farbentöne, die man ihnen zu verleihen pflegt, kennen zu lernen; zum ersten Male seit vielen Decennien wurde es von dem Hauche wahrhaft idealer Kunst berührt, denn im Innern dieser Kirche schuf Führich mit seinen Freunden und Jüngern einen Cyklus von religiös-historischen Gemälden, eine geistig tiefe, durch Formenfülle imponierende Composition. Die ganze Geschichte der Erlösung stellte Führich in diesem Cyklus dar: die durch den Sündenfall veranlaßte Erscheinung des Heilands, seine Verheißung durch die Propheten, seine Wirksamkeit auf der Erde und sein unsichtbares Wirken in den Gnadenmitteln der Kirche.'[1])

So hatte Führich, der jetzt auf der Höhe seines Schaffens stand, dokumentiert, daß er festhalte an seinem Grundsatze: Die Würde der bildenden Kunst bestehe nicht in ihrer Existenz als Selbstzweck, sondern, ‚daß sie diene im Hause Gottes, aber wieder nicht als Schmuck und Dekoration, sondern als eine Lehrform, die das geheimnisvolle Glaubensleben, welches in der Kirche wirkt, durch die Sinne dem Gemüte zuführt!'

Für diese künstlerische Tat ehrte ihn Kaiser Franz Joseph I. durch die Verleihung des Eisernen Kronen-Ordens III. Klasse, womit die Erhebung in den Ritterstand verbunden war.

Zur Erholung griff Führich wieder einmal zum Wanderstabe. Als Vertreter der Akademie zur Jubiläumskunstausstellung und Künstlerversammlung 1858 nach München entsendet, besuchte er dann noch Schwind auf der Wartburg, Schadow in Düsseldorf, Deger auf Stolzenfels, Philipp Veit in Mainz, endlich Steinle und Waagen in Frankfurt a. M., welche alle den Freund und Zunftkollegen freudigst aufnahmen. Auf der Rückreise erhielt er zu München von König Ludwig, der ihn sehr ehrend empfing, den bayrischen Sankt Michaels-Orden.

Bald nahmen den Künstler wieder eine Reihe von Aufträgen in Anspruch: zwei große Altarblätter aus der Legende des hl. Benedikt für die Stiftskirche zu Raigern, zwei Staffeleibilder für die Schack-Galerie in München, ein Gemälde ‚Rudolf von Habsburg' für den Kronprinzen, eine ‚Madonna' in die neue Kirche von Vöslau, ein Ölbild ‚Rückkehr aus Egypten' für den päpstlichen Nuntius und verschiedenes andere. Weitere Marienbilder widmete er aus Dankbarkeit für die Gotteshäuser von Schönlinde und Kratzau und komponierte nebenbei das tiefsinnige Rundbild ‚Die Kirchenuhr'. Er war auch Mitarbeiter an einem prachtvollen Missale, welches der Kaiser als Geschenk für Papst Pius IX. bestimmt hatte und empfing dafür das Comthurkreuz des St. Gregor-Ordens, später noch von Kaiser Max von Mexiko das Offizierskreuz des Guadeloupe-Ordens.

---

1) Alfred Rossig: Kunstgeschichte. Charakterbilder aus Österreich-Ungarn." (Wien 1893).

Im Laufe der Sechziger Jahre bot sich Führich ein neues reiches Feld künstlerischer Tätigkeit, zu welcher der erste Anstoß aus dem Auslande gekommen. Es war der Kunstverleger Alphons Dürr in Leipzig, der an den Künstler mit dem Antrage herantrat, einige cyklische, für Holzschnitt berechnete Compositionen für seinen Verlag zu bearbeiten. Der Sohn des Verlegers schreibt über den Verkehr seines Vaters mit Führich:[1]) ‚Er war dem verehrten Meister auch persönlich nahe getreten und hatte ihn mehrfach in seinem Wiener Atelier und während seines sommerlichen Landaufenthaltes in der Nähe der Hauptstadt aufgesucht. Ein Besuch in dem anmutig gelegenen Landhaus, das den Namen ‚Am Himmel‘ führte, steht ihm vorzugsweise lebhaft in der Erinnerung. Der gottergebene Künstler bei stillbeglücktem Schaffen im friedlichen Verein mit den Seinen — das bot ein trefflich zu jenem Namen stimmendes eindrucksvolles Bild. — Er darf es sich auch wesentlich als Verdienst anrechnen, in den letzten Lebensjahren Führich's den Anlaß zu jener reichen und schönen Nachblüte seiner Kunst gegeben zu haben, welcher die bekanntesten cyklischen Compositionen ihr Entstehen verdankten. Zugleich dienten jene Werke dazu, den Ruhm Führich's, der in seiner Heimat damals kaum nach Gebühr geschätzt wurde und außerhalb Österreichs wenig bekannt war, überallhin weit über die Grenzen hinaus zu verbreiten.‘ —

Führich, ‚dessen gestaltende Kraft sich mit dem zunehmenden Alter steigerte,‘ griff freudig den dargebotenen Gedanken auf; wie er selbst oft bemerkte, ‚strömten ihm gerade im letzten Dezennium seines Lebens die künstlerischen Gedanken in solcher Reichhaltigkeit zu, daß er sie oft im raschen Zuge in Umrissen aufs Papier warf, ohne an die Ausführung zu gelangen.‘ Den Reigen dieser für des Meisters Eigenart bedeutsamsten Publikationen, bei denen ‚die durch keine Nebenbedingungen des Bestellers eingeschränkte Freiheit Führich's Eigentümlichkeit erst recht zur Geltung kommen ließ‘, war der Weihnachtscyklus: ‚Der betlehemitische Weg‘, eine lebendige Erzählung von der Kindheit Jesu, erfüllt und getragen vom Geiste jener besonderen Vorliebe für die liebliche Weihnachtsfeier, welche den Meister bereits seit seinen Jugendtagen beseelt hat. Viel ernster war schon der Stoff des zweiterschienenen Ostercyklus: ‚Er ist auferstanden‘, der die Wunder des Ostermorgens ergreifend glorifiziert. Es folgten die Illustrationen zu Kempis' ‚Nachfolge Christi‘ und zum ‚Psalter‘, in welchen er in Randzeichnungen und Vollbildern, in einer Menge von Gegenüberstellungen und Andeutungen eine solche Fülle tiefsinniger Phantasie und inhaltreicher Formenschönheit entwickelte, daß diese Werke wohl zu den hervorragendsten seiner Arbeiten gezählt werden müssen.‘ Nebenbei schuf er auch einige Blätter zu Dürr's ‚Bilderbibel‘ und dessen ‚Gleichnissen‘, um aber bald wieder an ein selbständig abgerundetes Cyklusthema zu gehen: ‚Das Buch

---

1) Die Buchhandlung A. Dürr in Leipzig: Festschrift zur Feier des 50jährigen Geschäfts-Jubiläums von Alphons Friedrich Dürr. (Leipzig 1903.)

Ruth', das in meisterhaften Kupfern von Heinrich Merz erschien, während die übrigen Arbeiten Führich's für den Dürr'schen Verlag durchwegs von Oertel trefflich in Holz geschnitten sind. Anfangs der Siebziger Jahre hatte Dürr noch vier Cyklen: Blätter zum ‚Armen Heinrich' Hartmanns von der Aue, zum ‚Parcival', ‚das christliche Kirchenjahr' und ‚Aus dem Leben' in Vorschlag gebracht; das erst- und letztgenannte wurden vollendet, letzteres aber bisher nicht publiziert. Es war die letzte arbeits- und segensreiche Periode in Führichs Leben.

Hand in Hand mit diesen Arbeiten für Dürr entstanden damals aber noch eine Anzahl anderweitiger Schöpfungen, welche meist erst nach des Künstlers Ableben veröffentlicht wurden. Es waren dies die Cyklen: ‚der verlorene Sohn' — gestochen von Petrak —, das ‚Leben Mariens' in 28 Blättern, die ‚Passion Christi', die ‚Legende von den heiligen drei Königen' und ‚der hl. Wendelin'. Man möchte fast sagen, Führich's Gestaltungskraft steigerte sich von einem zum andern, um im Letztgenannten die Palme zu erringen. Im Frühjahre 1871 binnen drei Wochen in der stärkenden, friedlichen Ruhe seines Landaufenthaltes auf dem Kobenzl bei Wien entstanden diese dreizehn Blätter Conturen ‚voll duftigen Naturlebens und einer mit der Raschheit des ohne vorhergegangene Versuche vollzogenen ‚Niederschreibens' gleichen Schritt haltenden Unmittelbarkeit der Conception.' Es sind Bilder voll tiefer Poesie, verklärt vom Hauche einer von Wahrheit und Glauben erfüllten Künstlerseele; sie zeigen, um auf sie des Meisters eigene Worte anzuwenden, die Kunst, ‚die den Künstler selbst ebenso erquickt und verjüngt, wie Jeden, der sich an ihr zu laben versteht.'

Vieles hatte sich indessen in Führich's eigenem Heim wie im Kreise seiner Freunde wieder geändert; insbesondere der Tod seines treuesten Freundes Kupelwieser (1862) hatte ihn tief ergriffen. Seine beiden Kinder hatten eigenen Hausstand gegründet und ihre Liebe verschönte ihm den Lebensabend, nachdem er an seinem Namensfeste des Jahres 1875 schmerzerfüllt am Sterbelager seiner geliebten Lebensgefährtin gestanden.

Unter Verleihung des Comthurs zum Franz Joseph-Orden war der Künstler 1872 in den Ruhestand versetzt worden; gleichzeitig ernannte ihn die Genossenschaft der bildenden Künstler Wiens zu ihrem Ehrenmitgliede. Allein, wie teilweise schon gesagt, sein Stift ruhte nicht, wenn auch die Hand manchesmal ermüdete und des Alters Last sich fühlbar machte. Aus diesen letzten Jahren stammen z. B. noch die Blätter: ‚Schutzmantel Mariä', ‚Vorflutliche Optimisten', Zeichnungen seiner ‚Jahreszeiten', ‚St. Christoph', Skizzen für die Chorfenster der Votivkirche und Projektentwürfe zu Fresken für dasselbe Gotteshaus. Und so feierte der Meister in ungetrübter Geistesfrische seinen 75. Geburtstag, der für ihn ein Tag reicher Ehren wurde. Ein päpstliches Handschreiben durch Nuntius Jacobini überreicht, brachte ihm den Segenswunsch Papst Pius IX; die Stadt Wien verlieh ihm das Ehrenbürgerrecht, der Seckauer Kunstverein ernannte ihn

zum Ehrenmitgliede; Adressen und Zuschriften von Akademien, von seinen Schülern und Freunden, von vielen Vereinen des Aus- und Inlandes — so z. B. aus kleinen Dörfern Pustertals — brachten Glückwünsche und Grüße, zollten dem Künstler und katholischen Ehrenmann Dank, Ehre und Anerkennung; die Wiener Künstlergenossenschaft veranstaltete ihm zu Ehren eine großartig wirkende Ausstellung von Originalwerken seiner Hand.

Allein Führichs Lebenstage waren gezählt. Aus seiner Landwohnung ‚am Himmel' zurückgekehrt, hatte er noch einmal wie alljährlich sein liebes Weihnachtskripplein aufgebaut, mit seinen Kindern und Enkeln die alten, vertrauten Hirtenweisen gesungen. Wenige Wochen später trat unerwartet plötzlicher Kräfteverfall ein, und in der Nacht vom 12. auf den 13. März 1876 hauchte der gottbegnadete Künstler, gestärkt durch die Sakramente seiner Kirche, seine reine, fromme Seele aus. Die Worte St. Ephrems ‚über den Tod' auf seinem Sterbeandenken: ‚Für die Welt ist er untergegangen und bei Christus aufgegangen. Wir aber weinen, da wir seines schönen Beispiels beraubt sind, und wehklagen, da wir herumschauen und seine Liebe nicht mehr sehen; was ihm frommt, hat uns Traurigkeit verursacht, was ihm ersehnt war, ist uns schmerzlich geworden' — zeigen so recht die Treue und Anhänglichkeit seiner Familie, seiner Schüler und Freunde.

Dies in knappen Zügen Führich's Lebenslauf als Mensch und Künstler: es war Leben und Kunst im Gefolge des Glaubens, es war ein Künstlergemüt, welches die Aufgabe der Kunst darin suchte, ‚der Wahrheit im Gewande der Schönheit die Herzen zu gewinnen.' Und was Führich geleistet, drücken gar innig die einfachen Verse seines Schülers Tunner aus, die derselbe dem 75jährigen Lehrer mit einem ‚Gedenkblatt' — darstellend St. Christoph, den Gottesträger — gewidmet:

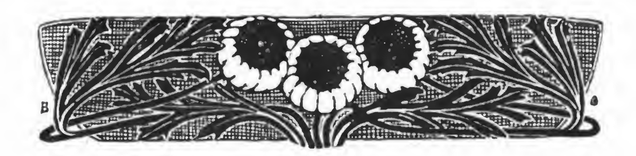
‚Gern möcht' ich dir zu deinem Feste sagen
Ein herzlich Wort nur, schlicht gemeint und treu,
Darf ich mich auch nicht in die erste Reih'
Von deinen nah' und nächsten Freunden wagen.

In dieser Zeit der spitzigfeinen Fragen
Hat es mich oft erbaut in frommer Scheu,
Wie du so ritterlich, so frank und frei,
Wie einst Sankt Christoph, unsern Herrn getragen.

Der Siebel sieht vor seinem kleinen Licht
Des ew'gen Lichtes Sonnenaufgang nicht,
Das alle Nacht der Erde will erhellen —

Du aber schreitest ruhig fort zum Ziel,
Das du geahnt in Form und Farbenspiel,
Zum ew'gen Ufer durch der Zeiten Wellen!"





Fürst Chlodwig zu Hohenlohe-Schillingsfürst und seine Denkwürdigkeiten.

Von

Georg Frhr. v. Hertling.

Seit den Veröffentlichungen aus dem Nachlasse Varnhagen von Enses durch Ludmilla Assing in den sechziger Jahren des vorigen Jahrhunderts hat kein Memoirenwerk bei seinem Erscheinen einen solchen Sturm der Entrüstung entfacht, wie die Denkwürdigkeiten des Fürsten Chlodwig zu Hohenlohe-Schillingsfürst, des dritten Reichskanzlers. In der Tat, die hier begangene Indiskretion ist ungewöhnlich groß. Der Fürst, den seine vornehme Geburt und demnächst seine amtlichen Stellungen mit höchsten Kreisen und maßgebenden Persönlichkeiten in nahe und nächste Beziehungen brachten, dem Könige und Staatsmänner zeitlebens ein uneingeschränktes Vertrauen schenkten, hatte die Gewohnheit, Unterredungen, die ihm interessant waren, nachträglich aufzuzeichnen, ohne Rücksicht auf die Personen, deren Äußerungen er notierte, ohne Wahl der Gegenstände, auf welche sich die zum Teil sehr intimen Unterredungen bezogen, in den meisten Fällen auch ohne jeden Vorbehalt in bezug auf die Glaubwürdigkeit der ihm gemachten Mitteilungen. Und dieses Material warfen die Herausgeber, ein Sohn des Fürsten und der Präsident des protestantischen Oberkonsistoriums in Kolmar, auf den offenen Markt, ohne zu bedenken, daß mehr als eine der Persönlichkeiten, von denen hier die Rede ist oder welche als Gewährsmänner auftreten, noch unter den Lebenden weilt, ohne sich die Frage vorzulegen, ob nicht durch Äußerungen, welche hier der breitesten Öffentlichkeit übergeben werden, der schuldigen Ehrfurcht vor den Trägern der höchsten staatlichen Autorität, der Pietät gegen Freunde und Gönner, möglicherweise selbst dem nationalen Interesse Abbruch geschehen könne! Und ist es nicht an sich schon verletzend, wenn das, was gestern in engster Intimität gesprochen wurde, wobei sich niemand einer weitergehenden Verantwortlichkeit für die eine oder andere Äußerung bewußt war, morgen auf Straßen und Märkten wiederholt und breitgetreten wird?

Aber der Hinweis auf die Größe der begangenen Indiskretion erklärt nicht völlig die da und dort an den Tag getretene, schier überlaute Entrüstung.

Denn die große Menge ist bekanntlich skandalsüchtig und freut sich, wenn ihr allerhand Klatsch aus hohen Kreisen zugänglich gemacht oder ein Blick in das Intrigenspiel eröffnet wird, welches dort zu Hause zu sein pflegt. Sollte es diesmal anders gewesen sein, sollte es sich nur um die gesteigerte Reaktion eines verstärkten und verfeinerten Empfindens handeln? In der denkwürdigen Reichstagssitzung vom 14. November 1906, die vielleicht den Ausgangspunkt für eine neue Ära der inneren Politik in Deutschland bedeutet, erklärte der Abgeordnete Bassermann, der in der Bevölkerung vorhandene Unmut sei durch den unerfreulichen Blick hinter die Kulissen, welchen die Lektüre der beiden dicken Bände gewährt, noch gewachsen. Das war wohl etwas viel gesagt. Nicht die Bevölkerung, aber bestimmte Kreise derselben empfanden die Publikation sehr unliebsam. Ihnen war es unerwünscht, das, was sie sich und anderen nur stilisiert vorzuführen gewohnt waren, hier in Augenblicksphotographien nach dem Leben dargestellt zu finden. Vor allem: der nationale Heros, zu dem sie den Fürsten Bismarck zu erheben gewohnt waren, erschien hier allzu menschlich. Darum war in ihren Augen die Veröffentlichung geradezu eine herostratische Tat. Sie fragten nicht, ob das Mitgeteilte wahr sei, sondern waren empört, daß es mitgeteilt wurde.

Gewiß wäre es richtiger gewesen, die Denkwürdigkeiten noch ein Menschenalter lang in dem Hohenloheschen Familienarchiv ruhen zu lassen. Man braucht aber nicht strenger zu sein als die dem Präsidenten des Oberkonsistoriums unterstellten Prediger, welche diesen, trotz seiner Beteiligung an der Herausgabe, ihres ungeminderten Vertrauens versicherten. Und schiebt man die Frage nach der Zulässigkeit einer so eigenartigen Veröffentlichung bei Seite, so wird man zugestehen müssen, daß sehr viel Interessantes darin enthalten ist. Ich bin sogar der Meinung, daß hier einer der Fälle vorliegt, wo man ‚aus der Geschichte etwas lernen kann'.

* * *

Fürst Chlodwig zu Hohenlohe-Schillingsfürst, geboren zu Rotenburg an der Fulda am 31. März 1819, war von 1866 bis 1870 bayrischer Ministerpräsident, von 1874 bis 1885 Botschafter des deutschen Reichs bei der französischen Republik, von 1885 bis 1894 Statthalter in Elsaß-Lothringen, von 1894 bis 1900 Reichskanzler. Wer ihn in dieser letzten Lebensperiode sah, konnte nicht den Eindruck gewinnen, einen bedeutenden Mann vor sich zu haben. Den Vergleich mit dem ersten Reichskanzler hätten freilich auch andere nicht leicht ausgehalten. Nunmehr erfährt man aus den Denkwürdigkeiten, daß er jedenfalls ein vielseitig gebildeter und mannigfachen geistigen Interessen zugänglicher Mann war, der von früh auf den Vorkommnissen des öffentlichen Lebens als scharfsichtiger Beobachter offenen Auges zu folgen pflegte. Die Fehler und Schwächen des lieben Nächsten entgingen ihm nicht leicht. Vorzüglich verstand er sich darauf, andere zum Sprechen zu bringen. Für die Wirkung nach außen war ihm vor allem der Mangel an rednerischer Begabung

hinderlich. Zurückhaltend, bedächtig zögernd in der Konversation, pflegte er, wo er öffentlich zu sprechen hatte, in der Regel das Niedergeschriebene von großen vor ihm liegenden Bogen abzulesen, mit denen er sich nicht immer sofort zurecht fand. Wer das miterlebt hat, wird sich wundern, wie oft in den Denkwürdigkeiten rednerische Erfolge verzeichnet werden. Am 19. Oktober 1849 schreibt er an seine Schwester Amalie, er habe in der bayrischen Reichsratskammer, der er als erbliches Mitglied angehörte, ‚vor einer gedrängt gefüllten Galerie ziemlich gut gesprochen'; kurze Zeit darauf an dieselbe, er habe sich ‚vor einigen Tagen durch eine recht gut improvisierte Rede einen großen Ruf erworben'. Nach seiner Wahl zum Vizepräsidenten des Zollparlaments berichtet das Tagebuch, die Dankesrede, die er hielt, habe einen guten Eindruck gemacht, da er sie ‚frei und fließend vortrug'. ‚Ich war froh,' heißt es weiter, ‚auf diese Weise debütiert zu haben. Es ist keine Kleinigkeit, vor dieser Versammlung zu sprechen.' Daß die aus gleichem Anlasse im folgenden Jahre gehaltene Rede ‚lebhaft begrüßt' wurde und dem Redner bei der königlichen Tafel in Potsdam ‚viel Schmeichelhaftes' gesagt wurde, ist begreiflich. Hatte er doch selbst die ihm zuteil gewordene Auszeichnung auf die von ihm als bayrischer Minister befolgte preußenfreundliche Politik bezogen. Im März 1871 aber trägt er in das Tagebuch ein, die glänzende Wahl zum Vizepräsidenten des Reichstags und sein ‚Redesukzeß' machten dem Minister von Lutz Sorge. Auch den Beifall, der ihm für Tischreden in Bremen oder Berlin zuteil wird, vergißt er nicht zu buchen. Man wird annehmen müssen, daß sich dieser Beifall jedesmal auf das bezog, was der Fürst sagte, nicht auf die Art, wie er es sagte. An Gedanken fehlte es ihm nicht; er verfügte über eine gebildete Ausdrucksweise und liebte die historischen Rückblicke. So machen die im Wortlaute mitgeteilten Reden in der Tat einen guten Eindruck. Auch wird er es ja wohl selbst nicht wörtlich genommen haben, wenn ihm die Großherzogin von Baden sagte, ‚sie habe nie etwas so Ergreifendes und Schönes gelesen,' wie die Rede, welche er bei einem Diner zu Ehren des Gemeinderats von Straßburg hielt.

Die schriftstellerische Neigung und Begabung tritt auch sonst in den Denkwürdigkeiten hervor. Irgend jemand hat gesagt, der Fürst sei ein geborener Journalist gewesen. Aber das Mißverhältnis zwischen mündlicher und schriftlicher Ausdrucksfähigkeit war nicht in allen Situationen bequem. Zu der Eigenart Kaiser Wilhelms II. paßte es nicht. In Berlin erzählte man, daß dieser wohl des Vormittags zu dem alten Kanzler gekommen sei, und ihm in temperamentvoller Lebendigkeit seine Ideen und Entwürfe vorgetragen habe. Hohenlohe hörte schweigend zu, um dann, wenn er allein zurückgeblieben war, zu Papier zu bringen, was er zu entgegnen hatte. Traf dann der lange Brief im Schlosse ein, so pflegte der Kaiser unmutig zu äußern: ‚Aber warum hat er mir denn dies alles nicht selbst gesagt, ich war doch heute früh bei ihm!'

Für den deutschen Standesherrn fielen die Schranken weg, welche die übrige Menschheit in der Regel vom persönlichen Verkehre mit Angehörigen

regierender Häuser trennt. Daß Fürst Hohenlohe, zumal in jungen Jahren, diesen Vorzug angenehm empfand, ist nur natürlich. Ein Brief an die Mutter aus der Heidelberger Studienzeit berichtet über die freundliche Aufnahme, welche er und sein Bruder, der nachmalige Herzog von Ratibor, bei dem auf der Durchreise begriffenen Prinzen Wilhelm von Preußen gefunden hatten. Wenige Monate später meldet ein anderer das ‚Entzücken' der beiden über einen Brief des Prinzen Albert von Sachsen-Koburg, worin dieser ihnen den Dank für die Glückwünsche zu seiner Verlobung mit der Königin Viktoria von England aussprach. ‚Ein wahrhaft herzlicher, freundschaftlicher Brief.' Ist er in Brühl oder Baden-Baden oder Potsdam zur Tafel geladen, so versäumt er nie, die dabei anwesenden hohen Gäste in seinem Tagebuche zu verzeichnen. Im Juli 1844 schreibt er aus Berlin an die Mutter: ‚Bei Hofe bin ich fast alle Sonntage zum Diner und habe mir zu meinem Erstaunen die Gunst der hohen Herrschaften erworben. Der König offerierte mir gestern sogar seine Dose, aus der ich mit Begeisterung eine Prise nahm.' Zwei Jahre später berichtet ein Brief aus München an die Prinzessin Amalie: ‚Königs waren sehr gnädig gegen mich. Ich habe auch die Bekanntschaft des Herzogs von Leuchtenberg und des Kronprinzen von Schweden gemacht.' Im Herbst 1860 war er in Rußland. In Wilna, auf einem Balle, traf er mit Alexander II. zusammen. Das Tagebuch verzeichnet: ‚Als der Kaiser kam, stand ich zufällig neben einer alten Gräfin Choiseul, mit welcher der Kaiser zuerst sprach, und wurde deshalb auch alsbald begrüßt und mit einigen wohlwollenden Äußerungen beglückt, was mir den Neid aller anwesenden „Reußen" zuzog.' Aber noch im Juli 1871 unterläßt er nicht, darin zu vermerken: ‚Abends Tee bei der Kaiserin. Ich saß längere Zeit zwischen dem Kaiser und der Kaiserin an einem Tisch, an welchem noch drei Fürstinnen (Biron, Radziwill und Gagarin) saßen.'

Aber es war doch niemals seine Absicht, sich mit den Vorzügen zu begnügen, welche die vornehme Geburt ihm mühelos verschafft hatte. Er wollte etwas leisten. ‚Der Mann soll und will schaffen und arbeiten,' schreibt er 1851 an die Prinzessin Amalie, . . . ‚darum ist mir das süddeutsche standesherrliche Leben immer ungenügend gewesen, weil es die Faulheit zum Lebensberuf stempelt.' Und ebenso im folgenden Jahre an die andere Schwester, die Prinzessin Elise: ‚Je älter man wird, desto nötiger ist ein Beruf. . . Ich bin nicht geschaffen, mein Leben zur bloßen Erfüllung des aristokratischen Lebensberufs zu verwenden. So gerne ich anerkenne, daß dieser Beruf ernster und wichtiger ist, als man gewöhnlich annimmt. Entweder ist dieser aristokratische Beruf gut durchgeführt, dann ist er achtungswert und wird Anerkennung finden, oder er endet in Zersplitterung und mit Sortierung goldener Dosen und Weihnachtsgeschenken. Es sind schon bessere Menschen als ich dahin gekommen.'

Das sind gute und richtige Gedanken. Gewiß läßt sich auch die ererbte Stellung eines Grandseigneurs befriedigend ausgestalten und durch uneigennützige Förderung allgemeiner Interessen veredlen. Aber die Gefahr liegt doch jederzeit nahe, daß sich das Leben in Nichtigkeiten verzettelt. Eine andere Gefahr

fällt dafür hinweg. Wenn ein Mann wie Fürst Hohenlohe öffentlich tätig sein will, so denkt er dabei gewöhnlich nicht an die bescheidene Wirksamkeit in irgend einem Departement des staatlichen Dienstes. Sein Auge richtet sich vielmehr auf leitende oder doch ausgezeichnete Stellungen. Nur zu leicht wird er sich alsdann in ein unruhiges Getriebe von Ehrgeiz, Streberei und Intrigantentum hineingezogen finden. Die Denkwürdigkeiten bezeugen an vielen Stellen, daß Fürst Hohenlohe dieser Gefahr nicht entgangen ist.

Wie schon erwähnt, gehörte er der bayrischen Reichsratskammer als erbliches Mitglied an. Dies wies auf eine politische Tätigkeit in dem süddeutschen Königreiche hin, aber sein Bildungsgang — er war Auskultator in Koblenz und Referendar in Potsdam gewesen, — seine Familienbeziehungen und offenbar auch seine Neigung verbanden ihn mit Preußen. Das lassen seine Aufzeichnungen aus dem Jahre 1859 deutlich erkennen. Im Jahre 1861 bewarb er sich um einen Sitz im preußischen Herrenhause, und noch im folgenden Januar sagte er dem Kronprinzen Friedrich, der Plan sei nicht aufgegeben. Er sei in München nun doch einmal als Preuße verschrien, und sein Eintritt ins Herrenhaus werde seine Stellung dort weder verbessern noch verschlechtern. Das lautet wie ein Nachklang getäuschter Hoffnungen. In der Tat berichtet das Tagebuch am 22. März 1859: ‚Das Ministerium (in Bayern) ist nicht mehr recht solid. Es fehlt ein tüchtiger Minister des Innern und ein Redner im Ministerium. Man weiß nicht, wen man nehmen soll; auch ein anderer Handelsminister ist notwendig.‘ Und wenige Tage später: ‚Ich wurde hier durch einen Artikel der „Allgemeinen Zeitung“ überrascht, der mir die Stelle eines bayrischen Ministers der neuen Ära, des Chefs eines Ministeriums der Morgenröte in Aussicht stellt.‘ Endlich am 31. März: ‚Neue Nachrichten aus München lassen mich hoffen, daß der Ministerkelch diesmal an mir vorübergehen wird.‘ Ausdrücke dieser Art sind nicht immer ernst gemeint. Im Sommer unternahm er eine Reise nach England. Von dort zurückgekehrt, machte er einen ernsthaften Versuch, in Bayern anzukommen, indem er König Max II. persönlich seine Dienste anbot. Über die bei dieser Gelegenheit geführte Unterredung berichtet unter Beibehaltung der dialogischen Form eine ausführliche, für die Fürstin angefertigte Niederschrift. Er versichert den König, daß, falls dieser die Gnade hätte ihn zu verwenden, er ‚durch Vermögen und Stellung in der Lage wäre, den bayrischen Namen würdig zu vertreten und die bayrische Fahne mit Energie und Entschiedenheit aufzupflanzen‘. Auf die Äußerung desselben, ‚er wolle sich weder von Österreich noch von Preußen ins Schlepptau nehmen lassen,‘ erwidert er, das entspreche der ‚Gesinnung des ganzen bayrischen Volkes, das von einer preußischen Hegemonie nichts wissen will‘. Der Versuch hatte keinen Erfolg. Einige Jahre später wurden ihm Hoffnungen nach der anderen Seite hin erweckt. Bei Gelegenheit des Frankfurter Fürstentags im August 1863, dem er als interessierter Zuschauer beiwohnte, hatte er ein langes Gespräch mit dem bekannten badischen Staatsmann, Herrn von Roggenbach. Dieser sagte ihm: ‚Bei der Thronbesteigung

des jetzigen Kronprinzen von Preußen werde man sich nach einem Manne umsehen, dessen solide Stellung, Bildung und Gesinnung für die Übernahme des Postens des Ministerpräsidenten geeignet sei; da wisse er nun niemand als ihn, und es sei auch bereits vorgearbeitet.'

Die Dinge in Deutschland gingen ihren Gang und trieben deutlich einer Krisis entgegen. Im Zusammenhange damit akzentuierte sich Hohenlohes politische Stellung schärfer. Mehr und mehr wurde er für Bayern der kommende Mann. König Max war am 10. März 1864 gestorben. Im Oktober bespricht sich Hohenlohe, dem man auf der Straße in München bereits zum Ministerpräsidenten gratuliert hatte, eingehend mit seinem Freunde Völderndorff darüber, was er als Minister des Auswärtigen zu tun haben würde. In das Tagebuch trägt er ein: ‚Meine Gegner sind die Hofleute, der niedere Adel, die Ultramontanen und die österreichische Partei. Der gebildete Mittelstand ist für mich, desgleichen die Demokraten. Es scheint aber, als ob preußische und österreichische Einflüsse sich geltend machten, eine Reaktion in Bayern anzubahnen. Diese wollen mich nicht, und in dieser Überzeugung bin ich denn auch ruhig und unbehelligt wieder abgereist.' Wieder spricht man im Jahre 1866 von ihm. Das Tagebuch verzeichnet am 7. Juni ein Gerücht, er habe sich mit den Führern der Fortschrittspartei, Barth und Völk, verständigt; diese wollen den König zu sich herüberziehen, Richard Wagner zurückrufen lassen und den Fürsten als Ministerkandidaten präsentieren. ‚Da Pfordten aber jetzt fester sitzt als je,' fügt Hohenlohe bei, ‚so ist von einer solchen Kombination, die mir sehr unangenehm wäre, keine Rede.' Wiederum berichtet er am 5. Juli, ‚jemand,' der nicht ohne Einfluß sei, sei auf die Idee verfallen, ihn für das Kultusministerium vorzuschlagen und habe dieserhalb bei ihm angefragt. Er will aber ‚jetzt nicht Minister werden', und am wenigsten Kultusminister. Das Jahr vorher hatte er versucht, mit Ludwig II. Fühlung zu gewinnen. In einem Briefe vom 5. April trug er dem Könige vor, daß er ‚gewohnt, in den Beratungen des Landtags nur nach Überzeugung und treu dem geschworenen Eide zu handeln', sich bei seinen Reden und Abstimmungen möglicherweise nicht in Übereinstimmung mit der Staatsregierung befinden könne. Er fürchtet ‚falsche Darstellung in betreff der Motive seiner Handlungen' und bittet den König, wenn er ‚im vorkommenden Falle sein Tun und Reden im Reichsrat für wichtig genug halte, demselben Aufmerksamkeit zu schenken', die gewünschte Aufklärung direkt von ihm zu befehlen oder durch das Kabinet einfordern zu lassen.

Endlich war seine Zeit gekommen. Unter dem Eindrucke des unrühmlichen Feldzugs am Main und des für Bayern demütigenden Friedensschlusses [1])

1) Vergl. Denkwürdigkeiten I, S. 170: ‚Von den Berliner Friedensunterhandlungen erzählt man u. a. folgendes: von der Pfordten sagte Bismarck, er begreife nicht, warum man Bayern so harte Friedensbedingungen mache, da doch Sachsen, Württemberg und Hessen so günstige Bedingungen erhielten.' Darauf sagte Bismarck: ‚Was wollen Sie? Für Sachsen verwendet sich Österreich, für Württemberg und Darmstadt Rußland — für Sie verwendet sich niemand!'

hatte die Kammer der Abgeordneten nahezu einstimmig einen Antrag angenommen, welcher die Regierung aufforderte, den engen Anschluß an Preußen und die Berufung eines deutschen Parlaments zu erstreben. Er wurde in der Reichsratskammer gegen einige Stimmen verworfen. Hohenlohe hatte sich in längerer Rede dafür ausgesprochen, und dadurch, wie er glaubte und in seinem Tagebuche unterm 1. September 1866 vermerkte, seine ‚Chancen für das Ministerium‘ sehr vermindert. Als er sechs Wochen später wieder nach München kam, hatte sich die Situation verschoben. Es kriselte im königlichen Kabinet; die Stellung der einflußreichen Kabinetsräte Pfistermeister und Lutz schien erschüttert. Trat hier ein Wechsel ein, so ließ sich voraussehen, daß er auch das Ministerium ergreifen werde. Hohenlohe berichtet darüber: ‚Der König will mich an Pfordtens Stelle haben und hat dies gesagt, woraus dann die Zeitungsartikel entstanden sind... Die Stimmung im allgemeinen ist noch immer gleich günstig für mich. Meine Rede hat mir viel genützt. Gleich den Tag nach meiner Ankunft wurde ich wieder durch einen Artikel der „Neuesten Nachrichten“ überrascht, in welchem bestimmt versichert wurde, ich sei ausersehen, Pfordten zu ersetzen.‘ Aber noch vergingen mehrere Wochen. Am 1. November bot ihm der vielvermögende Oberststallmeister Graf von Holnstein im Namen des Königs das Ministerium des Hauses und des Äußeren und die Ministerpräsidentschaft an. Es war kein politisches Motiv, was den König bestimmte. Richard Wagner, der nach kurzem Aufenthalte am Hofe zu München wieder in die Schweiz hatte zurückkehren müssen, hatte auf Hohenlohe hingewiesen, und der König hoffte, daß ihm dieser die Rückkehr Wagners ermöglichen werde. Hohenlohe selbst hatte sich überzeugt, ‚daß eigentlich zur Zeit kein Grund zu einer Ministerveränderung gegeben sei,‘ und ‚ein Wagner-Ministerium‘ zu bilden, hatte er keine Lust. So war ihm eine Verzögerung etwa bis zum Zusammentritt des Landtags ganz erwünscht. Nur durfte die Zwischenzeit nicht ungenützt verstreichen. Holnstein mußte suchen, sich in der Gunst des Königs zu halten, um dort Hohenlohes Interesse zu vertreten. Zwei andere Freunde hatten den Auftrag, die gegnerischerseits gesponnenen Fäden unschädlich zu machen. Einem dritten fiel es zu, die Presse zu bearbeiten. Den Chefredakteur der ‚Neuesten Nachrichten‘ hatte Hohenlohe schon im Oktober persönlich aufgesucht.

Am 11. Dezember reichte Frhr. von der Pfordten seine Entlassung ein, die vom Könige angenommen wurde. Eine seit Monaten durch das ganze Land betriebene Agitation (Denkwürdigkeiten I, S. 192) hatte ihre Schuldigkeit getan. Am 31. Dezember wurde Hohenlohe zum Minister des königlichen Hauses und des Äußeren, sowie zum Vorsitzenden des Ministerrates ernannt. Drei Jahre später reichte er sein Entlassungsgesuch ein, nachdem aus den Neuwahlen von 1869 83 Patrioten gegen 71 Liberale hervorgegangen waren. König Ludwig bewog ihn, noch zu bleiben; als aber die beiden Kammern des im Januar 1870 zusammengetretenen Landtags ihm ein Mißtrauensvotum erteilt hatten, erneuerte er sein Entlassungsgesuch, das jetzt angenommen wurde.

Daß seine Rolle damit ausgespielt sei, glaubte er nicht. Da der Ausfall der Wahlen den Rücktritt des Ministeriums nahegelegt hatte, schrieb er in sein Tagebuch: ‚Ich kann nicht daran denken, zu bleiben, wenn ich die Majorität der Kammer gegen mich habe, und ich gestehe, daß ich gerne abgehe. Drei Jahre Ministerium ist vorläufig genug.‘ Im Mai 1870 weiß er von einer Äußerung Windthorsts zu berichten, der zu Graf Münster gesagt habe: ‚Wissen Sie schon das Neueste? Bismarck wird sich zurückziehen und Hohenlohe seine Stelle übernehmen,‘ und fügte bei, das Gerücht scheine in ultramontanen Kreisen kolportiert zu werden, ihm ‚in München das Terrain zu verderben‘.

Zwei Monate später brach der deutsch-französische Krieg aus. Die Freunde in München erörterten die Möglichkeit seines Wiedereintritts. ‚Ich hätte nur einen Finger zu rühren gehabt, um wieder Minister zu werden,‘ meint er selbst. Bei einem patriotischen Gartenfeste, welches der Eigentümer der ‚Neuesten Nachrichten‘ veranstaltet hatte, wurde er vielfach begrüßt und ihm die dahingehende Hoffnung ausgesprochen. Am 19. August, als an allen Straßenecken die Nachricht von den Schlachten vor Metz angeschlagen waren, schreibt er ins Tagebuch: ‚Das Publikum glaubt, ich würde nun demnächst wieder Minister. Die Minister aber denken nicht daran, abzugehen. Auch Bray (der Minister des Äußern) will nun bleiben... Schlör (der Handelsminister) sah mich mit Schrecken am Horizont auftauchen, da er wohl weiß, daß mein Eintritt sein Austritt sein würde. Ebenso sieht Holnstein meine Anwesenheit ungern, da er sich selbst als künftigen Ministerpräsidenten betrachtet... So scheint es, daß ich vorläufig noch der Ruhe werde pflegen können. Ich tue keinen Schritt. Wenn man mich braucht, muß man mich suchen, und dann werde ich meine Bedingungen stellen.‘ Hierin stimmte der liberale Abgeordnete Marquard Barth mit ihm überein, während sein vertrauter Freund, Ministerialrat von Völdernborff, befürchtete, wenn er nicht jetzt ins Ministerium einträte, wo in bezug auf die Neugestaltung Deutschlands noch alles im Flusse sei, könne er später auf die Seite geschoben werden. Hohenlohe aber erklärte, daß er ‚lieber gar nicht eintrete als halb, d. h. mit Konzessionen in Personen und Sachen dem Könige gegenüber‘. Anfangs Mai des nächsten Jahres schreibt ihm Völdernborff nach Berlin, es bestehe in München die Absicht, ‚ein Ministerium Hohenlohe-Lutz zu kombinieren‘. Hohenlohe will ‚im allgemeinen seine Bereitwilligkeit zum Wiedereintritt erklären‘, jedoch unter der Bedingung, ‚die Vorschläge wegen der Zusammensetzung dem Könige selbst machen zu können.‘ Eingehend werden dieselben zwischen ihm und Völdernborff im Juli in München erörtert. Aber er traut nicht recht, insbesondere ist er mißtrauisch gegen Lutz. Sechs Wochen später steht ihm fest, daß Lutz gegen seinen Wiedereintritt ins Ministerium gearbeitet hat. ‚Dieser Einfluß von Lutz ist überall zu sehen und ekelt mich so an, daß ich nichts mehr von der Sache wissen will.‘ Im August trat Graf Bray zurück. Sein Nachfolger wurde Graf Hegnenberg-Dux. Aber die Gerüchte erneuerten sich, als dieser schon im

folgenden Jahre, am 2. Juni 1872, starb. Hohenlohe war in Berlin beim Reichstag. Seine nationalliberalen Freunde Marquardsen, Bennigsen u. a. wünschten dringend, daß er auf die Stelle berufen würde. Bennigsen meinte, ‚es werde für die hiesige Regierung vom größten Wert sein, jemand dort zu haben, auf den sie zählen könnte.‘ Wenige Tage darnach sprach Kaiser Wilhelm in Ems mit ihm über bayrische Verhältnisse und drückte den Wunsch aus, daß er wieder Minister würde. In München aber herrschte im Augenblicke eine unfreundliche Stimmung gegen Preußen. Der König wollte ein partikularistisch gefärbtes Ministerium mit Herrn v. Gasser, dem Gesandten in Stuttgart, an der Spitze. Hohenlohe schreibt darüber: ‚Die Spannung ist zwischen Berlin und hier im Steigen. Will sich aber der König mit Preußen brouillieren, so wird er nicht daran denken, mich ins Ministerium zu berufen; auch könnte ich, so wie die Lage ist, es gar nicht einmal annehmen.‘ Er war übler Laune. Zwar tröstete ihn einigermaßen der Gedanke, daß die angeblich liberalen Minister, welche etwa bleiben wollten, ‚sich gründlich blamieren‘ würden. Aber der Groll gegen Lutz ist nicht überwunden, er ist überzeugt, daß dieser ‚hofft, noch selbst Ministerpräsident zu werden‘. Von dem Feste, das die Stadt zu Ehren des vierhundertjährigen Stiftungsfestes der Universität gab, entfernte er sich unbemerkt und zu früher Stunde, nachdem er ‚genug stupide Gesichter gesehen‘ hatte.

Aus dem Ministerium Gasser wurde nichts. Ministerpräsident und Minister des Äußern wurde der bisherige Finanzminister von Pfretzschner und blieb es bis 1880, wo in der Tat Lutz sein Nachfolger in der Präsidentschaft wurde.

Hohenlohes Zeit in Bayern war vorüber. Aber schon im Frühjahr 1873 war davon die Rede, daß er kaiserlicher Botschafter in London werden solle. Bismarck sprach selbst mit ihm darüber, meinte aber, er könne als einziger ‚reichstreuer‘ Grandseigneur in Bayern, der zugleich das Vertrauen des Königs besitze, in Deutschland mehr wirken als in England. Trotzdem erfolgte im Frühjahr 1874 seine Ernennung zum Botschafter in Paris. Bei den nationalliberalen Freunden herrschte darüber große Freude, dagegen begegnete er ‚mehr und mehr unfreundlichen Gesichtern unter der preußischen Aristokratie und den jüngeren Diplomaten‘. Windthorst, der ihm im Reichstag gratulierte, meinte, ‚die größte Schwierigkeit sei nicht in Paris, sondern in den Aufträgen, die er von Berlin bekommen würde.‘ Der fortschrittliche Abgeordnete Ziegler, Oberbürgermeister von Breslau, sagte ihm, ‚der Weg ins Reichskanzlerpalais gehe über Paris.‘ ‚Ich hoffe, daß diese Prophezeiung nicht richtig sein möge,‘ fügt Hohenlohe hinzu. Aber der Pfeil war doch haften geblieben. Ein Eintrag vom 7. Mai berichtet über einen langen Besuch des bekannten Bankiers Bleichröder, der ihm ‚wertvolle Notizen über Paris‘ gab, und schließt mit dem Satze: ‚Bleichröder erwartet ohne Zweifel, daß ich einst der Nachfolger von Bismarck werde, und will sich deshalb gut mit mir stellen.‘ Unterm 5. August 1875 notiert er, der Herzog von Decazes,

französischer Minister des Auswärtigen, habe ihm von einem Gerücht gesprochen, wonach er zum Reichsvizekanzler ernannt sei. Am 23. März 1877 erzählte ihm die Gräfin Marie Bismarck, ihr Vater habe oft an ihn gedacht, wenn er es müde sei, sich zu ärgern, und abgehen wolle. Er sei der einzige Mensch, auf den der Reichskanzler sich verlassen könnte. So sorgten Personen und Umstände dafür, daß der Ehrgeiz des bald Sechzigjährigen stets neu aufgestachelt wurde.

Am 2. Juli 1879 wurde durch den Tod des Herrn von Bülow der Posten des Staatssekretärs des Auswärtigen vakant. Die Denkwürdigkeiten lassen es als selbstverständlich erscheinen, daß Hohenlohe für denselben in Betracht gezogen wurde. Jedenfalls fuhr er sogleich nach Berlin, wo er sich mit den Räten des Auswärtigen Amtes besprach, und von da weiter nach Varzin zu Bismarck. In Berlin hatte er auch Bleichröder aufgesucht, der ihn bei dem Reichskanzler für die Stelle in Vorschlag gebracht haben wollte. In Varzin traf er mit dem seitdem sehr bekannt gewordenen Herrn v. Holstein zusammen, der ihm zur Annahme des Postens riet. Er selbst hatte Bedenken finanzieller Art, für welche er bei Bismarck Verständnis fand. Die Entscheidung wurde vertagt und im folgenden Jahre dahin getroffen, daß Hohenlohe unter Belassung in seiner Stelle als Botschafter von Ende März ab die Geschäfte des Staatssekretärs vier bis sechs Monate interimistisch führen und dann an den Grafen Hatzfeld abgeben sollte. Infolge einer Erkrankung des Fürsten fand die Einrichtung früher, als vorgesehen war, ihr Ende.

Im Dezember 1884 zeigten sich die ersten Spuren einer in Berlin gegen ihn bestehenden Verstimmung. Im Frühjahre kam es dann zu ärgerlichen Verhandlungen über einen wiederholt erbetenen und wieder aufgegebenen Urlaub und schließlich zu einem sehr energischen Schreiben des Fürsten an den Geh. Legationsrat von Holstein. Da starb am 17. Juli der Feldmarschall Freiherr von Manteuffel, und Hohenlohe wurde veranlaßt, den Botschafterposten in Paris mit der Statthalterschaft von Elsaß-Lothringen zu vertauschen. Er war es zufrieden. Bei einem Besuche in Berlin hatte er sich überzeugt, daß seine Stellung in Paris auf die Dauer den jungen Elementen des Auswärtigen Amtes gegenüber nicht haltbar gewesen wäre. Das liege in der Natur der Sache: ‚Ein alter Mann kann nicht jungen Leuten gegenüber, die er als Buben gekannt hat, in einer abhängigen Stellung sein. Die Stellung des Statthalters ist deshalb eine glückliche Chance.‘

Er brachte neue Sorgen. Die Schwierigkeiten, welche ihm Windthorst für den Botschafterposten vorausgesagt hatte, kamen jetzt. Damals hatte er sich ihnen zu entziehen gewußt durch ein rückhaltloses Eingehen auf die von Bismarck Frankreich gegenüber befolgte Politik. Jetzt, wo er unter eigener Verantwortung zu handeln hatte, blieben die Reibungen nicht aus. Sie kamen von zwei Seiten, von Bismarck, der jederzeit die schärfsten Maßregeln verlangte, und von den Militärbehörden. ‚Wahrscheinlich will man in Berlin, daß ich mich blamiere,‘ schrieb er am 6. Juli 1887 in sein Tagebuch.

der Kaiser sofort annahm. Einige Tage darnach schrieb er darüber an seine Schwester, die Prinzessin Elise: „Ich habe mich rascher entschlossen, abzugehen, als ich es anfangs beabsichtigt hatte. In den letzten Wochen kam allerhand vor, das mir die Überzeugung aufdrängte, daß ein Wechsel in der Person des Reichskanzlers dem Kaiser nicht unangenehm sein würde. Da ich nun fortgesetzt an Asthma und Schwerhörigkeit leide, so hielt ich mich berechtigt, einen Strich zu machen und mit diesem Lebensberuf abzuschließen. Der Kaiser nahm auch mein Gesuch sehr freundlich auf, und mein Abgang hat sich in der friedlichsten Weise ohne Gekränktheit vollzogen.'

Das Leben, das er in jungen Jahren gesucht hatte, abgestoßen von dem geschäftigen Müßiggange eines Grandseigneurs, hatte er im vollen Umfange gefunden. Er hatte erreicht, was sich darin nur immer erreichen ließ. Trotzdem schrieb er ein halbes Jahr vor seinem Rücktritt an den Prinzen Alexander, nachdem er einen trüben Blick auf die keinem Menschen ersparten Schmerzen geworfen hatte: ‚Und dazu ist der Mensch geschaffen. Da wäre es doch besser, man wäre nie geboren. Das hat schon Sophokles gesagt, und es sind Jahrhunderte vergangen, und jeder weiß es und jeder vergißt es jeden Tag und dämmert dahin, erhält Ehrenstellen und Orden und geht dann ab und wird vergessen.' — Er starb in Ragaz am 6. Juli 1901.

* * *

Als Politiker zeigt Fürst Hohenlohe keine ausgeprägte Eigenart, sondern spiegelt in seinen Urteilen und Maximen die Anschauungen wieder, welche sich in Deutschland um die Mitte des vorigen Jahrhunderts entwickelt hatten, um von den liberalen Parteien in den sechziger und siebziger Jahren in die Tat übersetzt zu werden. In einer Aufzeichnung aus dem Jahre 1844 spricht der Fünfundzwanzigjährige eine starke Abneigung gegen das Regiment Friedrich Wilhelms IV. aus. Ein Wechsel in den leitenden Persönlichkeiten scheint ihm unerläßlich, die Gefahr eines Aufstandes keineswegs fernliegend. Als er zu Anfang des nächsten Jahres in den schlesischen Provinziallandtag eintreten sollte, war ihm übel zumute, weil er ‚die Verwirrung und Unklarheit der Begriffe in den höchsten Regionen erkannt und gesehen, wie man jeden Wunsch des Volkes, der mit den Absichten der Regierung nicht übereinstimmt, für ein Staatsverbrechen ansieht.' In einem politischen Aufsatze aus dem Spätjahr 1847 fällt der bei einem katholischen Prinzen überraschende Gedanke auf, daß Preußen mit dem liberalen Protestantismus stehe und falle. ‚Das Ministerium Eichhorn — wer wollte es leugnen? — steht auf einem antipreußischen Grund und Boden.' Daneben beklagt er schmerzlich die Nullität Deutschlands. ‚Niemand wird leugnen, daß es für einen denkenden, tatkräftigen Mann ein trauriges Los ist, in der Fremde nicht sagen zu können: Ich bin ein Deutscher, nicht mit Stolz die deutsche Flagge auf seinem Schiffe zu sehen, in Bedrängnissen keinen deutschen Konsul zu finden, sondern sich sagen zu müssen: Ich bin ein Kurhesse, ein Darmstädter, ein Bückeburger; mein

Vaterland war einmal ein großes, mächtiges Land; jetzt ist es zersplittert in achtunddreißig Lappen.' Eine Umgestaltung der deutschen Bundesverhältnisse erscheint ihm um so dringender, als ohne eine solche die vorhandene fortschrittliche Strömung zweifellos zur Revolution führen werde. In das folgende Jahr, 1848, fällt sein erstes Auftreten in der bayrischen Reichsratskammer, wo er über das Wahlgesetz zum Frankfurter Parlament zu referieren hatte. Voll patriotischer Begeisterung erblickte er darin den ersten Schritt, ,der das deutsche Volk der Erfüllung seines sehnlichsten Wunsches entgegenführt.' In einer späteren Sitzung sprach er zur Frage der Ministerverantwortlichkeit und hatte dabei Gelegenheit, wie er seiner Schwester Amalie schreibt, die reaktionäre Hofpartei ,niederzudonnern'. Die deutsche Nationalversammlung entsprach freilich in keiner Weise den Hoffnungen die er auf sie gesetzt hatte, und die Frankfurter Septembertage, insbesondere die scheußliche Ermordung Auerswalds und Lichnowskys, erfüllten ihn mit Schrecken. Aber trotz pessimistischer Anwandlungen hoffte er ,auf den Sieg der preußisch-deutschen Idee'. So begegnet also schon hier, was später einen Hauptpunkt seines politischen Programms bildete: die Einigung Deutschlands unter preußischer Spitze. In jener Hoffnung übernahm er die diplomatische Mission, den Antritt des Reichsverwesers an den Höfen zu Athen, Rom und Florenz zu notifizieren. Die fünfmonatliche Reise gab ihm Gelegenheit, seinen Gesichtskreis zu erweitern, fremde Länder und Menschen kennen zu lernen, Erfolge auf politischem Gebiete konnte er davon nicht heimbringen. Mit Interesse liest man angesichts der heutigen Verhältnisse, was er unter dem Datum Karmel, 16. Januar 1849 in sein Tagebuch eintrug: ,Ich überzeuge mich mehr und mehr von der Notwendigkeit baldiger Zentralorganisation Deutschlands. . . . Der Orient weiß von Deutschland nichts. Es muß ein deutscher katholischer Konsul nach Jerusalem. Der Einfluß Deutschlands im Orient gibt 1. Deutschland überhaupt mehr Macht, 2. befördert den deutschen Handel und etwaige Kolonisation. Um diesen Einfluß zu begründen, ist das religiöse Element des katholischen Klerus zu benutzen.'

Seine Hinneigung zur kleindeutschen Politik bekundete er in einer am 12. November 1849 in der Reichsratskammer gehaltenen Rede, in der er, ohne sich von dem der Regierung wegen ihrer Haltung in der deutschen Frage votierten Dank auszuschließen, seine Sympathie mit den Grundgedanken des von Preußen, Sachsen und Hannover am 26. Mai abgeschlossenen Bündnisses aussprach. Weit schärfer als in der Kammer äußerte er sich in einem für das Frankfurter Journal geschriebenen Artikel. Hier polemisierte er gegen die von dem König von Württemberg gehaltene Thronrede und sagte u. a.: ,So weit sind wir also gekommen, daß man die politische Schamhaftigkeit in einem deutschen Königreiche ganz ablegt und vor den Augen von ganz Europa gesteht, daß wir es nicht mehr wagen, uns eine Verfassung zu geben, wie sie unseren Bedürfnissen entspricht, sondern daß die letzte Stimme den Mächten zusteht, die die Verträge garantiert haben!'

Daß er mit diesen Gesinnungen nicht daran hätte denken können, in einem der Südstaaten Karriere zu machen, liegt auf der Hand. Aber ‚der Drang zu politischem Wirken' führte ihn, wie die Herausgeber bemerken, ‚allmählich zu einem Kompromiß mit den Verhältnissen, in denen allein ein solches Wirken für ihn möglich war.' Er ist bestrebt, ‚seinen Frieden mit dem bayerischen Königtum zu machen und unter der Einwirkung dieser äußeren Begebenheiten nehmen auch seine politischen Anschauungen allmählich eine Wendung, die ihn dem bayerischen Partikularismus näher bringt.' Unter welchen Umständen er im Jahre 1866 das Ministerium in Bayern übernahm, ist oben erzählt worden. Er mußte sich sagen, daß er auch jetzt noch zahlreiche Elemente der Bevölkerung gegen sich habe, welche an den überlieferten Zuständen möglichst wenig geändert haben wollten und zudem von einer mehr oder minder starken Antipathie gegen Preußen und norddeutsches Wesen erfüllt waren.

Für die heutige Generation, welche die Neugestaltung Deutschlands unter Ausschluß von Österreich bereits vorgefunden hat, ist es schwer, sich in die Gedanken und Empfindungen derer zu versetzen, welche der dahin führenden Entwicklung widerstrebten, und noch schwerer, ihnen gerecht zu werden. Die Ohnmacht des alten deutschen Bundes ist heute sprichwörtlich, und man denkt nicht daran, daß er vierzig Jahre lang die wichtigste Stütze des europäischen Friedens gewesen ist. Daß in den deutschen Mittelstaaten Dynastien, Regierungen und große Teile der Bevölkerung nicht sofort bereit waren, um des größeren Ganzen willen auf die ererbte und Jahrhunderte alte Selbständigkeit zu verzichten, erscheint als törichte, mit den Machtmitteln in schreiendem Mißverhältnisse stehende Selbstüberhebung. Der Wertmesser ist ein völlig anderer geworden, man fragt nach der Stellung der Staaten im Weltverkehr, auf dem Weltmarkt, und hat keine Schätzung mehr für die stille Kulturarbeit, welche in eng umfriedetem staatlichem Leben die Väter geleistet haben. Mitleidig blickt man auf das ‚geschriebene Recht' der alten Staatsverträge herab und begreift nicht, daß von den Anhängern des Bestehenden die Neugestaltung der Dinge in bitterem Schmerze als Rechtsverletzung empfunden wurde, daß sie mißtrauisch denen entgegenstanden, welche als offene oder geheime Freunde dieser Neugestaltung zu gelten hatten.

Daß Bayern nach den Ereignissen von 1866 und der Gründung des norddeutschen Bundes nicht isoliert bleiben konnte, bedarf heute keiner Erörterung mehr. Interessant aber ist es, zu sehen, wie Fürst Hohenlohe König Ludwig II. für den Anschluß an Preußen zu gewinnen bemüht war. In einem Bericht vom 20. März 1867 verweist er ihn auf eine doppelte Gefahr, auf die Möglichkeit einer europäischen Verwicklung, welche, wenn sie Deutschland berühre, den Bestand Bayerns in Frage stellen werde, und den ‚Ausbruch einer intensiven nationalen Bewegung in Süddeutschland'. ‚Das Streben des deutschen Volkes, den nationalen Gedanken auch gegen den Willen der Regierungen zu verwirklichen,' könne ‚zu inneren Kämpfen führen, in welchen

die Dynastie bedroht wäre'. Vor allem die letzte Erwägung war auf den König berechnet. Dem Fürsten Bismarck gegenüber erschien es umgekehrt als zweckmäßig, ‚die Festigkeit der öffentlichen Meinung in Bayern nicht allzu sehr hervorzuheben.' Daher Hohenlohe den preußischen Gesandten in München, Grafen Werthern, hierauf aufmerksam machte. Bei einem Gespräche mit dem Kaiser Napoleon, der auf der Rückkehr von Salzburg, wo er mit dem Kaiser von Österreich zusammengetroffen war, am 23. August 1867 den Münchener Bahnhof passierte, äußerte er sogar, das Drängen auf ein enges Zusammengehen mit Preußen gehe ‚nur von einer Partei aus'. Trotzdem kehrt in dem Berichte an den König vom 23. November desselben Jahres die gleiche Erwägung wieder: ‚Die Zustände, wie sie zur Zeit liegen, sind so unfertig, die Strömung der öffentlichen Meinung ist so gewaltig, daß, wenn die Regierung die Initiative aus der Hand gibt, andere Elemente über sie hinweg Ereignisse hervorrufen können, welche die Selbständigkeit Bayerns bedrohen würden.' Die Übertreibung der von der ‚nationalen' Partei her drohenden Gefahr findet ihre charakteristische Ergänzung in einem Gespräche, welches der Minister im Juni 1868 mit dem König hatte. Als dieser sich ungehalten über die ‚ultramontane' Partei zeigte, meinte Fürst Hohenlohe, daß man dieselbe ‚im Interesse der Dynastie gebrauchen, sie aber stets sich vom Leibe halten müsse. Die Ultramontanen hätten die Absicht, Bayern an Österreich zu bringen, man könne ihnen also nicht trauen. Das sah der König ein.' Einen Beweis, der niemals zu erbringen gewesen wäre, hatte er nicht verlangt.

Auch wer damals zum Lager der Opposition gehörte, muß heute zugeben, daß die von Hohenlohe in der deutschen Frage befolgte Politik den Interessen Bayerns förderlich war.

Welche Bahn er einzuschlagen hatte, hing nicht von seiner freien Wahl ab. Sie war ihm durch Umstände vorgezeichnet, die er nicht geschaffen hatte und die er, selbst wenn er gewollt hätte, zu ändern nicht in der Lage gewesen wäre. Dem Beitritt der Südstaaten zum norddeutschen Bunde stand Artikel IV. des Prager Friedens entgegen. Bismarck hatte wiederholt zu erkennen gegeben, daß er ihn zur Zeit nicht wünsche. Andererseits war Bayern bereits ein Schutz- und Trutzbündnis mit Preußen eingegangen, welches gleichzeitig mit dem Friedensvertrage abgeschlossen, bis dahin geheim gehalten worden war.* Demgemäß betonte Hohenlohe in seinen ersten Kundgebungen die beiden Punkte, daß ein Eintreten Bayerns in den norddeutschen Bund nicht anzustreben sei, zumal dessen dem Einheitsstaate angenäherten Bestimmungen den im Süden vorwaltenden Wünschen und Tendenzen nicht entsprächen, daß aber für Bayern, welches weder allein bleiben könne, noch sich einem außerdeutschen Staate anschließen dürfe, die Anlehnung an Preußen, zunächst durch Unterstellung seiner Armee unter preußischen Oberbefehl für den Fall eines Krieges, eine unbedingte Notwendigkeit sei. Als festzuhaltendes, aber einstweilen nicht zu realisierendes Ziel galt ihm die Herstellung eines die sämtlichen deutschen Staaten um-

* Es wurde am 19. März 1867 publiziert.

fassenden Bundesstaates. Daneben aber ließ ihm das Interesse Bayerns und der Südstaaten überhaupt eine vorläufige Verständigung unter den letzteren als dringend wünschenswert erscheinen. Sie sollte in erster Linie der Heeresorganisation gelten. Ihr Zweck war, wie Hohenlohe in seiner Antrittsrede in der Kammer der Abgeordneten am 19. Januar 1867 erklärte, ‚die Annäherung des Südens von Deutschland an den Norden zu fördern, zugleich aber auch die eigene Unabhängigkeit, soweit dies an uns liegt, vor Annexionsgelüsten, von welcher Seite sie auch kommen mögen, zu wahren.‘ Hierbei befand er sich überall in Übereinstimmung mit Bismarck, dessen nicht nur die Machtverhältnisse abwägender, sondern auch die Imponderabilien richtig einschätzender staatsmännischer Geist gerade bei den der Gründung des Reiches vorangehenden Verhandlungen in hellem Lichte erscheint. Noch ist zu erwähnen, daß Hohenlohe, obwohl er im übrigen keinerlei Sympathie für Österreich hegte, doch von Anfang an ein freundschaftliches Verhältnis zwischen dem neu zu einigenden Deutschland und dem alten Kaiserstaate bestimmt ins Auge faßte.

Die Denkwürdigkeiten berichten ausführlich über die von dem bayrischen Minister unternommenen Versuche, eine engere Verbindung zwischen den süddeutschen Staaten herbeizuführen. Insoweit sie mehr erreichen wollten, als die gemeinsame Durchführung der militärischen Einrichtungen, hatten sie keinen Erfolg. In erster Linie, weil Württemberg nicht darauf eingehen wollte. Wenn etwa noch Illusionen hierüber bestanden, so wurden sie durch die Rede beseitigt, welche der Minister v. Varnbüler im Dezember 1868 in der zweiten Kammer in Stuttgart hielt. Er wollte weder eine süddeutsche Zentralgewalt noch ein süddeutsches Parlament, wie es von der württembergischen Volkspartei angestrebt wurde. Dem König Ludwig II. gegenüber, welcher Angabe der Gründe verlangte, an denen der Versuch einer süddeutschen Vereinigung gescheitert sei, hatte Hohenlohe in einem Berichte vom April des gleichen Jahres zunächst auf Meinungsverschiedenheiten im Staatsministerium hingewiesen, die für ihn um so belangreicher sein mochten, als ihm die Zustimmung des Königs selbst nicht außer allem Zweifel war. Er hatte sodann eine weitere Erwägung hinzugefügt, welche wiederum ganz und gar auf die Sinnesweise des Königs berechnet war. Die Wahlen zum Zollparlament am 10. Februar sollen durch ihr Ergebnis in Bayern und Württemberg den ‚Bund der klerikalen und demokratischen Elemente‘ offenbar gemacht haben. Wörtlich heißt es dort: ‚Nachdem nun aber dieses Bündnis zu solchen bedeutenden äußeren Resultaten bereits geführt hat und nachdem in der unter dem Deckmantel konservativer Interessen betriebenen Agitation auch republikanische Tendenzen auftauchen, würde ein süddeutscher Staatenbund ohne gleichzeitige Gewährung eines gemeinsamen, dem norddeutschen Parlament entgegengesetzten süddeutschen Parlaments auch nicht die geringste Aussicht mehr haben, in der öffentlichen Meinung der Bewohner Süddeutschlands Boden zu gewinnen. Die Gewährung eines süddeutschen Parlaments aber wäre nach Ansicht des treugehorsamst Unterzeichneten ... die äußerste Gefahr, denn die Verbindung

Ultramontaner und Republikaner würde dieses Parlament nur dazu benutzen, um die Autorität der süddeutschen Einzelregierungen gänzlich zugrunde zu richten und damit jene Pläne fördern. welche als ihr Endziel die republikanische Föderativverfassung Süddeutschlands mit deren Anschlusse an die Schweiz im Auge haben. Es liegen Anzeichen vor, daß dieser Plan von Frankreich aus nicht ungern gesehen würde.' . . .

Tatsächlich waren die Verhandlungen durch das von der preußischen Regierung aufgebrachte Projekt eines Zollparlaments unterbrochen worden. Durch die demnächstige Einführung desselben wurde der geplanten organischen Vereinigung der Südstaaten der Boden entzogen. Hohenlohe hatte anfangs widerstrebt und sich auf der am 3. Juni 1867 in Berlin abgehaltenen Ministerkonferenz sehr bestimmt gegen das Projekt ausgesprochen. Die Beschickung des norddeutschen Parlaments, führte er aus, zum Zwecke der Zollvereinsverhandlungen werde Bayern nach und nach in den norddeutschen Bund hineinführen. Bayern aber wolle sich nicht indirekt und nach und nach hineinziehen lassen. Wenn es eintreten wolle, werde es schon von selbst kommen. Statt der von Preußen vorgeschlagenen Kombination des norddeutschen Reichstags und einer Anzahl ad hoc gewählter süddeutscher Abgeordneter wollte er eine besondere Versammlung, ‚welcher das norddeutsche Parlament und die süddeutschen Kammern gewisse Rechte abzutreten hätten.' Hierfür fand er jedoch keine Gegenliebe und mußte sich überzeugen, daß Bismarck eher in die Auflösung des Zollvereins gewilligt, als das preußische Projekt aufgegeben hätte. Dagegen gelang es, für Bayern sechs Stimmen in dem in Aussicht genommenen Zollbundesrat durchzusetzen, statt der anfangs vorgeschlagenen vier. Eine Schwierigkeit von der andern Seite ergab sich, als die Kammer der Reichsräte ihre Zustimmung zu dem neuen Zollvereinsvertrag samt Zollparlament ausdrücklich davon abhängig machte, daß das Bayern bis dahin zustehende liberum veto auch in den neuen Verträgen Ausdruck finde. Hohenlohe fuhr sebst mit dem Referenten der Reichsratskammer, dem Freiherrn von Thüngen, nach Berlin, die Forderung durchzusetzen, jedoch ohne Erfolg. Die Reichsratskammer mußte nachgeben. Man wird trotzdem nicht fehlgehen mit der Behauptung, daß die von Hohenlohe eingenommene Haltung, der Nachdruck, mit dem er bei aller Sympathie für eine Einigung Deutschlands unter Preußens Führung für die Interessen Bayerns eintrat, ihre Früchte trug und dazu mitwirkte, daß Bayern demnächst in der Reichsverfassung mehrfache Sonderrechte zugestanden wurden. Als es einen Augenblick schien, der in Versailles geschlossene Vertrag werde im Reichstage anf Schwierigkeiten stoßen, eilte Hohenlohe nach Berlin, um bei seinen Freunden für unveränderte Annahme zu wirken. Er wurde rasch beruhigt. ‚Man hat doch,' trägt er am 3. Dezember 1870 in sein Tagebuch ein, ‚in der nationalliberalen Partei so viel Vertrauen zu Bismarck, daß man sich sagt, er müsse ganz besondere Gründe gehabt haben, . . . so große Konzessionen an Bayern zu machen. Die Leute vergessen hier, daß ja niemand Bayern zwingen konnte und wollte.'

In einer Aufzeichnung aus dem Oktober 1895 sagt der damalige Reichskanzler Fürst Hohenlohe von sich: ‚Ich habe in Bayern seit lange, schon seit 1849, auf seiten der nationalen Partei gestanden. Da es aber in Bayern nur Liberale oder Partikularisten respektive Ultramontane gibt, so mußte ich mich auf die liberale Partei stützen. Als Anhänger derselben bin ich bayrischer Minister geworden.‘ Spezifisch liberale Forderungen auf dem Gebiete der inneren Verwaltung und der Verfassung Bayerns zur Durchführung zu bringen, dazu war die Zeit seiner Amtsführung zu kurz. Das im Oktober 1867 dem Landtage vorgelegte Schulgesetz scheiterte an dem Widerstand der Reichsratskammer. Diese Vorschläge zur Umgestaltung der letzteren, welche er dem Könige schon vor seiner Ernennung unterbreitet hatte, und auf die er im Dezember 1869, kurz vor seinem Abgange zurück kam, hatten keinen Erfolg. Wenn er sich aber auf die liberale Partei stützte, so war umgekehrt die letztere auf die Unterstützung der Regierung angewiesen. Überaus bezeichnend hierfür ist der folgende Eintrag aus dem Jahre 1868: ‚Gestern, Dienstag, den 3. März, viele Besuche im Ministerium. Darunter Stenglein, der wissen wollte, ob wir uns ebenso passiv bei den nächsten Kammerwahlen verhalten würden wie diesmal bei den Wahlen zum Zollparlament. Was ich verneinte. Er sagte, daß in diesem Falle . . . die Bildung einer liberalen Partei (soll wohl heißen: Majorität) in Aussicht stehe.‘

Völlig aus dem Geiste des Liberalismus entsprungen aber war seine Kirchenpolitik. Der Name Hohenlohe ist mit der Geschichte des Kulturkampfes so enge verflochten, daß darüber etwas mehr gesagt werden muß. In einem beachtenswerten Aufsatze über die Hohenlohe-Memoiren im ‚Literarischen Handweiser‘* erinnert Franz Hülskamp daran, daß, während die Ernennung des katholischen Fürsten Hatzfeld zum Oberpräsidenten von Schlesien seinerzeit der ‚Kreuzzeitung‘ ‚Beklemmungen‘ verursacht hatte, die Ernennung des gleichfalls katholischen Fürsten Hohenlohe zum ersten Beamten des Reichs nirgendwo ähnliche Empfindungen hervorrief. Davor schützte ihn seine Vergangenheit. Wie er zuletzt und im tiefsten Herzen zu den religiösen Fragen stand, soll hier nicht untersucht werden, obwohl auch hierüber die Denkwürdigkeiten interessante Aufschlüsse bieten. Nur soweit seine Parteinahme, und seine politischen Maßregeln dadurch beeinflußt waren, soll davon die Rede sein. Als weitaus stärkstes Motiv begegnet hier seine an Idiosynkrasie streifende Abneigung gegen die Jesuiten und alles, was er darunter verstand und damit in Verbindung brachte. Schon in jungen Jahren war sie bei ihm zum Durchbruch gekommen. Darüber unterrichtet eine Aufzeichnung, datiert München, 9. Mai 1846: ‚Wenn ich bisher von der sogenannten ultramontanen Partei

* Derselbe bringt u. a. auch mehrfache Berichtigungen und Ergänzungen zu dem Personenregister. Eine Kleinigkeit trage ich nach: Der II, 59 erwähnte Abgeordnete hieß nicht Stadthagen, wie das gegenwärtige sozialdemokratische Reichstagsmitglied, sondern Stavenhagen, gehörte der Fortschrittspartei an und war meines Wissens ehemaliger Offizier.

gut dachte, wenn ich sie für ungefährlich hielt, so ist dieser Gedanke, der mich bisher immer im Zweifel hielt, was ich zu tun habe, gewichen. Seit meinem Gespräche mit H. J. hat sich meine Ansicht befestigt. Ich sehe nun plötzlich den Abgrund, in den ich durch die Politik der Jesuiten zu stürzen Gefahr lief. ... Ich bitte Gott um Kraft, daß er die Versuchung dieser Teufelsgesellschaft, die nur auf Unterjochung der menschlichen Freiheit, und zwar der geistigen, hinarbeitet, von mir fernhalten möge, damit ich weder durch Versprechungen, noch durch Drohungen irre gemacht werde, vom rechten Pfade der Wahrheit abzugehen. Dazu bedarf es eines offenen Bruchs mit der ganzen Clique, den ich so bald wie nur immer möglich, herbeiführen werde.'

Es wäre von Interesse, zu wissen, welche Persönlichkeit sich unter den beiden Buchstaben verbirgt. Jarcke, auf den man geraten hat, kann es nicht wohl sein, denn dieser hieß mit Vornamen Ernst. Auch ist nicht abzusehen, wann und wo Hohenlohe mit Jarke, der längst in Wien weilte, zusammengetroffen sein sollte. Ebensowenig hört man von bedeutsamen Erlebnissen oder wissenschaftlichen Forschungen, auf welche seine Überzeugung von der abgründlichen Schlechtigkeit der Jesuiten und ihrer Anhänger sich hätte stützen können. Es scheint nicht, daß er jemals mit einem Priester der Gesellschaft Jesu in näheren Verkehr gekommen wäre. Von katholischen Geistlichen überhaupt stand ihm wohl nur sein Bruder Gustav wirklich nahe, der nachmalige Kardinal, der seine Antipathie teilte und ihn noch darin bestärkte. Die mitgeteilten Briefe zeigen, wie sehr Papst Pius IX. recht hatte, als er sich weigerte, diesen Kirchenfürsten als deutschen Botschafter beim Vatikan zu akzeptieren, — oder auch auf einen deutschen Bischofsstuhl zu versetzen, worauf bekanntlich zu verschiedenen Malen sehr ernsthaft hingearbeitet wurde. In der Konzilszeit trat dann zu dem Einflusse des Kardinals noch der Döllingers hinzu.

Den Fürsten Chlodwig begleitete die Jesuitenscheu wie eine fixe Idee durch sein ganzes Leben. Die Denkwürdigkeiten liefern dafür die seltsamsten Belege. In den ersten Tagen des Juni 1866 erzählte ihm jemand, Graf Blome, der damalige österreichische Gesandte in München, ‚sei der Chef der Kriegspartei in Österreich und bringe um so mehr auf Krieg, als er glaube, jetzt sei der geeignete Moment, um die weltliche Macht des Papstes in ihrem früheren Umfang wieder herzustellen.' Hohenlohe fügt hinzu: ‚Wenn die Jesuiten, unter deren Einfluß selbst Bismarck steht, den Krieg für ihre Interessen nötig erachten, dann kann uns kein Gott den Krieg abwenden. Seit ich das weiß, zweifle ich nicht mehr, daß es in vierzehn Tagen losgeht.' Der Krieg brach freilich aus, aber die Jesuiten und die Wiederherstellung des Kirchenstaates hatten nichts damit zu tun. In der österreichischen Politik hat die letztere niemals eine Rolle gespielt! Hohenlohe aber redet wiederum in einem für das Frankfurter Journal geschriebenen Artikel im Jahre 1869, da in Österreich Beust am Ruder war, von der traditionellen Politik der Wiener Staatskanzlei, die ihr Interesse darin finde, ‚mit dem Jesuitenorden Hand in Hand zu gehen, um denselben bei gelegener Zeit in der auswärtigen Politik,

sei es gegen Rußland in Polen, sei es gegen Preußen in Westfalen und am Rhein, sei es wo immer, zu verwerten und zu verwenden.' Und noch im Juni 1871 erneuert sich ihm der Verdacht, Bismarck könne unter dem Einfluß der Jesuiten stehen, und er fragt sich, ‚ob nicht Bismarcks persönliche ehrgeizige Pläne in betreff des Elsaß der verwundbare Punkt sei, die Achillesferse, an der die Jesuiten Bismarck gepackt haben könnten'. In einem Briefe an seinen Schwager, den Fürsten zu Hohenlohe-Waldenburg vom August des nächsten Jahres gilt ihm als notorisch, ‚daß die Jesuiten überall als die Feinde Deutschlands auftreten.' ‚Der Jesuitenorden kann gar nicht anders, als ein Reich bekämpfen, dessen Grundlage die Parität der Konfessionen ist.' Er glaubt, ‚ein Jesuit würde es für eine Beleidigung ansehen, wenn man von ihm annähme, daß er ein Förderer des neuen Deutschen Reichs sein könnte.' Während seines Aufenthalts in Paris, am 21. Juni 1875, schreibt er in sein Tagebuch: ‚Mendes Leal, der portugiesische Gesandte, ist der größte Jesuitenrichter, der mir vorgekommen ist. Er behauptet, die Internationale sei unter der Leitung der Jesuiten, die Jesuiten wollten Don Carlos auf den französischen Thron bringen, der ganze Modewarenhandel in Paris sei in ihren Händen, auch der Guanohandel usw.' Die Eingangsworte erwecken den Eindruck, als ob sich in ihm solchen Räubergeschichten gegenüber der kritische Zweifel geregt habe. Das hinderte ihn aber nicht, ein Jahr später aufzuzeichnen: ‚Decazes behauptet gehört zu haben, Bismarck sei mit den Jesuiten über die künftige Papstwahl einig.' Und wiederum viel später, da in Straßburg eine andere Abgrenzung der Diözesen erörtert wurde, schreibt er: ‚Niemals werden Jesuiten es zugeben, daß das wirksamste Mittel, Elsaß-Lothringen von Frankreich loszutrennen, nämlich obige Neueinteilung der Diözesen, zur Ausführung komme.' Nach dem Falle des Zedlitzschen Schulgesetzes beruft er sich sogar auf eine sehr hohe Stelle für die Erzählung, daß die Jesuiten schon sieben Millionen zusammen hätten, um ‚freie Schulen' zu gründen.

Parallel damit gehen die Äußerungen über die Ultramontanen. ‚Derjenige ist ultramontan,' heißt es in einer Aufzeichnung aus der Zeit kurz nach dem vatikanischen Konzil, ‚welcher seine Meinungen und Handlungen durch die Instruktionen des Jesuitenordens bestimmen läßt.' Man kann sich daher nicht wundern, wenn er sich einige Jahre früher mit dem Grafen Usedom darin zusammenfand, daß die Intrigen der ultramontanen Partei ‚eine große Gefahr für die ganze Entwicklung des menschlichen Geschlechtes seien.' Im Frühjahr 1871 schreibt er an den Grafen Münster, wer in Bayern ernsthaft Politik treibe, dem bleibe nur die Wahl, ‚sich einer der beiden großen Parteien anzuschließen . . ., deren eine von Rom abhängt und entschieden theokratische Tendenzen verfolgt, und deren andere, auf dem praktischen Boden der Verfassung stehend, den modernen Rechtsstaat zu verwirklichen strebt.' Mit dem württembergischen Minister von Varnbüler verband ihn im übrigen keine Sympathie, hier aber begegnen sich ihre Gedanken, denn Varnbüler hatte ihm schon im Sommer 1868 geklagt, die Wahlen seien ‚so schlecht ausgefallen, weil die

Ultramontanen, auf deren Unterstützung die Regierung gerechnet habe, im letzten Augenblick umgeschlagen hätten, und zwar infolge direkter Weisung aus Rom!' Daher genügt es, daß ‚ein tüchtiger Beamter und ehrenwerter Charakter,' der Regierungspräsident Freiherr von Lerchenfeld, ‚als ultramontan gilt,' um dem Könige, der ihn zum Minister des Innern machen wollte, ‚ehrfurchtsvolle Bedenken' entgegenzustellen. Die Ernennung, führt Hohenlohe aus, ‚trüge das Gepräge der Nachgiebigkeit gegenüber der ultramontanen Partei in einem Grade, der den Charakter der Versöhnung und des Ausgleichs weit überschreiten würde. Ohne also mich mit mir selbst in Widerspruch zu setzen, könnte ich nicht mit Freiherrn von Lerchenfeld gemeinsam in einem Ministerium wirken.' Dabei bedenke man, daß er um eben diese Zeit an eine Verständigung mit den ‚Ultramontanen' dachte, und die Absicht des Königs, der sein Entlassungsgesuch nicht angenommen hatte, dahin verstand, es solle der Versuch gemacht werden, ‚ob nicht die gemäßigten und loyalen Elemente dieser Partei mit denen der andern zu gemeinsamem Wirken für das Beste des Landes vereinigt und die bestehende Kluft im Volke geschlossen werden könne.'

Bekanntlich unternahm es Fürst Hohenlohe im Frühjahr 1869 eine Aktion der Mächte gegen die Proklamierung des Unfehlbarkeitsdogmas durch das bevorstehende Konzil herbeizuführen. Die Denkwürdigkeiten bringen darüber interessantes Detail, so gleich die Mitteilung, daß das unterm 9. April an die bayrische Gesandtschaften gerichtete Rundschreiben bis auf die Schlußsätze von Döllinger verfaßt war. In derselben Zeit fanden im Landtage die Verhandlungen wegen des Schulgesetzes statt. In einer Rede in der Reichsratskammer sprach Hohenlohe von den Schwierigkeiten für ein harmonisches Zusammenwirken von Staat und Kirche und fand sie darin, ‚daß in neuerer Zeit Äußerungen kundgegeben sind, die eine Abneigung der in der Kirche zurzeit herrschenden Partei gegen den Staat erkennen lassen.' Die Antworten der Mächte auf das Rundschreiben wurden Döllinger mitgeteilt, welcher sodann dem Fürsten seine Bemerkungen dazu vorlegte. Er wird darin nicht müde, die verderblichsten Konsequenzen aus jenem Dogma abzuleiten. Entscheidend für den Mißerfolg der begonnenen Aktion war die Haltung der österreichischen Regierung. Hohenlohe war daher über die Antwort des Grafen Beust ganz besonders aufgebracht und schrieb einen Artikel dagegen in die ‚Augsburger Abendzeitung'. Im Juni hatte er in Berlin eine Unterredung mit Bismarck und Varnbüler, worin der erstere vorschlug, die deutschen Staaten möchten gemeinsam vertrauliche Schritte in Rom unternehmen, um dort vor zuweit gehenden Maßregeln zu warnen. Zu diesem Zwecke sollte die bayrische Regierung einen Vertrauensmann nach Rom entsenden, der aber zugleich im Namen aller deutscher Staaten zu sprechen hätte und durch besondere Schreiben hierzu zu beglaubigen wäre. Hohenlohe ging darauf ein und fixierte mit dem preußischen Geheimrat Abecken die Einzelheiten des Plans in einem Promemoria. Zur Ausführung kam dieser jedoch nicht, da die geeignete Persönlichkeit nicht gefunden wurde. Im August schrieb ihm Bismarck, die auf Anregung

Bayerns erfolgte Besprechung der deutschen Regierungen sei in Rom nicht ohne Wirkung geblieben. Vermutlich auf Grund der von dem Grafen Harry Arnim erstatteten Berichte heißt es dann weiter: ‚Es gibt dort eine Partei, welche mit bewußter Entschlossenheit den kirchlichen und politischen Frieden Europas zu stören bestrebt ist, in der fanatischen Überzeugung, daß die allgemeinen Leiden, welche aus Zerwürfnissen hervorgehen, das Ansehen der Kirche steigern werden, anknüpfend an die Erfahrungen von 1849 und auf die psychologische Wahrheit fußend, daß die leidende Menschheit die Anlehnung an die Kirche eifriger sucht, als die irdisch befriedigte. Der Papst indessen soll angesichts des Widerstandes, der sich in Deutschland ankündigt, bedenklicher und dem Einflusse jener Partei weniger zugänglich geworden sein.‘ Auch teilt das Schreiben mit, daß das preußische Kultusministerium sich bemüht habe, ‚in vertraulicher Weise vorbeugend auf den Episkopat einzuwirken‘. Hohenlohe seinerseits bildete sich ein, für sein Vorgehen die Zustimmung aller guten Katholiken gefunden zu haben, welche nicht unter dem Einflusse der Jesuiten stünden, und fand in einem Berichte an den König den Grund für die ablehnende Haltung der fremden Staaten in der Eifersucht auf die Initiative Bayerns und wohl auch darin, daß es ‚im Interesse mancher Staaten gelegen scheint, wenn namentlich Bayern noch tiefer in die Kämpfe mit der ultramontanen Partei verwickelt und dadurch in seiner politischen Aktion nach außen gelähmt wird.‘ Eine Aufzeichnung aus dem Frühjahr 1870 führt den Mißerfolg seiner Depesche kurzer Hand auf den ‚Einfluß der Jesuiten an den Höfen und in den Kreisen der Staatsmänner‘ zurück.

Das vatikanische Konzil nahm seinen Verlauf und die schnöden Urteile, welche Hohenlohe im November 1870 über den Charakter und die Haltung der deutschen Bischöfe niederschrieb, finden heute kein Echo mehr. Wohl aber erkennt man den Zusammenhang jener gegen das Konzil gerichteten Bestrebungen und der dabei sich kundgebenden Denkweise der leitenden Staatsmänner mit den Ereignissen des folgenden Jahrzehnts.

Bereits im April 1871 berichtet Hohenlohe aus Berlin, die ‚religiöse Frage‘ werde mehr und mehr Gegenstand der Besprechung. Am 17. Juni las ihm Bismarck den Brief an den Grafen Frankenberg vor, welcher die Mißbilligung der von der Zentrumsfraktion in der Adreßbebatte des Reichstags eingenommenen Haltung durch den Kardinal Antonelli an die Öffentlichkeit brachte. Auch sagte er ihm, ‚daß die Allianz der Klerikalen mit den Demokraten wie Schröder-Lippstadt* seinen ganz besonderen Unwillen erregt, ‚dem Faß den Boden ausgeschlagen hätte‘.

* Der Name weckt eine heitere Reminiszenz. Zu August Reichensperger sagte Bismarck bei einem Zusammentreffen: ‚Ich begreife nicht, daß Sie einen Mann, wie diesen Schr.-L. in Ihre Fraktion aufnehmen können, der sich rühmt, auf den Barikaden gestanden zu haben.‘ Reichensperger, schlagfertig wie immer, — er hat die Geschichte selbst im Freundeskreise erzählt, — erwiderte: ‚Ich weiß wohl, Durchlaucht, daß der Mann sich dessen rühmt, ich weiß aber auch — daß es gelogen ist.‘

Der erste Schritt ging indessen, wie bekannt, nicht von Berlin, sondern von München aus. Ende Oktober 1871 erhielt Hohenlohe von dem damaligen bayrischen Ministerpräsidenten Grafen Hegnenberg den Entwurf einer Novelle zum Strafgesetzbuch, den später sogenannten Kanzelparagraphen, zugeschickt. Hegnenberg wünschte sich zu versichern, ob der Entwurf auf eine Majorität im Reichstag und im Bundesrat rechnen könne. In diesem Falle, sonst aber nicht, möge er durch eine dem politischen Standpunkte des Fürsten nahestehende Persönlichkeit als Antrag eingebracht werden. Die Antwort des Fürsten lautete günstig. Er hatte direkt mit Bismarck gesprochen, der ‚die Sache sehr entgegenkommend aufnahm' und bemerkte, ‚es werde der Haltung der Ultramontanen gegenüber mehr und mehr nötig, ernste Stellung zu nehmen und das Verhältnis zwischen Staat und Kirche schärfer abzugrenzen. Der fragliche Antrag schiene ihm ganz passend und werde von seiner Seite unterstützt werden.' Hohenlohe ließ, da er angeblich ‚nichts damit zu tun haben wollte,' den Vorschlag durch den Abgeordneten M. Barth in Reichstagskreisen verbreiten, nahm dann aber in einer aus Delegierten verschiedener Fraktionen bestehenden zur Vorberatung desselben einberufenen Versammlung das Präsidium an. Der Bericht über die Verhandlung, an welcher Bennigsen, Miquel, Fischer (Augsburg), Löwe, Forckenbeck, Zedlitz u. a. sich beteiligten, ist äußerst interessant. Eine Stelle daraus mag genügen. ‚Bennigsen hielt es für nötig, einen Schritt zu tun, um die Ultramontanen aus ihrer defensiven Stellung heraus zu bringen. Eine andere Gelegenheit lasse sich jetzt nicht mehr finden.' Herr von Bennigsen war nicht immer so offenherzig, um so mehr verdient seine Äußerung festgehalten zu werden. Sie stimmt schlecht zu Hohenlohes beweglicher Klage aus dem April des gleichen Jahres, die Kaiserin Augusta wolle noch immer nicht einsehen, ‚daß die Jesuiten den Kampf begonnen haben und dabei ihre Gegner zu passivem Verhalten veranlassen möchten.' Da es nicht gelang, eine Formulierung des Antrags zu finden, welcher ihm die Unterstützung sämtlicher Liberalen gesichert hätte, wurde derselbe von dem Minister von Lutz beim Bundesrate eingebracht und demnächst dem Reichstage vorgelegt. Über die Rede, mit welcher der bayrische Minister die Verhandlungen einleitete, bringen die Denkwürdigkeiten abschätzige Urteile.

Anfang März des folgenden Jahres gab der preußische Gesandte in München zu Ehren des durchreisenden Grafen Harry Arnim ein Diner, an welchem Hohenlohe mit Döllinger und dem altkatholischen Bischof Reinkens teilnahm. Die Herren sprachen sich sehr offen aus. Arnim konnte mitteilen, daß Bismarck den Kampf mit Rom aufnehmen und durchführen wolle. Er mache sich keine Illusionen über die Tragweite des Kampfes, aber sein Entschluß sei gefaßt. Zwei Monate später, in Berlin, schreibt Hohenlohe in sein Tagebuch: ‚Bismarck hat mit dem Kaiser Schwierigkeiten. . . . In der kirchlichen Frage will Bismarck entschieden vorgehen; der Kaiser fürchtet aber den Kampf, oder besser gesagt, er will sich seine letzten Lebensjahre nicht durch einen Kampf verbittern lassen, der ihm wenig

Ruhm zu bringen verspricht.‘ Dafür beginnt jetzt die ‚Jesuitenfrage‘ die Reichstagsmitglieder zu beschäftigen. Aber, so klagt der Fürst, ‚niemand will recht „ziehen“. Die Notwendigkeit, den Jesuitenorden auszuweisen, ist noch nicht so ins Volk eingedrungen, als dies nötig wäre, wenn man ein einfaches Ausweisungsgesetz beschließen wollte ... Ich selbst bin wenig dabei beteiligt.‘ Einige Tage später unterzeichnete er jedoch als Antragsteller den Antrag Kiefer-Lamey, der die Vorlegung eines Gesetzes verlangte, durch welches der Gesellschaft Jesu und den ihr verwandten Kongregationen die Errichtung von Niederlassungen und die Ausübung geistlicher Funktionen sowie die Lehrtätigkeit untersagt werden sollte. Am 15. Mai begann die Debatte, wobei Hohenlohe als Redner seiner Fraktion sprach. Der Bundesrat beeilte sich, dem Verlangen nachzukommen. Unterm 14. Juni berichten die Denkwürdigkeiten: ‚Ich werde von allen Seiten als der eigentliche Vater der Maßregeln gegen die Jesuiten angesehen, ohne daß ich bei dem schlecht redigierten Gesetzentwurf irgendwie beteiligt bin.‘ Die Vorlage stieß im Hause auf vielfaches Bedenken. Nach der ersten Lesung traten wieder Delegierte der verschiedenen Fraktionen unter Hohenlohes Vorsitz zusammen, um eine Verständigung zu erzielen. In der hier vereinbarten Form wurde das Gesetz bereits am 19. Juni in dritter Beratung angenommen. Im September schrieb der Fürst an seinen Schwager: ‚Wenn es etwas gäbe, was mich veranlassen könnte, zu wünschen, Bismarcks Nachfolger zu werden, so wäre es die Freude, die ich empfinden würde, den von ihm begonnenen Kampf zu Ende zu führen.‘ Einstweilen aber war Bismarck selbst noch hierzu entschlossen, während Hohenlohe, zumal seit seiner Versetzung auf den Pariser Botschafterposten keine Gelegenheit mehr hatte, ihn durch eigene Tätigkeit dabei zu unterstützen. Seine Gesinnung aber blieb die gleiche. Im Juli 1874 besuchte ihn Alfred von Reumont in Paris, gab sich ihm als Gegner der preußisch-deutschen Kirchenpolitik zu erkennen und ließ sich auch durch Hohenlohes gegenteilige Ausführungen nicht überzeugen. Da ging mir, erzählt dieser, ‚die Geduld aus. Ich sagte ihm, ich hätte genug Erfahrungen mit den Ultramontanen in Bayern gemacht, um sie zu kennen, und ich könne ihn nur versichern, daß ich es gewesen, der dem Fürsten Bismarck geraten habe, sich der Kirche gegenüber vorzusehen, und daß, wenn wirklich Fürst Bismarck den eisernen Fuß auf den Nacken der Kirche zu setzen gezwungen sei, ich ihn dabei nach Kräften unterstützen würde.‘ Er wird daher wohl unliebsam überrascht gewesen sein, als ihm im November glaubhaft mitgeteilt wurde, Bismarck habe bereits im vergangenen Frühjahr in einer Depesche an Herrn von Keudell in Rom seine Ungeduld darüber zu erkennen gegeben, daß der Kirchenkonflikt noch nicht zu Ende gehe. Im März 1875 ist er aber wieder beruhigt. Bismarck sagte ihm: ‚Wir dürfen jetzt nicht Frieden schließen. Erst müsse die Gesetzgebung in Preußen von allem gereinigt werden, was in der Zeit Friedrich Wilhelms IV. in Preußen das Verhältnis zwischen Staat und Kirche verwirrt habe. Nachher sei er zum Frieden bereit.‘

Bekanntlich währte es noch bis zum Sommer 1878, ehe Bismarck in Kissingen die ersten Verhandlungen mit dem Nuntius Masella begann, und noch mußten Jahre vergehen, ehe der ‚Zugang zum Frieden‘, nach dem Ausdrucke Papst Leos XIII., erreicht war. Man wird kaum irren mit der Vermutung, daß der Gang der Dinge nicht überall nach Hohenlohes Sinn und Geschmack war. In zwei Gesprächen mit dem Pariser Nuntius, Mr. Czacki, aus dem Jahre 1879 vertritt er noch völlig den alten Standpunkt. Im November 1882 registriert er unzufriedene Äußerungen des Ministers Friedberg über fehlerhafte Maßregeln seiner Kollegen Puttkamer und Goßler und die Ernennung der Bischöfe von Trier und Breslau. Später, da er Statthalter in den Reichslanden war, wird die Kampfesstimmung angesichts der ihm dort gestellten Aufgaben nach und nach geschwunden sein. Schon als er im Dezember 1885 im Auftrage des Kaisers den Trauerfeierlichkeiten für König Alfonso in Madrid beiwohnte, wußte er dem päpstlichen Nuntius, der ihn nach dem Klerus von Elsaß-Lothringen fragte, ‚nur Gutes zu sagen‘. Für die Errichtung einer katholisch-theologischen Fakultät in Straßburg interessierte er sich lebhaft. Im Februar 1888 besprach er sich darüber mit Professor Kraus von Freiburg. Man erfährt bei dieser Gelegenheit, daß Verhandlungen, welche schon 1872 stattgefunden hatten, teilweise durch den genannten Gelehrten geführt worden waren. Nach seiner Angabe scheiterten sie daran, daß Bischof Räß das Recht in Anspruch nahm, die Professoren zu ernennen. Im Juni 1894 melden die Denkwürdigkeiten, der Reichskanzler — Graf Caprivi — halte ‚die katholische Fakultät für vorteilhaft‘, während nach einer Mitteilung von Lukanus der Kaiser nichts davon wissen wolle. Worauf der Chef des kaiserlichen Zivilkabinets seine weitere Behauptung stützte, daß das Zentrum dagegen sei, ist nicht erfindlich. Selbst Reichskanzler geworden, veranlaßte der Fürst im Jahre 1898 den Beginn von Verhandlungen mit der Kurie, welche nach seinem Tode das gewünschte Ergebnis hatten.

In der letzten Periode seiner amtlichen Wirksamkeit war er von kulturkämpferischen Neigungen völlig frei, — mit einer einzigen Ausnahme. Trotz seiner versöhnlichen Gesinnung, trotz der Verbeugung, die er bei seinem Antritte im Reichstage dem Zentrum machte, trotz der politischen Erfolge, die er diesem zu einem guten Teil verdankte, — dazu war er nicht zu bewegen, das Jesuitengesetz aufzuheben, oder auch nur einen einzelnen Stein aus dem gehässigen Ausnahmegesetz herauszunehmen. Das überließ er seinem Nachfolger.

* * *

Durch die Beiträge, welche sie zur Charakteristik des Fürsten Hohenlohe und seiner politischen Gesinnung und Tätigkeit liefern, ist der Inhalt der Denkwürdigkeiten nicht erschöpft. An die sofort von der gesamten Tagespresse aufgegriffenen Mitteilungen über die letzte Zeit des Bismarckschen Regimes und die Vorgänge, welche zur Entlassung des ersten Reichskanzlers führten, sei hier nur kurz erinnert. Dagegen soll aus dem reichen Inhalte etwas anderes

herausgehoben werden, was für die Gegenwart ein besonderes Interesse beansprucht: das Verhältnis Bismarcks zur nationalliberalen Partei.

Die ersten Schatten zeigen sich schon 1873. Am 2. April entwickelt auf einer parlamentarischen Soiree der sächsische Abgeordnete Stefani ‚sehr vernünftige Ansichten über die Schwierigkeiten, in welche die liberale Partei durch ihre regierungsfreundliche Stellung komme, da die deutsche liberale Partei daran nicht gewöhnt sei‘. Am 16. Juni schreibt Hohenlohe: ‚Heute Reichstagssitzung, am Schluß der große Spektakel zwischen Bismarck und Lasker. Beide hatten unrecht. Bismarck fehlte in der Form. Das Zentrum hatte Freude an dem häuslichen Zwist.‘ Lasker hatte von Rechten des Volkes gesprochen, was Bismarck als ‚deklamatorische Abschweifung auf die sogenannten Volksrechte‘ und ‚Reminiszenzen aus einer vergangenen Zeit‘ bezeichnete. An einen Bruch dachte noch niemand. Im November 1874 ist Forckenbeck mit Hohenlohe einverstanden, ‚daß es eine große Torheit wäre, sich einzubilden, daß es jetzt noch ohne Bismarck gehen werde, und wird seinerseits handeln und verhüten, daß ein Konflikt zwischen der Majorität und Bismarck ausbricht.‘ Einige Tage später, nach einem Gespräch mit Lasker, schreibt der Fürst: ‚Ich kann mir denken, daß Bismarck den kleinen, durchtriebenen Juden haßt.‘ Zugleich aber ist ihm klar, ‚daß der Schwerpunkt der Politik in der nationalliberalen Partei liegt. Bismarck mag wollen oder nicht, er muß sich doch nach diesen Herren richten und durch sie vieles ausführen lassen, was er selbst nicht tun kann.‘

Allmählich verschärften sich die Gegensätze. Ende März 1877 hatte der Abgeordnete Dernburg eine Unterredung mit Bismarck und war ‚etwas bestürzt über die Vorwürfe, die der Kanzler der nationalliberalen Partei gemacht hatte.‘ Zu Hohenlohe sagte Bismarck, die Kaiserin und ‚die linke Seite der Nationalliberalen mache ihm das Leben sauer‘. Am 24. Mai lehnte der Reichstag das ihm vorgelegte erste Sozialistengesetz ab und wurde am 11. Juni aufgelöst. Unterm 24. Juni berichten die Denkwürdigkeiten: ‚Friedberg ist mit Bismarcks innerer Politik unzufrieden, wenn er sich auch sehr vorsichtig ausspricht. . . . Daß der Reichstag aufgelöst worden ist, hält er für einen Fehler. Die Nationalliberalen seien jetzt die Feinde Bismarcks und würden stärker wiederkommen. Ich sehe voraus, daß der nächste Reichstag den Reichskanzler zu stürzen suchen wird, wenn es diesem nicht gelingt, sich vorher mit dem Zentrum zu verständigen und dadurch eine konservative Partei zu bekommen.‘ Einen Tag später referieren sie über ein Gespräch zwischen Bennigsen und dem Grafen Münster: ‚Bennigsen meint, daß Bismarck sich entweder mit ihm oder mit Windthorst verständigen müsse. Münster hält eine Verständigung zwischen Bismarck und den Nationalliberalen nicht für unmöglich. Wollte Gott, daß es gelänge! Sonst sehe ich kein gutes Ende.‘ Wiederum zwei Tage später berichten sie über eine Unterredung des Fürsten mit dem Landwirtschaftsminister Friedenthal. Nach den Plänen der Regierung gefragt, zögerte dieser zuerst mit der Antwort, ‚dann platzte er heraus, daß er die innere Politik des Reichskanzlers als eine heillose betrachte. . . . Man habe

Bismarck geraten, die günstige Gelegenheit nach dem Attentat zu benutzen, um sich mit den Nationalliberalen zu versöhnen. Er wollte aber nichts hören infolge schlechter Ratschläge.' Am 27. Juni erzählte Bismarck Hohenlohe von seinen Verhandlungen mit den Nationalliberalen. ‚Er habe zuerst mit Bennigsen verhandelt, der anfangs bereit gewesen sei, einzutreten, dann aber wieder aufgesagt habe. Er habe Bennigsen das Ministerium des Innern angeboten, Bennigsen aber habe noch Forckenbeck und Stauffenberg mit hineinbringen wollen. . . . Die Nationalliberalen hätten dann ohne sein Zutun Camphausen gestürzt in der Hoffnung, daß dies Ministerium durch einen Nationalliberalen besetzt werden würde. . . . „Sie können mich zum Rücktritt zwingen, aber dazu bringen sie mich nicht, daß ich ein Parteiministerium der Nationalliberalen bilde und ihnen die Leitung der Geschäfte überlasse, während sie mich wie einen madigen Apfel als Schaugericht auf den Tisch stellen."'

Im September trat der neugewählte Reichstag zusammen. Auch Hohenlohe kam nach Berlin und nahm Fühlung mit seinen parlamentarischen Freunden. Er fand Bennigsen und Forckenbeck nicht abgeneigt, sich mit dem Reichskanzler zu verständigen. Gneist sagte ihm, ‚die Nationalliberalen könnten bei einem Rücktritt Bismarcks nichts gewinnen. Es sei nicht anzunehmen, daß sie darauf hinarbeiteten.' Die gewonnenen Eindrücke teilte er Bismarck in einem eigens zu diesem Zweck niedergeschriebenen Memoire mit. Es heißt darin: ‚Ich erfahre aus nationalliberalen Kreisen, daß die Überzeugung von der Notwendigkeit, einen dauernden Konflikt zu vermeiden, selbst bis zu Herrn Lasker gedrungen ist, der . . . die Frage stellte, ob es sich nicht für ihn empfehle, sich in der nächsten Zeit reserviert zu halten, da er wisse, daß sein Auftreten Eure Durchlaucht leicht irritiere. . . . Jedenfalls geht aber so viel daraus hervor, daß es kein Mitglied der nationalliberalen Partei gibt, das nicht durchdrungen wäre von der Überzeugung, daß ein definitiver Bruch zwischen der Regierung und der nationalliberalen Partei Deutschland zum Unheil gereichen würde.' Alle gegenteiligen Gerüchte seien aus der Luft gegriffen und von Feinden des Reiches erfunden. Bei einem demnächstigen persönlichen Zusammentreffen mit dem Kanzler glaubte er aus dem Benehmen desselben den Schluß ziehen zu dürfen, daß seine guten Ratschläge Eindruck gemacht hätten. Vier Wochen später, da das neue Sozialistengesetz aus der Kommission herausgekommen war und die zweite Lesung im Plenum stattfand, war Bismarck wieder in der übelsten Laune. ‚Er sprach davon, das Gesetz gar nicht anzunehmen, und erörterte die Folgen, die das haben werde. Dabei meinte er, wenn das Gesetz falle durch die Schuld der Nationalliberalen, so werde die Regierung irgend einen Exzeß, Aufruhr usw. abwarten und dann auflösen. In einem solchen Falle würden die Nationalliberalen gar nicht mehr gewählt werden.'

Das Gesetz wurde bekanntlich vom Reichstage angenommen und der Konflikt dadurch vorläufig vermieden. Im November traf Hohenlohe auf der Jagd in Springe mit Bennigsen zusammen. Der Fürst berichtet: ‚Wir sprachen von Politik, und er bat mich dringend zum Reichstag zu kommen, da ich der

einzige sei, der zwischen den Nationalliberalen und dem Reichskanzler vermitteln könne. Merkwürdigerweise hat der Reichskanzler mir den gleichen Wunsch ausgedrückt.' Als er aber im Mai des folgenden Jahres nach Berlin kam, war die parlamentarische Lage gänzlich verändert. ,Die Nationalliberalen, die voriges Jahr noch einen halbwegs guten Verkehr mit Bismarck unterhielten, sind jetzt ganz von ihm geschieden. Er stützt sich auf das Zentrum und die beiden Rechten und hat dadurch eine ansehnliche Majorität für seine wirtschaftlichen Pläne.' Forckenbeck war vom Präsidium zurückgetreten und sollte durch den Konservativen von Seydewitz ersetzt werden. An Stelle des Freiherrn von Stauffenberg sollte Freiherr von Frankenstein als erster Vizepräsident treten. Aus ,alter Abneigung gegen das Zentrum' wollte die Reichspartei hierauf nicht eingehen. Ein Versuch, sich doch noch mit den Nationalliberalen zu verständigen, schlug jedoch fehl. Auch Bismarck wollte nichts von einem solchen wissen. ,Man müsse jetzt die Nationalliberalen fallen lassen und erst mit Hilfe des Zentrums die Tarifvorlage durchsetzen.' Am 25. Mai trägt Hohenlohe in sein Tagebuch ein: ,Abends in der Soiree war keine sehr heitere Stimmung. Ich höre, daß Bismarck dem Zentrum nicht traut, wenn er auch alles tut, um es zu gewinnen. Da er keine Konzessionen im Kulturkampf machen will, so muß er immer darauf gefaßt sein, daß sie ihn im entscheidenden Augenblick im Stiche lassen.'

Zu den Meinungsverschiedenheiten beim Sozialistengesetz und in der Wirtschaftspolitik kamen im folgenden Jahre die Differenzen auf kirchenpolitischem Gebiete. Ende Mai waren Bennigsen und Miquel in einer Unterredung mit Bismarck ,hart aneinander geraten'. Aus dem, was Bennigsen ihm darüber mitteilte, ersah Hohenlohe, ,wie unangenehm ihm ein Bruch mit dem Fürsten wäre.' Bismarck aber erklärte ihm am andern Tage, ,er habe keine Hoffnung auf Verständigung. Wenn der Landtag die Vorlage — sie betraf die Revision der Maigesetze — nicht annehme, so werde er ihn auflösen. Spreche sich das Land gegen ihn und seine Politik aus, so gehe er ab. Aber mit solchen unfähigen Politikern wie Bennigsen und Miquel — hier fielen die schon bekannten abschätzigen Ausdrücke — könne er nichts machen.' Als Hohenlohe ihm entgegenhielt, ,daß doch die einzigen Leute, auf die er sich verlassen könne, die Nationalliberalen seien,' erwiderte Bismarck, ,das sei ja in gewisser Beziehung richtig, aber die Kerle seien so dumm, daß nichts mit ihnen anzufangen sei.'

Die Vorherrschaft der nationalliberalen Partei in Deutschland hatte ihr Ende erreicht. Sie war ja niemals regierende Partei im Sinne eines parlamentarisch regierten Landes gewesen, aber sie hatte während eines Jahrzehnts auf die Gesetzgebung und die Verwaltung des Reichs einen maßgebenden Einfluß ausgeübt. In der Folge mußte sie erfahren, daß während sie sich in der Gunst Bismarcks gesonnt hatte, ihre Wurzeln im Volksleben verdorrt waren. Im Reichstage traten andere Parteikombinationen an Stelle der früheren. Ob nunmehr die Zeit gekommen ist, wo der Faden, den Bismarck vor fast einem Menschenalter fallen ließ, erfolgreich weiter gesponnen werden wird, muß die Zukunft lehren.



Joseph v. Führichs Kunstanschauung.

Von

Karl Muth.

Durch unsere Gegenwart geht ein unverkennbarer Zug, sich nach rückwärts, in die nächste Vergangenheit hinein, und an ihr zu orientieren. Das gilt sowohl von dem Denken auf religiösem, wie auf philosophischem Gebiet, ebenso in wissenschaftlich-spekulativer als auch in literarisch und künstlerisch-ästhetischer Hinsicht. Es ist, als ob wir um die Wende der siebziger Jahre zu rasch gelebt und daher vieles in der Stille Gereifte und abseits vom Weg Gepflegte übersehen oder nach seiner wirklichen Bedeutung nicht gewürdigt hätten. Auf die Wiederentdeckung der Romantik folgte bald die Revision der sich anschließenden Epochen, und es scheint, als ob wir vorerst noch nicht damit fertig wären. Unter die neuesten Erscheinungen gehört das Zurückgreifen auf das, was gewisse Künstler, die durch die Berliner Jahrhundertausstellung wieder in unsern Gesichtskreis gerückt sind, gewollt, gedacht und gesagt haben. Ganz überrascht entdecken wir, wie sie uns so vieles scheinbar vorweg genommen, wie sie jedenfalls manche Begriffe schon ganz klar, manche Ziele schon sicher vor sich sahen, die wir als persönlichste Eroberungen zu preisen uns gewöhnt hatten. So ist Anselm Feuerbach, der eigentlich nie ganz entschwundene, wieder zu höheren Ehren gekommen, so sind die Friedrich, Waßmann, Runge, Olbrich, so ist vor allem Hans Marrées wie neu aus der Versenkung aufgetaucht. Und nicht bloß ihren Bildern ist man mit dem Eifer des Kunstsammlers nachgegangen, nein, man hat sich mit Vorliebe auf die Suche begeben nach ihren theoretischen Ansichten, ihren Äußerungen über ihr Wollen und ihre Kunstanschauungen im allgemeinen. In ihren Briefen hat man gestöbert, vergessene Kritiken ausgegraben, vergilbte Aufzeichnungen wieder ans Licht gezogen. Was man gefunden, ist im einzelnen interessant und oft überraschend, im ganzen nicht viel. Der Künstler, die über ihre Kunst nicht nur zu denken, sondern auch zu schreiben sich angetrieben fühlen, sind wenige, und Leute wie Feuerbach, Hildebrand, Klinger, Thoma werden immer Ausnahmen bleiben.

Unter diese Ausnahmen zählt auch ein Künstler, auf dem der Blick bei allem Rückschauen bis jetzt am wenigsten hängen geblieben ist. Joseph von Führich gehört der Gruppe der sogenannten Nazarener an, und diese war bekanntlich auch auf der genannten Jahrhundertausstellung nur spärlich und höchst unvorteilhaft vertreten. Vielleicht wäre aber auch ohnedies das Interesse für ihn nicht lebendig geworden, denn mehr noch als zu seiner Zeit gilt heute sein Wort, daß die Anschauungen, die er über Kunst und Kunstliebe hege und vertrete, ‚den modernen Begriffen von Kunst so überaus ferne' liegen, daß man ‚auf ein Verständnis von jener Seite nicht rechnen' dürfe. Da aber auch heute noch nicht als ausgemacht gilt, daß alles, was den gerade in Geltung stehenden Begriffen widerspricht, als in sich falsch zu betrachten ist, so wird es sich doch vielleicht verlohnen, der Führichschen Kunstanschauung einmal näher zu treten.

In einer Reihe von Abhandlungen (‚Von der Kunst' 1866—69 und ‚Die Kunst und ihre Formen'), die aber ziemlich verschollen sind, hat Führich seine Anschauungen über die Kunst niedergelegt. Wir begegnen darin einem Denker von ganz hervorragend spekulativer Begabung, einem Mann von weitem und großem Blick und einem Charakter von kühner Selbständigkeit in der Verteidigung seiner Meinungen. Es dürfte wenige Künstler geben, die über die Kunst, ihren Ursprung, Begriff und ihre Formen so tief und systematisch nachgedacht haben als er. Am erstaunlichsten ist, daß die naive Art seines Schaffens niemals darunter gelitten, ja, daß er weniger als irgend einer aus seinem Kreise aufdringliche ‚Ideenkunst' geübt hat.

Wir wollen im nachstehenden den Versuch machen, seine Gedanken in einen gewissen systematischen Zusammenhang zu bringen, indem wir die zerstreuten Gedanken nach ihrer inneren Verwandtschaft gruppieren und so eine gedrängte Übersicht ermöglichen, die jedoch leider die ganze Fülle des lebendigen, nach allen Seiten fruchtbar ausgreifenden Denkens nicht zu erschöpfen vermag.

* * *

Führichs Kunstbegriff ist mit seinem religiösen Denken aufs engste verknüpft. Die Kunst ist ihm eine Folge der gestörten Lebenseinheit, der gebrochenen Harmonie menschlicher Dinge und Zustände. ‚Das Prinzip, auf welchem zugleich alle Kunst und Poesie beruht, ist in dem Streben zu suchen, den Kontakt zwischen der geistigen und materiellen Welt, dem Sein und der Erscheinung, welcher durch die erste Tat der Menschengeschichte, den Sündenfall, unterbrochen wurde, wieder zu suchen.' Die Kunst ist somit ein Heimweh, eine Sehnsucht nach der Einheit unseres Lebens und alles Geschaffenen, ein Heimweh, ‚welches zwar eine Folge der Entfernung von der Heimat, aber auch ein Zurückstreben nach derselben ist'. Zwei Gesetze kämpfen in dem Menschen gegeneinander, das des Geistes und des Fleisches. Dieser Dualismus ist die Grundlage aller Religionen, auch der vorchristlichen, und in unbewußter Weise auch der Kunst. ‚Zwischen Sinnenglück und Seelenfrieden schwankt der Mensch in ewig banger Qual.' (Schiller.) Wo diese Doppel-

seite des Lebens nicht mehr im menschlichen Bewußtsein lebt, da sinkt das Leben zur bloßen Existenz herab. Leben und Dasein sind zwei verschiedene Dinge. Leben ist das nach der Beseelung durch den Geist hungernde Dasein. Die Sinnenwelt will erlöst werden durch den Geist, wie in der Kunst die Welt des Geistes nach dem Kleide der Sinnlichkeit verlangt. So besteht zwischen Kunst und Leben ein tiefer Zusammenhang, eine geistige Reziprozität. Die Kunst sucht ein im bloßen Dasein nicht Vorhandenes, sie sucht ein Ideal, und sie sucht es als ein Göttliches; damit aber sucht sie das Leben. Unter dem Anhauch der Idee des Göttlichen erwärmt sich das bloße Dasein zum Leben. Leben und Tod sind nicht nur physische Begriffe. ‚Das Leben ist in Gott. In dem Grade, als das Dasein sich diesem Leben angeschlossen, ist es selbst lebendig, und dadurch einheitlich und sofort harmonisch.‘ Nach dem Verhältnis freier Wesen zu diesem Urgrund des Lebens ‚bestimmt sich der Grad, in welchem sie aus dem bloßen Dasein zum Leben vorgeschritten und in freier Entscheidung sich ihm genähert oder von ihm entfernt haben.‘ ‚Wo das Dasein als Basis für die Willensentscheidung sein Ich und Selbst aufgibt, um es in Gott wiederzufinden, oder, auf sich selbst zurückziehend, sich versteinert, da liegen die Pole der jenseitigen Welt, in welchen das Dasein in Leben oder Tod für ewig sich festiget.‘ Was ohne diese erkannte Zweiheit im Leben sich als Kunst ausgibt auf Grund des bloßen Existenzgefühls ist als Existenzkunst nur ein Zerrbild der echten, denn ihr fehlt die Sehnsucht; sie ist ‚ein der Kunst sehr ähnliches Gespenst‘ und ‚befriedigt, wie die Sünde dem Glückseligkeitstriebe gegenüber, auf Augenblicke das Kunstbedürfnis, um es wie diese der Versöhnung und somit seinem innersten Wesen auf ewig zu entfremden‘.

Kunst ist nach Führichs immer und nachdrücklich wiederholter Definition Darstellung des Über- und Außersinnlichen durch sinnliche Mittel. Alles Streben nach Erkenntnis und Darstellung dessen, was die Dinge in sich selbst sind, ist ihm das Gegenteil von Kunst und Poesie. Denn die Bedeutung der Dinge wird nicht in ihnen selbst, sondern in ihrem Verhältnis zum Leben und zu Gott gefunden. Somit ist die Kunst eine Verleiblichung, Sichtbarmachung, Darstellung geistiger Dinge; sie ist ein Wiederverknüpfen zweier getrennter Reiche, Geist und Natur, Sinnlichkeit und Idee, Inhalt und Form, in höherer Einheit. In diesem Streben berührt sie sich mit der Religion (von religare = wieder verbinden), als der wiederherstellenden Darstellung Gottes in der sichtbaren Welt. Das Wort ist Fleisch geworden. Das Bild ist der gedrungendste Ausdruck für den gesamten Kunstbegriff. ‚Im Bilde wird der Mensch, der selbst ein Bild zu sein bestimmt ist, sich objektiv, sieht sich außer sich, und sein Wesen webt und gestaltet sich so gleichsam wie aus einem doppelten, einem innern und äußeren Ich.‘ Aber der Mensch ist nicht ein Bild des Menschen, sowenig wie die Schrift eine Darstellung der Schrift. Wie diese vielmehr eine Sichtbarwerdung und Mitteilung des unsichtbaren Gedankens und daher für den des Lesens Unkundigen zwecklos, so ist der Mensch das Bild eines Höheren, wie die heilige Schrift es ausdrückt,

Gottes Ebenbild, eine Erkenntnis, die durch die Menschwerdung Gottes ihre endgültige Bekrönung erfuhr. Denn ‚diese ist das wahrheitliche Grundelement aller Verzerrungen heidnischen Bilderdienstes und aller Schönheit griechischer Kunst‘.

Im Bilde fließen alle sinnlichen Eindrücke zusammen und gewinnen gleichsam eine höhere Einheit. Führich erzählt, wie ihm in den noch umhüllten Zuständen seiner Kindheit z. B. ein Lied, ein Gebet sich in eine bestimmte Farbe kleidete, wie Ton, Farbe und Geruch ein bestimmtes Bild zu regelmäßiger Wiederkehr weckten und hinwiederum ein ähnliches Bild den mit ihm zugleich empfundenen Ton neuerdings hervorrief. ‚So erinnere ich mich, daß mir das Vaterunser gelb, das Ave Maria blau erschien, daß mir ein Lied wie der Mondschein, ein anderes wie der Abendstern vorkam, daß ich zwischen einem unendlich herrlichen und feierlichen, und einem schrecklichen und unheimlichen Rot unterschied.‘ Dieser tiefe, innere Zusammenhang aller Dinge, den wir jetzt nicht mehr erkennen, nur noch ahnen, er war dem ursprünglichen, d. h. durch die Sünde von seinem Ursprung, Gott, nicht getrennten Menschen noch nicht gestört. Sein Erkennen war ein ungetrübtes Schauen in die Wesenheit der Dinge. ‚Und wie Adam die Tiere nannte, also w a r ihr Name! Die Dinge richtig und tief erkannt, wurden mit ihrem rechten Namen genannt. Erst durch den Sündenfall oder die Wissenschaft des Guten und Bösen stellt sich der Wahrheit die Lüge an die Seite. Nun können die Dinge auch anders genannt werden als sie heißen.‘ Hier wurde die Entzweiung im Doppelwissen des Guten und Bösen als Vermehrung der Erkenntnis angepriesen: denn zwei ist mehr als eins! Im Kunstbegriff ist und bleibt die Einheit aber das Höchste.

In dieser Einsicht und Erkenntnis wurzelt ein Fundamentalsatz von Führichs Kunstanschauung: Alle echte Kunst soll bemüht sein, diese Ursprünglichkeit des Schauens in die Wesenheit der Dinge wieder zu gewinnen. Dies vermag sie aber nur, wenn es ihr gelingt, die Form auf ihren inneren Ausdruck zurückzuführen und diesem sie dienstbar zu machen. Alle Kunst ist in ihrer objektiven Erscheinung an die Form gebunden. Form aber ist Ausdruck der Idee. Dies gilt bis in die kleinsten Dinge herab. Wir geben einem Stück Metall den Namen eines Schwertes, einer Lanze usw. nur, wenn es durch seine Form der Idee seiner Bestimmung entspricht. Die Zweckmäßigkeit der Form in ihrem Verhältnis zur Idee ist also das Ausschlaggebende, das Kriterium der Brauchbarkeit eines solchen Gerätes.

Das gleiche Verhältnis waltet auch im Gebiete des Geistes. Wenn die Kunst Darstellung des Über- und Außersinnlichen durch sinnliche Mittel ist, so ist alle in der Sinnlichkeit sich manifestierende Form als Offenbarung des Übersinnlichen vollkommen, wenn es ihr gelingt, die Idee allseitig und erschöpfend zum Ausdruck zu bringen. Denn nunmehr sind Sein und Erscheinung ein und dasselbe. Innere Wahrheit und Wahrhaftigkeit sind es also, einfach ausgedrückt, die die Kunst anstreben muß, um wirklich ihre Bestimmung zu erfüllen. Wahrheit und Wahrhaftigkeit aber können in der

Kunst nur zum Ausdruck kommen, wenn sie auch das Leben durchwalten. ‚Nach der Verdunklung der Uroffenbarung in unserm Geschlechte erscheint alle Mythologie und Philosophie der Völker nur als ein Suchen nach der eingebüßten Form, d. h. nach dem richtigen Verhältnisse des Menschenwesens zu seinen geistigen und leiblichen Bedürfnissen, Zwecken und Aufgaben, zu seiner Bestimmung.‘ Ein Menschenleben, auf Wahrheit, Gottesfurcht und Tugend erbaut, ist einem Kunstwerk innerlich verwandt, denn es ist ein Vorstellen der inneren Welt, ein Offenbaren derselben in der Sinnlichkeit, durch Handeln. ‚Der lebensvolle Verkehr der Menschenseele mit der unsichtbaren Glaubenswelt wirkt ihre Offenbarung oder Darstellung der sichtbaren Welt durch Tugend oder Kunst.‘ Die Analogie von Kunst und Tugend werde nur für den schwer zu finden sein, der eben die Grenzen der ersteren dadurch zu sehr verengte, daß er sich die Idee zu ausschließlich an die Lebensäußerungen, welche wir vor allem Kunst und Künste nennen, gebannt dächte und jeden Flug aus dieser Umrahmung heraus auch als eine Entfernung von ihrer Grundlage ansähe. Daher schließe die kirchliche Lehre von der Notwendigkeit eines lebendigen Glaubens zu unserm Heile auch jeden guten Kunstbegriff ein. ‚Der Mangel an plastischer Lebendigkeit des Glaubens lähmt ebensowohl die Glaubenstat als die Glaubenskunst.‘

Auch Führich teilt der Kunst das Schöne als ihr Hauptgebiet zu. Aber die Formulierung des Schönheitsbegriffs aus der bloß sinnlichen Erscheinung muß er seiner durchaus idealistischen Anschauung gemäß ablehnen. Sie ist die Folge der Verdrängung des Übersinnlichen aus dem Kunstbegriff und der Einschränkung desselben auf die Darstellung der Sinnenwelt. Die Kunst hat nicht die Aufgabe, ‚eine Wahrheit zu lehren, sondern an ihr, der zweifellos feststehenden die Schönheit und Bedeutsamkeit nachzuweisen und sie dadurch aus dem Bereiche bloß ruhiger und verständiger Annahme in die wärmere Zone der Empfindung und der Liebe zu erheben oder besser, zu dieser Erhebung mitzuhelfen. Das Didaktische, die Lehre, übergeht in das Lyrische.‘

Das äußere Formprinzip will Führich der Kunst streng gewahrt wissen gegenüber dem Gegenständlichen. Die Liebe für den dargestellten Gegenstand sei noch nicht die Erkenntnis und Freude an der Kunst; die lägen vielmehr in dem Sinne und Verständnis des Wie, welchem freilich das Was als Maßstab zugrund liegen müsse. Diese Anschauung hindert ihn jedoch nicht, sich ein anderes Mal mit aller Schärfe gegen das Virtuosentum zu erklären, welches überall nach dem Wie, nie aber nach dem Was zu fragen scheine. ‚Näher zugesehen spielt das Was doch eine sehr wesentliche Rolle — zum Verderben.‘ ‚Wer den Kunstbegriff,‘ so sagt er an einer anderen Stelle, ‚in den Darstellungsmitteln der Künste als abgeschlossen sich denkt, kann vielleicht auch noch an eine Kunst glauben, welche trotz der zerstörten Menschenidee fortbestehen könne, konsequenterweise aber muß er dann die unleugbare Wahrheit aufgeben, daß die Erscheinung immer die Offenbarung eines verborgenen Seins ist, und daß ihr Verständnis von der mehr oder minder klaren Erkenntnis

dieses Seins abhängt. So sind die Werke eines wahrhaft bedeutenden Künstlers keineswegs Offenbarungen und Resultate seines geselligen bürgerlichen äußeren Lebens, sondern Offenbarungen seines inneren, ohne diese Werke der Welt ewig verborgen gebliebenen Seelenlebens.'

Der Künstler ist der Mittelpunkt der Einigung zweier Welten. Als solchem wird ihm ein geheimes Verständnis beider, eine Ahnung ihrer gegenseitigen Beziehungen, werden ihm die Geheimnisse niederer und höherer Ordnung kund. Er empfängt sie als Poesie und offenbart sie seinerseits als Kunst in ihrer umfassendsten Bedeutung. So ist es zu verstehen, wenn Führich sagt: ‚In dem Begriff der Poesie wurzelt alle Kunst.' Poesie aber definiert er mit Windischmann als Ahnung des Zusammenhangs aller Dinge. Diesen Zusammenhang hat noch jeder große Künstler empfunden. Aus diesem Gefühl heraus wächst seine Kunst ins Universelle und damit ins Christliche hinein. Führich rühmt es als ein Verdienst der romantischen Schule, daß sie ‚die Solidarität der materiellen Natur und der Geisterwelt wieder ahnte'. Schon der gewöhnliche Gang und Verlauf der Natur birgt eine tiefe Typologie geistiger Dinge. Der mystische Einschlag in seinem Denken führt ihn zur vorbehaltlosen Anerkennung, ja Erweiterung des Satzes: Die Natur steht in sympathetischem Rapporte mit dem Leben großer Männer und großer Ereignisse.

Daß er den symbolischen Charakter der Kunst als unzertrennbar von einem umfassenden Kunstbegriffe betont, ist hienach ohne weiteres verständlich. Führich sieht ihn im allgemeinen überall da gewahrt, wo über und außer der Darstellung des Einzelnen das Allgemeine des großen Menschheitsschicksals zum Ausdruck kommt. Fall und Erlösung sind der Inhalt aller Geschichte. Alle große Kunst wird an irgend einem Punkte einen Durchblick gewähren auf diese Tatsachen, mit anderen Worten religiös sein. ‚Die religiöse Kunst ist somit ihrer Natur nach nie Zweig, sondern Stamm, welche den Zweigen, sowie dem gesamten Kunstleben die enthaltenden Säfte zuführt, sie vor jeder Entartung beschützt und ihnen die Weihe der Identität sichert.' Da aber das Christentum die Religion des Menschengeschlechtes ist, so muß alle gedeihliche, veredelnd ins Leben eingreifende Kunst der Zukunft christlich sein.

Doch soll hiermit ‚keine Beschränkung auf den unmittelbar der Andacht und dem Kulte gehörigen Bilderkreis ausgesprochen sein, sondern die weiteste Perspektive in einer christlichen Welt- und Lebensauffassung und -Anschauung eröffnet' werden, ‚welche schon dadurch als die idealste sich darstellt, weil in ihr alle Erscheinungen in ihrem wahren Verhältnisse untereinander, so wie zu uns und zu unsern höchsten Aufgaben festgestellt werden, und wir in ihr erst uns selbst und unsere Beziehungen zu den Mächten und Dingen des Daseins finden.'

Innerhalb dieses weiten, nicht stofflich eingeengten Rahmens der Kunst nimmt die ‚christliche Bildnerei' eine besondere Stellung ein. Hier erreicht der symbolische Charakter der Kunst in der christlichen Typologie seine höhere historische Begründung. ‚Die über die ganze Schöpfung ausgegossene Typik

und Prophetie, welche in dem, was ist, auch noch ein anderes verheißt und in Aussicht stellt, was noch nicht ist, wie die Knospe die Blüte, diese die Frucht, ist eben wieder auf dem bloßen Naturgebiete eine große Typologie des freien, aber zu göttlichen Notwendigkeiten sich weiterbildenden Geisteslebens. Eben hier, und zwar hoch über dem noch unentwirrten Knäuel profangeschichtlicher Vorgänge, beginnt erst die Region der Kunst; und die wahre Idee des Bildes, hocherhaben über tausend Hervorbringungen, besonders unserer Tage, welche diesen Namen ursurpieren, wird erst erreicht im christlichen Bilde.'

Das christliche Bildwerk setzt sowohl beim Schöpfer wie beim Betrachter den Glauben voraus. ‚Der Unglaube bleibt notwendig beim bloßen Sehen stehen, weil ihm die Basis der Betrachtung, das „für wahr halten" des Gesehenen mangelt.' Der christliche Künstler im engeren Sinn muß daher ein Mann der Betrachtung sein und ein Mann der Begeisterung, welcher imstande ist, das didaktische Element von der trockenen Verstandes- und Vernunftssphäre in jene der Empfindung zu erheben, das bloße Sehen zum Schauen oder zum Betrachten zu steigern.

Daß die zeitgenössische christliche Kunst den hohen Anforderungen Führichs an künstlerische Individualität, innere Lebendigkeit und Gegenwartssinn nicht in alleweg entsprach, wissen wir. Weil man glaubte, das Wesen echt christlicher Kunst bestehe in einer gewissen Naivität kindlichen Glaubens, der sich nur in entsprechenden Formen äußern müsse, um auch als solcher zu erscheinen, hielt man sich mit Vorliebe an eine ‚unbedingte Reproduktion mittelalterlicher Formen'. Hiergegen wendet sich Führich mit allem Nachdruck. ‚Diese Richtung will das Absehen von den ewig jungen begeisternden Urformen mit der Brille einer abgeschlossenen, wenn auch ehrwürdigen Zeit entschädigen, sie will das fließende Lebendige der Zeit identifizieren mit der ewigen Grundlage aller unwandelbaren Wahrheit, sie sucht einen Kunstdogmatismus, welcher zuletzt notwendig in russisch-byzantinischer Typik erstarren müßte. In ihrer Terminologie sind die bezeichnendsten Worte: mustergültig, stilgerecht, welche aller katholischen Weiterbildung, Umbildung, Neubildung den Rechen vorschieben. Aber das Leben der Kirche hat mit dem 16. Jahrhundert nicht aufgehört und ihr Prinzip ist nicht das einer starren, sondern vom Lebensherde der Dogmen sich ewig verjüngenden Wahrheit, und wäre selbst Goethes bekanntes Wort: „Es irrt der Mensch, solang er strebt," richtig, was es im katholischen Sinne nicht ist, so wollen wir lieber irren und streben, als das Streben aufgeben, um nicht mehr zu irren, und nicht wie der indische Sanjasy, um allem Irrtum und allen Sünden zu entgehen, die eigene Selbstvernichtung durch totale Untätigkeit suchen.'

Nichts wäre nach Führich verkehrter, als zu glauben, die christliche Kunst im engeren und im weiteren Sinne habe sich auf das Andachts- oder Heiligenbild einzuschränken. Nein, ‚die Darstellung der Welt und des Lebens, wie es ist, d. h. des Zusammenlebens der Widersätze von Gottes- und Weltreich in irdischer Geschichte . . . gehört noch immer zur christlichen Kunst.' Auch

eine Herodias mit dem Täuferhaupt kann, ja muß noch als ein ‚tief christliches Bild' begriffen werden. Aber bevor sich die synthetischen Beziehungen der Gegensätze darin harmonisch suchen und finden können, müssen die Widersätze im Rahmen seines Inhaltes als die ewig Unversöhnlichen erfaßt sein: ‚Die freche Schönheit des Weltreiches im buhlerischen Schmucke als Siegerin über die Wahrheit. An dieser Schönheit ist alles Lüge, und das gebrochene Auge, die stummen, bleichen Lippen ihres Opfers verdammen schweigend jeden schönen Schein, der einem häßlichen Sein zur trügerischen, gleißenden Hülle dient. In seiner didaktischen Seite wird die tiefere Schönheit dieses Bildes zu suchen sein.'

Diese letzte Bemerkung Führichs leitet uns auf eine Frage hinüber, die Führich in der Abhandlung ‚Die Kunst und ihre Formen' unter dem Titel ‚Didaktische Form' erörtert und die uns nächst seinen Anschauungen über ‚mystische Form' hier noch kurz beschäftigen soll.

Einem jeden Kunstwerke kommt auch ein didaktisches (lehrhaftes) Element zu. Nicht in dem Sinne, daß der Künstler es bewußt hineingetragen oder herausgebildet habe, sondern daß es sich von dem Bilde, je nach seiner Art, entweder wie ein Lehrbegriff, eine umfassende Anschauung, eine philosophische Idee, oder auch nur wie die Moral oder Poesie innerer oder äußerer Erlebnisse abstrahieren lasse.

In keiner großen Kunstepoche sei die Kunst wegen der Kunst allein geübt oder geliebt worden. Zu allen Zeiten habe sie als Vermittlerin höherer, allgemeiner, ewiger Ideen gegolten, habe sie in allen ihren verschiedenen Erscheinungsformen das didaktische Element zur wesentlichsten Aufgabe gehabt. Der Satz ‚Die Kunst veredelt den Menschen' stütze sich auf ihren didaktischen Charakter. Wenn er wahr sein und bleiben solle, so dürfe sie nie an die schlechten Leidenschaften appellieren. Keine Berufung auf irgend eine Zeit oder einen Künstler könne diese Behauptung alterieren. Der Versuch, etwas von jenen allgemeinen Beziehungen der Natur zum Geiste, welche im Menschen so innig sich gestalten, daß sie zur Einheit der Persönlichkeit verschmelzen, zur Darstellung zu bringen, liege dem denkenden Künstler fast bis zur Unabweisbarkeit nahe und der Absagebrief, welchen moderne Ästhetik zuweilen der didaktischen Form schreibe, treffe den wahren Kunstbegriff überhaupt nicht. Ihre breiteste Basis erhalte die didaktische Form in dem Nachweis einer doppelten Gesetzgebung für Natur und Geist, entsprechend der Doppelnatur des Menschen.

Wer diese und andere Sätze nur oberflächlich liest, könnte den Eindruck erhalten, daß Führich sich hier in offenen Widerspruch setzt zu der früher mitgeteilten Behauptung, die Kunst als solche habe nicht die Aufgabe, Wahrheiten zu lehren, sondern nur das Wahre schön darzustellen. Und doch wird gerade von dieser letzteren Anschauung aus seine Lehre über die didaktische Form zu interpretieren sein. Der Umstand, daß er den Raffaelschen Stanzenbildern ‚Disputa' und ‚Schule von Athen', die er jedoch, über die land-

läufigen Bezeichnungen spottend, die Theologie und die Philosophie genannt wissen will, als Muster der didaktischen Gattung aufstellt, die Art und Weise ferner, wie er selbst z. B. ein Bild wie die Herodias mit dem Täuferhaupt nach der didaktischen Seite interpretiert, läßt keinen Zweifel, daß er bei der Betonung des didaktischen Gehaltes in ‚jedem echten Kunstwerke‘ nicht sowohl an ein subjektives Moment des künstlerischen Schaffens, als an ein objektiv Gegebenes denkt, das jedem Kunstwerke inhäriert, bei dem die Form auf ihren inneren Ausdruck zurückgeführt, somit die ganze und volle Wahrheit des inneren Pragmatismus zu ihrem Rechte gekommen ist. Denn wie er von dem Künstler der dramatischen Form sagt, daß er nicht zu moralisieren brauche, wohl aber ein moralischer Mensch sein müsse (die Schillersche Auffassung!), ebenso kann er von dem Künstler der didaktischen Form nur verlangen wollen, daß er das Darzustellende in voller Klarheit und allseitiger Richtigkeit erfaßt und sich zu eigen gemacht habe.

Ich weiß nicht, ob Führich die Deutingersche Kunstlehre (Regensburg 1845) gekannt hat. Jedenfalls berührt er sich mit diesem namhaften, auch von Ed. v. Hartmann rühmlichst anerkannten katholischen Ästhetiker in der allgemeinen Gedankenentwicklung an so vielen wesentlichen Stellen, daß man wohl annehmen darf, seine Anschauungen vom Zweck der Kunst werden sich von den einzig berechtigten Deutingers kaum entfernt haben. Ein Bild des inneren Lebens im Äußeren, d. h. mit sinnlichen Mitteln dargestellt, ist sowohl nach Führich wie nach Deutinger der Zweck der Kunst. Da dieser Zweck ein an sich dem Unendlichen entspringender ist, muß er auch ein genügender Zweck sein, sagt Deutinger. ‚Ein moralischer Zweck verändert den ganzen Standpunkt der künstlerischen Tätigkeit des Menschen. Die Kunst sucht nur ein Bild des Geistes hervorzubringen, dieses Hervorbringen selbst ist ihr Zweck. Dieser Zweck ist an sich weder moralisch, im ausschließenden Sinne dieses Wortes, noch unmoralisch, er liegt außer dem Gebiet der Moral. Daß ein moralisch tüchtiges, energisches Leben des Geistes, insoferne es mit der gesteigerten Anschauung des ewigen Lebens im persönlichen Bewußtsein zusammenhängend ist, auf die Kunst rückwirken kann und muß, und daß ebenso in der wahren Kunst das sittlich Gute an sich nicht beleidigt werden kann, da beide in ihrem Grunde derselben Quelle entströmen, wird dadurch nicht geleugnet, vielmehr in seiner höchsten Instanz bejaht. . . . Alle moralischen Anforderungen an die Kunst, insoferne diese von einem einseitigen moralischen Bewußtsein ausgehen, und die Form des Sittlichen auf die Form der Kunst anwenden, sind daher nur unzureichende und auszehrende Bestrebungen, die ihre eigene Schwächlichkeit und Armseligkeit zum Maßstabe fremden Eigentums machen, und als wahrhaft revolutionäre Bestrebungen das für sich Bestehende angreifen, statt an ihrem eigenen Wachstum zu arbeiten.‘

Die mystische Kunstform wohnt nach Führich in der ‚Sphäre des höchsten Ideals‘. In ihr erscheint das Leben jenen Schranken enthoben, welche als Raum und Zeit hienieden das Zusammengehörige auseinanderhalten.

Die mystische Kunstform trägt kein Bedenken, z. B. auf einem Andachtsbild Heilige in einer Darstellung oder zu einem Vorgang zusammenwirkend zu vereinigen, die zu den verschiedensten Zeiten und an den verschiedensten Orten gelebt und gewirkt haben. Nur der nüchternste Philistersinn konnte sich dagegen erheben und spottend die Überlegenheit seines ‚historischen‘ Sinnes bestätigen. Die mystische Kunstform ist Allgegenwartskunst, die im Zentrum des Glaubenslebens ihre tiefsten Wurzeln hat. In ihr erhebt sich der Kunstbegriff zu seiner reinsten Erscheinung. Sie ist der absolute Protest gegen jegliche Verquickung gemeiner äußerer Wirklichkeit mit der inneren Wahrheit des Kunstwerkes. In diesem Protest begegnet sie sich mit langsam erwachenden und um sich greifenden modernen Einsichten über das im Naturalismus und gleichwertig verstandenen Realismus verkannte Wesen der Kunst. Wer überhaupt auf die leisen Regungen unseres neuzeitlichen Kunstempfindens und -denkens näher achtet, wird manche überraschende Verwandtschaft mit den Anschauungen Führichs, soweit die seelischen und geistigen Voraussetzungen echten Kunstlebens in Betracht kommen, entdecken. Anders verhält es sich mit der religiös-metaphysischen Grundlegung. Sie dürfte sogar vielen unserer gläubigen Zeitgenossen fremd und befremdend geworden sein! Und doch liegt in ihr ein Wahrheitsmoment, das in allen großen Künstlern stets lebendig war und ist. Von seiner Anerkennung hängt es ab, ob sich unser Dasein zum Leben erheben und damit auch für die Kunst fruchtbar werden wird oder nicht. Denn Kunst und Leben gehören so untrennbar zusammen, ‚daß an der Abnahme des letzteren leicht die Abnahme der ersteren erkennbar ist. Wo aber das Dasein dem Leben in Gott und dem Göttlichen, folglich dem Ideale, sich entfremdet, da fällt es zuerst in den Naturbann, welcher die unvermeidliche nächste Folge ist, wo das Übernatürliche in Glaubens- und Sittenlehre verleugnet wird. Was in diesem Stadium für Kunst gilt, ist in der äußeren Erscheinung Naturalismus, in seiner Tendenz Unsitte und Glaubensfeindschaft oder wenigstens indifferentes Spielwerk.‘ Wer diese Worte aus dem Jahre 1866 mit dem Gedanken an gewisse Erscheinungen unserer Gegenwart liest, möchte sie prophetisch nennen. Vielleicht gewinnt unsere Zeit aus dem Nachdenken über die Verirrungen mancher Gegenwartskunst wieder den Anschluß an die Kunstanschauungen von Künstlern, deren Werke wir jetzt in dem Streben nach Überwindung des Naturalismus wieder hervorholen. Unter diesen Künstlern aber verdient Joseph von Führich als Denker wie als Schöpfer einen Ehrenplatz.





Joseph von Führich.

Ein Beitrag zu seiner künstlerischen Würdigung.

Von

Joseph Popp.

Auch in der Kunst gibt es absolute Werte; aber das ästhetische Urteil über sie wandelt sich, manchmal selbst in das Gegenteil. Wie trocken erfaßte z. B. die augustinische Zeit die frühgriechische Kunst, die sie archaisierend nachbildete. Welch herb strenge Schönheit schufen die Pisani unter dem gleichen Einfluß in der gotischen Zeit; welch neues, lebensvolles Ideal erstand dem Cinquecento aus dem abgöttisch verehrten Vorbilde! Wie süßlich und schwächlich dagegen erfaßte der Klassizismus die Antike! Aus dem Schutte der Ausgrabungen ersteht sie uns rein und hehr wie nie zuvor — und doch glaubte jede Zeit, daß sie die griechische Kunst zu tiefst begriffen hätte.

Um wie viel schwieriger gestaltet sich da die Würdigung einer nachgeborenen Kunst, wie jener der Nazarener, zumal in einer Zeit anderer Welt- und Kunstauffassung. So wird es wohl erklärlich, wenn auf der deutschen Jahrhundertausstellung zu Berlin sogar unter Tschudis weit umfassender Urteilskraft und Einfühlungsfähigkeit die Nazarener allzu stiefmütterlich behandelt wurden. Trotzdem haben sie in ihren Zeichnungen so stark gewirkt, daß diesen bei der Neuordnung der Nationalgalerie ein weiter Spielraum gewährt wurde. Hierin liegt in der Tat der Nazarener-Kunst eigentlichster Wert und besonderer Reiz beschlossen. Ich möchte sogar noch einen Schritt weiter gehen und behaupten: die Nazarener haben auf diesem Gebiete etwas durchaus Neues und Selbständiges geschaffen: die Zeichnung als ein in sich geschlossenes Werk von bildmäßiger Wirkung — wie wir Ähnliches in den Radierungen der alten Meister besitzen. Damit aber sind sie zugleich die Schöpfer der neuzeitlichen Illustration geworden, die von Cornelius' Faust- und Nibelungenzyklus bis in die sieb-

ziger Jahre hinein wohl mit das Beste der Kunst des neunzehnten Jahrhunderts darstellt. Erklärt sich diese Eigenart auch teilweise aus einem ganz literarisch gerichteten Zeitalter, so ruht doch die eigentliche Wurzel im Wesen jener Künstler selbst. Als reiche Persönlichkeiten von vielseitigen geistigen Interessen war ihnen die Lektüre mehr nur eine Anregung für das eigene Schaffen. Sie konnten sich deshalb auch nicht entschließen, einen Text rein bildlich nur nachzuerzählen und auszudeuten; es drängte sie vielmehr, die Momente, deren Darstellung dem Worte nicht mehr gelang, durch ihre Kunst zur Form zu erwecken.

Der, welcher uns heute noch aus jener Zeit und Kunstübung das Tiefste und für sie Charakteristischste zu geben hat, ist Führich. Von allen Nazarenern lebt er am reichsten und lebendigsten in uns auf, berührt er den modernen Menschen in seinem starken Gefühlsbedürfnis und seiner religiösen Sehnsucht eben so innig wie den gläubigen Christen und insbesonders den Katholiken. Deutsch aber war Führich wie wenige, selbst unter denen, die mit Emphase vaterländische Geschichte in großen Wandbildern erzählten — Gurlitt hat Recht: Führich ist ‚ein Meister, in dessen Art sich zu versenken wohl lohnt, der so viel Eigenes zu geben hat, wie nur wenige in unserem Jahrhundert. Das Beste bietet er in seinen Zeichnungen; der Pinsel war ihm weniger geläufig.‘

Seine künstlerische Begabung erwachte und übte sich zunächst in der Beihilfe für des Vaters Aufträge. Bald galt es, die Laden, Bettstellen, Schränke und sonstigen Geräte einer bäuerlichen Brautausstattung mit fröhlichem Blumengeranke und heiteren Landschaften bunt zu schmücken; bald bedurfte ein Kindersarg eines pausbackigen Engelskopfes mit ungelenken Flügeln oder das Bretterhaus eines Erwachsenen ernst pompöser Symbolik. Zwischen hinein gab es prosaische Anstreicherarbeit und Inschriften auf Firmen-Schilder.

Bei alledem regte sich schon früh Führichs Idealismus: Es schwebte ihm ‚ein gewisses Kunstideal vor, das sich in die Form des zuletzt geschehenen Besten, sei es ein Bild oder Kupferstich, kleidete.‘ Alles, was dies klare, frische, mutige, starke Bächlein speisen konnte, führte ihm Führich zu, bis es zum breiten, vollen, mächtigen Strome anwuchs, der sein Lebensschiff durch alle Fährnisse, bald majestätisch sich wiegend, bald gewaltig um seinen Kurs kämpfend, siegreich dahintrug. Ein anderer Grundzug unseres Künstlers brach auch damals schon aus der Knospe: die Liebe zur Natur und den Tieren. So stark drängte dies Bedürfnis, daß Führich es bei seinem Vater durchzusetzen wußte, für zwei Herbste Kuhhirte zu werden. Dies idyllische Amt gab ihm Muße, der Natur tief in die tausend Augen zu schauen, ihre ungezählten Pulsschläge zu erlauschen, das Kleinste und Größte bis in seine Einzelheiten zu studieren. In jener Zeit war es, als Führich sich eine Tanne nachhause schleppte, um sie bis ins einzelne zu kopieren. Bald aber hatte er diese Arbeit satt, ja war ihrer überdrüssig.

Nicht aus dem Nachzeichnen und Nachmalen, sondern im geistigen Durchdringen und sich Aneignen erschloß sich ihm der geheimnisvolle Bau und Sinn der Natur, wie die Schönheit ihrer Gebilde.

So behielt Führich stets das Ganze im Auge und vermochte das Einzelne organisch miteinander zu verbinden; so erstand ihm auch die Naturstimmung, die er wiederum einem höheren, dem Geistesleben des Menschen, einordnete: Immer, wenn er sich von der Natur innerlichst ergriffen fühlte, bevölkerte sie sich ihm mit Gestalten der Dichtung, Geschichte oder des religiösen Lebens. Seine Eindrücke des Erhabenen und Mächtigen übertrug er vor allem, ja einzig, auf den Menschen, als das entsprechendere Organ; die Landschaft wurde ihm hiezu nur ein Mit- und Ausklang. Das bewahrte ihn trotz aller enthusiastischen Hingabe an die Natur vor einem pantheistischen Träumen und sich Verlieren. Aus solcher Auffassung heraus schuf der Sechzehnjährige das Bild ‚Herzog Borziwig findet den Einsiedler Iwan'. — ‚Auf dem Bilde hätte ich gerne den Reiz des Naturlebens im Walde geschildert, wie er mich auf Spaziergängen so unwiderstehlich anzog', erzählt er in seiner Selbstbiographie.

Zwei Jahre später kam Führich nach Prag zu Direktor Bergler. Bedeutungsvoller als dessen Einfluß, der dem zeitgenössischen Klassizismus entsprach, war der Prager Aufenthalt an sich. Dessen reichere Bildungsmittel brachten Führich vor allem in die Sphäre der Romantik, wenn man unter ihrem Wesen einen poetischen Universalismus des Denkens und Empfindens im Bunde mit einem ausgeprägten National- und Naturgefühl versteht. War Führich hiefür besonders angelegt, so wurde ihm doch das Hauptereignis jener Jahre nicht so fast die Lektüre des Schlegel, Tieck, Wackenroder, als vielmehr der Fund einiger Holzschnitte aus Dürers ‚Marienleben' — am Dreikönigstage 1821. Er selbst schreibt hierüber: ‚Bei Dürer erweiterte sich meine Erkenntnis der Mittel, mit welcher die bildende Kunst wirken kann.' Zugleich fühlte er sein Verhältnis zur Kunst überhaupt als ein ‚festeres, bestimmteres', wie ihm das Verhältnis der Kunst zum Leben um vieles deutlicher geworden war.

Nun stand er ganz im Banne des deutschen Mittelalters. Sprach er sich noch mit klassizistisch süßlichen Akzenten in der Formgebung des menschlichen Körpers aus, so war er in seinem Empfinden um so natürlicher und frischer; das gilt namentlich für die Darstellung der Landschaft. In den Illustrationen zu ‚Hermann und Dorothea' fesselt vor allem der Wechsel von Kraft und Anmut in den Personen; das Idyllische der Natur spricht sich wie eine leise Begleitmelodie aus. Führichs dramatische Macht und Bewegtheit schlägt in kleinen Zeichnungen zu Schillerschen Dramen einen vollen Akkord an. Das ‚Gastmahl in Eger' bringt die Stimmung einer plötzlich gestörten Gesellschaft, die verscheucht und verblüfft der Wucht und Gewalttätigkeit eines bewaffneten Überfalles unterliegt, zu plastisch drastischem Ausdruck. Den ersten größeren Zyklus

religiösen Inhaltes schuf Führich im ‚Vater unser‘ (1826). Die Bilder sind ganz und gar in das Leben des deutschen Mittelalters verlegt. Sie lassen in einzelnen Gestalten und Gruppen bereits den späteren Meister erbaulicher Stoffe ahnen. Das Beste liegt wiederum im landschaftlichen Elemente, besonders des ersten Blattes und der Bitte um das tägliche Brot. Dort steigt die Sonne ganz leise erst am Horizonte auf, und doch ist alles schon von ihrem Leben und Glanz durchdrungen. Das Ährenfeld neigt sich wie in erwachendem Atmen; Hügel und Tal weiten sich dem Lichte entgegen. Gleich Sonntag im Uhlandschen Liede umfängt es uns. Dort streut der Säer betend die Körner in die hungernde Furche des schweren Ackerlandes. Im nahen Hause bereiten sie ihm das Mahl und ein Vögelein bringt seiner bedürftigen Brut die beruhigende Nahrung. Die schwellende Kraft der Arbeit und ihres sicheren Segens steigt aus diesem Naturstücke wie ein warmer Odem zu uns herauf. Diese neun Blätter, die Führich selbst radierte, erweckten ihm einen Gönner, der ihn nach Italien ziehen ließ.

Dort schloß er sich vor allem an Overbeck an, der ihm auch seinen Auftrag in der Villa Massimi, drei Fresken und einen Fries, übergab. Diese Werke sind seit Jahrzehnten unzugänglich. Wir wissen aber aus anderen Schöpfungen Führichs, wie sehr er dem Einflusse jenes liebenswürdigen Menschen und feinen, doch allzu begrenzten Künstlers unterstand. Durch ihn empfand er seine früheren romantischen Neigungen als ‚einseitig‘. Was er dafür eintauschte, war ungleich einseitiger und matter: eine ausschließlich italienische Formgebung und gedämpfte Gefühlsweise. Mehr als zehn Jahre wirkte dieser römische Aufenthalt in Führichs Schaffen nach. Am wenigsten erfreulich zeigt er sich im ‚Triumphzug Christi‘ (1838). Es ist dies ein allegorischer Zug kirchlicher Persönlichkeiten, der sein Vorbild in der Trajans- und Antoniussäule, im Triumphzug Cäsars von Mantegna und in jenem Kaiser Maximilians von Dürer hat. Es sollte die Kirche auf ihrem segensreichen Gang durch die Jahrhunderte sinnbildlich dargestellt werden. Das Thema ist künstlerisch wenig dankbar, und Führich hat unter glücklicher Vermeidung des Reliefstieles die Aufeinanderfolge der zahlreichen Gestalten malerisch gelöst. Das ganze ist und bleibt aber eine zu äußerliche Aufzählung dutzendweiser Namen, die selbst die eine und andere urdeutsch empfundene und verinnerlichte Gestalt verschwinden läßt. Der reifste und reinste Nachklang dieser allzu Overbeckschen Getragenheit sind die beiden Ölgemälde ‚Jakob und Rachel‘ (1839) und der ‚Gang Mariä‘ (1841). In der Farbe sind sie vielleicht die liebenswürdigsten und ausgeglichensten Arbeiten unseres Meisters; auch die keusche Anmut und Innigkeit, in der sich die zukünftigen Gatten umarmen, trägt einen vornehm geschlossenen Charakter an sich. Hält man aber das Werk neben ähnliche aus Führichs Spätzeit, so erweckt es fast den Eindruck einer gewissen Kühle und Äußerlichkeit. Kindlich selig in ihrem jungen Mutterglück erscheint Maria. Es klingt und singt in ihr mit leisen, süßen Tönen. So wundern

Jos. von Führich fec. *Jos. Kösel autotyp.*

Aus dem Cyklus «Der heilige Wendelin».



Jos. von Führich pinx. *Jos. Kösel autotyp.*

Joseph und Maria Herberge suchend.

(Unveröffentlichtes Aquarell.)



wir uns auch gar nicht, daß Engel sie umschweben, Rosen auf ihren Pfad streuen und frohlockend vor ihr herschreiten. Wie in eine Vision versunken, schauend, genießend, beglückt folgt ihr der hl. Joseph; der Wald aber und die Au und die Blümlein und der Himmel und die Wolken fühlen sich wie im heiligen Festesschmucke.

Aus dem gleichen Jahre stammt das schmiegsam bewegte Blatt der ‚Hochzeit zu Kana'. Es zeigt sich in seiner Liniensprache durchaus von Italiens Kunst durchtränkt; doch ist die Form schon zum persönlichen Instrumente Führichs geworden, dessen Geist es durchaus erfüllt. Unter den aufspielenden Musikanten ist jeder ein deutscher Typ, von leichtem Humor angehaucht. Wir denken ein wenig an die böhmischen Musikbanden, die auch heute noch bisweilen unsere Dörfer durchziehen. Bewußt und stark mitschwingend spricht sich die Teilnahme an des Lebens Freuden und Festen hier aus. Trotz seiner Vorliebe für das Asketische war Führich doch ein viel zu warmer, natürlicher Mensch, als daß es ihm auf die Dauer in der klösterlichen Welt Overbecks wohl geworden wäre.

Die nächsten Jahre sehen wir ihn an dem ersten größeren Auftrage. Es ist dies ein Kreuzweg für die Johanneskirche in der Leopoldstadt. Die Fresken stehen fast ganz im Dunkel der Kirche, sind aber durch die Stiche Petraks über die ganze Welt hin bekannt geworden. Es sind Kompositionen von einer wahren Überfülle der Gestalten, ihrer Bewegungen und Leidenschaften. Wie tosende, tobende Meeresbrandung schlagen diese Menschenwellen über dem Herrn zusammen, der selbst ruhig, ergeben in edler Gelassenheit aus tiefstem Frieden heraus das Kreuz trägt und als ein stiller, Ehrfurcht gebietender Held daran stirbt. — Das Ganze ist uns für eine miterlebende Betrachtung der Passion zu laut, zu stürmisch; aber der Künstler in dem Vollbesitz seiner Jahre und ihrer Kraft, die längst schon auf eine große Aufgabe wartete, erlebte an ihr zum ersten Male sich selbst und seinen ganzen inneren Reichtum. Führich hat noch viermal denselben Vorwurf bearbeitet. Nie wiederholt er sich; nie läßt die bildende Kraft seines Stiftes nach, die Phantasie beschwingt sich immer wieder. Eine außerordentliche Fähigkeit, das Psychologische in allen Abstufungen seiner Erscheinung darzustellen und in individueller Eigenart ausklingen zu lassen, zeigt sich besonders bei diesem Thema. Die erdenklichsten Grade fanatischer Wut, kalter Unerbittlichkeit, blinden Hasses, wollüstiger Verschlagenheit, brutaler Roheit spielen sich in den Schergen ab, und jeder gibt noch etwas von seinem Eigensten dazu. In den Freunden des Herrn wechselt Wehmut, Trauer, Hoffnungslosigkeit mit ergebungsvollem Schweigen und bitter ringender Klage. Feuchte Augen, ein zuckender Mund, zusammengekrampfte Hände, ein abgewandtes Gesicht lassen uns in diese Seelen und ihr Leid tief ahnend schauen. Und immer erneuert sich die Gruppierung, immer wieder anders schlingt sich der Knoten der Handlung; nie wiederholt sich ein Mittel der Steigerung.

In diesen Werken und vor allem in jenen der Alt-Lerchenfelder-Kirche, die Führich von 1854—61 mit einem Riesenzyklus ausschmückte, hat er seinen persönlichen Monumental-Stil gefunden. Will man hiefür ein Wort der Charakteristik geben, so möchte ich dessen Totaleindruck als mächtig im Sinne einer kraftvollen Hohheit bezeichnen. Diese Formensprache hat etwas Mitreißenderes als der abstrakte, spekulativ erhabene, beinahe erkältete Stil des alten Cornelius. Sie bietet Volleres in der Idee und Empfindung als Overbecks und Steinles derartige Werke. Sie birgt auch mehr pulsierendes und trotzdem majestätisch gehaltenes Leben in sich als die oft zu mühsam errungene Größe Veits. Am nächsten steht Führich Schnorr, den er aber an Wärme und Vielseitigkeit der religiösen Empfindung übertrifft. — Und doch vermögen wir jenes Monumentalwerk nicht zu den absoluten Kunstschöpfungen zu zählen, so wenig es die genialste Äußerung Führichs darstellt. Gedanklich bewegt es sich völlig in den Bahnen der alten Kunst, über deren Mittel es nicht hinaus-, an die es nicht einmal heranreicht. Ganze Bilder, wie z. B. der Engelsturz sind eine bloße Raumfüllung, kaum eine Raumbewältigung, geschweige denn eine geistesmächtige Gestaltung des Vorwurfes. Allzu zahlreiche Personen und Gruppen beherrscht die Pose und Geste. Nur in Szenen rein menschlichen Geschehens oder schlicht religiösen Empfindens gewinnen wir den Eindruck des Natürlichen.

Ähnlich wie bei Dürer liegt die künstlerische Stärke Führichs, trotz aller Männlichkeit und geistigen Großzügigkeit, nicht in den eigentlich monumentalen Aufgaben, sondern in der räumlich beschränkten, intensiven Darstellung innerlicher Vorgänge.

Ist auch die geschichtliche Wirkung jener Fresken für die kirchliche Kunst Österreichs auf eine Generation hinaus von ähnlicher Bedeutung geworden wie die Ausmalung der Apollinariskirche für den Rhein, so bilden sie doch für das Lebenswerk Führichs nur eine Episode. Wer dessen künstlerisches Wesen am reinsten und stärksten nacherleben will, muß zu dem Siebzigjährigen kommen, der nicht nur sich selbst ganz gefunden hat, sondern auch voll ausgereift ist. Er, der eigentlich immer einsam gewesen in der Welt, hatte jetzt die ganze Salbung der Stille in sich aufgenommen. Alles, was noch hart, noch aufbrausend, grollend, überquellend gewesen, war nun aneinander beruhigt, ohne die Kraft und köstliche Frische verloren zu haben. Führich war in einer Zeit, die weit hinter seiner romantischen Jugend lag und die selbst nichts mehr Romantisches an sich hatte, wieder zum Romantiker, d. h. zum genialen Kinde geworden.

So entströmte den letzten zehn Jahren seines Lebens der goldene Überfluß, dessen wir uns heute als köstlichste Erinnerung an den heimgegangenen Meister erfreuen. Was er in zahllosen Nachtstunden von seiner hochgelegenen Wohnung aus in heilig feierlicher Zwiesprache mit Gott und Natur erlauscht, erlebt hatte, schrieb er nun in großen Zyklen nieder. Es

entstand das Leben Mariens, der Psalter, die Nachfolge Christi, Ruth, der verlorene Sohn, der arme Heinrich, Wendelin, die Passion Christi. Über 150 Zeichnungen und Kompositionen, sowie kleinere Bilder kamen in jener Zeit von der schon zitternden, aber nimmermüden Hand.

Die ‚Passion', früher ein Lieblingsthema Führichs, dem sich seine pathetische Seele mit einem gewissen Hochgefühle hingab, wurde dem alternden, mehr zur Beschaulichkeit geneigten Künstler ein zu schwerer Stoff. Er führte den Zyklus nicht zu Ende. Bezeichnend für die ganze Folge und die Gemütsstimmung, aus der diese Blätter erstanden, ist der unter der Kreuzeslast gütig, geduldig, in sich versinkende Heiland. Er läßt uns als Schmuck des Titelblattes den Geist des Kommenden ahnen, wie er zugleich den nachhaltigsten Eindruck des ganzen Werkes in uns hinterläßt. Haben wir schon in der ‚Geistlichen Rose' — eine Darstellung der Rosenkranzgeheimnisse — Führichs eigenartige Begabung für meditativ erbauliche Stoffe kennen gelernt, so wuchs diese Vorliebe und Fähigkeit mit dem Alter zu selbstverständlicher Kunstäußerung. Das Einzelereignis erweiterte sich in das weltgeschichtlich Bedeutsame und allgemein Typologische, vor allem im religiösen Sinne. Wir haben die Wurzel hiefür schon in seinem Wesen aufgezeigt. In Rom erhielt sie ihre kräftigste Nahrung. Damals fühlte sich Führich gedrängt, ‚auf die Grunddogmen aller Geschichte: Sünde und Vergebung zurückzugehen und von hier aus das Wesen der Menschheit und ihre Geschicke zu begreifen.' Damit trat ihm die Sendung der Kunst im umfassendsten Sinne und in einem bisher nicht gekannten höheren Lichte entgegen. Sie ward ihm Gottesdienst und Leben zugleich, aber in einer viel großartigeren und fruchtbareren Ideenverbindung als Overbeck, dem sie ‚eine Harfe zum Lobe Gottes' geworden. Bezeichnend für den geschichtsphilosophischen Standpunkt des Meisters ist ein Wort zur Grablegung Christi aus dem Zyklus: ‚Er ist auferstanden.' ‚Es ist eine Szene, welche sich in der Geschichte in tausend Formen unablässig wiederholt. Verstummt ist der Mund der Wahrheit. Sie ist niedergeschrieen, getötet, begraben, ein Stein auf sie gelegt.' Aus solch rein menschlichem Erleben heraus gewinnt Führichs Darstellung jenen ergreifenden innerlichen Zug, der ihn vor der Blässe und Kühle des bloß gedanklichen Erfassens bewahrt und zugleich unser allgemeines Interesse immer wach und warm zu halten weiß. Seine auf das Große und Umfassende gerichtete Befähigung drängte ihn zu zyklischen Darstellungen, die allein seiner reichen Phantasie und der unerschöpflichen Macht, das Seelische immer wieder neu zu gestalten, volle Befriedigung gewährten. Hier konnte er auch seine souveräne Beherrschung der Komposition betätigen, wie sich seiner Vorliebe, das Intime und Trauliche in Natur- und Menschenleben zu gestalten, vielseitige Gelegenheit bot. Obwohl Führich sich aus der Fülle seiner Kraft und Kunstauffassung heraus gedrängt fühlte, seinen Genius in den Dienst der Menschheitserziehung zu stellen, kam er doch

nicht auf den unkünstlerischen Gedanken Overbecks, seine Bilder zu einer Art Katechismuserklärung herabzudrücken und sie auch noch mit einem belehrenden Texte zu versehen. Nur in der unruhigen Zeit der 48er Revolution, die ihn sogar ganz gegen seine Gewohnheit zwang, ein Modell zu benützen, wurde er in einer Weise lehrhaft, die auch der künstlerischen Ökonomie seiner Schöpfungen empfindlichen Eintrag getan hat. Die ‚Denkblätter für unsere Zeit' (1849) sind dessen ein schmerzlicher Beweis. Was Führich als das Ideal seiner religiösen Darstellung erstrebte: ‚Die Heilswahrheiten, das Leiden Christi und der Heiligen als die Freude seines eigenen Daseins anderen zur gleicher Beseeligung zu übermitteln,' diese Aufgabe löste der Meister aus der Reife seiner Spätzeit und ihrer Abklärung gleichsam natürlich. Selbst biblische Geschehnisse und Personen empfindet er jetzt nur mehr in ihrer allgemein-menschlichen Bedeutung. Man könnte auf den ersten Gedanken meinen, daß dies mehr ein Herab- als Hinaufsteigen bedeute. Es ist aber in Wirklichkeit künstlerische Vollendung. Nie direkt vermag der menschliche Schöpfer das Göttliche und ewig Heilige darzustellen; er kann es immer nur andeuten und ahnen lassen. Das ist nun bewundernswert groß in Führichs Alterskunst, wie er das rein Menschliche mit einer solchen Salbung des Geistes und religiösen Gefühlsinnigkeit durchtränkt, daß es über das Natürlich hinaus- und hinaufwächst. Wir nehmen es auf, scheinbar selbstverständlich und ahnungslos wie Licht und Luft; bald aber kommt es über uns wie Offenbarung und Gnade.

Die ‚Nachfolge Christi' schien Führich beim ersten Anblick ‚völlig bilderlos'. Bald aber erstand ihm daraus die ‚christliche Welt- und Lebensanschauung', aber nicht in asketischer, sondern evangelischer Gesinnung. Im Gegensatz zu dem mehr passiv frauenhaften Christus der meisten Nazarener ist Führichs Heiland eine männlich kraftvolle Edelgestalt von sonnig milder Wärme, der selbst eine gewisse Frohnatur nicht fehlt, noch der Ernst und die Strenge des strafenden Richters. Besonders nahe steht er unserem Herzen durch den deutschen Charakter seines religiösen Empfindens bis in dessen eigenartigste Schwingungen hinein. Der ‚katholische' Führich hat überhaupt tiefer als irgend ein ‚evangelischer' Künstler der Neuzeit, auch Schnorr nicht ausgenommen, die germanische Frömmigkeit in ihrer merkwürdigen Mischung von kerniger Kraft und kindlich gläubigem sich Versenken zur innerlichsten Darstellung gebracht. Bei alledem ist sein religiöses Denken und Fühlen ganz und gar kirchlich.

Dies zeigt sich vor allem, wie er im ‚Psalter' altes und neues Testament nach Art der Kirche organisch miteinander zu durchdringen vermag. Daraus ersteht Führich manch neue sinnige und tiefe Beziehung, die die Gedankenwelt für unsere Erbauung erweitert und bereichert hat. Einen besonderen Zug in diesem Werke bildet die Verlebendigung alttestamentlicher Gestalten, ihrer schlichten Größe und reichen Innerlich-

keit, so daß sie auch uns Propheten werden und die Sehnsucht nach der Einfachheit und stillen Würde patriarchalischen Wesens erwecken. Viel tiefer als die modernen Realisten, die nach Palästina reisen und die Eigentümlichkeiten der jüdischen Rasse bis ins einzelne wiedergeben, hat Führich aus der geistigen Versenkung in jene Zeit und ihre Menschen das ewig Gültige erfaßt.

In ‚Ruth' glückte ihm bis ins Kleinste das Idyllische dieses liebenswürdigen biblischen Buches, dessen Gestalten sich wieder in das allgemein Menschliche erweitern. Der ganze Duft dieser poetischen Schöpfung strömt von Ruth aus, die zugleich den Typus von Führichs Frauengestalten vertritt: eine Erscheinung von jugendlich schöner Sinnlichkeit, deren reife Formen der Schimmer jungfräulicher Reinheit überströmt. Führichs Frauen sind weniger diese oder jene Persönlichkeit als der Ausdruck des weiblichen Wesens überhaupt. Es hat deshalb die körperliche Anmut an ihnen ebensoviel Teil als die seelische Zartheit, Keuschheit und Fülle des Empfindens. Führich ist unter allen Nazarenern derjenige, der aus seiner Naivität, Natürlichkeit und Herzensreinheit heraus der Frau unbefangen gegenübersteht. Er scheut sich daher nicht, selbst im ‚Psalter' eine badende Bethsabe zu zeichnen; wie er auch sonst dem Nackten nicht mit jener ängstlichen Scheu aus dem Wege geht, die seine Freunde fast in den Verdacht der Prüderie gebracht hat. Man könnte an ihm wie an einem Schulbeispiele unwiderleglich zeigen, daß es für die Kunst ein keusches Enthülltsein gibt. In der Verführungsszene des ‚verlorenen Sohnes' bietet Führich die verschiedensten Arten weiblicher Berückungskünste in einer durchaus deutlichen, aber keineswegs schwülen Versinnbildung.

Der Zyklus des ‚Verlorenen Sohnes' stellt wohl den Höhepunkt und die Vereinigung all dessen dar, was wir bisher an Führich als groß, stark, reich und innig empfunden haben. Es ist die ergreifende Geschichte eines jungen, seiner selbst allzu sicheren Menschen, dessen Stolz in einem glänzenden Elende gebrochen wird, bis er geläutert und demütig in das Elternhaus zurückkehrt.

Man kann die Fülle des aufgerollten Seelenlebens in Kürze auch nicht einmal andeuten. Unvergeßliche Eindrücke für das ganze Leben gewinnt der Betrachter aus diesem Schicksal.

Die erschütternde Schönheit der christlichen Opferidee tritt uns im ‚Armen Heinrich' entgegen. Auch hier prägen sich uns manche Szenen unauslöschlich ein: wenn Heinrich an der Türe des Arztes mit angehaltenem Atem lauscht, ob dieser dem Mädchen, das sich für ihn geopfert, den Todesstoß versetzt, so fühlen auch wir mit ihm einen Augenblick die Pulse stocken. Wir atmen erleichtert und beglückt auf, wenn wir im folgenden Blatt die Beiden am Traualtar sehen. Die tränennahe Ergriffenheit der Eltern des Mädchens wird die unserige.

Die Legende des ‚hl. Wendelin' trifft mit Glück jene merkwürdige Mischung natürlicher Poesie und religiöser Innigkeit, die dem Leben der

Heiligen so oft entströmt. Kompositionell finden sich in dieser Folge Blätter von einer abgeklärten Wirkungskraft, einer organischen Entfaltung des Vorganges, die den Stempel höchster Kunst, die Selbstverständlichkeit, an sich tragen.

Wenn wir des ‚Lebens Mariä' hier nicht besonders gedenken, so geschieht dies, weil das Werk noch nicht die künstlerische Läuterung der genannten aufweist.

All diesen Zyklen gemeinsam ist die vergeistigte Hereinbeziehung der Natur. Wirkt diese in dem Frühwerk der ‚Genovefa' mehr kindlich naiv, treuherzig und sinnig, besonders auch in der fast überreichen Verwendung der Tiere, so ist jetzt die Landschaft in all ihren Teilen und als Ganzes wohl abgewogen, gleichsam die aus der betreffenden Szene geborene Umwelt. Diese Vergeistigung geht so weit, daß sie selbst in illustrativen Streifen wie das ‚Silentium' der ‚Nachfolge Christi' den im Walde meditierenden Mönch mit religiöser Weihe umgibt, daß die Bäume wie wallende Weihrauchwolken um den Betenden zusammenschlagen.

Hat man im Verkehr mit großen Menschen das beglückende Gefühl, reich und tief beschenkt zu werden, so wird dies Erlebnis leicht zur Beschämung, wenn man Dritten vermitteln soll; zumal, wenn das Bewußtsein des Unzulänglichen so stark in uns wird, daß wir glauben, nur Stücke aus dem Ganzen losgebrochen zu haben. Aber vielleicht reizt gerade dieser Mangel den Leser, zum Meister selbst zu kommen und sich von ihm gleich uns beseligen zu lassen.



Jos. v. Führich, Jugendselbstbildnis.



(aus Führichs Schriften).

Die sichtbare Schöpfung verbirgt überall den Mechanismus und Chemismus der Erscheinung. Dieser Umstand ist für die Wissenschaft von unendlichem Werte und eine allgültige Regel für die Kunst. Eine Obduktion am lebenden Leibe würde dessen Ermordung sein, wie es die Prozesse der Scheidekunst, geübt an ihren Objekten, sind. Die sichtbare Schöpfung führt uns überall weg von der Materie zu einem Leben der Idee, zu einem geistigen Inhalt körperlicher Apparate, welche wir allein vielleicht, gegenüber von Unnatur und Übernatur, schlechthin Natur nennen dürfen. Die Wissenschaft, sowie die Kunst müssen das Faktum der Erbsünde anerkennen, wenn sie nicht in sich selber zugrunde gehen sollen. Die Wissenschaft soll an der Heilung der dort erlittenen Schäden mithelfen, die Kunst die dort verlorenen Ideale wieder suchen. In der der Sünde gegenübergetretenen Erlösung ist für beide das Vorbild gegeben, beiden ihr Weg gewiesen.

Für die Wissenschaft gibt es wie für die Kunst einen unentbehrlichen Idealismus! Es ist dies jener getrübte, gestörte, erschwerte und doch notwendige innige Lebensbezug zu Gott, der gleich dem Wanderer und Reisenden das Ziel samt dem Zwecke der Reise schon vor Augen hat, bevor er noch die Wanderung beginnt. Vor dem Geistesauge des großen Kolumbus schwebte die neue Welt, ehe er ihre Ufer begrüßen konnte, — aber die Ziele sind verschieden und wurzeln in der moralischen Welt. Noch nie, solange die Erde besteht, hat Liebe zur Wahrheit einen Menschen von Gott abgeführt.

Wir verwerfen unbedingt das zu maßgebender Gültigkeit erhobene Motto: ‚Ernst ist das Leben, heiter die Kunst'. Es mag in der Auffassung jener, die es zu dem ihrigen machend des Lebens Ernst in Industrie, Prozessen und Börsensorgen finden und seine Heiterkeit bei Ballerinnen, Sängerinnen, im Konzert und modernen Theater suchen, eine scheinbare Rechtfertigung erhalten; an die wahre Kunst lege man uns diesen Maßstab nicht. Die wahre Kunst ist mit dem wahren Leben eins und hilft es vom bloßen Dasein in die Lebensregion erheben. Wahrlich, zur Erheiterung eines leichtsinnigen Daseins, das seine gewaltige Aufgabe mißkennt, wurde die Divina Commedia nicht gedichtet, die tiefsinnigen Gebilde Orcagnas nicht erfunden. Zu diesem Zwecke malte Buonarotti kein jüngstes Gericht und keine Propheten und Raphael keine Theologie. Fern diesem Zwecke entstanden Palestrinas, Leos und Lottis himmlische Psalmodien, und selbst der protestantische Händel protestierte feierlich gegen eine solche Auffassung seiner Werke. Der Ernst der gemeinen Lebenssorge und der Ernst der Kunst sind freilich sehr verschieden. Der erste ist der Gegensatz des Spasses, der zweite der Gegensatz der Frivolität.

Wir sagten schon einmal, die Kunst ist der Mensch, und der unsichtbare, unsterbliche Geist an ihm das maßgebende und bestimmende Agens seiner in der Sichtbarkeit erscheinenden Tätigkeit, welche ihrerseits wieder bestimmt wird und sich bestimmen läßt von der übersinnlichen Welt außer ihm. Selbst das, was er mit dem Tiere gemein zu haben scheint, hängt bei ihm mit jener unsichtbaren Welt zusammen, so stellt der Mensch sich selbst, so stellt sich seine Geschichte, so stellt die große historische Kunst in allen ihren Formen ihn dar. Die Epiker Tasso und Milton, die Dramatiker Calderon und Shakespeare appellieren an die außersinnliche Welt zur Würdigung ihres Genius. In diesem künstlerischen Instinkte

findet Klopstocks kühnes Unterfangen, wenn nicht seine vollkommene Rechtfertigung, so doch seine Erklärung.

Von jenem tiefen Heimweh der Geister, von jener Sehnsucht nach Vollendung, welche in ihrem innersten Wesen die Triebkraft alles Idealismus ist, hat auch der Unglaube Notiz genommen und sie Weltschmerz genannt. Verbirgt sich eine bessere Regung unter dieser Phrase, so kann es nur die Sehnsucht nach dem Glauben sein, der die Gebiete aller Idealität umfaßt und das Gemeinsame für alle geordnete Verschiedenheit ist. Er ist es, dem trotz aller Freudigkeit jener elegische Zug beiwohnt, den Paulus im Römerbriefe so unnachahmlich als das Schmachten und Seufzen der Kreatur nach der Freiheit und Kindschaft Gottes darstellt, welche in der Erlösung unseres Leibes, des Gipfels der gesamten sichtbaren Natur sich einst vollbringen wird.

Solange die Kunst, ihrer ursprünglichen Aufgabe eingedenk, ihren gottesdienstlichen Charakter bewahrt, vermittelt sie der Welt ihre ewigen Ideale, ist für alle da und gehört der heiligen Zeit und dem heiligen Raume. Was von ihr in kleineren Formen in die Gewöhnlichkeit des Lebens zu dessen Verschönerung niedergeht, sind Zweige jenes ehrwürdigen Stammes, der im Tempel der Menschheit wurzelt, Strahlen, die vom Altare ausgehend ins bürgerliche Leben, in Haus und Familie herüberleuchten.

Wo die Kunst dieses ihres Grundcharakters vergißt, oder wo ihr derselbe entzogen wird, hört sie auf, für alle zu sein, sie verfällt der Mode, wird Luxus; ihre Zweige, vom Stamme getrennt, verdorren und verwelken, sie geht zu Hofe beim Reichtum, bei der Üppigkeit, der Leidenschaft. Früher eine Versinnlichung, Vermenschlichung des Göttlichen, wird sie jetzt eine Verherrlichung des Nichtigen, wenn nicht des Schlechten.

Eine Mißhandlung der Künste und Mißbrauch derselben wird überall eintreten, wo das reine Gemütsleben des Volkes gestört wird und im Abnehmen begriffen ist. Dieses reine Gemütsleben ist unzertrennlich von der Innigkeit des kirchlichen Lebens, das im Verlaufe der Zeiten auf so traurige Weise geschädigt wurde. Diese Mißhandlung der Künste kommt aber am Bilde in weitaus größerem Maße als bei den anderen Künsten und gerade bei ihm in um so unerklärlicherer Weise zum Vorschein, als gerade dieses mit den bestimmtesten Schutzgesetzen schon seiner Natur nach umhegt erscheint, als gerade seine Bestimmung am wenigsten verkannt, deshalb auch sein Mißbrauch am wenigsten entschuldigt werden kann.

Jene dürre, dem echten kirchlichen Geiste so ferne liegende, meist mit einer stoischen Hoffahrt tingierte theoretische, oft sophistische Moralität, wie sie der Humanismus und Rationalismus geschaffen, und welche mit ihrer nüchternen Scheinwahrheit im letzten Jahrhundert auch die Kirche — oder besser — viele ihrer Diener gestreift, hat die Elemente der Schönheit in ihren tiefsten Grundlagen geschädigt und — ein viel feinerer Bildersturm, obgleich dem früheren rohen und wilden in seiner tiefsten Wesenheit doch sehr verwandt – Bild und Kunst dem Leben vielfach entfremdet.

Das Bild ist, wie der Gipfel, so die Unterlage alles Erschaffenen, der tiefste und wesentlichste Inhalt aller Künste.

Ein ecce homo ist die ganze christliche Kunst. Indem sie die höchsten Höhen und tiefsten Tiefen des Menschenwesens umschließt, ist sie die fortwährende allereifrigste Erklärerin und Darstellerin des Menschen. Jedes ihrer Werke ist die Auslegung jedes anderen, und alle zusammen wie jedes einzelne sprechen: „Ecce homo", sehet: das ist der Mensch. Die lügenhafte Humanität, die sich neben und außer die Menschenfreundlichkeit Gottes und die nachbildliche christliche Nächstenliebe als ein von dieser unabhängiger Begriff drängen und stellen will, wird erst durch diese in ihrer wahren Natur erkannt.

Die Wissenschaft hat es mit Erforschung, Entdeckung, Entschleierung der Dinge zu tun. Die Kunst rechnet den Schleier, welcher die Dinge umgibt, mit zu ihrem Wesen, denn dieser Schleier ist, wie die Dinge selbst, des Schöpfers Werk. Die Kunst, indem sie sonach weniger als die Wissenschaft zu sehen scheint, sieht zugleich mehr. Sie ist aus demselben Grunde größer, weil sie kleiner ist. Die höchsten Wahrheiten erscheinen uns nie als Wirklichkeit; daher verliert, wer mit seinem Streben in den Wirklichkeiten des Lebens aufgeht, immer die Wahrheit, wie in der modernen, künstlerischen Begriffsverwirrung der Realismus die Kunst verliert.

Begeisterung ist Sache des Geistes; sie müßte, wo der Geist überhaupt geleugnet wird, notwendig aufhören.

‚Die höchste Schönheit ist Gott,' sagen wir mit Winkelmann, und alle Harmonie und Poesie, die wir ahnen, ein Echo, ein Reflex seiner Glorie. Wir erfinden nichts, wir finden nur bereits Vorhandenes. Wird durch die Kunst Schönes geschaffen, so wird die Summe des Schönen eigentlich nicht vermehrt, sondern nur Schönes angewendet. Die Anwendung aber des an sich Schönen und Guten fällt unter die Gesetze der Ethik. Wer das Schöne verwendet zum Schmuck, zur Verherrlichung des Gemeinen oder gar Schlechten, versündigt sich an der göttlichen Bestimmung und Wahrheit der Schönheit, die eine Eigenschaft Gottes ist. So z. B. wenn die Kunst die Schönheit des Menschenleibes zur Erweckung unlauterer Begierden mißbraucht, oder wenn die Musik den frivolen Gedanken durch den Reiz ihrer Harmonien aufputzt oder die Dichtkunst durch die Kraft des Wortes und den Zauber des Rhythmus die Religion und die Sittlichkeit schädigt. Um dies zu können, vindizierte man der Kunst eine nach allen Richtungen hin autonome Stellung. So wird mit der Schranke die Form zerbrochen, die ihr Urbild in Gott hat.

Das Wesentliche des Menschen ist und bleibt Geheimnis; wir erfahren es nur durch den Glauben, im Glauben verwenden und verwerten wir es für uns und andere durch Tugend und Kunst. Die Geschichte unseres Geschlechtes, des Geheimnisses als ihres eigentlichen Inhalts entkleidet, hat für uns im besten Falle keinen höheren Wert als ein schlechter Roman. Der Ursprung und Grund der menschlichen Idee im weitesten Umfange (die Traditionen aller Völker beweisen dies) hat seinen Kern in einem einheitlichen Geheimnis, von dem die Geschichte nur die zeitliche Auseinanderlegung ist.

Ist doch unsere Zeit voll vom ‚Fortschritt', aber das Kommandowort ‚Vorwärts' ist vom Übel, wenn es nicht mehr ‚Aufwärts' bedeutet.

Aller lyrische Schwung, Poesie, Begeisterung, Liebe, sie alle sind, wenn echter Art, was sie sind, durch die letztere. Alle erotische Lyrik bleibt in der Irre, wo sie nicht an den himmlischen Eros angeknüpft, der seine Erdenbraut, die Menschenseele, zu suchen und heimzuführen herabstieg von den ewigen Bergen. Seine Liebe ist es vor allem, die stärker ist als der Tod. Von ihm aus ergießt sich über das fahle Antlitz der Vergänglichkeit jener geheimnisvolle Schimmer einer ewigen Schönheit, in welchem wir wie durch einen Schleier die künftige Vollendung aller Dinge ahnend erblicken.





Stereoskopie des Himmels.

Gleich dem mikroskopierenden Naturforscher gilt in manchen Kreisen auch der beobachtende Astronom mit gewissem Rechte als Einäuger. Die Erfahrung lehrt, daß beim Beobachten am Fernrohr oder zusammengesetzten Vergrößerungsglase im allgemeinen das eine von den beiden Augen vorgezogen, das andere vernachlässigt wird. Bei diesem muß das rechte, bei jenem das linke Auge die Arbeit leisten. Die Natur, welche selten die Sinnesorgane der beiden Körperseiten gleichmäßig ausgebildet hat, scheint uns geradezu aufzufordern, einen solchen Unterschied zu machen. Das nicht gebrauchte Auge lernt denn auch weniger. Bekanntlich ist ja das künstliche, teleskopische oder mikroskopische Sehen dem natürlichen auch darum überlegen, weil zur selbsttätigen Akkomodation des Organs die künstliche Nachhilfe von seiten der Fokussierungsschraube tritt. Also das eine Auge könnte, wenn es nicht geradezu weniger Sehkraft als das andere besitzt, schließlich so gut wie dieses zum Beobachten ausgenutzt werden. Sobald aber, vielleicht anfangs aus zufälliger Ursache, einem Auge ein Vorzug eingeräumt ist, besteht sofort die Tendenz, ihm Dauer zu verleihen. Ein Biologe, mit dem ich das besprach, sagte mir, sein rechtes Auge sei ein ausgebildetes Naturforscherauge; wolle er aber wissen, worauf er seine Schüler besonders hinweisen müsse, so beobachte er gelegentlich mit dem linken, das in dieser Hinsicht so linkisch sei wie ein Fuchs im ersten Semester. So zeige es ihm, wie unvollkommen die meisten Beobachter bei mangelnder Schulung auch durch das beste Mikroskop sähen. Vom Fernrohr gilt zweifellos ähnliches.

Es gibt aber Fälle, und ihre Zahl hat sich neuerdings gemehrt, wo das binokulare Sehen auch in der wissenschaftlichen Forschung wieder zu Ehren kommt. Und nicht etwa bloß beim Beobachten mit unbewaffnetem Auge, das in der Astronomie auch heute noch nicht entbehrt werden kann, sondern gerade auch beim instrumentalen Beobachten. Man hat früher nur das holländische (Galileische) Fernrohr, das eine schwache Vergrößerung gibt, als Binokle für Theater, Jagd und Marine gebaut. Das Keplersche astronomische Rohr erschien bei seiner größeren Länge und weil es die Gegenstände umkehrt, für terrestrische Zwecke und besonders als Doppelrohr wenig brauchbar; das Rheitasche Erdfernrohr, das hauptsächlich als Aussichtsrohr jetzt noch im Gebrauch ist und die Gegenstände aufrecht zeigt, schien wegen seiner noch größeren Länge erst recht ungeeignet. Da kam Porro mit seiner Idee, die Bilder nicht durch

neue Linsen, sondern durch Prismen wieder aufzurichten. Sie wurde von verschiedenen Firmen, besonders in Deutschland in den letzten Jahrzehnten, verwirklicht. Zeiß in Jena, Görz in Berlin-Schöneberg, Hensoldt in Kassel u. a. ersannen verschiedene Konstruktionen, die nebenbei auch die Tiefenwirkung, die sich beim Prismenrohr als Nebenprodukt ergibt, mehr oder weniger gut ausnutzten. Wenn die Objektive eines Doppelrohres weiter auseinander stehen als die Okulare, d. h. als die Augen, sagen wir fünfmal so weit, so machen wir uns zu Riesen mit fünffach vergrößertem Augenabstande; und wenn die Okulare gleichfalls fünfmal vergrößern, so haben wir, wie man zu sagen pflegt, Bilder mit fünfundzwanzigfacher Plastik. Wo das gute unbewaffnete Auge nur mehr eine Kulisse oder Soffitte schaut, sehen wir tief in die Schluchten eines Gebirges, bohren unsere Augen in den Faltenwurf einer nahe gelegenen Wolkenschicht. Ja, die Jenenser Instrumente gestatten mit Hilfe besonderer Marken in den Brennebenen der Objektive ein wirkliches Ablesen der Entfernung eines irdischen Gegenstandes, etwa einer Turmspitze oder Baumgruppe.

Inzwischen hat man doch auch mit Glück versucht, das Keplersche Rohr als Binokle herzustellen. Einer von den Moskauer Astronomen gegebenen Anregung folgend hat P. Hagen S. J., früher in Washington, jetzt in Rom, ein nur fünfmal vergrößerndes Doppelrohr angegeben, das die Firma C. A. Steinheil in München ausführt. Die Objektive haben die sehr große Öffnung von 34 Millimetern. Das Instrument eignet sich besonders zur Beobachtung der mit freiem Auge sichtbaren und der helleren teleskopischen veränderlichen Sterne. Die große Lichtfülle läßt diese auch bei heller Dämmerung oder starkem Mondschein noch bequem abschätzen, und das Arbeiten mit beiden Augen ist gerade hier sehr vorteilhaft. Wenn man dieses umkehrende Doppelrohr auf irdische Gegenstände anwendet, zeigt es die auffallende Erscheinung der negativen Plastik. Da nämlich die Tiefenwirkung der Erscheinungswelt auf unseren Sinn dadurch zustande kommt, daß die näheren Gegenstände jedem Auge mehr nach innen zu liegen scheinen als die entfernteren, also dem rechten Auge mehr nach links, dem linken mehr nach rechts, da jedoch die umkehrenden Rohre auch diese Beziehung umkehren, so werden nahe Objekte in ferne verwandelt, wenn sie noch weit genug sind, um gleichzeitig mit diesen bei derselben Einstellung scharf gesehen zu werden. Für die freien Augen steht eine Hütte vielleicht hundert Schritte entfernt auf dem Hintergrunde eines Waldes, dessen Abstand über tausend Schritte beträgt. Für das Doppelrohr schwebt der ununterbrochene Wald vor der Hütte, schwebt auch ein Stern vor der Dachkante, über die hinweg man ihn betrachtet. Übrigens sind diese Instrumente bei ihrer ausgezeichneten Optik auch sehr geeignet zum gelegentlichen Betrachten mancher Himmelsobjekte, bei denen man mit schwacher Vergrößerung auskommt. Dazu gehört die Sonne mit ihren Flecken, der Jupiter mit seinen größeren Monden, von denen man bis zu drei ohne Schwierigkeit erkennt, gehört die Oberfläche des Mondes sowie mancher hellere Sternhaufen und Nebelfleck. Die Prismenrohre, deren Vergrößerung

bis zwölf geht, zeigen auch alles dieses, wennschon weniger hell, da ihre Objektive mit Rücksicht auf die kostspieligen Prismen kleiner gehalten werden. Hensoldt mit seinen sehr großen Gläsern stellt hier eine Ausnahme dar. Aus demselben Grunde haben sich ihnen gegenüber die Doppelfeldstecher des holländischen Typus noch immer behauptet, da sie in der Dämmerung, auf die z. B. der Weidmann oft genug angewiesen ist, durch ihre Lichtstärke einen Vorzug haben.

Anderseits haben ja die sogen. Jagdtelemeter, die Jena liefert, den Vorzug, bei hinreichendem Lichte ein sicheres Abschätzen der Entfernung zu ermöglichen. Und damit möchten wir zur Hauptfrage kommen. Fernrohr und Mikroskop sind nahe Verwandte, ja sie sind, was die erste Erfindung angeht, möglicherweise Zwillingsgeschwister. Ein großes astronomisches Fernrohr besitzt als Hilfsmittel Mikroskope zum Ablesen der Teilungen; und umgekehrt, wenn es sich in der Physik darum handelt, eine Skala, die aus anderen Gründen weit vom Beobachter entfernt angebracht ist, genau abzulesen, verwendet man einfach statt des Mikroskops ein Teleskop. Wenn nun die neueren Prismenrohre, insbesondere die Telemeter, eine Anwendung des stereoskopischen Prinzips auf das Fernrohr bedeuten, so liegt die Frage nahe, ob man nicht auch das Mikroskop mit dem Stereoskop verbinden und damit dem Mikroskopiker seine Arbeit erleichtern könne.

Eine solche Verbindung liegt seit einigen Jahren in dem Stereokomparator von Pulfrich und Zeiß vor, und es ist gewiß merkwürdig, daß nicht die biologischen Wissenschaften, die doch so sehr auf das Mikroskop angewiesen sind, bisher den Hauptnutzen hiervon hatten, sondern die Astronomie. Die Einrichtung des Apparates zu erläutern ist hier nicht der Ort. Er besteht aus zwei Mikroskopen, die man gleichzeitig über die homologen Stellen von zwei photographischen Platten führt. Die Objektive haben also von einander einen Abstand, der von der Plattengröße abhängt. Der Abstand der Okulare voneinander ist natürlich gleich dem der Augen, und die Umformung des Abstandes wird auch hier durch Prismen vollzogen. Um die Anwendung auf die Astrophotographie zu verstehen, denken wir an das seit Jahrzehnten bekannte Verfahren zur Prüfung verdächtiger Banknoten. Das Blatt wird mit einem zweifellos echten im Stereoskop zusammengebracht. Ist dieses auch echt, so sehen wir mit der vereinigten Kraft beider Augen einfach ein flächenhaftes Bild, das nur dort, wo die verschiedenen Nummern stehen, etwas gestört ist. Haben wir aber ein Falsifikat erwischt, auf dem auch nur ein Schnörkel anders verläuft als auf dem echten Scheine, ein kleiner Buchstabe in der so oft zu lesenden Strafandrohung etwas anders geformt ist, etwas zur Seite tritt, dann haben wir sofort die Tiefenwirkung: wir sehen den Schnörkel in den Raum hinausragen, den Buchstaben vor oder hinter den übrigen schweben, und die Fälschung ist verraten.

Wollen wir erfahren, wie dieses Prinzip auf Himmelsphotographien angewandt wird, so ist eine ganz leichte Berechnung nicht zu umgehen. Daß

in der angewandten Mathematik der Kreis in 360° (Grad), der Grad in 60′ (Minuten) und die Minute in 60″ (Sekunden) geteilt wird, ist allgemein bekannt; weniger allgemein, daß, wenn diese Größen als linear aufgefaßt werden, auf den Radius eines Kreises etwa 57 Grad gehen oder 3438′ oder 206 265″. Wenn wir die Entfernung eines Gegenstandes kennen, gewinnen diese Zahlen sofort Bedeutung. So ergeben z. B. die Messungen für den Durchschnittswert des scheinbaren Durchmessers der Sonne 32′. Der sogen. Arcus-Wert von 32′ beträgt nach der vorhin gemachten Angabe 32 : 3438 = 1 : 108. Also ist der wahre Durchmesser der Sonne 108 mal in ihrer (anderweitig bestimmbaren) Entfernung enthalten.

Es lehrt fernerhin ein Satz der geometrischen Optik, daß die lineare Größe des Brennpunktsbildes eines unendlich fernen Gegenstandes gleich ist der mit dem Arcus-Werte seiner scheinbaren Größe multiplizierten Brennweite. Also, wenn wir das Beispiel festhalten: Hat das Objektiv einer Kamera die Brennweite von 108 cm, so erscheint das durch geeigneten Momentverschluß ohne Überbelichtung gewonnene Sonnenbildchen auf der Platte in der Größe von 1 cm. Nur wenig größer oder kleiner, nach der jeweiligen Entfernung, erscheint das Bild des Mondes. Ein anderes Objektiv möge 80,8 cm Brennweite haben. Die Bogensekunde des Himmelsgewölbes erscheint dann auf der Platte als eine Strecke von 80,8 cm : 206 265 = 0,0039 mm.

Nun denken wir uns ein Gebiet des Fixsternhimmels von einigen Graden Durchmesser, das also mit dem letztgenannten Objektiv und mit Platten gewöhnlicher Größe noch gut aufzunehmen ist. Es sind zwei Aufnahmen davon gemacht worden, und sie liegen 14 Jahre auseinander. In dieser Zeit haben die meisten Sterne der Gruppe ihre gegenseitige Stellung nicht geändert oder nicht merklich. Sie haben Eigenbewegungen, aber diese sind, wenigstens soweit sie senkrecht zur Gesichtslinie erfolgen, zu schwach, um sich in anderthalb Jahrzehnten schon bemerkbar zu machen. Nur einer hat sich stärker bewegt, im Jahre um 1,4″, immerhin noch nicht den 150 000. Teil seines Abstandes. Für 14 Jahre macht das schon 19,6″, eine Größe, die, wie man sieht, auf den Platten erscheint als eine Strecke von

$$19{,}6 \times 808 \text{ mm} : 206\,265 = 0{,}08 \text{ mm}.$$

Der Leser hat wohl schon erraten, daß sich dieser geringe Betrag im Stereokomparator durch die Tiefenwirkung verraten hat, genau so wie die ungeschickte Notenfälschung. Auch die Zahlen sind einem wirklichen Beispiele entlehnt; sie beziehen sich auf ein Sternchen 9. Größe im Löwen, das seine relativ rasche Eigenbewegung stereoskopisch angekündigt hat. Ehe man die neue Methode kannte, mußte man die alte und die neue Platte mühselig mit dem Mikroskop abpflügen und beständig vergleichen. Jetzt genügt es, die beiden Mikroskope vorsichtig über die Platten zu führen; größere Verschiebungen lassen sofort die betreffenden Objekte vor oder hinter der Bildebene schweben. Im vorliegenden Falle hat Wolf in Heidelberg, der Entdecker des neuen Eigenbewegungssternes, dem Aufsatze in den Astronomischen Nachrichten, welcher die

Ankündigung bringt, zwei Bilder beigefügt, die Ausschnitte aus den Originalplatten in siebenfacher Vergrößerung darstellen. Die Verschiebung wächst also hier auf 0,56 mm, und schon das gewöhnliche Haus-Stereoskop gibt einen plastischen Effekt.

Aber diese Anwendung ist nicht die einzige, ja nicht einmal die älteste. Viel rascher als die Fixsterne bewegen sich die Planeten. Daß die Asteroiden jetzt nicht mehr visuell, sondern nur noch photographisch entdeckt werden, seitdem (1891) Wolf darin vorangegangen ist, wissen unsere Leser. Wenn das Fernrohr behufs Ausschaltung der Rotation der Erde durch ein Uhrwerk immer in der Richtung zu demselben Fixstern gehalten wird, ziehen die Planeten ‚Strichspuren', die sich nachher auf der Platte vorfinden. Allerdings beträgt die Länge einer solchen Spur manchmal nur geringe Bruchteile des Millimeters. So macht Jupiter in günstiger Opposition etwa 1000″ in zwei Tagen, also rund 20″ in einer Stunde. Wenn also ein Asteroid in der Nähe der Jupiterbahn liefe und daher in seiner günstigsten Stellung gleichfalls so schnell zu laufen schiene, so würde das bei dem vorhin genannten Objektiv doch nur etwa 800 mm : 10000 = 0,08 mm in der Stunde ausmachen, eine Strichlänge, die schon von der Größenordnung der Plattenfehler ist, so daß in der Regel erst eine zweite Aufnahme Sicherheit geben kann, ob man es wirklich mit einer Planetenspur zu tun hat oder mit einem Kettchen von Fixsternen oder mit einem Plattenfehler. Ist mit dem Aufnahmerohr nicht nur das visuelle ‚Leitrohr' verbunden, sondern noch ein zweites Aufnahmerohr, so wird diese Feststellung natürlich erleichtert. Bequemer ist es aber jedenfalls, zwei Aufnahmen zu vergleichen, die um mehrere Stunden oder auch um volle Tage auseinanderliegen. Der Planet wird dann sehr deutlich aus der Bildebene der Fixsterne heraustreten; ja, wenn er so weit gewandert ist, daß er auf dem einen Bilde überhaupt fehlt, so wird er trotzdem im Stereokomparator auffallen, wie z. B. auch ein minimales Fleckchen auf der einen Hälfte eines Bildpaares, das wir in das gewöhnliche Stereoskop einsetzen. Da die kleinen Planeten ihrer ungeheuren Zahl wegen und auch infolge der großen Störungen die ihr Lauf erleidet, nicht alle mit der Genauigkeit berechnet werden können, die die sonstigen Ephemeriden auszeichnet, so ist das stereoskopische Verfahren nächst den Strichspuren ein wichtiges Mittel, sie dauernd zu identifizieren.

Mehr zur Demonstration des Verfahrens als zur Ableitung besonderer Ergebnisse hat Wolf vor einigen Jahren an zwei aufeinanderfolgenden Tagen ein Gebiet im Schlangenträger aufgenommen, in welchem der Planet Saturn stand. Die tägliche Bewegung betrug etwa 290″; auf dem von Wolf für das gewöhnliche Stereoskop eingerichteten Bilde ist 1″ = 0,007 mm. Die Verschiebung des Planeten tritt sehr deutlich hervor; noch mehr, es sind zwei von seinen Trabanten sichtbar, die nicht nur mit ihrem Zentralkörper gewandert sind, sondern daneben auch noch ihre eigenen Bahnen um diesen beschrieben haben. Man sieht sie demzufolge wieder in anderm Abstande als den Saturn. Der Ring des Planeten ist durch Überbelichtung, die zur Sichtbarmachung der Trabanten nötig war, ausgelöscht.

Gleichfalls zunächst als Lehrmittel willkommen sind die Sonnenstereogramme von E. Stephani in Kassel. Zwei Aufnahmen des Tagesgestirns mögen um einen oder zwei Tage auseinanderliegen. In dieser Zeit hat die Sonne einen gewissen Bruchteil ihrer Achsendrehung vollzogen. Die zwei Bilder lassen daher die Sonnenkugel so erscheinen, wie sie sich von zwei etwas verschiedenen Seiten her zeigen würde, d. h. wie die zwei Augen eine kleinere Kugel aus großer Nähe sehen würden. Man erhält also im Stereoskop den Eindruck einer kugelähnlichen Form; aber es tritt etwas Absonderliches hinzu. Es ist nämlich nicht nur die Geschwindigkeit der Rotation in den einzelnen heliographischen Breiten etwas verschieden, sondern bestimmte Flecken gehen auch noch ihre eigenen Wege, ja, es kommt vor, daß zwei zunächst hart aneinanderstoßende Flecke allmählich in Wahrheit auseinanderweichen, nicht nur infolge der Perspektive. Der Beobachter des Bildes deutet alles dieses plastisch; er setzt die einzelnen Flecken in verschiedene räumliche Tiefe. Bei weiterer Ausbildung dieses Verfahrens dürfte es möglich sein, vergrößerte Aufnahmen desselben Fleckengebietes in rascher Folge stereoskopisch zu vergleichen, um schnell zu finden, wann sie sich am meisten geändert haben.

Man wird an die alten Mondstereogramme von Draper, Warren, de la Rue u. a. erinnert, wo die als Libration bekannte geringfügige periodische Verschiedenheit im Aussehen der Oberfläche unseres Satelliten benutzt wird, um eine stereoskopische Wirkung zu erzielen, die freilich etwas übertrieben ist, und zwar weil man im Stereoskop den Mond unter weit größerem Gesichtswinkel sieht als am Himmel. Es kann aber das Bild einer aus praktisch unendlich großem Abstande (über 100 ihrer Radien nach dem oben S. 733 gesagten) photographierten Kugel nicht einfach für das Bild derselben Kugel eingesetzt werden, wie sie in dem Abstande von vielleicht nur fünf ihrer Radien sich darstellen würde. Daher die überraschende Eiform dieses Bildes, während die wirkliche Abweichung des Mondes von der Kugelgestalt, die freilich in demselben Sinne besteht, durch einfache stereoskopische Betrachtung kaum gefunden werden könnte.

Es wurde vorhin gesagt, daß eine Planetenspur, die sich nur auf dem einen von zwei Bildern desselben Fixsterngebietes findet, durch Zusammenhalten im Stereoskop erkannt werden könne. Es kann sich aber auch um einen Fixstern handeln, dessen Lichtstärke veränderlich ist. Ist sein Bild auf den zwei Platten um mehrere Größenklassen verschieden, so flackert es im Stereoskop oder Stereokomparator, und das Bestehen eines Objektes von wechselnder Helligkeit ist nachgewiesen.

Noch seltsamer ist wohl, daß farbige Sterne als solche auf den Platten nachweisbar sind, obwohl diese an sich die Farben nicht wiedergeben. Wolf gibt drei Wege an, auf denen wir zu solchem Nachweise gelangen können. Die atmosphärische Strahlenbrechung hebt bekanntlich alle Himmelskörper um Winkel, die desto größer sind, je näher die Sterne dem Horizonte stehen. Die abgeplattete Form der Sonne und des Mondes in großer Zenitdistanz lehrt augen-

fällig die Größe dieser Verschiedenheit. Immerhin ist sie in mittleren Höhen und wenn man ein Gebiet von kleinerem Umfange ins Auge faßt, viel geringer, so daß die Entstellung in erträglichen Grenzen bleibt. Da jedoch die einzelnen Lichtarten verschieden brechbar sind, wird z. B. ein ausgesprochen roter Stern durch Strahlenbrechung weniger gehoben als ein weißer oder blauer. Man sieht leicht ein, daß, wenn eine und dieselbe Sterngruppe in der Nähe des östlichen und des westlichen Horizontes aufgenommen wird, wie es z. B. beim Adler oder Orion möglich ist, namentlich der Ort eines roten Sternes gegen die weißen Nachbarsterne verschieden ausfällt. So wird sich die Röte im Stereoskop verraten, die Farbenqualität ist in Raumtiefe verwandelt worden.

Nicht nur die Lufthülle wirkt auf die einzelnen Lichtarten verschieden brechend; von den Gläsern gilt dasselbe. Haben wir also, wie beim Heidelberger Rohre, zwei Objektive, und besteht zwischen ihrer Einwirkung auf die einzelnen Strahlengattungen, technisch gesprochen, zwischen ihren Achromasien, ein Unterschied, so reicht dieser manchmal hin, um einem und demselben roten Stern deutlich verschiedene Örter auf den zwei Platten anzuweisen. Die Röte wird dann im Stereoskop erkennbar, obgleich, wie man sieht, die Aufnahmezeiten zusammenfallen. Am meisten monochromatisch sind die Nebelflecke mit Linienspektrum, die sog. Gasnebel. Sie verraten sich also im Stereokomparator beim Vergleichen der Aufnahmen der zwei parallelen Rohre. Sie lassen sich nicht nur, auch wenn sie sehr klein sind, durch dieses Kriterium von einzelnen Sternen unterscheiden, sondern immer auch von auflösbaren Nebeln, d. h. sehr kleinen, dichtgedrängten Sternhaufen. Denn diese haben das Spektrum der Einzelsterne. Ja, wenn ein Nebelfleck, wie man das von einigen größeren schon weiß, in seinen einzelnen Teilen aus verschieden leuchtenden Stoffen bestände (vergl. Hochland 3. Jahrg., I. Bd., S. 110—111), so würde er im Stereoskope plastisch erscheinen. Endlich kann sich ein farbiger Stern auch dadurch zu erkennen geben, daß er auf einer Aufnahme näher der Mitte steht, auf einer anderen mit demselben Objektiv gemachten näher dem Rande. Hier ist die Verzerrung des Bildes eine andere, und das genügt zur Erkennung des roten Gestirns im Stereoskop, wenn entsprechende Ausschnitte zusammengebracht werden. Ähnliche Gedanken hat auch der Franzose Hamy geäußert.

Den letzten Schritt in dieser Richtung hat J. Hartmann in Potsdam unternommen, indem er zwei Spektralaufnahmen in einem eigens konstruierten Spektrokomparator verglich.

So sehen wir ein und dasselbe einfache heuristische Prinzip die verschiedensten Gebiete der Himmelsforschung für sich erobern, erkennen, daß auch hier sich der menschliche Gesichtssinn durch seine Zusammensetzung aus zwei kongruenten Teilen als besonders nützlich zum Durchforschen der Erscheinungswelt erweist.

Dr. Jos. Plaßmann.

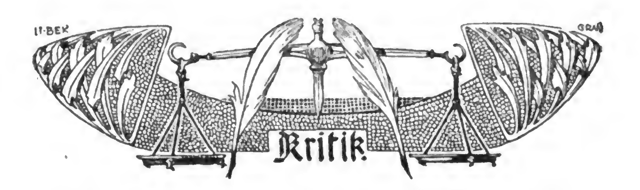


Jos. von Führich fec. Jos. Kösel autotyp.

Jesus in Windeln.

(Aus Führich, Der bethlehemitische Weg. Verlag von Alphons Dürr in Leipzig.)





Platon und Leibniz im Lichte der Apologetik.

Es ist ein Zug von tief apologetischer Bedeutung, daß gerade die ernstesten Geister auf nicht positivem Boden bei all den Rätseln und Problemen, die das Leben aufwirft, ihr ganzes Suchen und Forschen immer wieder auf einen Wert des Lebens, einen Sinn des Daseins richten, und wir verstehen es, wenn die innerliche Erfassung dieses Gedankens und seiner Tragweite für das Ganze der Menschheit einem im Grunde genommen schwärmerischen Überidealisten wie Tolstoi die Selbstmordwaffe niederdrückt. Aber es ist zugleich ein tief tragischer Gedanke, daß eben das, worein die besten Köpfe im ganzen weiten Gebiete des religiösen Gedankens ihre einzige und höchste Hoffnung setzen, für so viele nicht über ein erfolgloses Suchen und ungestilltes Sehnen oder dunkles Ahnen hinausführt, daß so wenige den Weg gehen, wohin jene Gedanken mit unerbittlicher Konsequenz führen.

Das ist der Gedankenkreis, aus dem die beiden Essays ‚Platon als Vorläufer des Christentums‘ und ‚Leibniz als Theolog‘* hervorgegangen sind, die der bekannte norwegische Konvertit Dr. theol. Krogh-Tonning kürzlich veröffentlicht hat. Auch er ist im wesentlichen jenen Weg gegangen und hat jene Probleme mit ihrem Zweifeln und Hoffen zum Teil gelebt, und wir glauben nicht irre zu gehen, wenn wir annehmen, daß die beiden Studien für den Verfasser eine hohe persönliche Bedeutung haben. In der Tat stehen sie unverkennbar in innerm Zusammenhang.

Nach der geschichtsphilosophischen Ansicht derjenigen, welche außerhalb der Kirchengemeinschaft stehen, ist das Christentum die natürliche Weiterentwicklung des Heidentums, weil viele und zum Teil gerade die wichtigsten Ideen des Christentums sich schon in den heidnischen Kulten und Mythen, in der vorchristlichen Philosophie finden. Diese Ansicht ist nach Krogh-Tonning durchaus oberflächlich. Die Geschichte zeigt, daß das Heidentum sich nicht in fortschreitender religiöser Entwicklung befunden hat. Die Kultur ging allerdings vorwärts, aber die Religion ging zurück. Darum fällt auch die ‚Fülle der Zeiten‘ einerseits mit der reichsten Blüte der antiken Kultur zusammen, anderseits aber auch mit dem allgemeinen Verfall der Religion. Keine Zeit hat allerdings die großen Fragen der Menschheit ganz vergessen. Im Eklektizismus suchte man die Versöhnung der Gegensätze des Lebens in der Auswahl und Verbindung bestimmter Ideen. Dann wieder glaubte man im Platonismus das Heil zu finden, wenn man ihm durch neue Ideen neues Leben zuführe. Andere gingen auf die orientalischen Mithrasmysterien zurück. Der Dualismus war nicht zu überwinden, der Mittler zwischen Gott und der Welt nicht zu finden. Was blieb anderes übrig als der Trost der Resignation im Stoizismus? Auf all die vergeblichen Fragen des Heidentums gibt das Christentum die klare Antwort. Die heidnischen Philosophen haben manche

* Verlag der Kösel'schen Buchhandlung, Kempten und München 1906.

Wahrheit geahnt und empfunden, aber finden konnten sie die Wahrheit nicht. Selbst das System des bedeutendsten vorchristlichen Vertreters des religiösen Gedankens, dasjenige Platons, war nur ein Tasten. Es fehlte, wie Platon selbst sagt, der λόγος θεῖος, das ‚göttliche Wort'. Platons Bedeutung liegt nun darin, daß er dem christlichen Gedanken am nächsten gekommen, daß der religiöse Menschengeist in ihm so nahe an die Wahrheit hinangereicht hat, als es dem Geist ohne dieses ‚göttliche Wort' möglich war. Insofern ist Platon ein Vorläufer des Christentums, und insofern haben wir hier ein nicht zu unterschätzendes inneres Kriterium für dessen göttliche Wahrheit, da selbst dieser höchste religiöse Idealismus versagte und versagen mußte, weil es eines λόγος θεῖος, d. h. einer μετάβασις εἰς ἄλλο γένος bedurfte. Platon konnte nur fragen und tastend nach der Antwort suchen, und er fragte nach Gott, nach dem Menschen mit seinem wunderbaren, geheimnisvollen Ich; er suchte Heil und Rettung aus den Gegensätzen des Lebens und er fand das ‚Bedürfnis der Menschheit nach einer lebendigen Hoffnung auf Gemeinschaft mit Gott und Heiligkeit und Seligkeit, einer Hoffnung, die etwas mehr ist als ein Wagnis ohne Gewißheit'.

‚Was muß ich tun, um selig zu werden? Das ist die zusammengefaßte Frage der Menschheit durch den Mund des Platon. Das Christentum enthält die Antwort.'

Das sind die Gedanken, die Krogh-Tonning im ersten Essay niedergelegt hat, und man kann nicht leugnen, daß sie fruchtbar und zielbewußt und anregend verarbeitet sind. Das aber bedauern wir, daß er auf die Frage nach dem natürlichen oder übernatürlichen Verhältnis zwischen Platonismus und Christentum nicht näher eingegangen ist. In der vorzüglichen Einleitung hat er die Frage angeschnitten; aber weil die Antwort darauf der ganzen Untersuchung ihren Wert verleiht, hätte er gut getan, sie eingehender zu beleuchten. Das um so mehr, als sich am Schlusse unwillkürlich der Gedanke aufdrängt: Sollte nicht vielleicht das Christentum eine ähnliche, nur höhere und vollkommnere, jedoch natürliche Stufe in der Geschichte des Menschengeistes sein wie der Platonismus, so daß eine weitere, noch vollkommnere Entwicklung nicht ausgeschlossen ist? Hier wäre die naturgemäße Stelle gewesen, diese Frage zu erörtern. Dadurch hätte die ganze Studie an Einheitlichkeit und Geschlossenheit, woran es ihr im wesentlichen allerdings nicht fehlt, noch gewonnen.

Wie in Platon der religiöse Idealismus zu Christus führt, so führt in Leibniz der konsequente Gedanke nach Rom. Das ist wohl der innere Zusammenhang zwischen den beiden Essays. War Leibniz im Herzen katholisch oder protestantisch? Diese alte Streitfrage bildet den Gegenstand der zweiten Abhandlung. Man kann die Frage auf unserer Seite entweder in der sonderbaren Absicht aufwerfen, alles als katholisch aufzuspielen, was sich nicht mit Händen und Füßen dagegen wehrt, woran die Dollersche Vorrede zum ‚systema theologicum' (1825) streift, oder in der Absicht, zu zeigen, wie der bedeutendste Gelehrte seines Jahrhunderts, der praktisch außerhalb jeder Konfession stand, über den Katholizismus gedacht hat. Gegen den Vorwurf einer Art fanatischer Proselytenmacherei brauchen wir den Verfasser wohl nicht in Schutz zu nehmen; denn nichts liegt seinem irenischen Geiste ferner. Gerade die Irenik — ut omnes unum — zieht ihn zu Leibniz hin, der zum erstenmal nach der großen Kirchenspaltung des 16. Jahrhunderts die Reunion der beiden Konfessionen ins Auge gefaßt und die Verwirklichung dieses Gedankens mit Energie betrieben hat. Man weiß, daß er u. a. mit

Bossuet in dieser Frage konferierte, daß letzterer sich jedoch zurückgezogen hat, weil Leibniz von der katholischen Kirche die Preisgabe prinzipieller Überzeugungen verlangte.

Leibnizens Gedanke war folgender. Ein gründlicher Gelehrter solle unter Vermeidung aller zweideutigen Ausdrücke aufrichtig die Kontroversfragen behandeln und das Resultat seiner Bemühungen einigen gemäßigten Bischöfen unter Verheimlichung seines Namens vorlegen. Diese sollten untersuchen, ob seine Auffassungen von der Kirche geduldet werden könnten. 1684 versichert er, er trage sich mit dem Gedanken, eine solche Schrift zu verfassen. Für diese Schrift hält man das sogen. ‚systema theologicum‘, das bis auf einige wenige Punkte eine Erklärung und Verteidigung der katholischen Lehre ist. Ist Leibniz der Verfasser dieser Schrift, und alles deutet darauf hin, so sind die darin entwickelten, wesentlich katholischen Ansichten, wie aus dem oben Gesagten folgt, seine Überzeugung.

Das ‚System‘ ist um 1690 verfaßt. Nach Leibnizens Tod wurde es in der Staatsbibliothek zu Hannover ohne Aufschrift und Angabe des Verfassers gefunden und mit dem Titel ‚systema theologicum‘ versehen. Die Handschrift kam nach 100 Jahren nach Paris, von dort nach Rom und schließlich nach Hannover zurück. Die Echtheit wurde nach den verschiedensten Seiten bezweifelt, aber alles spricht dafür, daß sie echt und ernst gemeint ist. Nach dieser Handschrift stand Leibniz der kath. Kirche näher als dem Protestantismus, ja, er stand ihr sehr nahe. Das hat er schon zu seinen Lebzeiten so wenig verheimlicht, daß er von seinen kath. Freunden gefragt wurde, weshalb er bei seiner Sympathie für die katholische Kirche nicht zu ihr zurückkehre. Diese Frage muß sich auch heute noch jeder stellen, der das ‚System‘ kennt. Leibniz selbst hat sie nur unklar beantwortet, und so wird sie leider vielleicht ein Rätsel bleiben wie bisher. Krogh-Tonning findet die Lösung des Rätsels besonders in zwei Punkten. Danach wollte Leibniz zunächst das Tridentinum nicht als ein ökumenisches Konzil anerkennen wegen der langen Reihe von Anathemen über Andersgläubige. Sodann fürchtete er für seine philosophischen Anschauungen. ‚Es gibt,‘ so schreibt er an den Landgrafen Ernst, ‚einige philosophische Ansichten, deren Beweis ich zu haben glaube, und welche zu ändern mir bei der Geistesart, die ich habe, unmöglich ist.‘ Für diese fürchtete er die Zensur Roms, und er wäre wohl auch nicht ganz daran vorbeigekommen. Wie charakteristisch auch der erste Grund für Leibniz ist, so möchten wir dem zweiten doch mehr Bedeutung beilegen. Man weiß ja, wie sehr Leibniz für Ehren und Anerkennung zugänglich war, man kennt auch den unerquicklichen Prioritätsstreit zwischen ihm und Newton betreffs der Differenzialrechnung. Leibniz, dem Europa huldigte, hätte eine Zensur nicht ertragen. Andererseits ist es wieder unbegreiflich, daß Leibniz sich durch ein solches Motiv auf die Dauer habe abschrecken lassen können von dem, was er als Wahrheit erkannt. Inkonsequenz war nicht seine Schwäche. Endgültig gelöst hat deshalb Krogh-Tonning das Rätsel nicht. Es bleiben zu viele Widersprüche bestehen. Aber er hat das apologetische Moment in Leibnizens Stellung zur Kirche erfaßt und scharf, jedoch nicht verletzend, gezeichnet, obgleich seine Beweisführung an einigen unwesentlichen Schwächen leidet, und obgleich dieser Essay nicht die zielbewußte Geschlossenheit des ersten verrät. Er wollte in den zwei Essays populär sein, und das ist ihm vielfach vorzüglich gelungen. Der gebildete Laie wird das Buch nicht ohne Nutzen und Anregung aus der Hand legen.

F. X. Telsing.



Früchte der Indexdebatte.

Aufgabe einer Monatsschrift, die in ihrem festvorgezeichneten Rahmen nur die hochragenden und dauernd bedeutsamen Erscheinungen des Geisteslebens spiegeln will, kann es nicht sein, Tagesstreitigkeiten in allen einzelnen Phasen zu verfolgen, mag deren jede im jeweiligen Augenblick auch noch so lebhaft die Gemüter erregen, beglücken oder betrüben. Nicht wer in den mannigfach wechselnden Einzelstadien eines erbitterten Meinungskampfes sein Recht gerade auftrumpfend behauptet, sondern wer schließlich und endgültig in der Sache Recht behält, darauf allein kommt es in Wahrheit an. Blickt man unter diesem Gesichtspunkt zurück auf die Streitfragen der letzten Monate, so löst sich deren gar manche sehr einfach. Auf den bezeichnendsten Fall sei zuerst kurz hingewiesen: Das Grabdenkmal für Hermann Schell wird gemäß der ursprünglichen, nunmehr über jeden Zweifel klargestellten Absicht seiner Stifter errichtet als ein Zeichen der dankbaren, durch keine Schmähung geminderten Verehrung, die so viele Männer des katholischen Deutschland dem verewigten Freund und Lehrer treulich bewahren. Schells theologisch-philosophische Gedankenarbeit dagegen wird nach Ausscheidung autoritativ festgestellter Irrtümer mit ihren positiv wertvollen, wirklich befruchtenden Ideen einmünden und abgeklärt fortwirken in dem unaufhaltsamen, an kein persönliches Geschick gebundenen Entwicklungsstrom der wissenschaftlichen Erkenntnis.

Darf man auch in der anderen, meist erörterten Streitfrage der letzten Monate, welche durch die Münsteraner Bittschrift nicht erst gestellt, aber neu in Fluß gebracht wurde, bereits ähnliche sachliche Ergebnisse konstatieren oder von einer nahen Zukunftsentwicklung erwarten? Uns will es in der Tat so scheinen, und wir berufen uns dabei auf zwei Tatsachen: Erstlich auf die auch nach des bekannten Luzerner Theologen Meyenberg Urteil ‚auffällig milde Fassung' der achten propositio damnata im neuen Syllabus. Danach ist der Satz verurteilt:

> ‚Von jeder Schuld sind jene frei, welche die Verwerfungen der Indexkongregationen und anderer römischer Kongregationen für nichts erachten.'

Durch diesen Satz wird, wie Meyenberg ausdrücklich hervorhebt (in der ‚Schweizerischen Kirchenzeitung' Nr. 30 vom 25. Juli), eine Indexbittschrift der geplanten Art durchaus nicht gehindert.

Das zweite tatsächliche Ergebnis, dessen frühzeitiges Bekanntwerden wenigstens indirekt dem Münsteraner Unternehmen zu danken ist, besteht in

der Erteilung weitgehender Episkopalvollmachten an die preußischen Bischöfe, derart wie sie den Ländern britischer Zunge bereits seit Jahren zugebilligt sind. Allerdings ist durch diese Bewilligung an die preußischen Bischöfe die Bittschrift nicht so ganz gegenstandslos geworden, wie es ein in den meisten anderen Punkten zutreffender Aufklärungsartikel der ‚Kölnischen Volkszeitung' (Nr. 653) darstellt. Denn abgesehen davon, daß in dem Bittschriftentwurf noch eine ganze Reihe weiterer Eventualbitten sich findet, bezieht sich selbst die Mindestforderung besagter Art auf das ganze Deutschland, bezw. ‚die Völker germanischer Herkunft und Sprache ausnahmslos', nicht nur auf die preußischen Diözesen.

Daß sich aber auch in anderen Punkten die Indexbittschrift, von der ja nur ein vorläufiger, der weiteren Ausarbeitung bedürftiger Entwurf durch groben Vertrauensbruch bekannt wurde, sachlich auf dem rechten, den Intentionen der kirchlichen Autorität entsprechenden Weg befand, stellt Meyenberg unwiderleglich vor Augen durch Zitat jener einschlägigen Bestimmungen, wie sie bereits Papst Benedikt XIV. seiner heute noch maßgebenden Indexkonstitution einfügte, und bezüglich deren auch J. Hilgers S. J. (‚Der Index der verbotenen Bücher', Freiburg 1904, S. 65) betont, daß ‚kein Aktenstück bei Beurteilung des Index und überhaupt der kirchlichen Praxis der Bücherverbote so wichtig ist wie dieses Breve Benedikts XIV.'. In diesem päpstlichen Breve heißt es nämlich § 10:

‚Man hat Klage geführt, daß Bücherverbote ergingen, ohne vorher dem Verfasser Gelegenheit zur Verteidigung zu bieten. Wir wissen auch, was darauf geantwortet wurde, nämlich: es sei nicht erfordert, den Verfasser vorzuladen, da es sich nicht um Bloßstellung oder Verurteilung seiner Person, sondern um den Schutz der Gläubigen und die Abwendung der Gefahr handle, welche die Lesung des Buches bringe. Wenn dabei dem Namen des Verfassers ein Makel zuteil werde, so sei das eben nur eine indirekte Folge der Verurteilung des Buches. Wir wollen daher ohne Vernehmung der Verfasser erlassene Bücherverbote keineswegs mißbilligen, zumal anzunehmen ist, daß nichts von dem, was der Verfasser zu seiner und seines Buches Verteidigung hätte vorbringen können, von den Zensoren und Richtern unbeachtet blieb. Nichtsdestoweniger wünschen wir gar sehr, daß die Kongregation, wie sie bisher des öftern in solchen Fällen mit größter Billigkeit und Klugheit vorangegangen, so auch in Zukunft handle. Wo man es daher mit einem angesehenen, verdienstvollen Katholiken zu tun hat, dessen Werk nach den notwendigen Streichungen wieder erscheinen dürfte, möge man entweder den Verfasser selbst, wofern er es wünscht, vernehmen oder einen Konsultor dazu bestellen, das Buch ex officio zu verteidigen.'

‚Hier liegt,' so bemerkt zu diesem Paragraphen Meyenberg, ‚schon im alten Indexrecht ein Keim der Weiterentwicklung im Sinne der Bittschrift.' Und was für diese und ähnliche Einzelheiten gilt, darf man auch auf das Gesamtanstreben einer Revision der Indexgesetzgebung ausdehnen. Hierüber sachlich zu entscheiden, steht, mag die Münsteraner Bittschrift zustande kommen

oder nicht, einzig und allein der kirchlichen Autorität zu, deren Entscheid sich auch die Bittsteller von vornherein uneingeschränkt unterwarfen. ‚Greifen wir nicht vor!' mahnt Meyenberg mit gutem Grund.

Die einwandfreie Loyalität des Bittschriftunternehmens gibt sich am klarsten gerade auch in jenem Umstand kund, aus welchem die ‚Corrispondenza romana' und andere unberufene Ankläger die schwersten Vorwürfe gegen die Bittsteller herauszuphantasieren suchten: in der Schweigepflicht der Eingeweihten. Darüber wird der ‚Schweizerischen Kirchenzeitung' von zuverlässigster Seite geschrieben:

‚Die Organisationsgrundlagen schreiben eine dauernde Geheimhaltung nur für das Bittschriftunternehmen vor. Es heißt in der Schweigeverpflichtung ausdrücklich, daß der Unterzeichner in allem, was er „über die geplante Bittschrift an seine Heiligkeit erfahren habe und künftig erfahren werde . ., für immer . . . Schweigen beobachten werde." Diese Vorschrift war geboten vom Standpunkte der loyalen und dauernden Unterwerfung unter die Entscheidung des Heiligen Stuhles. Der Heilige Vater mußte erwarten, daß ihm eine dauernd diskrete Entscheidung oder auch ein für immer gesichertes Schweigen auf die Bittschrift ermöglicht werde, und daß vor allem das Menschenmögliche geschehe, um ein öffentliches Aufbegehren der verschiedenen Meinungen je nach dem Erfolg oder Mißerfolg der Bittschrift zu verhüten.'

Der Verleumdungsfeldzug gegen die kirchliche Treue der Münsteraner Bittsteller ist gescheitert, und nicht als die geringste Frucht der Indexdebatte ist der vielseitig aufgenommene und mit aller Entschiedenheit von den führenden Organen des katholischen Deutschland nachdrücklich wiederholte Protest anzusehen gegen jene Verketzerung, unter welcher nicht wenige hervorragende und verdiente Männer gar oft und unverdient zu leiden haben. Die Form, in der Meyenberg diesen Protest ausspricht, mag mild erscheinen:

‚Nie darf die edle Absicht, die klaren und scharfen Linien der Kirchlichkeit zu ziehen, sich mit einer vorschnellen und grundlosen Verdächtigung von Personen verbinden und mit einer Sucht, allen möglichen Persönlichkeiten den Stempel des Liberalismus, des Reformkatholizismus u. dgl. aufzuprägen. Das ist gegen den Geist der Bergpredigt, der magna charta aller ehrlichen Diskussion.'

Aber in dieser milden Form birgt sich der schärfste Vorwurf, der überhaupt in christlichem Sinne erhoben werden kann, der Vorwurf einer Verletzung des obersten Gebotes, des Gebotes der Liebe. Es scheint, als ob gerade in solchen Auseinandersetzungen wie der Indexdebatte eine besondere Versuchung zur Verletzung dieses obersten Gebotes liege. Sonst hätte Papst Benedikt kaum Anlaß genommen, in seiner Indexkonstitution die nachfolgenden eigentlich selbstverständlichen Einschärfungen zu geben:

‚§ 22. Wo es sich um die Verteidigung solcher Meinungen handelt, über welche noch unter den katholischen Autoren und Schulen gestritten werden kann, weil die Kirche darüber noch nicht entschieden hat, muß vor allem Maß gehalten werden. Hierbei dürfen die Gegner nicht einander schmähen und verspotten, schon deshalb nicht,

um nicht den Guten zum Ärgerniß, den Häretikern zum Gespötte zu werden. Sie müssen nicht weniger der evangelischen Sanftmut und christlichen Liebe als der Wahrheit eingedenk sein.'

,§ 23. Der Eifer und die Begeisterung für die alten Kirchenlehrer vermag nie solche Gehässigkeit und Lieblosigkeit bei schriftstellerischen Streitigkeiten zu entschuldigen. Es darf nicht geduldet werden, daß Autoren ihre Privatmeinungen wie Glaubenssätze der Kirche andern aufdrängen und ihre Gegner des Irrtums oder gar der Irrlehre zeihen.'

,§ 24. In dieser Bescheidenheit und Mäßigung und Sanftmut und Liebe bei der Widerlegung seiner Gegner ist der Doctor angelicus vor allen ein Muster. Deshalb müssen die Bücherrevisoren, eingedenk ihres Amtes, mit ihrer Zensur sich gegen die Zügellosigkeit schmähsüchtiger und liebloser Schriftsteller wenden und sollen die Kardinäle der Kongregation darauf aufmerksam machen, damit diese ihnen entschieden und fest Einhalt gebieten.'

Wenn heute jemand auf den Gedanken käme, in einer Indexbittschrift vom Heiligen Vater erneute Einschärfung gerade dieser §§ 22—24 zu fordern, dann würden sich — dessen sind wir gewiß — unter den katholischen Deutschen, Klerikern wie Laien, nur wenige finden, die nicht freudig unterzeichneten.

* *

Der Kunst einen Inhalt!

Seit drei Jahrzehnten hören wir nun theoretisch und praktisch die Lehre verkünden, daß in der Kunst der Gegenstand an sich gleichgültig, nur die Auffassung und Darstellung das Wesentliche sei. Diese ,planmäßig gepredigte Mißachtung des Gegenständlichen höherer Ordnung' mit dem steten Hinweis auf die nackte Wirklichkeit und als Folge davon die Erziehung eines Virtuosentums in der Kunst einerseits, die Hervorbringung einer Kunst nur mehr für Feinschmecker andererseits, beginnt allmählich eine starke Gegenbewegung hervorzurufen, von der es gut ist, zeitig Kenntnis zu nehmen. Gerade in diesem Heft, wo wir aus der Darlegung von Führichs Kunstanschauung diesen neuzeitlichen Erscheinungen ein erhöhtes Interesse entgegenzubringen angeregt sind, werden Geständnisse und Äußerungen namhafter Kunstkenner wie die nachfolgenden eine ganz besondere Bedeutung gewinnen.

Es ist kein geringerer als der Grazer Kunsthistoriker Prof. Strzygowski, der in einer soeben erschienenen, sehr beachtenswerten Schrift: ,Die bildende Kunst der Gegenwart' (Verlag Quelle und Meyer, Leipzig 1907) in den Ausführungen über moderne und modernste Malerei auf die klare Scheidung der Begriffe von Gegenstand, Inhalt und Form drängt und dabei auf die Bedeutung des Gegenständlichen hinweist als Anlaß für den Künstler, sich auszusprechen und damit dem Werke seinen Inhalt zu geben. Das objektive Verharren beim Gegenstand (Liebermann, vergl. Augustheft S 602) genügt nicht, um künstlerische Wirkungen hervorzubringen, möge die Technik der Wiedergabe noch so vollkommen, das Sehen der Dinge und ihrer Atmosphäre noch so scharf und bestimmt sein. Der Gegenstand ist vielmehr ,nur das Ge-

fäß, in das gegossen wird, was in der Seele nach Ausdruck ringt'. Daß aber eine so völlige Entwertung des Gegenständlichen eintreten konnte und zugleich eine so völlig einseitige Überschätzung der malerischen oder sonstigen technischen Qualitätswerte, das hat seine tief einschneidenden geistigen Ursachen in unserer Zeitstimmung, besonders dem Religiösen und Historischen gegenüber. Gottes- und Heldenverehrung, die ehemals im Mittelpunkt alles künstlerischen Gestaltens standen, kennt unsere Zeit in ihrer spezifischen Ausbildung nicht mehr. Wo aber sind die neuen Stoffgebiete, die den Künstler wirklich begeistern können?

‚Irgendwie mußte doch Ersatz geschaffen werden für jene Fülle von Anregungen, die seit Anbeginn der Kunst von seiten der Helden- und Gottesverehrung, der Darstellung des historischen und alltäglichen Geschehnisses vorausgegangen war. Es ist wahr, die Kunst stand, solange sie den Gegenstand höherer Ordnung als Hauptzweck vor Augen hatte, zumeist im Dienste von Mächten, die mit dem Handwerk des Malers oder Bildhauers an sich nichts zu tun haben. Wenn daher die Menschheit, wie es heute der Fall ist, sich geneigt zeigt, allen idealen und historischen Besitz leichthin über Bord zu werfen, um sich eigene neue Wege zu bahnen, wird die Kunst frei und besinnt sich in solchen Zeiten des Überganges und der inneren Unruhe auf ihr Handwerk. Da sie es eigentlich niemandem recht machen, daher auf keinen ständigen Markt zählen kann, fängt sie an, sich um so mehr mit sich selbst und ihren Darstellungsmitteln zu beschäftigen. So ist es zu begreifen, wie etwa seit den siebziger Jahren — wieder von Frankreich aus — eine derart einseitig auf Technik und Qualität gerichtete Strömung entstehen konnte, daß man heute nahezu besinnungslos im Handwerk aufgeht und ganz vergißt: der Gegenstand höherer Ordnung ist auf die Dauer als Voraussetzung der Kunst nicht zu missen, und zwar deshalb, weil die subjektive Ausnutzung solcher Gegenstände die wichtigste Voraussetzung für die Erhöhung des Handwerkes zur Kunst ist.'

Der Notstand, daß ‚die Maler sich durch Jahrzehnte mit Gegenständen niederer, ja niedrigster Ordnung zufrieden gaben', kann nur behoben werden durch die Wiedergewinnung einer einheitlichen Weltanschauung. Strzygowski spricht nur von einer neuen Weltanschauung, läßt uns aber sonst völlig im Unklaren, welcher Art diese Weltanschauung sein soll. Weder der Materialismus noch der Monismus sind eines wirklichen Kunstbegriffes fähig, und mit Recht sagt Führich, daß die Naturwissenschaften, von denen viele die ‚neue' Weltanschauung erwarten, den Künsten nicht das geringste eingetragen haben. Daß die Künstler keine Weltanschauung schaffen können, ist ebenso wahr, als es zweifellos ist, daß eine wissenschaftliche, sich nicht auf Glaube und Offenbarung gründende Weltanschauung niemals echte Kunst hervorbringen und im Gefolge haben wird. Wohl aber könnte eine Weltanschauung wie die christliche durch die Kunst gewaltig gefördert werden, wenn, so bemerkt Strzygowski mit echtem Verständnis für den hohen Wert der Kunst als Ausdrucksmittel des Übersinnlichen, wenn die Menschheit nur noch an das Bild, an den hohen Wert des Sichtbaren als Verständigungsmittel glauben könnte. Es

gibt keinen schlagenderen Beweis für das im tiefsten Wesen unkünstlerische Empfinden unserer ganzen Zeit trotz des ungeheueren Aufgebots ästhetischer Erziehungsmittel als diese Unfähigkeit.

‚Unsere Zeit hat sich zu sehr an geprägte Münzen und konventionelle Worte gewöhnt, als daß sie das unmittelbar durch das Auge vor die Seele Tretende als hinreichend überzeugend gelten ließe. Sie traut dem Auge nicht. Und auch die geistigen Führer, die Gelehrten, wissen es nicht besser, der Historiker ebensowenig wie der Philologe. Wenn die große Masse die Situation erst einmal durchschaut, dann gnade Gott all diesen künstlerisch vollkommen ungebildeten Buchstabenmenschen, die wagen, ohne Berücksichtigung dessen, was aus den Denkmälern bildender Kunst spricht, irgend über Kultur und Geschichte urteilen zu wollen. Die bildende Kunst ist eine tote Sprache geworden, und die Künstler selbst wissen gar nicht mehr, daß sie den Menschen Göttliches verkünden könnten. Sie kriechen im Mikrokosmus der Erscheinung herum und blicken nie auf zur Sonne der Ideen. Schwach und hilflos drängen sie sich zusammen, bilden Fachvereinigungen zur Erreichung von Parteizielen und lassen die neugierigen Gaffer an sich herankommen, statt Führer in der großen Bewegung nach einem Brennpunkt neuer Lebenskraft zu sein.

Es ist ja natürlich, daß der Spezialist irgendeines Faches leicht vergißt, wozu das Fach eigentlich da ist. Das trifft im allgemeinen die Gelehrten geradeso wie die Maler und Bildhauer, die Musiker und Dichter. Das Virtuosen- und Spezialistentum ist an der Tagesordnung, junge Leute nur bauen Weltanschauungen — freilich auch unter dem Gesichtswinkel des eigenen Faches. Im allgemeinen sitzt also jeder im Zentrum des engen Netzes, in das er sich eingesponnen hat, fängt ein, was da hereinfliegt, und läßt die Menschheit als Ganzes laufen.‘

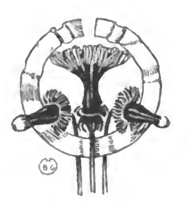
Was sollen bei solchem Stand der Dinge nun all die Versuche helfen, den Menschen Verständnis und Liebe zur Kunst beizubringen, indem man sie ihnen massenhaft unter die Augen breitet? Es ist bezeichnend, daß Rudolf Klein gerade in einer Liebermann-Monographie (Bard, Marquardt u. Co., Berlin) sich in diesem Sinne ausspricht gegen die namenlose Stümperei und die Verarmung des alltäglichen Lebens an schlichtem künstlerischem Empfinden, dem man abhelfen wolle, indem man dem Arbeiter billige Kunstdrucke nach modernen Bildern ins Zimmer hänge, statt daß ein jeder aus seinem Gebiet heraus sein Leben bis zu dem möglichen Grade kunstvoll gestalte, wozu keine Bildwerke vonnöten seien.

‚Die Kunst steht ohnehin zuviel in der Öffentlichkeit, und alle Versuche, dem Mangel an Geschmack abzuhelfen dadurch, daß man gewaltsam Kunst ins Leben der einzelnen führt, sind unnütz; in den Zeiten, da das ganze öffentliche Leben künstlerisch gestaltet war, fanden sich Bilder nur in den Palästen, nicht in der Hütte, und es ist ein Widersinn, dem Arbeiter Lithographien an die Wand zu hängen — er versteht sie nicht, braucht sie nicht zu verstehen, soll sie nicht verstehen — und den Kindern einen Botticelli in die Ammenstube: Das Leben muß aus dem Beruf des Einzelnen künstlerischen Stil erhalten, aus seiner Solidität heraus, seiner Sachlichkeit; Solidität und Sachlichkeit aber untergräbt jeder ästhetische Firlefanz.‘

Diese Bestrebungen, die Achtsamkeit des Volkes auf die Kunst zu lenken, bergen einen anderen Nachteil in sich, den Klein ebenfalls nicht verkennt und mit aller Härte an der gleichen Stelle ausspricht:

‚Es unterliegt keinem Zweifel, daß in unseren Tagen mehr denn je die Künstler sich und aus der gleichen Schwäche, die wir vorhin schon für manch anderen Mißstand verantwortlich machten, dem Grobsinnlichen zuwenden: In früheren Zeiten war man im Leben derb, in der Kunst dezent; heute ist man im Leben schwach und in der Kunst nicht selten frivol. Und so werden im Übermaß Nuditäten preisgestellt, bei jeder Gelegenheit, und wo der Vorwurf es durchaus nicht verlangt; am meisten natürlich in den Regionen, die mit Kunst nicht das geringste zu tun haben und die sich die Verteidigung der wirklichen Künstler zunutze machen. Die Künstler berufen sich gern auf die Antike, bedenken aber nicht, daß die gewiß nicht prüden Griechen bis zur Venus Medici, einem Dekadenzeprodukt, keine ganz nackte Frauenstatue schufen; bis zur Hüfte waren sie alle bekleidet. Der heutige Zustand aber untergräbt die Scham im Volke, den köstlichsten Schatz edler Männlichkeit und Fond jeder Schöpferkraft; nur die unfruchtbare Dirne ist schamlos, und der negative, sich selbst zerfasernde und selbst bespiegelnde Ästhet steht mit ihr auf einer Stufe. Die Kunst geht zweifelsohne vom Sinnlichen aus wie jeder physische Genuß, es ist gar nicht anders denkbar, doch ihre Vollendung erreicht sie erst da, wo das rein Geistige ihrer Wirkung in uns das Gefühl der eigenen Unverletzlichkeit auslöst. So hat das Volk im Grunde ganz recht, wenn es einen großen Teil der modernen Kunst ablehnt; doch es irrt in seinem entgleisten Geschmack, wenn es die pseudo-ideellen Werke der Zurückgebliebenen vorzieht; aber es ahnt mit unfehlbarer Sicherheit das Rechte und verwechselt nur das Surrogat dieser mit den unsterblichen Werken der Alten, die zu erreichen unserer Zeit nicht vergönnt sind, da der ganze Lebenszuschnitt die große künstlerische Begabung heute eher verkümmern läßt, als zu reifen vermag, während sie der auf Handel und Technik gerichteten Intelligenz den weitesten Spielraum läßt und den Soziologen zum Helden des Tages macht.‘

-h.





Philosophie.

Kuno Fischer †. Wer je in Altheidelberg lernfreudig zu Füßen des Meisters der neueren Philosophiegeschichte saß, hat gewiß die Eindrücke nicht mehr vergessen, die ihm von der Rede- und Darstellungskunst des nun Entschlafenen vermittelt wurden. Eine von den übrigen Kollegienstunden ganz abweichende, fast feierliche Stimmung lag über dem stets dichtgefüllten Auditorium, wenn der damals schon Siebzigjährige (geb. 1824 zu Sandewalde) mit jugendlicher Elastizität zum Katheder emporstieg und dann, gewohnheitsmäßig einen Schlüssel in Händen drehend, in knappen, markanten Sätzen und Stunde für Stunde genau bemessenen, künstlerisch abgerundeten Kapiteln die großen Akte menschlicher Geistesgeschichte vor seinen Hörern entrollte. Dieser in etwa ans Theater erinnernde Ausdruck ist wohl erlaubt, denn die Art der Darbietung schien fast mehr auf staunend genießende Hinnahme als auf tätig mitdenkendes und kritisch prüfendes Studium berechnet. Ich erinnere mich noch genau der großen Enttäuschung, als ich in meinen ersten Universitätsferien das eben bei Fischer gehörte Pensum der griechischen Philosophiegeschichte an Hand Zellers wieder durchnahm. Was dem naiven Anfänger als eine höchst selbständige, bis zur Entmutigung imponierende Geistesarbeit erschienen war, erwies sich da als eine mit wunderbarer Gedächtniskraft reproduzierte, oft nur mittels künstlicher Schematisierung mehr vereinheitlichte Ausarbeitung genau nach den Zellerschen Konzepten. Und doch war diese Enttäuschung bei einem Fischers eigentlichem Arbeitsfeld so fernliegenden Stoffe nur wenig berechtigt, und als er dann später bei Abhandlung der ‚Christlichen Philosophie' das von seiner rationalistischen Denkweise so grundverschiedene System des hl. Thomas von Aquin vor bewundernden Augen folgerichtig und zielstrebend erstehen ließ, wie wohl der Griffel eines Architekten die Grundlinien gotischer Wunderwerke erläuternd nachzeichnet, da lernte ich erst die hohe Kunst des historischen Nachdenkens verflossener Geistesentwicklungen vollkommen würdigen und auch in ihrer sachlich fördernden Bedeutung erleben.

Die Geschichte der Philosophie ist für Fischer — das bekennt er in seinem zehnbändigen Hauptwerk, der ‚Geschichte der neueren Philosophie' (1852—1901) immer wieder — nicht etwa nur ein lehrreicher Rückblick auf verflossene Wandlungen, Aufstiege und Abirrungen des menschlichen Denkens, sondern recht eigentlich ein Miterleben der allmählich mit steter innerer Notwendigkeit fortschreitenden Enträtselung der Weltprobleme. ‚Der Sinn der Welt,' so sagt er in der Schlußbetrachtung der beiden Bände über Hegel, ‚ist kein Rätsel, ... sondern ein

Problem, welches der Mensch sich selbst aufgibt; denn er will und muß sein Wesen erkennen. Die fortschreitende Lösung dieses Problems, die nur im Laufe der Weltalter geschehen kann, ist die Geschichte der Philosophie.' — Das ist ganz hegelisch gesprochen, und Fischer bekennt auch ausdrücklich: ‚In diesem Zusammenhang mit den Weltaltern der Menschheit, in diesem Licht einer fortschreitenden Lösung des Weltproblems hat erst Hegel die Geschichte der Philosophie gesehen und erkannt. Darin ist er einzig unter den Philosophen der Welt.'

Fischers Jüngerverhältnis zu Hegel beschränkt sich nicht auf seine Auffassung der Philosophiegeschichte. Auch in der systematischen Philosophie ist er wie seine ‚Logik und Metaphysik' (1852; die zweite Auflage 1865 widerstreitet heftig Trendelenburgs Neuaristotelismus) durchaus Hegels Schüler. Die Entwicklung des menschlichen Denkens hat nach Fischer in Hegel ihren letzten Gipfelpunkt errungen, und er schließt seine Darstellung des Hegelschen Systems mit der Apotheose: ‚In diesem Sinn als der Inbegriff und das Pantheon aller Philosophien, die in Wahrheit gegolten haben, ist die Hegelsche Philosophie wirklich die letzte.'

Solcher logisch-immanenten Auffassung der Philosophiegeschichte ließ sich wohl die rationalistische Reihe der neuzeitlichen Denker, wie sie von Descartes zu Kant und schließlich bis zu Hegel führt, einigermaßen einreihen. Aber die empiristisch-psychologische Nebenlinie, die von Bacon bis zu Hume führt, will sich schon weniger leicht fügen und tatsächlich hat sie Fischer erst nachträglich unter dem Titel ‚Bacon und seine Schule' (zuerst 1856 als selbständiges Werk) in sein Hauptwerk als letzten Band mit einbezogen.

Möglich wurde ihm dies nur durch eine gewisse Abschwächung der Hegelschen Grundauffassung, die aber gerade nicht wenig dazu beiträgt, seine Darstellung lebendiger und faßlicher zu machen. Bekanntlich ist neben der abstrakten Betrachtungsweise, welche in den philosophiegeschichtlichen Etappen nur die Selbstentwicklung sachlicher Probleme und Lösungen erblickt, auch eine konkret-biographische aufgetreten, die alles einzig aus den gedankenschaffenden Persönlichkeiten begreifen will, am extremsten von G. H. Lewes durchgeführt. Fischer nimmt charakteristischerweise gerade in dem Band über Bacon Anlaß, zu betonen, daß er einen Mittelweg geht. Er sagt: ‚Die großen Leistungen eines Menschen sind nie so abgesondert und abtrennbar von seinem Leben, daß er hier ein ganz anderer sein könnte als in den Werken seines Geistes. Eine gewisse Übereinstimmung findet sich stets zwischen der wissenschaftlichen Geistesrichtung und der persönlichen Gemütsart. Leibniz hätte mit seinem persönlichen Charakter niemals ein Philosoph werden können gleich Spinoza, Bacon ebensowenig ein Philosoph gleich Descartes. Die wissenschaftliche Richtung, die er ergriff, entsprach vollkommen der Eigentümlichkeit seines Wesens, seinen Bedürfnissen und Neigungen.'

So wird wenigstens indirekt immer wieder die Harmonie hergestellt und auch da, wo ihr die Tatsachen nicht recht entsprechen wollen, abschleifend und ausfüllend durchgeführt. Nur zwei Fälle dieser bedenklichen Nachhilfe seien angeführt: die unverhältnismäßige Überschätzung Bacons (man vergleiche hierzu Alois Riehls Darstellung in dem bei Teubner jüngst erschienenen Sammelwerk ‚Systematische Philosophie' S. 84 f.) und seine tiefgehenden Mißverständnisse der Kantschen Lehre, wie sie in Vaihingers Kommentar zur Kritik der reinen Vernunft nachgewiesen sind. Trotzdem hat gerade Fischers Kantdarstellung (zuerst 1860) mächtig zum Aufblühen des Neukantianismus beigetragen, wie denn auch

sein Gesamtwerk noch auf lange hinaus eine Fülle philosophischer Anregungen in die Weite ausstreuen wird; zumal von den zwei Bänden über Hegel, die erst 1901 mit merklichem Nachlaß der Kraft vollendet wurden, darf man dies noch erwarten, gerade deshalb aber auch den Hinweis auf Fischers Einseitigkeiten nicht unterlassen. Dem gläubigen Christentum stand er, schon 1853 deshalb als Dozent diszipliniert, allezeit abweisend gegenüber. Noch in der letzten Auflage seines ‚Kant' unterläßt er nicht im Vorwort den kontrastierenden Hinweis, daß während seiner letzten Kantvorlesung in Heidelberg (vor der Suspension, er ging dann zeitweise nach Jena) ‚gleichzeitig in der benachbarten Jesuitenkirche unter ungeheurem Zulauf die Mönche ihre Missionspredigten hielten'. —

Die Charakteristik von Fischers philosophiegeschichtlichen Werken kann schließlich mit wenigen sinngemäßen Änderungen auf seine literaturgeschichtlichen übertragen werden. Den Klassikern, welchen er neben Schopenhauer auch sprachlich-stilistisch nacheifert, galt hier seine ganze Liebe und Erläuterungsfreude. Mit formaler Meisterschaft führt er auch hier die entwicklungsgeschichtliche Betrachtung durch, naturgemäß noch mehr das persönliche Element und daneben das stoffgeschichtliche betonend. In dem bekanntesten seiner einschlägigen Werke, dem über Goethes Faust, geht er so weit, zu sagen: ‚Um das Gedicht zu verstehen, muß man vor allem seine Entstehung kennen' und den ganzen ersten von drei Bänden der vorgoetheschen Faustdichtung zu widmen. Seinem Verhältnis zur Dichtung gebricht vielfach die Unmittelbarkeit, und am vollkommensten vermag er noch Ideendichtungen wie Goethes Tasso oder Lessings Nathan, Schiller als dem Philosophen und Shakespeares Hamlet gerecht zu werden. Auch hier geht er freilich, gerade bezüglich des letztgenannten Werkes, im Nachweisungsversuch streng fortschreitender Planmäßigkeit, zu weit und findet, nachdem er einmal den rechten ‚Hauptschlüssel' gefunden, alles ‚vollkommen einleuchtend', ‚klar und hell'. Fischer war so ganz von der Leidenschaft des Lehrens erfüllt, daß er die Dinge nur noch so sah, wie sie sich am besten lehren lassen.

Dr. Max Ettlinger.

Naturwissenschaft.

Die Umwandlung der Elemente. Die Leser des Hochlandes werden sich noch erinnern, welch großes Aufsehen vor vier Jahren die Entdeckung Ramsays und Soddys erregte, daß Radiumemanation sich in Helium umwandele. Wiederholt ist im ersten Jahrgang dieser Zeitschrift auf die Wichtigkeit dieser Beobachtung hingewiesen worden. Die anfänglich geäußerten Zweifel an der Richtigkeit mußten verstummen, als das Experiment nicht nur von Ramsay selbst, sondern auch von einer ganzen Reihe anderer Forscher mit demselben Erfolg wiederholt werden konnte. Oswald hatte zwar schon früher darauf hingewiesen, daß das Gesetz von der Unwandelbarkeit der Elemente durchaus nicht selbstverständlich und der einzige für dasselbe vorhandene Beweis die Resultatlosigkeit der Bestrebungen der Alchimisten sei. Aber so rasch konnte man sich eine im vorigen Jahrhundert fast zum Dogma der Chemie gewordene Anschauung nicht rauben lassen, zum mindesten schien ein vereinzelt dastehendes Experiment hierfür nicht genügend; eine andere Deutung desselben als die von Ramsay selbst nur schüchtern gegebene war immer noch möglich, die Radiumemanation konnte eine Verbindung irgend eines unbekannten Stoffes mit Helium sein; auch ist die Art der Spektra der Gase in so hohem Maße von Druck und allerlei Nebenumständen abhängig, daß es allzu kühn erschien, auf die von Ramsay und seinen Nachfolgern ausgeführten Experimente hin die Grundlagen der mo-

dernen Chemie umstürzen zu wollen. Indessen die Beobachtungen, die auf eine Möglichkeit der Verwandlung der Elemente hindeuteten, häuften sich; das Studium der radioaktiven Produkte ergab, daß aus ihnen eine Reihe von Stoffen entstehen, die allem Anscheine nach Elemente sind und von selbst wieder in andere solche sich umwandeln können. Als es vor einigen Wochen Debierne gelang, Helium auch aus Aktiniumsalzen sich entwickeln zu lassen, konnte wenigstens die Möglichkeit der Entstehung dieses Elementes aus andern Elementen nur noch schwer bestritten werden. Trotz alledem hat die in der zweiten Hälfte des verflossenen Juli erfolgte Mitteilung Ramsays, daß aus der Radiumemanation nicht nur Helium, sondern auch die verwandten Gase Argon und Neon sich bilden könnten, ungeheures Aufsehen erregt, das verstärkt wurde durch die Angabe, bei der Einwirkung von Radiumemanation auf eine gesättigte wässerige Lösung von Kupfervitriol entstehe außer den genannten Gasen auch Lithium, vielleicht auch Kalzium und Natrium; doch wäre es bei den beiden letzteren Stoffen immerhin möglich, daß sie aus dem sie enthaltenden Glas in das Kupfervitriol übergegangen sind. An der Richtigkeit der Beobachtungen, die Ramsay nach seinen Angaben unter allen möglichen Vorsichtsmaßregeln viermal wiederholt hat, darf man nicht zweifeln, und so können die Fragen, die Ramsay selbst früher aufgeworfen hat (vergl. meine Darstellungen im 2. Bd. des Hochland): ‚Gibt es irgend einen Grund, zu glauben, daß die Atomgewichte sich verändern können? Haben wir irgend einen Beweis innerhalb unserer Erfahrung, daß die Atomgewichte sich vermindern, oder daß sie wachsen? In der sonstigen Natur sieht man oder glaubt man wenigstens, daß alles in einer Art Fließen sich befindet. Gebirge werden Ebenen, Tiergeschlechter werden verbessert oder degenerieren; ja sogar die Sterne werden zerstreut in Nebel, und Nebel werden zu Sternen verdichtet. Alles fließt, alles wechselt mit der Zeit. Sind denn die Atome die einzigen Invariabeln?‘ jetzt definitiv beantwortet werden. Das Atom ist nicht unwandelbar, unter Aussendung von Elektronen nimmt es andere Formen an. Wenn den alten Alchimisten die Umwandlung der Elemente nicht gelang, so rührt dieses nur davon her, daß sie ihre Versuche mit ungeeigneten Mitteln unternahmen. Noch haben wir freilich das von ihnen gesuchte Mittel zur beliebigen Verwandlung von Metallen in andere selbst nicht gefunden, nur unendlich kleine Stoffmengen sind wir bis jetzt imstande umzuwandeln, und eine Fülle von neuen Fragen drängt sich infolge der Ramsayschen Entdeckung auf, vor allem die: was wird bei der Abscheidung von Lithium aus dem Kupfer, das bis jetzt nicht als radioaktiv galt? Der Strom neuer Entdeckungen wird so rasch kein Ende nehmen, sondern in der nächsten Zeit wohl erst recht mächtig anschwellen.

Dr. A. Gockel.

Literatur.

Lenau und Sophie Löwenthal. Im Lenaujahr 1902 veröffentlichte Prof. Dr. Eduard Castle eine kleine Darstellung von Lenaus Leben und Werken, die die Grundlage für eine wissenschaftlich-kritische Aufklärung in zahlreichen Fragen der inneren und äußeren Umstände des Dichters legte. Das Material lag ungeordnet in der großen Biographie, die Lenaus Schwager Schurz 1855 geschrieben hat; unvollständig und willkürlich bearbeitet waren Tagebuch und Briefe von Frankl noch 1891 herausgegeben. Da man wußte, daß ein Teil des Nachlasses zurückbehalten war, erging man sich in Kombinationen und Mutmaßungen, seine Geheimnisse zu entdecken. Um Geheimnisse handelte es sich wohl. Stand doch die Herzensgeschichte Lenau—Sophie Löwenthal im tiefsten

Dunkel aller Fragen. War doch auch Sophie Löwenthal die Hüterin des Nachlasses gewesen, und war das nach ihrem Tode als Achtzigjährige an die Öffentlichkeit Gegebene von ihr gesichtet.

Der Streit dreht sich weniger um Lenau als um die von ihm geliebte Sophie, die Tochter des Hofrats von Kleyle in Wien. Nach einer unbedeutenden Begegnung des Jünglings, dessen frühverstorbener Jugendfreund Sophiens Vetter Fritz Kleyle war, führt erst Max Löwenthal, den sie nach der Aufhebung einer tieferen Neigung zu einem jungen Gelehrten Ludwig Köchel 1829 ohne herzliche Liebe geheiratet hatte, den Dichter 1834 in den Kreis seines Hauses ein. Der gutsituierte Beamte pflegte literarische Beziehungen, und Lenau war durch seine Gedichtsammlung, seine Amerikareise und sein melancholisch-menschenscheues Wesen interessant genug. Wir hören von einem kühlen ersten Eindruck, den er von Sophie empfing, von baldigem sympathischem Interesse für ihre Art, von wachsender Freundschaft zu beiden Ehegatten. Der Verkehr in Wien und auf dem Lande wird häufiger, und die Neigung wächst, nur langsam, doch stetig. Sie bleibt Max nicht verborgen, seine Freundschaft, seine Verehrung und sein Vertrauen sind aber hinlänglich, den Dingen zuzusehen. Als dann die Leidenschaft den Liebenden in glücklichen und quälenden Stunden zum Bewußtsein gekommen war und beide, da sie an äußere Veränderungen nicht dachten, schweren Kampf gegen die steigende Glut des Verständnisses und des Blutes auf sich nahmen, trug der bescheiden treue Freund auch bitter nagendes Leid mit einer ergebenen Scheu vor einem Schicksal, gegen das seiner Persönlichkeit nicht aufzutreten anstehe. Sophie betrog sein Vertrauen nicht. Ihre Liebe gehörte Lenau, ihr Gelübde dem Gatten. Lenau machte alle Stadien des Gefühls durch. Heilige Freude an der Entsagung wich schließlich tiefbohrender Verzweiflung über den Verzicht. Die hüllenlose Leidenschaft, in jede Faser seines Wesens eingegossen, gibt seinen Briefen und Bekenntnissen an die geliebte Frau einen gewaltigen, einzigen Stempel. Er war noch in einer Zeit und in Verhältnissen aufgewachsen, wo religiöse Elemente nicht so zu übergehen waren wie späterhin, seine innere Entwicklung kann sich nie anders als im Wechsel zwischen Glauben und Unglauben bewegen; nur natürlich, daß seine ganze Liebe ihm zur Religion wurde, zum Träger und zur Schwinge seiner höheren Welt. Ob Sophie einer gleich hohen Liebe fähig war, ist um deswillen schwerer zu entscheiden, als ihre Briefe verloren sind. Schlüsse, die man aus dem traurigen Ausgang der Affäre rückwärts zog, können um so weniger Aufklärung bringen, als dieser Ausgang selbst erst ins Helle zu bringen ist, soweit die Rolle Sophiens dabei in Frage steht. Hat sie aus dem Egoismus ihrer Liebe Lenaus Heiratsplan mit Marie Behrend untergraben, hat sie durch ihre Briefe Lenaus Wahnsinn zum Ausbruch gebracht? Oder reichen die in Lenau gelegenen und geworbenen Faktoren aus, seine schwache Haltung zu begründen, die Katastrophe zu verstehen? Die letzte Annahme dürfte richtig sein. Ein Erlebnis wie der jahrelange Herzensbund läßt sich nicht mehr anders enden, wenn die physischen und seelischen Grundlagen von früher her so sind wie bei Lenau. Das Maß der Einheit, die ihn mit Sophie verband, hat neuerdings Prof. Castle in der Einleitung des großen Quellenbandes dargelegt, der unter dem Titel ‚Lenau und die Familie Löwenthal'* Bekanntes und Unbekanntes mit Erlaubnis des inzwischen verstorbenen Barons Arthur Löwenthal zu jenem Ganzen fügte, das in diesem

* Briefe und Gespräche, Gedichte und Entwürfe. Vollständige Abdrucke nach den Handschriften. Ausgabe, Einleitung und Anmerkungen. Leipzig, Hesse. 1906.

Falle, wo entscheidende Quellen fehlen, allein aufschlußreich wird und der bloßen Kombination spottet. Meisterhaft nachspürend sind in Lenaus Werken die wechselndsten Spuren aller Skalen aufgezeigt. Das andere Hauptgewicht liegt auf einer kritischen Charakteristik Sophiens. Von den Mädchentagen an bis ins Alter wird in Briefen und Berichten ihr seelischer Umriß gezogen. Ungemeine, auch frühzeitige Bildung, Geist und Charakter machen sie sympathisch. Lenau stellte sie einmal über die Sand. Eine kluge und feine Frau. Als zweites Dokument gibt Castle eine Novelle aus ihrer Feder heraus, die unter dem Titel ‚Mesalliiert' in bewegter Handlung das Verderbliche der unstandesmäßigen Heirat schildert. Viel Beobachtung, viel Kenntnis der Welt steckt darin. Im übrigen liegt ein konventioneller, kühler Glanz über den Gestalten, der es nicht zuläßt, in der etwa 18-0 entstandenen Geschichte laute Bekenntnisse zu lesen. Um so interessanter wirken einige unverkennbare Anklänge an Erlebtes, so die Motivierungen aus psychologischen Imponderabilien, Stimmungsumschläge, eine fortlaufende Spannung zwischen Sprödigkeit und Leidenschaft und zuletzt das Grausige eines plötzlich ausbrechenden Wahnsinns. Aber gerade in dem Ungesagten, das bei dem Erinnerungsleben der Greisin — sie starb 1889 im 79. Jahre — hinter dem neutralen ungarischen Milieu liegen muß, werden die erfahrenen Seelenzüge Sophiens nochmals in der Art sprechend, wie sie es Lenau gegenüber gewesen sein mögen. Berdrow in seinen ‚Frauenbildern' 1895 (² 1900) und Ad. Wilh. Ernst in seinem Buch über ‚Lenaus Frauengestalten' 1902 urteilten so herb wie möglich über diese Frau. Castle zieht ein anderes Fazit. Indem er sich der Prinzipienfrage über das ungewöhnliche Verhältnis mit Schillers Hinweis auf die Übergesetzlichkeit der Liebe entzieht, mit der ein anderer Standpunkt nicht auskommt, wird man ihm beipflichten können, daß Sophiens Charakter im Lichte ihrer besonderen Lage nichts Niedriges oder Unsympathisches hat, und es wird alsdann beim heutigen Stand der Kenntnis nur geboten sein, lieber mit den sympathischen, wenn auch ungewöhnlichen, als mit den seither angenommenen Motiven zu rechnen.

Jos. Muth.

Musik.

Angelo Neumanns ‚Erinnerungen an Richard Wagner'. Angelo Neumann, der jetzige Prager Theaterdirektor und langjährige Leiter des ‚Wandernden Rich. Wagner-Theaters' hat in einem ziemlich umfangreichen Buche nunmehr seine Erinnerungen an den geschäftlichen und persönlichen Verkehr mit Richard Wagner, sowie an die Erlebnisse auf den Künstlerfahrten des Wagnerensembles gesammelt und damit nicht nur einen wertvollen neuen Beitrag zur Wagnerliteratur geboten, sondern auch ein theatergeschichtlich interessantes Werk geliefert.* Die Geschichte zur Verbreitung der Wagnerschen Kunst nach den ersten Bayreuther Festspielen von 1876 erfährt hier eine lehrreiche Beleuchtung. Neumann kommt, trotzdem er naturgemäß seine Unternehmungen etwas im Sinne des ‚Geschäftsmannes' betrieb und betreiben mußte, um die Verbreitung der Wagnerschen Kunst entschieden ein großes Verdienst zu, und zwar sowohl wegen der Musteraufführungen des Nibelungenrings, die er in Leipzig und Berlin veranstaltete, wie durch seine Versuche von Wagneraufführungen in Paris und London, endlich durch Begründung und Durchführung des wandernden Wagnertheaters, das die Opern des Meisters in ganz Deutschland, in Holland und Belgien, in Italien, Österreich und Rußland bekannt machte.

* Angelo Neumann, Erinnerungen an Richard Wagner. (Leipzig 1907, L. Staackmann, Preis 6 Mk.)

Der Wagnerforschung speziell bietet das Buch Neumanns manche charakteristische und bedeutsame neue Details sowohl biographischer wie kunstgeschichtlicher Art. Unter den letzteren ist das vielleicht Wichtigste ein neuer Beitrag zur Parsifalfrage. Nach wie vor gehen ja auch heute noch die Meinungen darüber, ob Wagners letztes Bühnenwerk, Parsifal, auch nach Ablauf der gesetzlichen Schutzfrist dem Bayreuther Festspielhaus vorbehalten bleiben und anderen Bühnen entzogen sein solle, weit auseinander. Die Vorkämpfer des Bayreuther Monopols stützen sich dabei auf Wagners eigene Autorität, der allerdings an einigen Stellen seiner Schriften, die Beschränkung des Parsifal auf Bayreuth ausdrücklich fordert. Allein — und darauf muß immer wieder von neuem hingewiesen werden — man darf bei diesen Aussprüchen nicht am äußeren Wortlaut kleben, sondern muß den ihnen zugrunde liegenden Sinn erforschen und namentlich die Verhältnisse, unter denen sie gesprochen wurden, in Rechnung ziehen. Zu Anfang der achtziger Jahre hat Wagner diesen Wunsch und Willen kund getan, und damals war das berechtigt, ja, künstlerisch notwendig. Wohl hatte sich der wüste Kampf, den des Meisters Kunst mit der Beschränktheit des Modepublikums und der bornierten Einseitigkeit und Verständnislosigkeit der Kritik so lange Jahre hindurch auszufechten hatte, bereits zugunsten Wagners geneigt, und das kleine Häuflein von Freunden, welches dereinst in den Werken des politischen Flüchtlings das Morgenrot einer neuen großen Zeit mit Jubel begrüßt hatte, war zu einer Heerschau von tausend und abertausend Verehrern der neuen musikdramatischen Kunst angewachsen; allein noch hatte das Kunstwerk der Zukunft seine Gegenwart nicht gefunden. Wohl öffneten sich die Bühnen den lange zurückgewiesenen und verpönten ‚Opern' Wagners und pflegten sie mit erstaunlichem Eifer, aber nur, weil man in ihnen ‚Kassenstücke' erkannt hatte; von einer würdigen Aufführung im Geiste des Meisters war selbst da keine Rede, wo diesem selbst von ersten Kunstinstituten — z. B. dem Wiener Hofoperntheater — alle Mittel zur Verfügung gestellt wurden. Im Rahmen des damaligen Operngetriebes konnte die Wagnersche Kunst selbst unter persönlicher Leitung des Meisters nicht ‚zur Tat' werden. Das lassen die ‚Erinnerungen' Neumanns aufs neue erkennen; hat doch Wagner selbst, allerdings in einem Moment des Unmuts, sich über die ‚gänzliche Stillosigkeit und Inkorrektheit der theatralischen Vorgänge' bei Neumanns Berliner Aufführung des Nibelungenrings beklagt (Neumann, Seite 178). Nur auf Grund dieser ungünstigen Lage der Verhältnisse sah sich Wagner veranlaßt, den Parsifal für Bayreuth zu reservieren; heute, wo sich die Verhältnisse vollkommen zugunsten der Wagnerschen Kunst geändert haben, hat auch diese Beschränkung keine Gültigkeit mehr. Die wichtigste Stelle, in der sich Wagner zur Parsifalfrage äußert, steht in einem Briefe an seinen Freund Feustel und lautet:

‚Während der Ausführung des Klavierauszuges (des Parsifal) ist mir der Charakter dieser meiner letzten Arbeit dahin immer deutlicher geworden, daß selbst unter allen Umständen, welche noch Aufführungen der einzelnen Stücke des ‚Ring der Nibelungen' auf unseren Stadt- und Hoftheatern zulassen möchten, das Bühnen-Weihfestspiel ‚Parsifal' mit seinen unmittelbar die Mysterien der christlichen Religion berührenden Vorgängen unmöglich in das Opernrepertoire unserer Theater aufgenommen werden darf.'

Wie man sieht, ist hier nur davon die Rede, daß ‚Parsifal' nicht in das gewöhnliche Opernrepertoire aufgenommen werden, d. h. stets nur im Rahmen von ‚Festspielen' gegeben werden solle. Von einer prinzipiellen Beschränkung auf Bayreuth ist keine Rede. Wir glauben,

daß Wagner kaum auf seinem Bayreuther Monopol bestanden wäre, wenn er die Möglichkeit einer anderweitigen stilvollen Aufführung seines letzten Werkes gehabt hätte. Hochbedeutsam für diese Auffassung der Parsifalfrage ist eine Briefstelle, die Neumann mitteilt. Wagner schreibt da am 11. Oktober 1881 an Neumann:

‚Der Parsifal ist nirgends anders aufzuführen als in Bayreuth, und dies zwar aus inneren Gründen, die z. B. meinem erhabenen Wohltäter, dem Könige von Bayern, so bestimmt einleuchten, daß er sogar von einer Wiederholung der Bayreuther Aufführungen auf dem Münchener Theater ganz abstand... Nie darf und kann ich ihn auf andern Theatern aufführen lassen: es sei denn — daß sich ein wirkliches ‚Wagnertheater‘ ausbilde, ein Bühnen-Weihtheater, welches — ja gewiß, wandernd, das über die Welt verbreite, was ich bis dahin rein und voll auf meinem Theater in Bayreuth gepflegt habe. — Halten wir diesen Gedanken für Ihre Unternehmung unentwegt fest, so kann wohl die Zeit kommen, wo ich keinem Theater, Hof- oder Stadttheater, sondern dem wandernden Wagnertheater auch einzig den Parsifal übergebe.‘

Aus dieser Briefstelle geht unzweideutig hervor, daß Wagner das Parsifalmonopol keineswegs für alle Zeiten und alle Verhältnisse festhalten wollte. —

Auch sonst tritt in Neumanns Erinnerungen noch mancher charakteristische Ausspruch Wagners zutage. So sprach er einst bei einer Orchesterprobe: ‚Meine Herren! Ich bitte, nehmen Sie das ff nicht zu ernst, und wo es steht, machen Sie ein fp daraus und aus dem p ein pp. Denken Sie, daß Sie da unten so viele sind, und hier oben eine einzelne menschliche Kehle.‘ Ein Beweis, daß Wagner die Wirkungen des ‚verdeckten Orchesters‘ zu erzielen suchte, auch wo die entsprechende technische Einrichtung fehlte, und bei aller hervorragender Bedeutung, die in seinen Opern dem Orchester zukommt, doch die Singstimme als das Dominierende anerkannte.

Bemerkenswerterweise lassen Neumanns ‚Erinnerungen‘ erkennen, daß in dem Künstler Wagner auch ein sehr gewandter — Geschäftsmann steckte, der trotz aller künstlerischer Ideale doch auch die materielle Seite nie aus den Augen verlor und die geschäftlichen Unterhandlungen mit Energie und Geschicklichkeit und oft mit einer fast pedantischen Genauigkeit führte.

In den zahlreichen Theateranekdoten des Buches wird nicht nur ein anschauliches Bild des Lebens hinter den Kulissen entworfen, sondern kommt oft auch der Humor zu seinem Rechte. Eines der hübschesten dieser Geschichtchen sei hier erzählt. ‚Der Meister dirigierte am 12. Mai ein Konzert im Neuen Musikvereinssaal, und da passierte es dem Hornvirtuosen Richard Levy, mit dem Ton umzuschlagen, wie man sagt, zu gicksen. Darüber lachte nun der ihm befreundete Lustspieldichter Eduard Mauthner, der in der ersten Reihe saß. In der Pause fand sich dann alles, was eine Berechtigung dazu hatte oder zu haben glaubte, im Künstlerzimmer ein. Da erklärte dann Wagner: es sei ein Verbrechen, einen Bläser eines Gicksers wegen zu verspotten. Man müsse nur verstehen, was das heiße, dem spröden Metall den idealen Klang abzugewinnen, und wie an einem Tröpfchen Speichel die größte Künstlerschaft scheitern könne. Dabei umarmte er den Künstler, um ihn für das Ungemach gleichsam zu entschädigen. Hierauf trat der ungemein geistreiche und witzige Levy auf Mauthner zu und sagte: ‚Lieber Mauthner, das war nicht schön von Ihnen, daß Sie bei meinem Gickser gelacht haben.‘ Mauthner, der sich hierauf lächelnd entschuldigen wollte, wurde von Levy unterbrochen, indem er fortfuhr: ‚Nein, mein lieber Mauthner, es war wirklich nicht schön und auch undankbar von Ihnen: denn sehen Sie, ich war in allen Ihren

Lustspielen und habe nicht ein einziges-mal gelacht.' Man kann sich die allgemeine Heiterkeit, in die Wagner selbst am lebhaftesten mit einstimmte, leicht vorstellen.' (Neumann, S. 8 f.)

Das Wandernde Richard Wagner-theater zählte eine Reihe der gefeiertsten Bühnenkünstler zu seinen Mitgliedern: das Ehepaar Vogl, die jung verstorbene Hedwig Reicher-Kindermann, Katharina Klafsky, ferner Anton Seidl als Dirigenten usw. Über alle diese hervorragenden Künstler bieten Neumanns ‚Erinnerungen' interessante und charakteristische biographische Details, so daß Neumanns Buch auch in dieser Hinsicht viel Anregendes bietet. Der frische Erzählerton, den der Verfasser anschlägt, ist eine weitere empfehlende Eigenschaft des Werkes, und rückhaltlose Anerkennung verdient es endlich, in welch pietätvoller Art die hin und wieder zutage tretenden menschlichen Schwächen Wagners von Neumann entschuldigt und in möglichst mildes Licht gesetzt werden. Vier schöne Kunstbeilagen und zwei Faksimiles bieten eine treffliche äußere Ausstattung des Buches.

Dr. Eugen Schmitz.

Verschiedenes.

Die ‚Rettung' des Hrn. Karl May. Es ist jetzt neun Jahre her, seit Veremundus von den ‚reiseliterarischen Taxiliaden' Karl Mays ‚mit ihren als Captationes benevolentiae eingeflochtenen religiösen Phrasen' sprach. Die bald darauf beginnenden ausgedehnten Preßerörterungen über Karl May drehten sich zunächst um ästhetische und pädagogische Fragen, wobei — kaum glaublicherweise — auch ganz ernsthaft die Frage besprochen wurde bezw. notgedrungenerweise besprochen werden mußte, ob Old Shatterhand von Radebeul seine grausigen Abenteuer wirklich erlebt habe. Unbeachtet blieb zunächst der Wink eines amerikanischen Blattes, er habe auch ‚Schundromane' geschrieben. Erst 1901 wurde man durch einen Preßzank Karl Mays mit dem Verleger Adalbert Fischer in Dresden (Nachfolger der Firma H. G. Münchmeyer) in weiteren Kreisen aufmerksam, und 1902 (!) veröffentlichte Dr. H. Cardauns in den historisch-politischen Blättern (Bd. 129 Heft 7) eine umfangreiche Untersuchung ‚Herr Karl May von der anderen Seite'. Hier wurde der Beweis erbracht, daß der Münchmeyersche Verlag in den achtziger Jahren, zu derselben Zeit, wo May für den ‚Deutschen Hausschatz' sexuell einwandfreie, hier und da katholisierende Romane schrieb, fünf schmutzige, zum Teil abgründlich unsittliche Kolportageromane gedruckt habe, von denen der eine mit Karl Mays Namen, die übrigen mit seinem romantischen Pseudonym Kapitän Ramon Diaz de la Escosura erschienen. Mays Erklärung, seine ‚vollständig sittenreinen Originalarbeiten' seien hinter seinem Rücken von Münchmeyer und später von Fischer pornographisch umgearbeitet worden, fand keinen Glauben, und mehrere Jahre war von der widerlichen Affäre nur wenig mehr die Rede. Dann aber setzte, namentlich seit Herbst 1906, eine große Rettungscampagne ein. Mays Anhänger kolportierten eine Erklärung des Verlegers Fischer: Etwaige Unsittlichkeiten in den erwähnten fünf Romanen ‚stammten nicht aus der Feder des Hern. Karl May, sondern seien von dritter Seite früher hineingetragen worden'. Hauptsächlich aber stützte man sich auf das Ergebnis eines mehrjährigen, von May geführten Prozesses: May sei ‚rehabilitiert, in allen Instanzen glänzend gerechtfertigt, sein Sieg vollständig und bedingungslos' usw. Auch fehlte es nicht an Vermahnungen an Hrn. Cardauns, seine Schuld einzugestehen, und vereinzelt wurde er mit den gröbsten Beschimpfungen überhäuft.

Cardauns hat jetzt auf diese Anzapfungen geantwortet. In einem zweiten Aufsatz der historisch-politischen Blätter

(Die ‚Rettung' des Hrn. Karl May) hat er diesen Rettungsfeldzug, dessen Veranstalter mit allgemeinen Andeutungen zu operieren pflegten, urkundlich beleuchtet, auf Grund von Akten und öffentlichen Erklärungen. Die Hauptergebnisse sind folgende: 1. Die Erklärung Fischers bildet einen Teil eines notariellen Vergleiches, den Karl May am 11. Februar 1903 mit seinem damaligen Prozeßgegner Adalbert Fischer schloß. Aus diesem Vergleich hat die May-Presse nur mitgeteilt, was ihr paßte, bezw. was ihr zur gef. Veröffentlichung zugestellt worden war. Nicht mitgeteilt hat sie, daß Karl May damals Hrn. Fischer die fünf Schundromane zur freien Verfügung ohne alle Einschränkungen mit allen Urheber- und sonstigen Rechten überließ, mit der lächerlichen Klausel: Bei Neuauflagen habe Fischer die nach seiner Überzeugung etwa anstößigen Stellen zu entfernen. Dann hat Karl May sich mit Fischer wieder überworfen und zwei Jahre später erklärt: Er prozessiere, um sich seine Urheber- und Verlagsrechte gerichtlich bestätigen und die Romane dann sofort und für immer verschwinden zu lassen; gegen das ‚Sittenzeugnis' Fischers müsse er sich ‚auf das energischste verwahren'. 2. Wo möglich noch toller steht es mit der gerichtlichen Ehrenrettung. Nach Abschluß des Vergleichs mit Fischer hat Karl May weiter prozessiert mit Frau Münchmeyer, der Witwe des Verlegers Münchmeyer, der seine Romane pornographisch versudelt haben soll. Der Rechtsstreit betraf mündliche Verträge, die Karl May 1882 und später mit Münchmeyer über die Schundromane und einige andere Werke abgeschlossen haben wollte. Über den Inhalt dieser Verträge wurde ihm durch Teilurteil des Dresdener Landgerichts vom 26. September 1904 ein Eid auferlegt; leiste er denselben, so solle die Beklagte verurteilt werden, ihm Rechnung zu legen. Das ist alles. Über die moralische Qualität der Schundromane und speziell über die Frage, ob May oder sein Verleger die pornographischen Scheußlichkeiten auf dem Gewissen habe, sagt dieses Teilurteil kein einziges Wort. May hat den Eid geleistet, die Beklagte hat dann das Teilurteil angegriffen, aber ohne Erfolg: Das Oberlandesgericht Dresden hat dasselbe bestätigt, und das Reichsgericht hat die Revision der Beklagten abgewiesen. Frau Münchmeyer muß also ‚Rechnung legen', und dann geht der Prozeß weiter! Das ist das Fundament, auf welchem die Freunde des Hrn. May, ohne Zweifel wenigstens zum Teil in gutem Glauben, aber mit bedauerlicher Leichtgläubigkeit, das Gebäude seiner gerichtlichen ‚Rehabilitierung' errichtet haben. Cardauns nennt am Schluß ‚diese ganze Rettungskampagne einen einzigen ungeheuren Schwindel', und wer näher in den Karl May-Akten Bescheid weiß (Dr. Cardauns hat noch lange nicht alles gesagt), der kann nur beistimmen. * *

Ein neuer Streitartikel der ‚Stimmen aus Maria-Laach' (7. Heft S. 238—244), den wir knapp vor Redaktionsschluß zu Gesicht bekommen, beweist, daß unser Appell an die Loyalität dieses Organs vergeblich war. Die ‚Stimmen' gefallen sich vielmehr neuerdings in sachlich gegenstandslosen Ausbrüchen jener ‚Verdächtigungs- und Verleumdungssucht', gegen die sich erst jüngst auch die beiden führenden Tageszeitungen der deutschen Katholiken in ähnlichen Fällen verwahren mußten, und von der auch sie nun im vorliegenden Heft der ‚Stimmen' (S. 147) als ‚katholisch' (in Gänsefüßchen) ihr wohlberechnet Teil abbekommen.*

* Die ‚Germania' wie die ‚Köln. Volksztg.' haben sich gegen diese unqualifizierbare Behandlungsweise bereits kräftig zur Wehr gesetzt, und zwar unter dem weithallenden Beifall von Klerus und Laien.

Wir wollen uns auf eine erneute Charakterisierung dieser Mißdeutungsversuche nicht mehr einlassen. Wir verweisen im allgemeinen auf unsere erste Entgegnung im Juliheft (S. 506—509), auf die beanstandeten Beiträge selbst, sowie auf eine Notiz, die vom ‚Elsässer' aus durch mehrere Zeitungsblätter gegangen ist, und worin es insbesondere bezüglich des Angriffs gegen den Helmerschen Artikel ‚Zum Kirchenstreit in Frankreich' heißt: ‚Das meiste, was Helmer hier zusammenstellte, war nicht neu; wir erinnern daran, daß deutsche Zentrumsblätter, wie z. B. die „Köln. Volksztg." und die „Deutsche Reichsztg.", zu Anfang der Geschichte auch dieser Ansicht waren. Nichtsdestoweniger wurde Helmer in den „Stimmen von Maria-Laach" wegen seiner Darstellung im „Hochland" angefahren; statt einer sachlichen Replik, die wir ganz gerne gelesen hätten, fand man die derbsten Anwürfe. Und es ist begreiflich, wenn das „Hochland" in der Julinummer sich in gemessenem Tone hiergegen verwahrt, ja sogar den „Stimmen" eine Berichtigung zugeschickt hat.'

Nur auf e i n e n, neuerdings v e r s c h ä r f t e n Verketzerungsversuch müssen wir zur Kennzeichnung der gegnerischen Methode noch einmal kurz eingehen, insofern nämlich unserem ‚Echo' ‚Um die Ideale des Papsttums' (nicht etwa ‚Die Ideale des Papsttums') unterschoben wird, wir hätten unsere diesbezügliche Belehrung nicht bei dem unfehlbaren Lehramt des Papstes, sondern bei ‚protestantischen Professoren' gesucht. Demgemäß betonen wir nochmals: Wir haben die Worte des Prof. Briggs n i c h t m i t s a c h l i c h e r Z u s t i m m u n g, sondern mit a u s d r ü c k l i c h b e t o n t e r apologetisch-irenischer Absicht zitiert als bemerkenswerte Annäherungen eines protestantischen Theologen an die katholische Auffassung des Pontifikats. Wie berechtigt unsere Absicht hierbei war, bestätigt neuerdings ein Protestartikel des protestantischen Bischofs Doane von Albany (in dem Heft der ‚North American Review' vom 17. Mai) gegen Briggs, weil dieser das Primat Petri und seiner Nachfolger als im Bibelwort begründet anerkannt habe. Auch unser Urteil, daß erst Briggs den seinerzeitigen Gedankenaustausch auf die ‚volle Höhe' gebracht habe, kann von unbefangenen Lesern nicht als i n h a l t l i c h e Identifizierung mit Briggs' Ansichten verstanden werden; unsere Anerkennung galt vielmehr, wie im gleichen Satze (S. 231) ausdrücklich gesagt, namentlich seinem Überlenken von den augenblicklichen Zeitumständen und der Person Pius' X. zu prinzipiellen Gesichtspunkten, wie auch seiner überlegenen Gedankenschärfe und Schriftstellergabe. So lange wir in diesem und anderen Punkten die Kritik der ‚Stimmen' an unseren Beiträgen als unberechtigt erkennen, werden wir uns auch nicht deretwegen ‚entschuldigen', wie es der Redaktion der ‚Stimmen' zu fordern beliebt, die viel eher hierzu Veranlassung gehabt hätte, nachdem sie (wir scheuen uns gar nicht, diese Worte zu gebrauchen, da sie den Sachverhalt ausdrücken) durch entstellende und einseitige Behandlung unserer Beiträge sowie grobe Mißverständnisse derselben Anklagen gegen uns geschleudert hat, die man im bürgerlichen Leben als E h r e n k r ä n k u n g bezeichnet. Denn wie solche übel interpretierenden Kritiken wirken, dafür haben wir neben vielen Entrüstungskundgebungen gegen die ‚Stimmen' auch anonyme Schmähbriefe gegen uns in Händen, die sich uns als Früchte jener Bemühungen dartun, uns und unsere ehrlichen Gesinnungen dem Verdacht nicht selbständig denkender Leserkreise zu überantworten. Ob sich die ‚Stimmen' dieser Folgen ihres Vorgehens wohl bewußt sind? — Wir wiederholen, daß unser bisheriges Verhalten gegen die ‚Stimmen' keinen Grund abgeben konnte, in solch maligne interpretierender Weise gegen

uns vorzugehen. Wenn sich die ‚Stimmen' in ihrem theologischen Gewissen verpflichtet glaubten, einen Beitrag oder eine Wendung in ‚Hochland' zu beanstanden, so hätten wir das gar nicht übel genommen, wofern es nur in einem einigermaßen fühlbar gutmeinenden Geiste geschehen wäre. Wir hätten unter Umständen dabei lernen können und es auch willig getan. So aber mußten wir bestätigt finden, was schon lange öffentliches Geheimnis ist: ein stillgährendes Mißvergnügen über die Existenz, Tätigkeit und den Erfolg ‚Hochlands' überhaupt, ohne daß man im einzelnen ausreichende Handhaben zum Vorgehen gegen dasselbe hätte. Wir können nur bedauern, daß der mit dem Angriff betraute Mitarbeiter der ‚Stimmen' den Ton nicht glücklicher getroffen hat; aber vielleicht ist es auch so gut, indem wir dadurch einmal zur offenen Aussprache gedrängt wurden. Damit soll aber auch die Angelegenheit hier erledigt sein.

* *

Neues vom Büchermarkt.

Die Mariologie des hl. Augustinus. Von Dr. theol. Philipp Friedrich. Köln (Bachem) 1907. 279 S. 3.80 Mk.

An Erbauungsschriften über die Gottesmutter ist gerade kein Mangel, wohl aber ist die Zahl der Bücher nicht allzu groß, die, auf fester wissenschaftlicher Basis ruhend, sich mit Maria beschäftigen. Daher ist jede mariologische Studie, die von Übertreibungen sich freihaltende Besonnenheit, wissenschaftliche Gründlichkeit und wohltuende religiöse Wärme des Tones zu vereinen weiß, dankbar zu begrüßen. Darum möchten wir der vorliegenden Monographie, die sich mit der Mariologie des größten abendländischen Kirchenlehrers beschäftigt und dessen Gedanken hierüber mit wissenschaftlicher Gründlichkeit und Sorgfalt im Zusammenhang der dogmengeschichtlichen Entwicklung würdigt, ein warmes Wort der Empfehlung auf den Weg mitgeben und ihm auch aufmerksame Leser aus den Kreisen der gebildeten Laienwelt wünschen.

F. X. S.

Die Hemmnisse der Willensfreiheit. Von Dr. theol. August Huber. Münster 1905. Verlag von H. Schöningh. Brosch. Mk. 4.—, gebd. M. 5.60.

Der Streit um die menschliche Willensfreiheit will namentlich deshalb nie zur Ruhe kommen, weil er meist mehr auf Grund theoretischer Extreme als unbefangener Abwägung der Tatsachen geführt wird. Ohne theoretische Schablonisierung und unter Heranziehung des reichen Tatsachenmaterials, welches die neuere Seelenheilkunde, Kriminalanthropologie und Moralstatistik erbracht haben, erläutert die vorliegende treffliche Schrift die Hemmnisse der Willensfreiheit; d. h. jene zahlreichen und mannigfachen Defekte individueller und sozialer Art, welche die freie Willensbestimmung herabsetzen und die Zurechnungsfähigkeit vermindern, ohne sie gänzlich zu vernichten. Die Schlußfolgerungen, welche der Verfasser als würdiger Schüler Mausbachs namentlich auf moraltheologischem und sozialpolitischem Gebiet zieht, enthalten so viel allgemein Beherzigenswertes, daß man sein Buch in die Hand recht vieler Seelsorger, Erzieher und Richter wünschen muß. Die bereits bevorstehende zweite Auflage wird gewiß zur Ausmerzung mancher Einzelmängel dienen.

Dr. E.

Moritz Lazarus, Lebenserinnerungen. Bearbeitet von Nahida Lazarus und Alfred Leicht. Mit einem Titelbild. Berlin 1906. G. Reimer, XI u. 631 S., brosch. M. 12.—.

Es handelt sich hier nicht etwa um eine Redigierung eigenhändiger Niederschriften des vor wenigen Jahren verstorbenen Völkerpsychologen Lazarus, vielmehr um eine bunte Reihe von Kapiteln aus den Erinnerungen eines mit einem großen und interessanten Bekanntenkreise verknüpften Mannes, wie sie seine Schülerin und spätere zweite Gattin Nahida teils nach seinen mündlichen Berichten, teils nach seinem Briefschatz aufgezeichnet hat. Nun darf man ja von ‚Lebenserinnerungen' nicht ein rundes Bild einer Persönlichkeit, ihres Wesens und Wirkens und noch weniger eine kritische Abschätzung verlangen, aber man wird doch allzu oft unangenehm daran erinnert, daß der bewundernden Frau vielfach die Weite und Schärfe des Blicks

abgeht, zumal Frau Lazarus auf Kritik und Polemik gegenüber dritten Personen durchaus nicht verzichtet. So vieles ist rein äußerlich auf das momentan Imponierende hin angesehen, so oft, ja durchwegs, erscheint Lazarus einseitig als der Gebende, manchmal in einer Darstellung, die nicht ganz ladylike ist, insofern sie mit Seitenhieben auf Tote und Lebende nicht kargt. Ein kritischer Leser wird freilich aus dem umfangreichen Buche manch interessanten Einblick z. B. in ein Stückchen Berliner Gesellschaftskultur (Rütli, Tunnel über der Spree usf.) gewinnen, auch der Literaturfreund in den Kapiteln über Rückert, Keller, Auerbach, Heyse, Raabe, Fontane u. a. brauchbare Details, besonders auch aus manchem der mitgeteilten Briefe, aufstöbern.

M. Behr.

Dreiviertel Stund vor Tag. Roman aus dem niedersächsischen Volksleben. Von Helene Voigt-Diederichs. — Verlegt bei Eugen Diederichs, Jena und Leipzig 1905. 312 S. br. Mk. 4, geb. Mk. 5.

Wenn man die paar ersten Kapitel dieses Buches der — natürlich! — aus Schleswig-Holstein stammenden Verfasserin gelesen hat, und wenn man noch dazu den trübseligen ‚Buchschmuck' vor Augen hat, so könnte man fürchten, wieder einen Fall der berüchtigten ‚Arme Leute-Malerei' vor sich zu haben. Es ist aber nicht so schlimm; zwar wird so ziemlich alles grau in grau gemalt und das Proletariermilieu in seinem ganzen Realismus geschildert, wobei manche unzarte Szenen nicht fehlen, aber die Entwicklung der Heldin ist doch nicht so völlig trostlos, daß der schließliche Eindruck niederschlagend wäre. Es gibt tatsächlich solche Charaktere, die wie dieses Proletariermädchen es innerlich gut meinen und voll unverstandener Menschenliebe sind, aber nicht aus sich herauszugehen vermögen, sich möglichst unvorteilhaft präsentieren und so stets das Gegenteil von dem erreichen, wonach ihr Herz sich sehnt. Es ist rührend zu beobachten, wie dieses Mädchen in all der Gemeinheit ihrer Umgebung sich doch noch ein bescheidenes Glück gewinnt. Das ist aber auch so ziemlich das einzige Versöhnende an dem Buche. Warum wählt die Verfasserin, die über eine ziemliche Stimmungsgewalt, aber verhältnismäßig wenige Erfindungsgabe verfügt, nicht befreiendere Themata? Das ihrem Romane vorgesetzte Jakobsensche Motto von ‚der Melancholischen Kompagnie' ist sehr schön und tief: ‚Gibt Leute, denen von Geburt aus ein ander Natur und Beschaffenheit gegeben als den übrigen; haben ein größer Herze und hurtiger Blut, wünschen und verlangen mehr, begehren stärker und ihre Sehnsucht ist wilder und brennender als wie der gemeine Adelshaufen sie hat. Sind flugs wie Sonntagskinder; ihre Augen sind offener, ihre Sinne alle sind subtiler in ihren Empfindungen. Des Lebens Freud und Lust, die trinken sie mit ihren Herzenswurzeln, dieweil die anderen, die greifen sie nur mit ihren groben Händen.' Aber auf die Karen Nebendahl paßt es doch eigentlich kaum. Helene Voigt-Diederichs möge uns einmal so ein richtiges ‚Sonntagskind' zeichnen; ich glaube, sie kann es.

J. M–r.

Ein Held unserer Zeit. Roman von Michael Lermontoff. Deutsch von Michael Feofanoff. Leipzig 1906, Inselverlag. Geh. M. 3.—, geb. M. 4.—.

Der russische Dichter des Weltschmerzes hat im Charakterschicksal seines Helden Petschorin vorahnend eigenes Schicksal (Tod im Duell nach unstetem Genußleben) und zugleich einen Typus seines schwer zu enträtselnden Volkstums geschaffen. Wenn man Lermontoff so oft mit Byron, den Russen mit dem Briten, vergleicht, so sollte man um so mehr auch den Unterschied seiner gedankenermüdeten zu jenes tatgierender Leidenschaftlichkeit hervorheben. ‚Leidenschaften,' so heißt es einmal bezeichnend im vorliegenden Werk, ‚sind nichts anderes als Ideen in der ersten Entwicklung.' Feofanoff hat das nachdenklich stimmende Werk, ein Meisterstück rückgreifender Erzählungsweise, musterhaft verdeutscht.

E.

Goldregen. Roman von Emma von Brandis-Zelion. Paderborn, Ferd. Schöningh, o. J. 281 S.

Ein verspäteter Epigone der Brakel, aber mit bedeutend geringerem Talent geschrieben! Das ist so ziemlich alles, was sich über dieses Unterhaltungsstück für anspruchslose Gemüter sagen läßt. Mit der ‚unentwegten' Fortführung dieses nun einmal überlebten Genres wird unserer katholischen Literatur nicht gedient. Das sollten sich zumal unsere ‚besseren' Verleger klar sagen; und deshalb ist es am nützlichsten, wenn wir solche Sachen ohne weitere Komplimente glatt ablehnen.

J. M–r.

Unsere Kunstbeilagen.

Mit welchem Recht wir ein eigenes Führichheft erscheinen lassen, mögen die drei Aufsätze von Heinrich von Wörndle, Karl Muth und Dr. Joseph Popp dartun. Das hier gezeichnete Bild vom Lebenswerk des Meisters sollen die Kunstbeilagen in reicherer Zahl als gewöhnlich in seinen Hauptphasen veranschaulichen. Es sind Einzelbilder wie ‚Jakob und Rachel‘, ‚Sehet hin auf die Vögel des Himmels‘, das unveröffentlichte Aquarell ‚Joseph und Maria Herberge suchend‘. Die andern wollen charakteristische Beispiele der jeweiligen Cyklen bieten, denen sie entnommen sind. Hierher gehören die Szenen aus Tiecks ‚Genovefa‘ (9. Blatt), aus dem ‚verlorenen Sohn‘ (4. Blatt), aus dem Cyklus ‚Der hl. Wendelin‘ (1. Blatt), eine Gruppe aus dem ‚Triumphzug Christi‘, das Weihnachtsbild ‚Jesus in Windeln‘ aus dem ‚bethlehemitischen Weg‘. Dieses wie das Bild ‚Am Weihnachtsabend‘ verdanken wir dem freundlichen Entgegenkommen des Verlegers Alphons Dürr in Leipzig, dessen Verdienste um den Künstler Führichs Neffe Ritter von Wörndle gebührend hervorgehoben hat. Ebenso stammen die beiden Seitenleisten ‚Solitudo‘ und ‚Silentium‘ aus dem schönen Dürrschen Verlagswerk ‚Nachfolge Christi‘. Die Darstellung aus ‚Hermann und Dorothea‘, wie die Mutter ihren Sohn auffindet, die Szenen aus Schillers ‚Räubern‘ und ‚Don Carlos‘ seien Beispiele von Führichs Illustrationen zu den Klassikern. Unsere Kopfleiste über dem Artikel von Muth ist dem Cyklus ‚Denkmäler für unsere Zeit‘ entnommen, diejenige über der kunstgeschichtlichen Würdigung von Popp aus dem ‚Psalter‘. Die Schlußvignette unter letzterem Artikel, ein Jugendselbstbildnis des Künstlers, entstammt dem Titelblatt zu dem Cyklus ‚Das Vaterunser‘.

Offene Briefe.

Herrn F. K. in St. u. a. Bisher hatten wir keinen Anlaß, auf die ganz vereinzelten, hinter verständnisvolleren Zuschriften verschwindenden Proteste zu achten, die gegen unsere Wiedergabe von Fogazzaros Meisternovelle ‚Pereat Rochus‘ erhoben worden sind. Nachdem nun aber auch Herr Pfarrer Hermann Binder wegen seiner Empfehlung des betreffenden Novellenbandes ‚Fedele‘ eine Preßfehde bestehen muß, können wir uns die Wiedergabe seiner trefflichen Rechtfertigungsworte nicht versagen. Er schreibt in Nr. 182 des ‚Deutschen Volksblatts‘: ‚Mit meiner Beurteilung dieses Novellenbandes befinde ich mich in allerbester Gesellschaft: nicht bloß, daß Redakteur Herz („Bücherwelt“) in seinem kürzlich erschienen „Musterkatalog für volkstümliche Bibliotheken“ diesen Novellenband uneingeschränkt empfiehlt. Der „Lit. Handweiser“ (1907, Nr. 1, Sp. 23) sagt über den „Fedele“-Band: Die Palme unter diesen Kabinettstückchen feinster Stimmungsmalerei und einer seltenen Erzählungskunst, deren rechte Wertung freilich Kunstempfinden fordert, gebührt der Novelle „Pereat Rochus“. Pater Baumgartner, S. J., sagt im 70. Band der „Stimmen aus Maria-Laach“ (1906 Seite 84) (nachher verwirft er vom kirchlichen Standpunkt aus den „Heiligen“ Fogazzaros): Fast noch mehr als in den Romanen bekundet sich Fogazzaro in den Novellen als einen Meister der Erzählungskunst, der feinsten Stimmungsmalerei, wirklich dichterischer Erfindung, Auffassung und Durchführung. Manche wie „Fedele“, „Ein Gedanke des Hermes Torranza“ sind von ergreifendster Tragik, andere, wie „Das Fiasko des Meisters Chieco“, voll sprudelnden Humors, wieder in andern, wie in „Eden Auto“ und in „Pereat Rochus“, mischen sich drollige, humorvolle Züge mit tiefem Ernst, wie bei den älteren Romantikern. Ein idealistischer, oft religiöser Geist weht durch alle, die künstlerische Feinheit der Ausführung ist bewundernswert, wenn sie sich ab und zu auch einmal dem Gesuchten und Manierierten nähern mag.‘

Herrn J. E. in T. Über die geschichtliche Entwicklung der Askese und des Ordenswesens im Buddhismus finden Sie das notwendigste in R. Pischels ‚Leben und Lehre des Buddha‘ (In der Teubnerschen Sammlung ‚Aus Natur und Geisteswelt‘). Ebenda ist auch die wichtigste Literatur zu näherer Orientierung angegeben.

Verantwortlich: Chefredakteur Karl Muth, München-Solln.
Verlag und Druck der Jos. Kösel'schen Buchhandlung, Kempten, Bayern.
Alle Einsendungen an: Redaktion des Hochland, München, Bayerstraße 57/59



